

Abhandlungen, Vorträge und Reden aus den Jahren 1922-1933

Von
Carl Duisberg



THE LIBRARY



THE UNIVERSITY OF
BRITISH COLUMBIA

Gift of
H. R. MacMillan

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of British Columbia Library

D U I S B E R G
ABHANDLUNGEN, VORTRÄGE
UND REDEN
1922–1933

Als Manuskript gedruckt



Frederick D. Rosenberg

ABHANDLUNGEN, VORTRÄGE UND REDEN AUS DEN JAHREN 1922–1933

VON

CARL DUISBERG

DR. PHIL. / DR.-ING. E. H. (DRESDEN) / DR. MED. H. C.
(MÜNCHEN) / DR. DER STAATSW. E. H. (BONN) / DR. DER
NATURW. E. H. (TÜBINGEN) / DR. DER RECHTE E. H.
(KÖLN) / DR. DER LANDWIRTSCH. E. H. (BERLIN) / DR.
PHIL. NAT. H. C. (HEIDELBERG) / D. DER THEOLOGIE E. H.
(MARBURG) / PROFESSOR / GEHEIMER REGIERUNGSRAT /
KORRESPONDIERENDES MITGLIED DER PREUSSISCHEN
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN (BERLIN) / VOR-
SITZENDER DES AUFSICHTSRATS UND DES VERWAL-
TUNGSRATS DER I. G. FARBENINDUSTRIE
AKTIENGESELLSCHAFT

1933

VERLAG CHEMIE, G. M. B. H., BERLIN

ALLE RECHTE VORBEHALTEN,
INSBESONDERE DIE DES ABDRUCKS UND DER
ÜBERSETZUNG IN FREMDE SPRACHEN

COPYRIGHT 1933 BY VERLAG CHEMIE, G. M. B. H., BERLIN W 35

PRINTED IN GERMANY

DRUCK VON OSCAR BRANDSTETTER, LEIPZIG

HERRN GEHEIMEN REGIERUNGSRAT PROFESSOR

DR. CARL DUISBERG

ZUM

50 JÄHRIGEN GESCHÄFTSJUBILÄUM

IN VEREHRUNG GEWIDMET

VOM

DIREKTORIUM DER

I. G. FARBENINDUSTRIE AKTIENGESELLSCHAFT,

WERK LEVERKUSEN

Leverkusen, am 29. September 1933

Inhaltsübersicht.

I. Reichsverband der Deutschen Industrie.

	Seite
Hauptausschuß-Sitzung am 1. April 1925 zu Berlin	3
Abschiedsfeier für Dr. Kurt Sorge am 1. April 1925 zu Berlin	5
Besuch der rheinisch-westfälischen Presse am 17. Juni 1925 in Leverkusen	11
Zum Geleit (Artikel zur Kölner Tagung des Reichsverbandes)	15
Was ist der Reichsverband der Deutschen Industrie?	15
Präsidial- und Vorstandssitzung in Leverkusen am 23. Juni 1925	19
Die Aufgaben des Reichsverbandes	21
Rede anläßlich der Tagung des Reichsverbandes in Köln am 24. Juni 1925	23
Mitgliederversammlung in Köln am 24. u. 25. Juni 1925	25
Der Vorstand des Reichsverbandes auf der Gesolei in Düsseldorf am 30. Juli 1926	37
Der Reichsverband der Deutschen Industrie in Sachsen	38
Die deutsche Industrie	39
Mitgliederversammlung in Dresden am 3. u. 4. September 1926	40
Der Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie zum Geleit.	54
Mitgliederversammlung am 2. u. 3. September 1927 in Frankfurt a. M.	55
Mitgliederversammlung am 20. u. 21. September 1929 in Düsseldorf	67
Die Tagung der Industrie in Düsseldorf	92
Übergabe der Denkschrift des Reichsverbandes „Aufstieg oder Niedergang“ an die Presse am 2. Dezember 1929 in Berlin	93
Außerordentliche Mitgliederversammlung in Berlin am 12. Dezember 1929	95
Hauptausschußsitzung am 23. Mai 1930	102
Hauptausschußsitzung am 27. November 1930 in Berlin	106
Die landschaftlichen Verbände	107

II. Industrie- und Handelskammer.

Vollversammlung der Industrie- und Handelskammer zu Solingen am 14. Januar 1930	113
Der Weg aus der Krise.	117
Die Zukunft der deutschen Handelspolitik	123
Dritte Vollversammlung des Verbandes der Bergischen Industrie- und Handelskammern in Düsseldorf am 1. April 1931	131
100-Jahr-Feier der Industrie- und Handelskammer zu Düsseldorf am 23. Juni 1931 in Benrath	134
Vollversammlung der Industrie- und Handelskammer zu Solingen am 22. September 1931	135
Vollversammlung des Verbandes der Bergischen Industrie- und Handelskammern am 11. No- vember 1931 in Solingen	139
Vollversammlung des Verbandes der Bergischen Industrie- und Handelskammern in Düssel- dorf am 3. Juni 1932	142
Vollversammlung des Verbandes der Bergischen Industrie- und Handelskammern in Wupper- tal am 15. November 1932	146
Vollversammlung der Industrie- und Handelskammer zu Solingen am 17. Januar 1933 in Leverkusen	147

III. Andere wirtschaftliche Verbände.

Seite

Mitgliederversammlung des Vereins der Industriellen des Regierungsbezirks Köln am 25. März 1925	155
100 Jahre Industrie- und Handelskammer Magdeburg	159
Geleitwort für den „Führer für Industrie und Handel“	160
Jubiläumstagung des Bayerischen Industriellen-Verbandes E.V. am 5. Mai 1927 in München	161
Herzliches Glückauf	162
15 Jahre Weltwirtschaftliche Gesellschaft	163
Ausführungen über das Problem der Gasfernversorgung auf der Tagung des Verbandes Rheinischer Industrieller am 3. November 1927 zu Neuß	163
Tagung „Wirtschaft in Not“ des Bayerischen Industriellen-Verbandes in München am 24. März 1931	165

IV. Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands E.V.

Die Lage der chemischen Industrie 1923—1924. Eröffnungsrede auf der Hauptversammlung in Kissingen am 27. September 1924	177
Hauptversammlung und die Feier des 50jährigen Bestehens am 11. und 12. November 1927 in Frankfurt a. M.	182

V. Chemische Industrie.

Zum Geleit (Achema-Jahrbuch 1925)	191
Sur le Développement et les Méthodes de travail de la Grande Industrie Chimico-Pharmaceutique Allemande	191
Von der Entwicklung und den Arbeitsmethoden der deutschen chemisch-pharmazeutischen Großindustrie	198
Brennstoffchemie	204
Zum Geleit (Achema-Jahrbuch 1928—30).	205
Zur Eröffnung der Achema VI.	206
Die chemische Industrie in Deutschland	207
Das Interesse der chemischen Industrie am gewerblichen Rechtsschutz	211
Im Zaubergarten der Farbenchemie	214

VI. I.G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft.

Sechstes Jubilärfest der Farbenfabriken, Leverkusen, am 30. September 1923	219
Achstes Jubilärfest der Farbenfabriken, Leverkusen, am 31. Oktober 1925	226
Besinnung! „Farben unterwertet“	233
Einweihung des Verwaltungsgebäudes der I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft in Frankfurt a. M. am 10. Januar 1931	234
Wie ich Leverkusen aufbaute	235
Einweihung des „Bayer-Kreuzes“ am 20. Februar 1933 in Leverkusen	241
Einweihung des Schwimmbades in Leverkusen am 15. Juli 1933	242

VII. Industrie und Landwirtschaft.

Die Lage der deutschen Landwirtschaft und ihr Verhältnis zur Industrie	245
Industrie und Landwirtschaft	253
Einiges über das Verhältnis zwischen Industrie und Landwirtschaft.	255
Landwirtschaftliche Woche 1926.	257
Über das Agrarprogramm.	258
Geleitwort (Blätter für landwirtschaftliche Marktforschung, 1930).	260

VIII. Allgemeine Wirtschaftsfragen.

	Seite
Wirtschaftsgedanken	265
Geleitwort für die Jubiläumsausgabe der Deutschen Bergwerks-Zeitung anlässlich ihres 25jährigen Bestehens	269
Eröffnung der Kölner Messe am 22. März 1925	270
Die Losung der deutschen Industrie: „Gut und billig“!	272
Deutschlands wirtschaftliche Ziele	273
Aufgaben der deutschen Presse im Dienste des wirtschaftlichen Wiederaufbaues. . . .	274
Das Gebot der Stunde	277
Die Geltung der deutschen Industrie im Ausland	280
Der deutsche Binnenmarkt	284
Gemeinsame Kundgebung der Spitzenverbände der Wirtschaft zu Berlin am 10. November 1926	291
Innere Geschlossenheit!	294
Den englischen Industriellen zum Gruß	295
Anglo-German Industry.	297
Die Bedeutung der Industrie	299
Führertum und Wirtschaft	301
Die Schuldenlast der deutschen Wirtschaft	304
Wie wird die Handelsbilanz aktiv?	308
Der Ruf nach Rationalisierung	309
Presse und Wirtschaft (Zur „Pressa“, Köln, Mai—Oktober 1928)	311
Deutschland auf dem Weltmarkt	314
Aus einer Ansprache bei der Einweihung des „Carl Duisberg-Realgymnasiums“ in Lever- kusen am 3. November 1928.	320
Geleitwort (Zeitschrift für Textilwirtschaft, 1928)	320
Die wirtschaftliche Entwicklung Ostindiens	320
Wirtschaft und Geopolitik	322
Vertrauensvolle Gemeinschaftsarbeit!	323
Freie Bahn dem freien Unternehmer!	324
Die Verbundenheit der Wirtschaft	325
Neue Führerprobleme in der Industrie	329
Der Weg zum Wiederaufstieg	330
Gemeinsame Arbeit.	332
Las relaciones entre ambos países	333
Argentinien und die deutsche Wirtschaft	335
Optimismus?	336
Presse und Wirtschaft (Zum Verbandstag der Deutschen Presse, München, 1930) . . .	337
Wirtschaft und Wissenschaft	339
Geleitwort (Deutsche Binnenschifffahrt und Wasserwirtschaft).	340
Deutschland und Rumänien im Rahmen mitteleuropäischer Wirtschaftsorganisation. .	340
Deutschland in der Weltkrise	343
Voraussetzungen für den Wiederaufstieg	347
Gegen den Wirtschaftspessimismus.	348
Bringt 1931 die Krisenwende?	349
Zum Geleit (Eisen- und Stahlwaren-Industrie, 1931)	349
Zum Geleit (Ostasiatische Rundschau, 1931)	350
Die erste Bresche in den Zollmauern Europas	350
„Immer die gleichen Irrtümer“	352
Die deutsche Industrie am Weltmarkt	353
Eine politische Krise	355
Krisenpsychose.	357

	Seite
Ein neues Jahr, eine neue Welt!	358
Was wird mit der deutschen Wirtschaft?	359
Krisenwende.	360
Geleitwort (Der Konfektionär, 1932).	361
Vernunft schafft Wirtschaftsbelebung	362

IX. Ruhrkampf und Reparationen.

Protestkundgebung gegen die Besetzung des Rheinlandes und des Ruhrgebietes im Reichs-	
tag zu Berlin am 7. Dezember 1922	367
Geleitwort für die Oberschlesische Woche zu Berlin 1924	369
Deutschland muß stark und frei werden!.	369
Rheinlands Wirtschaft — Deutschlands Wirtschaft	369
Soll ein Weltfriedenstag gefeiert werden?	374
Deutsche Führer über Versailles.	374
Reparation unter dem Young-Plan	374
Versailles, unsere Not!	375
Merkspruch für den Kolonialkalender „Mehr Raum 1933“	375

X. Hochschule und Forschung.

Gedenkfeier des hundertjährigen Bestehens der Technischen Hochschule „Fridericiana“	
in Karlsruhe	379
Hochschulen sind für die Industrie dringendes Erfordernis.	380
Zur Hundertjahrfeier der Technischen Hochschule Dresden.	380
Hochschule und Wirtschaft	381
Eröffnung des Westdeutschen Ostasienkursus in der Universität Bonn	398

XI. Akademischer Nachwuchs.

Die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft und der deutsche Werkstudent. .	403
Wirtschaft und Werkstudententum.	412
Zum Jahr 1925	415
Zu dem Anfang August 1925 stattfindenden Deutschen Studententag.	418
Merkwort (Studenten-Notopfer-Kalender 1926)	418
Merkspruch für die Studentenhilfe Würzburg aus Anlaß ihres fünfjährigen Bestehens .	418
Zum Deutschen Studententag in Bonn.	419
Merkwort (Studenten-Notopfer-Kalender 1927)	419
Die deutsche Wirtschaft und die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft . .	419
Wie erneuert sich die deutsche Führerschicht?	425
Einweihungsfeier des „Dr. Carl Duisberg-Hauses“ in Marburg am 29. Juli 1927. . . .	426
Geleitwort (Festschrift zur Einweihung des Studentenheims der Gewerbe-Hochschule	
Köthen).	432
Produktive Sozialfürsorge.	432
Der Akademiker in der Industrie	435
Merkwort (Studenten-Notopfer-Kalender 1928)	435
Merkwort (Studenten-Notopfer-Kalender 1929)	436
Deutsche Werkstudenten in Amerika.	436
Stellungnahme zu einer Rundfrage der Zeitschrift „Studentenwerk“ über „Meine Stellung	
zum Werkstudententum“	440
Wirtschaft und Studentenwerk	440
Merkwort (Studenten-Notopfer-Kalender 1930)	441
Geleitwort (Münchener Hochschulführer Winter 1929/30).	441
Gutachten zu dem Plan eines deutsch-japanischen Akademiker-Austausches	442
Zur Einweihung des Karlsruher Studentenhauses	442

	Seite
Eröffnung des Karlsruher Studentenhauses am 21. November 1930	443
Merkwort (Studenten-Notopfer-Kalender 1931)	445
Merkwort (Studenten-Notopfer-Kalender 1932)	445
Das deutsche Studentenwerk	446
Zum Dienst an der Jugend und die Jugend zum Dienst an Volk und Vaterland. . .	451
Merkwort (Studenten-Notopfer-Kalender 1933)	452
Merkwort (Studenten-Notopfer-Kalender 1934)	453

XII. Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Bonn.

Sechste Hauptversammlung, Bonn, am 21. Juli 1923	457
Siebente Hauptversammlung und Einweihung des Studentenheimes, Bonn, am 25. Oktober 1924	461
Achte Hauptversammlung, Bonn, am 25. Juli 1925	467
Neunte Hauptversammlung, Bonn, am 24. Juli 1926	474
Zehnte Hauptversammlung, Bonn, am 29. Oktober 1927.	484
Elfte Hauptversammlung, Bonn, am 27. Oktober 1928.	493
Zwölfte Hauptversammlung, Bonn, am 16. November 1929.	499
Dreizehnte Hauptversammlung, Bonn, am 26. Juli 1930	513
Vierzehnte Hauptversammlung, Bonn, am 18. Juli 1931	518
Fünfzehnte Hauptversammlung, Bonn, am 5. November 1932	520

XIII. Deutsches Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik.

13. Ausschuß-Sitzung, München, am 21. Oktober 1923	525
14. Ausschuß-Sitzung, München, am 6. Mai 1925 (Dankrede aus Anlaß der Ernennung zum Ehrenmitglied).	525
16. Ausschuß-Sitzung, München, am 7. Mai 1927	528

XIV. Auslandsdeutschtum.

Auslandsdeutschtum und Wirtschaft	533
Geleitwort für den Kalender des Auslandsdeutschtums 1930	533
Geleitwort für den Kalender des Auslandsdeutschtums 1931	534
Würdigung der „Oberlander-Stiftung“	534
Geleitwort (Süddeutsche Sonntagspost, 1931)	535
Festakt des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart zur Verleihung des „Deutschen Rings“ in Stuttgart am 15. Mai 1931	536

XV. Begrüßungs- und Gedenkreden.

Enthüllung des Adolf von Baeyer-Denkmal zu München	543
Begrüßung des Reichskanzlers Dr. Stresemann bei der Tagung des Deutschen Industrie- und Handelstags am 24. August 1923 zu Berlin	546
Zum 60. Geburtstag von Friedrich Quincke	550
Beglückwünschung des Reichspräsidenten von Hindenburg zu seinem 80. Geburtstage am 2. Oktober 1927 zu Berlin.	552
Feier des 70. Geburtstages des Staatsministers DDr. Friedrich Schmidt-Ott in Berlin . .	553
Ehrende Worte über Stresemann	557
200-Jahr-Feier der Firma J. A. Henckels, Zwillingswerk, Solingen.	558
75jähriges Jubiläum des Vereins Deutscher Ingenieure zu Köln	559

XVI. Nachrufe.

Biographie des Geheimen Regierungsrats Dr. Henry Theodor v. Böttinger	565
Nachruf auf Dr. Christian Hess	566

XII

Inhaltsübersicht.

	Seite
Biographie des Geheimen Kommerzienrats Friedrich Bayer.	569
Anton Geuther. Sein Leben und seine Arbeiten.	570
Rede anlässlich des Begräbnisses von Dr. Kurt Sorge in Berlin.	574
Dem Andenken W. Wiens	575
Abschiedsworte, gesprochen am Sarge von Dr. ing. h. c. Theodor Plieninger bei der Trauerfeier im Krematorium zu Frankfurt a. M.	577
Theodor Curtius-Gedächtnisfeier der Heidelberger Chemischen Gesellschaft.	579
Abschiedsworte, gesprochen am Sarge des Geheimen Kommerzienrats Dr. Edmund ter Meer bei der Trauerfeier in Uerdingen.	585
Nachruf bei der Gedenkfeier für Ernst von Borsig im Herrenhaus zu Berlin.	587

XVII. Geleitworte.

Der Sinn der Jahrtausendfeiern	591
Geleitwort (Jahrbuch des Jungdeutschland-Bundes 1927)	591
Geleitwort zur Sammlung für das Tannenberg-Nationaldenkmal	592
Glückwunsch für den Hannoverschen Anzeiger zur Einweihung seines Hochhauses.	592
Goethe und die Welt.	592
Japan und Deutschland	592
Geleitwort für die Zweite Weltkraftkonferenz Berlin 1930	595
Zum Reichswerbetag 1930	596
Geleitwort für die Broschüre „Unternehmertum und Jugend, Gedanken und Tatsachen“	596
Geleitwort für die Jubiläumsausgabe der Zeitschrift „Der neue Weg“.	597
Zum Geleit (Zeitschrift „Arbeitsschulung“, Düsseldorf)	597
Geleitwort (25jähriges Jubiläum des General-Anzeiger Leverkusen)	598
Geleitwort für die Winterhilfe.	598
Zum Deutschen Reklametag 1932	598
Darum Hindenburg!	599
Zeitgenossen von heute über Goethe.	599

XVIII. Persönliches.

40jähriges Dienstjubiläum von C. Duisberg	603
Festsitzung der Industrie- und Handelskammer zu Solingen anlässlich des 70. Geburtstages von C. Duisberg.	616
Dankrede bei der vom Reichsverband der Deutschen Industrie veranstalteten „Abschiedsfeier für den scheidenden Vorsitzenden“ zu Berlin.	617
Feier der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität aus Anlaß des 70. Geburtstages von C. Duisberg in Bonn	622
Feier des 70. Geburtstages von C. Duisberg verbunden mit dem Jubilarfest in Leverkusen	624
Festakt der I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft anlässlich des 70. Geburtstages von C. Duisberg in Leverkusen.	625
Männer geben uns ein Vorbild	633
Dankrede anlässlich der Erneuerung des Doktordiploms von C. Duisberg durch die Thüringische Landesuniversität Jena	635

I. Teil.

Reichsverband der Deutschen Industrie.

Hauptausschuß-Sitzung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie am 1. April 1925 zu Berlin.

(Nach Stenogramm.)

Meine sehr geehrten Herren vom Hauptausschuß! Als wir vor 4 Wochen zu einer Ausschußsitzung hier versammelt waren, wurden wir durch den plötzlichen Tod des Reichspräsidenten Friedrich Ebert überrascht und in tiefe Trauer versetzt. Nachdem wir seiner anerkennend und ehrend gedacht, brachen wir unsere geschäftliche Sitzung ab und gaben auch die für den Abend in Aussicht genommene Ehrung für Dr. Sorge auf. Heute stehen wir wieder unter dem schmerzlichen Eindruck eines großen Unglücks, das sich gestern in der Nähe von Detmold bei einer militärischen Übung unserer Reichswehr ereignet und ca. 50 braven Soldaten — Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften — das Leben gekostet hat. Dabei haben wir noch nicht vergessen, sondern leiden noch sehr unter dem schweren Unfall, der vor etwa 7 Wochen die Zeche „Minister Stein“ betroffen, bei dem infolge schlagender Wetter und Kohlenstaubexplosionen 130 Bergleute ihr Leben lassen mußten. Das Deutsche Reich wird wirklich in der letzten Zeit, wie selten zuvor, von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht, die unsere an und für sich schon schwierige inner- und außenpolitische Lage noch mehr verschlimmern. Allen vom Unglück so hart betroffenen Angehörigen dieser Verstorbenen unser herzlichstes Beileid und innigstes Mitgefühl auch heute hier an dieser Stelle auszusprechen, ist uns Bedürfnis und entspricht unserem Pflichtgefühl als Menschen und deutsche Staatsbürger.

Ich hatte, als ich zuletzt hier stand, die Absicht, Ihnen einiges darüber zu sagen, wie ich und warum ich an diese Stelle gekommen und Vorsitzender des Präsidiums des Reichsverbandes der Deutschen Industrie geworden bin. Sie haben sicherlich schon gehört, daß, als mein Vorgänger im Amt, Dr. Sorge, sich endgültig entschloß, die Leitung des Reichsverbandes, die er fast 6 Jahre lang innegehabt hat, aufzugeben, wir — und ich mit in erster Linie — mit der Laterne nach einem Nachfolger gesucht und überall Körbe bekommen haben. Nach wiederholter Ablehnung habe ich mich dann schließlich, dem schriftlichen und mündlichen Drängen meiner Freunde folgend, entschlossen, nicht dem eigenen Triebe, sondern lediglich und allein der Pflicht folgend, das große Opfer zu bringen und den Versuch zu wagen, die Führung des großen Reichs-

verbandes zu übernehmen. Daß mir das bei meiner großen geschäftlichen Inanspruchnahme nicht leicht gefallen ist, können Sie sich denken, zumal in dieser schweren Zeit und bei der Unmöglichkeit, meinen Wohnsitz, wie es eigentlich nötig wäre, von Leverkusen nach Berlin zu verlegen. Aber getreu meiner Lebensregel „was man einmal übernimmt und tut, das muß man ganz tun“, will ich mein Bestes einsetzen, es so gut als möglich zu machen. (Beifall.)

Meine sehr verehrten Herren! Sollen wir jedoch die großen Aufgaben der Wirtschaft, die uns diese ungewöhnliche Zeit stellt, erfolgreich lösen, so muß ich nicht nur auf die dauernde Unterstützung meiner Kollegen im Präsidium und Vorstand, sondern auch auf Ihre tatkräftige Hilfe rechnen. Dank einer weitgehenden Arbeitsteilung im Präsidium hoffe ich, wird es gelingen, die gesamte deutsche Industrie im Reichsverband immer fester und untrennbar zusammenzuschließen und, was die Hauptsache ist, noch vorhandene Gegensätze zu beseitigen und neue nicht aufkommen zu lassen. Nur Einheit macht stark und gibt uns die erforderliche Stoßkraft, unsere Beschlüsse durchzusetzen.

Die Übernahme dieses sorgenvollen Amtes wurde mir noch dadurch besonders schwer gemacht, daß nicht nur der Kapitän, sondern auch gleichzeitig der Steuermann, Herr Geheimrat Bücher, der bisher das Schiff unseres Verbandes so erfolgreich geführt und geleitet hat, uns verlassen und eine andere Tätigkeit übernehmen will. Wenn er zwar als geschäftsführendes Präsidialmitglied heute austritt, so ist er bereit, sofort wieder als Präsidialmitglied in den Reichsverband einzutreten, wenn Sie, woran ich nicht zweifle, dem diesbezüglichen Antrage des Präsidiums und Vorstandes auch Ihre Zustimmung geben. (Bravo!)

Meine sehr verehrten Herren! Wenn es nun auch meine erste und vornehmste Pflicht in Ihrem Kreise wäre, sowohl meinem Vorgänger, Herrn Dr. Sorge, wie unserem verehrten Herrn Geheimrat Dr. Bücher unsern allerherzlichsten Dank auszusprechen für alles, was sie beide dem Reichsverband gewesen sind und für ihn getan haben, so wollen wir unserem bisherigen Präsidenten diese Anerkennung in der für heute nachmittag vorgesehenen feierlichen Sitzung und beim Festessen am Abend sagen. Unser bisheriges geschäftsführendes Präsidialmitglied aber wollen wir feiern gelegentlich der für den 8. Mai im Anschluß an die Eröffnungsfeier des Deutschen Museums in München vorgesehenen Sitzung. Der bayerische Industrieverband wird dann am Abend in echt bayerischer Weise durch Münchener Kindl diesem Dank noch feuchtfröhlichen Ausdruck verleihen. (Bravo!)

Während nun mit dem heutigen Tage Herr Bücher uns verläßt, ist schon vor einem Monat sein Nachfolger, der bisherige Ministerialrat im Reichsfinanzministerium, Geheimrat Kastl, in den Reichsverband als geschäftsführendes Präsidialmitglied eingetreten; er hat also schon 4 Wochen seines Amtes gewaltet. In dieser zwar noch kurzen Zeit haben wir alle den Eindruck gewonnen, daß er ein würdiger Nachfolger für Herrn Bücher ist, so daß wir

ihm ruhig die Führung als Steuermann des Reichsverbands-Schiffes anvertrauen können. Er wird es nicht leicht haben, wie es mir nicht leicht werden wird, so daß ich in dieser Beziehung einen Leidensgefährten habe. (Heiterkeit.) Aber wir werden beide unser Bestes hergeben, fest und treu zusammenhalten und alles tun, um dem Reichsverband der Deutschen Industrie nicht nur seinen bisherigen, schon sehr gefestigten und angesehenen Stand zu erhalten, sondern ihn höher und höher zu bringen.

Um nun Herrn Sorge noch weiter mit dem Reichsverband zu verbinden, haben Präsidium und Vorstand bereits einstimmig beschlossen, ihm die höchste Ehre, die wir zu vergeben haben, die Ehrenmitgliedschaft zu verleihen, d. h. wir wollen, wie es die Satzung vorschreibt, der demnächst im Juni stattfindenden Mitgliederversammlung vorschlagen, Herrn Sorge diese Auszeichnung zuteil werden zu lassen. (Beifall.) Auch Sie, meine verehrten Mitglieder vom Hauptausschuß, bitte ich nunmehr zuzustimmen, daß der Mitgliederversammlung der Antrag vorgelegt wird, demjenigen ihrer Führer, der von Anfang der Gründung an, also fast 6 Jahre lang, den Verband als Vorsitzender des Präsidiums geführt und geleitet hat, diese seltene Ehre dargebracht wird. (Beifall.) Dagegen erhebt sich kein Widerspruch, der Antrag ist auch von Ihnen genehmigt.

**Abschiedsfeier für den scheidenden Vorsitzenden
Dr.-Ing. e. h., Dr. rer. pol. h. c. Kurt Sorge, Ehrenmitglied
und Ehrenvorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen
Industrie, am 1. April 1925 zu Berlin.**

(Gedruckter Bericht.)

Herr Reichspräsident! Meine sehr verehrten Damen und Herren! Herzlichen Willkommengruß Ihnen Allen und besten Dank dafür, daß Sie so zahlreich zu unserem heutigen Festabende erschienen sind! In erster Linie gilt unser Gruß dem Herrn stellvertretenden Reichspräsidenten Dr. Simons, der uns mit seinem Erscheinen ganz besonders große Ehre und Freude bereitet hat. Gedenken wir doch mit Gefühlen innigsten Dankes der Zeit, als er unser bester und treuester Berater, unser erstes geschäftsführendes Präsidialmitglied war. Als Antwort auf unser Glückwunschtelegramm gab Herr Dr. Simons seiner Meinung dahin Ausdruck, daß er die jetzige Stellung als stellvertretender Reichspräsident im wesentlichen auch seiner Tätigkeit im Reichsverbande verdanke.

In zweiter Linie begrüßen wir den Herrn Reichskanzler Dr. Luther, der mit fast sämtlichen Reichsministern und vielen Staatssekretären hierher gekommen ist, um unserem vom Vorsitz scheidenden Herrn Dr. Sorge Dank und Anerkennung auszusprechen.

Herr Reichskanzler, wir haben uns im Reichsverband der Deutschen Industrie außerordentlich gefreut, als Sie die Führung des Reichsschiffes in so schwieriger Zeit übernahmen, in einer Zeit, in der mehr als je zuvor das Schicksal der Wirtschaft und wohl in erster Linie — und das ist nicht überheblich — das der Industrie — auch das des Reiches ist. Geht es der Wirtschaft wieder besser — und es geht ihr zur Zeit nicht gut, aber es muß besser werden —, dann wird es auch unserem Reiche, unserem deutschen Volke besser gehen. Wir hoffen zuversichtlich, daß wir unter Ihrer Leitung den Aufstieg nehmen, nach dem wir uns schon so lange sehnen.

Ich begrüße ferner die Vertreter der Reichsbank, insbesondere den Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht, sodann unseren lieben Kollegen im Präsidium des Reichsverbandes, Herrn Dr. Carl Friedrich von Siemens, den Präsidenten des Verwaltungsrats der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft, der zugleich auch Präsident des vorläufigen Reichswirtschaftsrats ist. Ferner die große Zahl von Vertretern der mit uns durch Freundschaft verbundenen Spitzenverbände, darunter mit in erster Linie Herrn Franz von Mendelssohn, den Präsidenten des Deutschen Industrie- und Handelstags, jener mit uns parallel laufenden Organisation, mit der wir, so hoffen wir, zukünftig noch freundschaftlicher als bisher Hand in Hand arbeiten, getrennt marschieren, aber vereint schlagen wollen. Ich nenne ferner von Vertretern der Spitzenorganisationen diejenigen des Deutschen Großhandels, des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes, der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, des Reichsverbandes des Deutschen Handwerks, des Reichslandbundes, des Reichsausschusses der Deutschen Landwirtschaft, der Vereinigung der Deutschen Bauernvereine, des Reichsverbandes der Deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften. Endlich begrüße ich den Vorsitzenden des Aufsichtsrats der Bank für deutsche Industrie-Obligationen, Herrn Krupp von Bohlen und Halbach, den Vorsitzenden des Wirtschaftsausschusses für die besetzten Gebiete, Herrn Geheimrat Dr. Hagen, und nicht zu vergessen die Vertreter des Deutschen Städtetages, darunter den Oberbürgermeister der Reichshauptstadt, Herrn Dr. Boëß, dem ich soeben sagen konnte, daß unser Präsidium gestern auf meinen Antrag hin beschlossen hat, daß wir in ähnlicher Weise, wie wir jetzt z. B. mit der Landwirtschaft Freundschaft geschlossen haben, nun auch versuchen wollen, über alle für die Industrie lebenswichtigen Fragen der Städte und Gemeinden eine Verständigung mit dem Deutschen Städtetag zu erzielen. Ich hoffe, daß sich auch hierbei für beide Teile befriedigende Erfolge ergeben werden. Sodann nenne ich noch den Begründer und Leiter des Deutschen Museums Herrn Geheimrat Oscar von Miller.

Last not least begrüße ich nun aber den im Mittelpunkt unseres heutigen Abends stehenden Herrn Dr. Sorge sowie seine hochverehrte Frau Gemahlin mit Sohn und Tochter. Sehr verehrter Herr Dr. Sorge! Wir haben uns im Präsidium sehr gefreut, daß Sie, obgleich Sie scheinbar von uns geschieden, in Wirklichkeit doch noch der Unsere sind, als wir Sie gestern in unserer Sitzung begrüßen konnten. Wir hoffen, daß das auch so bleiben wird, daß,

wenn, wie Sie nachher sehen werden, uns ein innigeres Band miteinander verbindet, Sie uns auch weiter die Treue halten werden.

Und so bitte ich nunmehr meinen Kollegen, Herrn Frowein, das Wort zu seinem Festvortrage zu nehmen.

* * *

Vorsitzender C. Duisberg:

Sehr verehrter Herr Dr. Sorge! Nachdem unser Kollege, Herr A. Frowein, der Ihnen von Anfang an am nächsten in der Leitung des Reichsverbandes gestanden und mit Ihnen am meisten zusammengearbeitet hat, auf dem schönen und breiten Hintergrunde der Entwicklung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie Ihr Bild und Ihre Tätigkeit gezeichnet hat, ist es nun meine Aufgabe, Ihnen den allerherzlichsten Dank für alles das auszusprechen, was Sie dem Reichsverbande getan haben und was Sie ihm gewesen sind. Zuerst das Präsidium, dann der Vorstand und heute auch der Hauptausschuß haben beschlossen, Ihnen die höchste Ehre, die sie zu vergeben haben, die Ehrenmitgliedschaft, zuteil werden zu lassen. In dem für diesen Zweck von Künstlerhand gefertigten Diplom heißt es:

„Diese Ernennung geschieht in Anerkennung der in schwerster Zeit zum Wohle des ganzen Landes geleisteten langjährigen aufopfernden Arbeiten innerhalb des Vorstandes und Präsidiums des Reichsverbandes der Deutschen Industrie.“

Das Präsidium selbst aber, das Ihre Arbeit am besten zu schätzen und zu würdigen imstande ist, hielt es für seine Pflicht, Ihnen noch eine weitere Ehrung zuteil werden zu lassen, indem es Sie zu seinem Ehrenvorsitzenden ernannte. Die hierüber ebenfalls von Künstlerhand ausgestellte Urkunde lautet:

„Wir bekunden hiermit, daß Herr Dr.-Ing. Kurt Sorge, Vorstandsmitglied der Fried. Krupp A.-G., zum Ehrenvorsitzenden des Präsidiums des Reichsverbandes der Deutschen Industrie auf Lebenszeit gewählt wurde. Es geschah dies in dankbarer Anerkennung der Verdienste, die er sich um das Wirtschaftsleben des Deutschen Reiches, insbesondere um die Förderung der deutschen Industrie, in schwerer Zeit erworben hat. Wir verbinden damit den Wunsch, daß uns das Wissen und Können des verehrten Führers noch lange Jahre erhalten bleiben möge.“ (Lebhafter Beifall.)

Mein lieber Herr Kollege Sorge! Ich überlegte mir nun, wie ich es machen könnte, daß Sie nicht nur den Reichsverband selbst, sondern auch Ihren Nachfolger nicht ganz vergessen. Als Vorsitzender der Industrie- und Handelskammer zu Solingen wandte ich mich daher an meine dortigen Freunde, an die Inhaber der Henckelsschen Zwillingswerke, und bat sie, sie möchten doch durch ihre Künstler auf dem Gebiete des Damaszenerstahles einen Brieföffner fertigen, bei dem auf der einen Seite die Zahlen der Jahre verzeichnet sind, die Sie im Reichsverbande tätig waren, und auf der anderen Seite sich Ihr Namenszug in Gold eingelegt befindet. Wenn Sie nun diesen Brieföffner, den ich Ihnen hiermit

überreiche, ansehen, dann werden Sie, und zwar in ganz, ganz kleiner Schrift, das Signum Ihres Nachfolgers finden. Nehmen Sie daher dieses kleine Geschenk als ein Andenken an Ihren Nachfolger! (Lebhafter Beifall.)

* * *

Beim nachfolgenden Festessen zu Ehren des Herrn Dr. Sorge hielt C. Duisberg folgende Ansprache:

Sehr verehrter Herr Reichspräsident! Herr Reichskanzler!

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Tages Arbeit, abends Gäste,

Saure Wochen, frohe Feste —

So hieß es früher. Inzwischen ist des Tages Arbeit härter, die Wochen sind saurer und die Feste sind seltener geworden — und letzteres mit Recht. Um so mehr freuen wir uns, wenn uns am heutigen Tage die Abschiedsfeier für unseren Herrn Dr. Sorge Gelegenheit gibt, gesellig zusammenzukommen. Und so begrüße ich Sie alle erneut hier an festlicher Tafel, in allererster Linie unsere Ehrengäste.

Ein Spaßvogel schrieb mir, als ich endlich nach langem Hin und Her das Amt meines Vorgängers angenommen, ich wäre doch der glücklichste Mensch des Jahres 1925, ich ginge sicher mit „Sorge“ in das Jahr hinein, aber auch ganz sicher ohne „Sorge“ aus dem Jahre heraus. (Heiterkeit.) Und so wollen wir denn heute noch einmal zum Abschied mit „Sorge“, ja sogar und diesmal erfreulicherweise mit „Frau Sorge“ (Heiterkeit) ein schönes Fest feiern und doch aller Sorgen ledig sein. (Heiterkeit.)

Der heutige Tag, der 1. April, der 110. Geburtstag unseres großen Bismarck (Bravo!), gibt mir Veranlassung und Gelegenheit, ein ernstes Wort zu Ihnen zu sprechen, das mir schon lange auf der Seele brennt, ein Wort, das für uns alle, für das ganze deutsche Volk von größter Wichtigkeit und Bedeutung ist und für das Bismarck, der Einiger des Deutschen Reiches, der Repräsentant ist. Es ist das Wort: Einigkeit!

Seid einig, einig, einig! So müßte man wohl drüben in dem großen Hause, dem Reichstag, wie in dem kleineren, dem Landtag, den Parteien immerfort zurufen. Ein Hohn auf die Einigkeit sind auch die Verhältnisse, wie sie sich bei der hinter uns liegenden ersten erfolglosen Reichspräsidentenwahl abgespielt haben. Hoffentlich wirkt unsere heutige Mahnung und findet sich der starke Mann — denn der ist, das haben wir bei Bismarck gesehen, bei uns Deutschen immer nötig —, der nunmehr alle unter einen Hut bringt, so daß wenigstens die zweite Reichspräsidentenwahl richtig und würdig vonstatten geht.

Seid einig — nicht nur in der Politik, sondern auch in der Wirtschaft. Auch hier hat es früher nicht erfreulich ausgesehen. Unter dem harten Druck der Zeit haben wir uns aber jetzt mehr und mehr gefunden. So ist das Verhältnis mit dem uns am nächsten stehenden Deutschen Industrie- und Handels-

tag immer besser und herzlicher geworden. Auch mit den anderen Spitzenverbänden, dem des Großhandels, des Kleinhandels — allerdings schon etwas kleiner geschrieben (Heiterkeit) — und auch dem des Handwerks sind wir verhältnismäßig gut ausgekommen, obgleich die Herzlichkeit auch hier noch zunehmen könnte. (Heiterkeit.) Neuerdings haben wir uns auch mit der Landwirtschaft zusammengetan, obgleich wir uns früher nur wie Katze und Hund vertrugen; tatsächlich war es nicht so, wie es hätte sein sollen, es war mehr Krieg als Frieden. Nun haben wir endlich seit einigen Wochen Frieden geschlossen. (Bravo!) Wir haben uns dahin verständigt, daß wir nunmehr versuchen wollen, in allen Fragen gemeinsam vorzugehen. Noch gestern abend beim Parlamentarischen Abend des Reichsverbandes bis spät in die Nacht hinein waren wir der festen Überzeugung, daß alles gut gehen, kein Eisenbahnunglück passieren würde. (Heiterkeit.) Heute früh ist es leider anders gekommen. (Heiterkeit und hört, hört!) Mit 17 gegen 4 Stimmen ist in dem Ausschuß des Reichstages der für die Industrie so wichtige Handelsvertrag mit Spanien abgelehnt worden. (Hört, hört!) Das ist eine sehr starke Belastungsprobe, die unsere Freundschaft mit der Landwirtschaft auszuhalten hat. Das zeigte sich heute morgen in unserer Hauptausschußsitzung. Dort wurden eine ganze Reihe von Stimmen laut, die eine sofortige Kündigung des kurz vorher geschlossenen Friedensvertrages forderten. Nun, so weit sind wir doch noch nicht. Wir wollen erst abwarten, wie es bei der endgültigen Abstimmung werden wird. Wir hoffen zuversichtlich, daß noch viele unserer neuen Freunde in sich gehen und sich bessern werden. Denn darüber ist für uns gar kein Zweifel: Fällt der spanische Handelsvertrag im Plenum des Reichstages, dann können wir unsere Vertreter, die mit großen Opfern an Zeit und Geduld versuchen, die Basis für neue Handelsverträge zu finden, vorläufig wenigstens zurückrufen. (Sehr richtig.) Sie können dann ihre Zeit fruchtbringender verwenden. (Sehr richtig.)

Aber einig sollten wir auch mit den Arbeitnehmern sein. Darüber ist heute bereits manches gesagt worden, sowohl von unserem hochgeehrten Herrn Dr. Sorge, wie auch vom Kollegen Frowein. Ich habe dabei hauptsächlich die Arbeitsgemeinschaft im Auge. Auch hier stehe ich auf dem Standpunkt, daß wir wieder dahin kommen müssen, wo wir schon einmal gestanden haben, daß wir am gleichen Tisch miteinander sitzen und alle gemeinsamen Fragen gemeinsam beraten und besprechen müssen. Dann werden wir weiter kommen als jetzt, wo wieder Zank und Streit herrscht, wo sogar ein Vertreter der mit uns noch in ungekündigter Arbeitsgemeinschaft stehenden christlichen Gewerkschaften sich insofern wenig christlich benommen hat, als er vor kurzem behauptete, daß die Köpfe einer Reihe von Industriekapitänen im Sande rollen werden, wenn noch einmal eine Revolution ausbrechen sollte.

Endlich und nicht zuletzt müssen wir einig sein und bleiben im Reichsverband der Deutschen Industrie selbst. Wir haben zwar zur Zeit keinen Grund zur Klage. Es geht uns besser, als es nach den Zeitungsmeldungen über die Tätigkeit einer sogenannten „Industriellen-Vereinigung“ auszusehen

scheint. Bohrwürmer hat es zu allen Zeiten bei jeder Vereinigung gegeben und wird es auch weiter geben. Aber dem aus Stahl gefertigten Schiff unseres Reichsverbandes werden sie nichts anhaben können.

Aber meine sehr verehrten Damen und Herren! Diese Einigkeit muß auch erhalten bleiben. Etwa zukünftig auftauchende Gegensätze müssen beigelegt und überbrückt werden. So muß z. B. schon das Schlagwort „Schwerindustrie“ im Gegensatz zur „Fertigindustrie“ in unserem Kreise verschwinden. (Bravo!) Wenn hier früher einmal Fehler gemacht worden sind und Gegensätze bestanden haben, so sind sie, jetzt wenigstens, beseitigt. Wir können auch damit rechnen, daß sie zukünftig nicht mehr vorkommen. Wir sind auf dem besten Wege zu einer Verständigung auch nach dieser Richtung hin. Aber auch die norddeutsche und die süddeutsche und die ost- und die westdeutsche Industrie, sie dürfen nicht in Gegensatz zueinander geraten. Sollte es dennoch einmal vorkommen, so müssen sie sich zusammenfinden und überlegen, wie sie sich verständigen können. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.

Vorhin bei der Sorge-Ehrung sagte ich Ihnen schon, wie wir zur Zeit über die bei den meisten Gemeinden unerträglich hohen Gewerbe-, Grund- und Gebäudesteuern zu klagen haben. Wir haben nun im Präsidium beschlossen, den Versuch zu unternehmen, auch diese und andere Fragen mit den Vertretern des Deutschen Städtetages zu besprechen. Hoffentlich wird auch hier eine Verständigung erzielt werden.

So muß also das Wort „Einigkeit“ die Parole des Tages und unserer Zeit sein. Ich lebe der Hoffnung, daß es gelingt, sie auf allen Gebieten, in allen Schichten des Volkes herbeizuführen. Fürst Bismarck hat einmal gesagt: „Wenn wir zusammenhalten, werden wir den Teufel aus der Hölle schlagen. Wir müssen uns nur daran gewöhnen, in jedem Deutschen zuerst den Landsmann und nicht den politischen Gegner zu sehen.“ (Bravo!)

Wenn ich nun nach einem Ausweg suche, wie ich meine Aufgabe, die ich mir gestellt habe, ausklingen lassen soll, so muß ich Ihnen jetzt ein Geheimnis verraten. Ich hatte eigentlich die naheliegende Absicht, Sie aufzufordern, unser deutsches Vaterland hochleben zu lassen. Da hat mir aber der Herr Reichskanzler heute nachmittag sagen lassen, daß er sich vorgenommen, dies zu tun. So freue ich mich denn, und Sie sicherlich mit mir, ihm diesen schönen Toast überlassen zu können. (Bravo!)

Halte ich nun Umchau nach jemanden, der ein Träger der Einigkeit auf dem Gebiete der Industrie ist, so brauche ich mich nur an meinen Nachbar zur Linken, Herrn Dr. Sorge, zu wenden, der noch dazu im Laufe dieses Jahres, ich glaube im Juli, das Fest seines siebenzigsten Geburtstages feiert. Wenn wir auch zu gegebener Zeit auf diesen Festtag zurückkommen werden, so haben wir doch ein Recht, am heutigen Tage schon dieses Ereignis vorzufeiern. Das wichtigste aber ist, daß er es mit vielen anderen fertig gebracht hat, die beiden damaligen in Gegensatz zueinander stehenden Verbände, den mehr schwerindustriell gerichteten Centralverband Deutscher Industrieller und den mehr die Fertigindustrie zusammenschließenden Bund der

Industriellen und, was auch nicht vergessen werden darf, die abseits stehende chemische Industrie unter einen Hut zu bringen und zum Reichsverband der Deutschen Industrie zusammenzuschmieden. Diesem Schmiede unseres Reichsverbandes, unserem Freunde Sorge, wollen wir daher unser Glas weihen, indem wir rufen, und zwar diesmal, im Gegensatz zu vorhin, soll es ein nasses und kein trockenes Hoch sein: — Herr Dr. Sorge, er lebe hoch, hoch, hoch! (Die Anwesenden stimmen unter lebhaftem Beifall in das dreimalige Hoch ein.)

Besuch der rheinisch-westfälischen Presse vor der Mitglieder- versammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie am 17. Juni 1925 in Leverkusen.

(Nach Manuskript.)

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich darf Sie zuvor als Mitglied des Vorstandes der Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. in diesen Räumen willkommen heißen. Ebenso wie der Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie in Köln eine Vorstandssitzung und eine Sitzung des Hauptausschusses hier in Leverkusen vorangeht, wollten wir auch Sie, die Vertreter der Presse, zunächst nach Leverkusen einladen. Ich begrüße Sie daher auch als Vorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen Industrie.

Als ich dieses nicht leichte Amt nach langem Widerstreben auf einstimmigen Wunsch des Präsidiums des Reichsverbandes übernahm und einmal Umschau hielt in den Räumen des Reichsverbandes in der Königin-Augusta-Straße 28 in Berlin und mir alle Mitarbeiter vorstellen ließ, da wurde mir eigentlich erst recht die Bedeutung des Reichsverbandes klar und die Schwierigkeit der Stellung, die ich übernommen. Denn obgleich ich bis dahin und von Anfang an Mitglied des Präsidiums war, bin ich doch nie in anderen als den Sitzungsräumen des Reichsverbandes gewesen. Ich hatte im wesentlichen auch nur die Herren kennengelernt, mit denen wir als Präsidialmitglieder unmittelbar zu tun hatten: das geschäftsführende Präsidialmitglied, damals Herr Dr. Simons, der gegenwärtige stellvertretende Reichspräsident, und dann Herrn Geheimrat Bücher und nicht zu vergessen unseren rührigen und treuen Mitarbeiter, Herrn Dr. Herle. Ich sah, welche Fülle von Arbeitskraft in den 28 wissenschaftlichen Mitarbeitern im Reichsverband lebendig ist, und sah, wie die Akten gefüllt sind mit wertvollem Material, das meiner Meinung nach nicht genügend Verwendung fand. Nicht genügend Verwendung fand insofern, als diejenigen Stellen, die in erster Linie davon Gebrauch machen sollten, nämlich die Vertreter des Reichstages und der Landtage, ebenfalls keine Ahnung von dem vorhandenen Material hatten. Deshalb waren die der Industrie nahestehenden Herren Abgeordneten sehr erfreut, als ich sie einlud und ihnen mitteilte, daß wir ihnen dies Material gerne zur

Verfügung stellen. Wenn sie es wünschen, kommt der betreffende Referent des Reichsverbandes mit dem betreffenden Aktenstück herbei und erteilt eine objektive Aufklärung über die gewünschte Angelegenheit. Nichts liegt uns ferner, als einen Einfluß auszuüben. Aber für die Herren der Presse ist es nicht minder wichtig, daß sie eine Stelle haben, bei der sie gelegentlich Auskunft einholen können, daß auch sie die Möglichkeit haben, sich an die verschiedenen Referenten des Reichsverbandes zu wenden. Und es war die zweite Aufgabe, die ich in Angriff nahm, die Beziehungen zur Presse inniger zu gestalten, als es bis dahin der Fall gewesen ist. Ich werde veranlassen, daß auch die Vertreter der gesamten Reichspresse gelegentlich zu einer Besprechung in Berlin eingeladen werden, wie wir das heute mit den Herren aus dem rheinischen Gebiete und aus Westfalen hier in Leverkusen tun. Ich glaube, aber auch Sie werden, wenn Sie einmal nach Berlin kommen, Einkehr in die Königin-Augusta-Straße halten. Und wenn Sie sich dann an den heute hier anwesenden Herrn Dr. Ramhorst wenden, der die Presseabteilung des Reichsverbandes leitet, dann werden Sie sicherlich ersehen, daß das, was ich eben sagte, richtig und für Sie auch wichtig ist.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Die Bedeutung der Presse ist uns allen klar. Die Presse ist eben, um es technisch auszudrücken, der Lautsprecher der Öffentlichkeit, oder auch der Lautsprecher, ohne den das, was in erster Linie die Öffentlichkeit erfahren soll, nicht hinausgetragen werden kann. Weil uns dieses Organ fehlt und Sie dieses Instrument zu spielen verstehen und damit die große Bedeutung haben, auf alle Kreise unseres Volkes einwirken zu können, liegen Ihnen natürlich auch weitgehende Verpflichtungen ob. Und die Verpflichtungen sind heute größer als je zuvor.

Wir sind in einer sehr schlimmen Lage, vor allem in der Wirtschaft, die schließlich im Augenblick die Grundlage unserer ganzen nationalen Entwicklung ist und es sein wird, solange der Dawesplan auf uns lastet. Denn alles, was auf Grund des Dawesplanes zu leisten ist, muß in erster Linie durch die Wirtschaft geleistet werden.

Und die Verpflichtung, die Ihnen auferlegt ist, und von der Sie, wie ich weiß, erfüllt sind, die muß Ihnen meinem Empfinden nach in unserer traurigen Lage sehr oft die Notwendigkeit auferlegen, weniger zu sagen, als Sie gerne möchten. Das Publikum ist sensationshungrig. Es liest auch viel lieber optimistische als pessimistische Artikel.

Aber ich glaube, Sie tun gut, wenn Sie nach der Richtung in jedem einzelnen Falle prüfen, ob es nicht im Interesse unseres Staates und unserer Wirtschaft vielleicht besser und richtiger ist, wenn Sie die Dinge nicht so schwarz oder nicht so hell schildern, wie es in dem einen oder anderen Falle zutreffen mag. Als Vertreter der chemischen Industrie kann ich Ihnen aus meiner Erfahrung heraus sagen, daß wir vor dem Kriege häufig allzu laut unsere Macht und unsere Bedeutung in die Welt hinausposaunt und damit den Neid der ganzen Welt herausgefordert haben. Jetzt, wo uns ein Großteil dessen, was wir geschaffen haben, direkt oder indirekt genommen worden

ist, müssen wir nunmehr in unserer heutigen Aschenbrödelrolle erst recht darauf Bedacht nehmen, möglichst wenig zu sagen. Was nun den Reichsverband betrifft, so will er nicht das tun, was ihm vielfach unterschoben wird, nämlich im Nebenamt das Deutsche Reich regieren. Es ist vielfach auch behauptet worden, die Wirtschaft hätte die Tendenz, die Politik zu verdrängen, um an ihre Stelle zu treten. Weit gefehlt. Auch das Reichswirtschaftsministerium ist nicht, wie ein kommunistisches Blatt einmal bissig sagte, eine Unterabteilung des Reichsverbandes, obgleich wir diesem Ministerium in vieler Beziehung helfen können und helfen werden, wenn es sich um Beratungen fachlicher Fragen handelt.

Der Reichsverband hat aber überhaupt keine politischen Zwecke. Deshalb ist es gänzlich ausgeschlossen, daß der Reichsverband sich irgendwie politisch betätigt. Und wer mich kennt und weiß, daß ich parteipolitisch überhaupt nicht eingestellt bin und niemals einer politischen Partei angehört habe, der wird nicht zu fürchten brauchen, daß sich der Reichsverband unter meinem Vorsitz in die Politik einmengen wird. Meine Herren! Ich bin zu temperamentvoll, als daß ich zum Politiker geeignet wäre. Ich würde in den politischen Parteien viel zu viel Porzellan zerschlagen, und darum habe ich auf eine politische Betätigung überhaupt verzichtet. Es ist vielleicht schade, daß ich nicht Parteipolitiker bin. Es wäre wahrscheinlich besser, wenn ich es wäre, denn ich könnte dann zugleich, wie mein Vorgänger, Mitglied des Reichstages sein und dadurch vielleicht das eine oder andere besser und leichter erreichen. Aber es ist auch andererseits nützlicher, wenn man sich besonderen Dingen mit voller Kraft widmet, als auf allen Gebieten etwas Halbes zu leisten. Und so will ich auch der Wirtschaft ganz gehören und mich nicht der Politik gleichzeitig opfern.

Dasselbe gilt, um es hier gleich vorweg zu sagen, bezüglich der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände. Hier hat ein Beschluß vorgelegen, daß zwischen Reichsverband und Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände eine Personalunion bestehen soll, weil das eine ohne das andere nicht geht, weil die Sozialpolitik immer Rücksicht auf die Wirtschaft und die Wirtschaft immer Rücksicht auf die Sozialpolitik nehmen muß.

Mein Vorgänger, Herr Dr. Sorge, war Vorsitzender der Vereinigung und gleichzeitig Vorsitzender des Reichsverbandes. Als mir der Antrag gestellt wurde, ich möchte sein Nachfolger werden, machte ich zur Bedingung, daß diese Verquickung beseitigt wird. Nicht nur, weil dann die Arbeit für mich zu groß gewesen wäre, sondern weil ich der Meinung bin, daß ich den sozialpolitischen Dingen gegenüber unabhängig bleiben muß. Wenn Streitigkeiten entstehen, dann will ich unparteiisch wirken können, um den Streit mit schlichten zu helfen. Deshalb bin ich nur Vorstandsmitglied der Vereinigung geworden, und auch das mit dem Vorbehalt, daß, wenn dort Beschlüsse gegen meine Stimme gefaßt werden, ich mir meine volle Entschlußfreiheit vorbehalten darf.

Der Reichsverband der Deutschen Industrie hat rein wirtschaftliche Ziele.

Wir haben die Interessen der industriellen Unternehmen zu fördern. Und wie groß diese Interessen sind, das wird Ihnen eindrucksvoll gezeigt werden, wenn das Buch, das Herr Dr. Herle vorbereitet hat, und das die Zahl der dem Reichsverband angeschlossenen Verbände aufzählt, Ihnen bei der Tagung in der nächsten Woche übergeben wird. Es sind über tausend wirtschaftliche Verbände, die dem Reichsverband angeschlossen sind. Ich war selbst sehr überrascht, als ich diese Zahl zum ersten Male hörte, hatte ich doch nicht gewußt, wie vielgestaltig und zahlreich gegliedert unsere Wirtschaft heute ist.

Dem Reichsverband warf man wiederholt vor, daß er in erster Linie die Interessen der Schwerindustrie vertrete. Wir alle wissen, daß Gegensätze zwischen Fertigindustrie und Schwerindustrie vorhanden sind, also zwischen den Rohstoff erzeugenden und den Rohstoff verbrauchenden Industrien. Das ist durchaus verständlich. Das gilt vor allem von den Fragen der Zollpolitik. Aber gerade hier tritt die Aufgabe des Reichsverbandes, alle auftauchenden Gegensätze auszugleichen und zu beseitigen, am besten zutage.

Wir sind hervorgegangen aus dem mehr schwerindustriell gerichteten Centralverband Deutscher Industrieller auf der einen und dem mehr die Fertigindustrie umfassenden Bund der Industriellen auf der anderen Seite. Hierzu trat dann noch der Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands, der im Jahre 1887 aus dem Centralverband Deutscher Industrieller ausgeschieden war und seine eigenen Wege ging.

Die vorhandenen Gegensätze konnten natürlich nicht mit einem Schlag beseitigt werden. Aber es ist kein Grund, zu sagen, der Reichsverband der Deutschen Industrie ist ein schwerindustrieller Verband oder ein Verband der Fertigindustrie. Er ist eben beides. Ich persönlich gehöre ja weder der Schwerindustrie noch der Fertigindustrie an, sondern nehme als Vertreter der chemischen Industrie eine mittlere Stellung ein. Stets ist der Reichsverband bestrebt, einen Ausgleich der widerstreitenden Interessen zu finden. Das beweisen Ihnen u. a. auch die Verhandlungen über die Eisenzölle.

Nun wollen wir die Presse in diesen Tagen bitten, daß auch sie nach dieser Richtung hin wirkt. Es würde dadurch manche Irreführung vermieden, manche Feindseligkeit gegen den Reichsverband beseitigt und eine gerechtere und wohlwollendere Haltung gegen die Industrie überhaupt herbeigeführt werden. Daß der Reichsverband selbstverständlich ein Interessenverband ist, ergibt sich von selbst. Schließlich muß jeder, der vorwärts kommen will, seinen Standpunkt vertreten. Aber für den Reichsverband muß immer Leitmotiv sein: Über allen Einzelinteressen steht das Gesamtinteresse der deutschen Industrie und über diesem das Gesamtwohl des Vaterlandes. Stets muß, wenn ein Gegensatz der Interessen vorliegt, das Sonderinteresse zurücktreten.

Das ist der Grundsatz, nach dem ich versuchen werde, den Reichsverband zu führen. Ich bin fest überzeugt, daß nicht nur im Präsidium und Hauptausschuß, sondern auch bei sämtlichen Mitgliedern dieser Gedanke leitend ist und bleiben wird.

Also, meine sehr verehrten Damen und Herren, ich begrüße Sie nochmals aufs herzlichste und darf nunmehr Herrn Dr. Herle bitten, das Wort zu nehmen, damit er Herrn Geheimrat Kastl vertritt, der leider am vergangenen Montag einen Autounfall erlitten hat. Sein Auto wurde an einen Laternenpfahl geschleudert, und Geheimrat Kastl trug ziemlich starke Verletzungen davon. Der Arzt hat ihm daher die Reise untersagt, doch darf ich annehmen, daß Herr Kastl uns nächste Woche seinen Vortrag auf der Reichsverbandstagung halten kann. (Lebhafter Beifall.)

Zum Geleit.

(Das Echo: Deutsche Export-Revue Nr. 25 vom 18. Juni 1925.)

Nicht aus Zufall hat der Reichsverband der Deutschen Industrie zum Orte seiner diesjährigen Tagung Köln am Rhein gewählt. Das deutsche Wirtschaftsleben hat seine stärksten Wurzeln gerade in rheinischem Boden, dessen Bevölkerung ihr Deutschtum zäh und opferwillig verteidigt hat. Das Rheinland begeht in diesem Sommer die Tausendjahrfeier seiner politischen Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche. Sinn dieser Feier ist das machtvolle Bekenntnis unlöslicher Volksgemeinschaft. Die Tausendjahrfeier soll in der Welt ein Beweis dafür sein, daß die Rheinlande kerndeutsches Land sind, seine Bewohner sich eng verbunden fühlen mit der Gesamtheit des deutschen Volkes, mit deutscher Kultur und mit deutschem Wirtschaftsleben. Freudig nimmt auch das gesamte Auslandsdeutschtum an dieser Veranstaltung teil, die der Welt Zeugnis ablegt von der innigen Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme und dem ernsten Willen zum Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft. Deshalb begrüße ich es auf das lebhafteste, daß die unserem Verbande nahestehende Zeitschrift das „Echo“ sich durch Herausgabe der Rheinland-Nummer zum Träger dieser Gedanken gemacht hat. Sie hat sich damit auch die Aufgabe gestellt, den Deutschen jenseits der Reichsgrenzen ein anschauliches Bild vom rheinischen Leben, rheinischer Kultur und der Entwicklung der rheinisch-westfälischen Industrie zu geben. So werden in der Heimat und draußen in aller Welt Hunderttausende deutscher Herzen zusammenklingen in dem Bewußtsein, daß Deutschlands beste Kräfte am friedlichen Werke sind, auch die deutschen Grenzlande im Westen der politischen Freiheit und neuer wirtschaftlicher Blüte entgegenzuführen.

Was ist der Reichsverband der Deutschen Industrie?

(Kölnische Zeitung Nr. 457 vom 23. Juni 1925.)

Die bevorstehende Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie gibt mir Veranlassung, einmal einen kurzen Überblick über seine Aufgaben und seine Gliederung zu geben. Wiederholt habe ich erfahren, daß man sich in weiten Kreisen keine rechte Vorstellung davon machen kann,

was eigentlich der Reichsverband der Deutschen Industrie ist. Ich selbst, so muß ich gestehen, war überrascht, als ich mich nach Übernahme des Vorsitzes mit dieser Organisationsfrage näher befaßte und nun erst so recht einen Begriff von der weitverzweigten, umfassenden und doch straffen Organisation dieses Verbandes erhielt. Ich glaube daher, daß es zweckmäßig und wertvoll ist, in der Öffentlichkeit auch einmal auf diese Zusammenhänge hinzuweisen.

Zunächst muß ich erwähnen, daß der Name „Reichsverband“ geeignet ist, bei Uneingeweihten unklare Vorstellungen zu erwecken. Denn Reichsverbände gibt es eine ganze Reihe. Wir haben einen Reichsverband des deutschen Nahrungsmittelgroßhandels, einen Reichsverband der Besitzer deutscher Anleihen, einen Reichsverband der deutschen Tonkünstler und Musiklehrer und viele andere mehr. So förderungswert und verdienstreich auch die Aufgaben sein mögen, denen sich diese Reichsverbände widmen, so dürfen sie doch nicht mit dem Reichsverband der Deutschen Industrie verwechselt werden. Es gibt nur einen Reichsverband der Deutschen Industrie, und dieser stellt heute wohl die stärkste rein berufsständische Organisation im ganzen Deutschen Reich dar. Er ist im wahren Sinne des Wortes ein Spitzenverband, ein Verband von Verbänden, und die Verbände, die ihm angehören, sind in ihrer überwiegenden Zahl wiederum Dachverbände für den betreffenden Industriezweig, den sie umfassen. Es gibt keinen Industriezweig von Bedeutung, keinen Gliedstaat, keine Provinz von industrieller Wichtigkeit, die nicht im Reichsverband der Deutschen Industrie vertreten wären.

Es ist noch nicht lange her, daß sich die deutsche Industrie diese geschlossene und einheitliche Vertretung geschaffen hat. Erst im April des Jahres 1919 ging aus der Verschmelzung des im Jahre 1876 gegründeten Centralverbandes Deutscher Industrieller und des aus dem Jahre 1895 herrührenden Bundes der Industriellen der Reichsverband der Deutschen Industrie hervor. Gleichzeitig trat der Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands, der bisher eine Sonderstellung eingenommen hatte, und noch eine große Reihe anderer industrieller Organisationen dem neuen Spitzenverband bei, der von diesem Zeitpunkt an eine geschlossene Phalanx der gesamten deutschen Industrie darstellte.

An der Spitze des Verbandes steht ein Präsidium aus 34 Köpfen, das die bekanntesten Führer der deutschen Industrie umfaßt. Weitere Organe bilden der aus 105 Mitgliedern bestehende Vorstand sowie der aus 305 Mitgliedern sich zusammensetzende Hauptausschuß und die Mitgliederversammlung. Die Geschäftsführung des Reichsverbandes setzt sich aus einem geschäftsführenden Präsidialmitglied, dem Geschäftsführer und 28 akademisch gebildeten Beamten zusammen. In die Bearbeitung des umfangreichen Arbeitsgebiets teilen sich einzelne Abteilungen und besondere Dienststellen. Unter diesen sind insbesondere die Steuerstelle des Reichsverbandes, die Kartellstelle, das Institut für ausländisches Recht und das Ausstellungs- und Messeamt der Deutschen Industrie zu erwähnen.

Das Rückgrat dieser großen Organisation bilden 29 Fachgruppen mit 884 Fachverbänden, in denen die Hauptzweige der deutschen Industrie in fachlicher Gliederung zusammengefaßt sind. Einige Beispiele mögen das erläutern: Nehmen wir die Fachgruppe Bergbau, die nicht nur den Steinkohlen- und Braunkohlenbergbau, sondern auch den Kali- und Salzbergbau und ferner die Erzbergwerke des Deutschen Reiches in sich vereinigt. In ihr finden wir sämtliche Syndikate der bergbaulichen Industriezweige vertreten. Daneben aber auch die berg- und hüttenmännischen Vereine, die Verkaufsvereinigung für Teererzeugnisse, den Verein deutscher Salinen u. a. m.

Bei der Fachgruppe „Maschinenbau“ finden wir den Verein Deutscher Maschinenbauanstalten, der selbst wieder eine große Zahl von Mitglieverbänden besitzt, dann den Verein Deutscher Werkzeugmaschinenfabrikanten, von dem dasselbe gilt, ferner den Deutschen Landkraftmaschinenverband, den Gesamtverband des Textilmaschinenbaues, den Motorenverband, der wiederum eine Untergruppe, die Dieselgruppe, enthält, den Verein Deutscher Mähmaschinenfabriken e. V. usw. Die Eisen- und Stahlwarenindustrie, die eine weitere Fachgruppe bildet, enthält ebenfalls eine außerordentlich große Zahl von Mitglieverbänden, die unmöglich alle Erwähnung finden können. Es sei nur auf den Eisen- und Stahlwarenindustriebund verwiesen, der allein 185 Unterverbände zählt. Die Fachgruppe „Chemie“ zählt nicht weniger als 30 Verbände zu ihren Mitgliedern. Die Textilindustrie weist neben der Hauptfachgruppe sieben Teilgruppen auf, die ihrerseits wiederum Verbände von Vereinigungen bilden. Namentlich seien die Teilgruppen „Baumwolle“, „Bastfaser“ und „Seide“ erwähnt. Im ganzen zählt man 78 Verbände in der Hauptfachgruppe Textilindustrie. Auch die Nahrungs- und Genußmittelindustrie bildet eine ansehnliche Fachgruppe.

Mit dieser Aufzählung sind die einzelnen Fachgruppen und ihre Mitglieverbände aber bei weitem noch nicht erschöpft. Es sind lediglich einige beliebige Beispiele herausgegriffen.

Der Reichsverband beruht jedoch nicht allein auf seinen großen Fachgruppen. In ihm sind auch 21 landschaftliche Verbände zusammengefaßt, die nicht nach fachlichen, sondern nach landschaftlichen Interessen gegliedert sind. Zu ihnen gehören der Verband Bayerischer Industrieller mit 23 Ortsgruppen, der Verband Sächsischer und der Verband Württembergischer Industrieller, der Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen und andere. Ferner sei auch der Mittelrheinische Fabrikantenverein hervorgehoben, der schon aus dem Grund eine besondere Erwähnung verdient, als er, im Jahre 1869 gegründet, den ältesten Industriellenverband Deutschlands überhaupt darstellt. Wie schon der Name dieser Verbände zeigt, haben wir es hier mit Organisationen zu tun, die ihre Wirksamkeit auf bestimmte Gebietsteile erstrecken und hier alle vertretenen Industriezweige umfassen. Außer den landschaftlichen Verbänden sollen noch die örtlichen und die allgemeinen Verbände (34) angeführt werden. Erstere beschränken sich teils auf kleinere Bezirke, wie z. B. der Verein der Industriellen

in der Grafschaft Glatz und der Industrieverband Oberhausen. Unter den letzteren, den allgemeinen Verbänden, befindet sich bemerkenswerterweise auch eine Reihe von Berufsgenossenschaften.

Schließlich seien auch die 66 Industrie- und Handelskammern erwähnt, die bereits in dem Deutschen Industrie- und Handelstag ihre Spitze besitzen. Sie haben aber außerdem auch die Mitgliedschaft des Reichsverbandes der Deutschen Industrie teils unmittelbar, teils mittelbar, wie z. B. die sächsischen Handelskammern durch den Sächsischen Handelskammertag, erworben. Und endlich zählen noch drei Gewerbekammern zum Mitgliederkreis des Reichsverbandes.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß der Reichsverband an Vielseitigkeit und Geschlossenheit wohl von keinem andern deutschen Berufsverband auch nur annähernd erreicht wird. Aber nicht nur wegen seiner Vielseitigkeit und Geschlossenheit kommt dem Reichsverband der Deutschen Industrie eine besondere Bedeutung zu, sondern gerade aus dem Grund, weil er die einheitliche Spitzenorganisation der deutschen Industrie darstellt. Man schmälert nicht die Wichtigkeit der deutschen Landwirtschaft, wenn man behauptet, daß heute das Schicksal des deutschen Volkes mehr denn je von seiner Industrie abhängig ist. Nach der letzten Berufszählung, die allerdings schon 18 Jahre zurückliegt, entfielen von 100 Berufszugehörigen 44 auf die Industrie. Zählt man nun aber noch diejenigen Berufsgruppen hinzu, die mittelbar von der Industrie leben, so tritt ihre Bedeutung schon mehr in Erscheinung. Rein zahlenmäßig läßt sich jedoch das Schwergewicht der deutschen Industrie gar nicht zutreffend erfassen. Man muß sich vielmehr vor Augen halten, daß unsere deutsche Politik, wie die Verhältnisse heute liegen, auf dem Londoner Abkommen vom August 1924 aufgebaut ist. Die Durchführung dieses Abkommens hängt aber in erster Linie von der Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie ab. Diese ist nicht nur unmittelbar mit einer Last von fünf Milliarden an der Aufbringung der Entschädigungsverpflichtungen beteiligt, sondern muß auch als beste Kundin der Eisenbahn mittelbar den größten Anteil der von der Reichsbahn aufzubringenden Jahressumme von 960 Millionen tragen. Die Einnahmen des Reichs, die gleichfalls zu einem wesentlichen Teil zur Abtragung der Entschädigungslasten dienen müssen, stammen wieder zum größten Teil aus der deutschen Industrie.

Die Verantwortung, die nach allem dem auf der deutschen Industrie lastet, ist ungeheuer. Um so weniger verständlich ist die unfreundliche Stellungnahme, welche manche Bevölkerungskreise gegenüber unserer Industrie einnehmen. Man sieht vielfach mit Erbitterung auf neuerstandene Fabrikanlagen, auf neugebaute Schornsteine und Maschinen, statt sich zu freuen, daß es der Tatkraft deutscher Industrievertreter gelungen ist, trotz der Stürme der Nachkriegszeit Verbesserungen durchzuführen. Denn diese dienen ja nicht dazu, den Unternehmern die Taschen zu füllen. Die Gewinne, die sie erzielen, werden nicht verzehrt. Sie fließen wieder in

die Betriebe zur Vervollkommnung ihrer Leistungsfähigkeit und tragen dazu bei, den Bedarf unseres gesamten Volkes in immer zunehmendem Maße zu befriedigen.

Der Reichsverband der Deutschen Industrie kämpft seit Jahr und Tag für eine Steigerung unserer industriellen Leistungsfähigkeit. Nicht die Güterverteilung, sondern die Gütererzeugung und Güterverbilligung ist das Wesentliche und Entscheidende. Die wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung der Vorkriegszeit hat gezeigt, daß bei einer vermehrten Erzeugung alle Schichten unserer Bevölkerung gewinnen. Heute wird trotz dieser Erfahrung der Nachdruck auf die Güterverteilung gelegt. Die Ereignisse der Nachkriegsjahre haben bewiesen, daß bei dieser Methode alle Schichten der Bevölkerung schließlich verlieren.

Das erste ist daher die Gütererzeugung. Mit einer Steigerung der Erzeugung wird eine Verbilligung der Waren einhergehen. Dieser Weg wird in erster Linie zu einer Stärkung der binnenländischen Kaufkraft und in zweiter zu einer Vermehrung unserer Ausfuhr führen. Von der Erreichung dieser Ziele hängt aber der Bestand unseres Volkes ab. Der Reichsverband widmet ihnen daher sein heißes Bemühen. Er dient damit nicht nur dem Gedeihen der Industrie, sondern auch dem Wohle unseres großen Vaterlandes.

Präsidial- und Vorstandssitzung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie in Leverkusen vom 23. Juni 1925.

(Nach Stenogramm.)

Meine sehr verehrten Herren! Zuerst als Vorsitzender des Direktoriums der Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. heiße ich Sie hier in Leverkusen herzlich willkommen. Wir freuen uns, daß wir einmal die große Ehre haben, die Leuchten der Industrie bei uns zu sehen und hoffen, daß Sie sich hier wohl fühlen, nicht nur in diesen, wie ich zugestehe, etwas luxuriösen Räumen — jetzt würden wir so etwas auch nicht mehr machen können, sie sind entstanden in der Blüte unserer Industrie —, sondern auch im einfacheren Kasino und in der ganzen Fabrik.

Ich begrüße Sie aber auch als Vorsitzender des Präsidiums des Reichsverbandes und danke Ihnen dafür, daß Sie mir diese besondere Freude bereitet haben. Auf diese Weise werden Sie vielleicht einen kleinen Einblick bekommen in meine hiesige Tätigkeit, in mein Schalten und Walten.

Wir haben für die nächsten Tage eine sehr große Arbeit vor uns; das Programm, das wir heute morgen, dann heute nachmittag sowie morgen und übermorgen zu bewältigen haben, ist außerordentlich umfangreich, aber auch außerordentlich interessant. Ich glaube auch, daß dadurch, daß Sie nun hier in Leverkusen sind und zunächst hier bleiben müssen — denn so einfach wie in Köln, wo Sie jeden Augenblick entweichen können, geht das

nicht, denn hier (im Scherz sei es gesagt) stehen Feuerwehreute, die wachen darüber und notieren jeden, der vorzeitig aufbrechen will —, unsere Tagung sicherlich von einem größeren Fleiß und Ernst getragen sein wird, und das ist erwünscht. Deshalb erwünscht, weil im Augenblick allzuviel Freude hier am Rhein herrscht, allzuviel Feste gefeiert worden sind, aber hoffentlich nun nicht mehr gefeiert werden. (Zustimmung.)

Unser ernstes Bestreben und ganz besonders mein persönliches ist darauf gerichtet, unsere Tagung frei von Festen zu halten. Wir werden Ihnen also nach dieser Richtung möglichst wenig bieten. Die Essen werden sehr einfach sein; essen müssen Sie ja, aber es soll nur der Ernährung dienen. Vielleicht werden wir dabei etwas trinken, viel oder wenig, wie es jedem beliebt, aber etwas „Gutes wollen wir ins Glas“ tun, wie Herr Klöckner sagt. Das wollen wir hoffen, und diese Hoffnungen sollen nicht betrogen werden. Aber im übrigen wollen wir uns überall und bei jeder Veranstaltung von Einfachheit leiten lassen.

Nun fängt allerdings der erste Abend gleich mit einem Fest an. Daran sind wir aber im Reichsverband nicht schuld. Wir haben uns wirklich, Herr Herle und ich, die allergrößte Mühe gegeben, den Herrn Oberbürgermeister dahin zu bringen, daß er auf diesen Begrüßungsabend im Gürzenich verzichtet. Ich hatte zur Bedingung gemacht, als wir die Einladung der Stadt Köln annahmen: Es darf aber dem Reichsverband kein Fest gegeben werden! Das hat Herr Dr. Adenauer auch versprochen. Trotzdem ladet er uns ein, und zieht sich dann bei unserer Reklamation aus der Schlinge mit der Bemerkung: Ich habe ja dem Reichsverband kein Fest gegeben, ich lade auch nur Präsidium, Vorstand und Hauptausschuß ein. Was wollen wir da machen? Wir müssen also nolens volens dieser Einladung folgen. Aber ich nehme an, daß es auch dort sehr einfach zugehen wird, im Gegensatz zu den Festen, die in der Woche vorher im Gürzenich gefeiert wurden.

Morgen abend werden wir auch unter uns in der Messhalle essen, aber auch da wird es sehr einfach zugehen. Wir danken daneben auch dem Verein der Industriellen Kölns für den Bierabend und für die Vorbereitungen, die er dazu getroffen hat. Sie werden dabei die „Kölner Funken“ kennenlernen! Kurz, wir wollen unsere Tagung getragen wissen von Arbeit und Fleiß. Deshalb haben wir auch die Damen nicht eingeladen und nicht mitgebracht. Wir wollen eben arbeiten, feste arbeiten und nicht Feste feiern.

So begrüße ich Sie in diesem Sinne und bitte Sie nunmehr in die Tagesordnung einzutreten. Bevor wir das tun, möchte ich Ihnen noch einige Mitteilungen machen bezüglich der Tätigkeit, die Herr Dr. Sorge bisher im Reichswirtschaftsrat ausgeübt hat. Herr Dr. Sorge hat mir heute morgen mitgeteilt, daß er diese Tätigkeit aufgibt, und daß dieser Sitz wieder für den Reichsverband frei ist. Er selbst hatte zuerst berechtigte Zweifel, ob das im Interesse der westdeutschen Industrie liege. Vor allem lag der Firma Krupp daran, daß sie zukünftig auch einen Vertreter im Reichswirtschaftsrat habe. Aber da es im Augenblick für uns sehr wertvoll ist, daß der Nachfolger des

Herrn Bücher, Herr Geheimrat Kastl, im Reichswirtschaftsrat sein kann, wo er täglich zur Stelle ist und wo alle Wünsche der Industrie ihm zugetragen werden, so begrüßen wir es mit großer Freude, daß Herr Dr. Sorge bzw. die Firma Krupp nunmehr auf ihren bisherigen Sitz verzichtet. Die Firma Krupp hat aber den berechtigten Wunsch, dem ich auch in diesem Kreise Ausdruck geben möchte, daß, wenn wieder einmal ein Industrievertreter zum Reichswirtschaftsrat hinzuzuwählen ist, wir an Herrn Wiedtfeld denken möchten. Ich habe versprochen, das zu tun, und ich hoffe, Sie werden nichts dagegen einzuwenden haben. (Zustimmung.) Ich möchte schon heute an den Reichswirtschaftsrat schreiben, damit möglichst schnell die Stelle besetzt wird, und wenn es Ihnen recht ist, Herrn Kastl als Nachfolger des Herrn Dr. Sorge in Vorschlag bringen. Dagegen erhebt sich kein Widerspruch.

Meine Herren! Wir haben es dann auch — ich glaube, zum erstenmal bei großen Versammlungen — für gut befunden, die Lokalpresse von Mainz bis Duisburg herunter, sowie die Vertreter der Großstadtpresse, die hier am Rhein ihre Vertretungen haben, und die verschiedenen Blätter Westdeutschlands vorher zu einer Pressebesprechung hierher nach Leverkusen einzuladen. Diese Besprechung fand am vergangenen Mittwoch statt. Es sind dazu etwa 50 Pressevertreter erschienen. Wir haben diesen auseinandergesetzt, was wir planen, was wir wollen, damit sie vorbereitet sind. So hoffen wir denn, daß die Presse mehr als bisher mit uns zufrieden ist.

Die Aufgaben des Reichsverbandes.

(Industrie- und Handelszeitung Nr. 145 vom 24. Juni 1925.)

Der Reichsverband der Deutschen Industrie hat seine diesjährige Mitgliederversammlung nach Köln am Rhein einberufen. Es ist keine festliche Veranstaltung, die dort die Vertreter unserer Industrie zusammenkommen läßt. Es wurden und es werden immer noch in diesen Wochen und Monaten Feste genug gefeiert, obwohl die Zeit hierzu wahrlich nicht geeignet ist. Im eigentlichen Sinne des Wortes waren es aber keine Feiern, die man zum Gedenken der tausendjährigen Zusammengehörigkeit von Rhein und Reich in so großer Zahl begangen hat. Es sollte vielmehr durch diese Veranstaltungen zum Ausdruck kommen, wie tief die Gefühle treuen Zusammenstehens und unlöslichen Verbundenseins in den Herzen der Rheinländer und des deutschen Volkes wurzeln. Rheinlands Schicksal ist Deutschlands Schicksal und Rheinlands Freiheit Deutschlands Freiheit. Aus dieser Erkenntnis heraus sind auch wir gerade in diesem Sommer nach Köln gezogen, um die Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie am deutschen Rheinstrom abzuhalten.

Einigkeit tut uns heute mehr not denn je. Dies zu betonen, halte ich immer wieder für meine vornehmste Pflicht als Vorsitzender der größten und vielseitigsten, rein berufsständischen Organisation im Deutschen Reich. Denn

diesen Gedanken der Einigkeit hat der Reichsverband der Deutschen Industrie in den schwersten Tagen unseres Vaterlandes durch seine Gründung verwirklicht. Im April des Jahres 1919 schlossen sich die beiden bisher getrennt stehenden Spitzenorganisationen der deutschen Industrie zusammen. Es waren der „Centralverband Deutscher Industrieller“, in dem in erster Linie die sogenannte Schwerindustrie vertreten war, und der „Bund der Industriellen“, der vornehmlich die weiterverarbeitenden Industrien zu seinen Mitgliedern zählte. Ferner traten noch eine Reihe bisher selbständiger Fachorganisationen, wie z. B. der Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands, dem neuen Reichsverbände bei. Dieser bildete damit die Verkörperung der gesamten deutschen Industrie in allen ihren Zweigen. Von nun ab besaß diese eine geschlossene Spitzenvertretung, die gegenüber der Reichsregierung und dem Reichstage ihre Wünsche und Pläne einheitlich zum Ausdruck bringen, aber auch gegenüber dem Auslande geschlossen ihre Interessen vertreten konnte.

Zwar wollen auch heute noch nicht die Stimmen verstummen, die da behaupten, daß der Reichsverband vornehmlich „schwerindustriell“ eingestellt sei, daß die Belange der Fertigindustrie nicht genügend zur Geltung kämen. Wie es mit dieser Behauptung in Wirklichkeit bestellt ist, mögen einige Zahlen beweisen. An der Spitze des Reichsverbandes steht ein Präsidium von 34 Köpfen. Von diesen zählen nicht mehr als 10, also nicht einmal ein Drittel, zur sogenannten Schwerindustrie, und der Vorsitzende gehört der chemischen, der erste stellvertretende Vorsitzende der Textilindustrie an. Im Vorstand und dem aus 305 Mitgliedern bestehenden Hauptausschuß liegen die Verhältnisse für die Verfeinerungsindustrie noch günstiger, namentlich seitdem die Vorstandssitze von 90 auf 105 erhöht wurden und bei dieser Vermehrung ausschließlich die verarbeitenden Industriezweige Berücksichtigung fanden. Da nun satzungsgemäß die Beschlüsse des Hauptausschusses einer Dreiviertelmehrheit bedürfen, ist eine Überstimmung der Fertigindustrie durch die Schwerindustrie ganz unmöglich.

Es wäre falsch, wenn man die zwischen den einzelnen Industriezweigen bestehenden Gegensätze wegleugnen wollte. Selbst innerhalb ein und derselben Industriegruppe werden bisweilen sich widersprechende Ansichten laut. Solche Meinungsverschiedenheiten sind aber für jeden, der nur ein wenig Verständnis für die volkswirtschaftlichen Zusammenhänge besitzt, durchaus erklärlich. Es ist begreiflich, daß sich z. B. die eisenschaffende und die eisenverarbeitende Industrie von verschiedenen Gesichtspunkten leiten lassen. Erstere wünscht naturgemäß die Einfuhr von Eisen mit mehr oder minder hohen Zöllen belegt, um sich für ihre Produkte einen möglichst großen und gewinnbringenden Absatzmarkt zu sichern. Letztere dagegen ist bestrebt, die verschiedenen Sorten des von ihr benötigten Eisens auf die billigste Weise zu beziehen, und fordert demgemäß möglichst niedrige Zölle oder gar zollfreie Einfuhr dieser wichtigen Rohstoffe. Ähnliche Beispiele lassen sich noch für eine große Reihe unmittelbar voneinander abhängiger Industriezweige anführen.

Diese auseinanderstrebenden Tendenzen beweisen aber gerade die Notwendigkeit einer einheitlichen Spitzenorganisation der gesamten Industrie. In dem Ausgleich der vorhandenen Meinungsverschiedenheiten und der auftauchenden Gegensätze erblickt denn auch der Reichsverband der Deutschen Industrie seine erste Aufgabe. Es ist ihm bisher in den meisten Fällen gelungen, eine Übereinstimmung unter der großen Zahl seiner Mitglieder herbeizuführen. Es sei nur auf die schwierigen Verhandlungen der Handelspolitischen Kommission des Reichsverbandes verwiesen. Diese wurde vor mehr als Jahresfrist eingesetzt und konnte durch ihre bisherigen Arbeiten über unsere Zoll- und Handelspolitik schon außerordentlich segensreich für die Gesamtheit wirken.

Einigkeit tut not. Und diesen Gedanken zu pflegen und zu fördern, ist auch ein Hauptzweck der Kölner Reichsverbandstagung. Führer unseres Wirtschaftslebens und beste Sachkenner auf den einzelnen Sondergebieten werden in ihren Vorträgen die wirtschaftlich so bedeutungsvollen Probleme der Gegenwart behandeln. Sie werden in großen Zügen auf die Krankheitserscheinungen und Schwächen unseres Wirtschaftskörpers hinweisen. Aus ihren Darlegungen wird sich ergeben, welche Wege im einzelnen unter Wahrung der Gesamtinteressen des deutschen Volkes zu einem Wiederaufbau unserer Wirtschaft einzuschlagen sind, aber auch welche Schwierigkeiten noch überwunden werden müssen, um zu diesem Ziele zu gelangen. Daß wir zunächst einmütig zusammenstehen und alle unsere Kräfte zusammenfassen müssen, darüber darf kein Zweifel bestehen. Der Reichsverband möge auch durch seine diesjährige Tagung von dem ernstesten Streben, das in seinen Reihen lebendig ist, beredtes Zeugnis ablegen, und seine künftigen Taten sollen den Beweis dafür bringen, daß Erkennen viel, der Wille aber alles ist!

Rede anläßlich der Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie in Köln am 24. Juni 1925.

(Nach Stenogramm.)

Meine sehr verehrten Herren!

Mehr denn je ist es heute Pflicht eines jeden Deutschen, seines Vaterlandes in Wort und Tat zu jeder Stunde zu gedenken. Aber ich gestehe, daß mich Verlegenheit ergreift, wenn ich das Wort hierzu nehme. Unzählige Worte aus begeistertem Herzen klangen in den letzten Wochen aus den herrlichen Tälern des Rheins weit hinaus in alle Welt. „Deutsch sind wir am Rhein und wollen deutsch bleiben weitere Jahrtausende.“ Das war der tiefe, heilige Sinn aller dieser Worte. Dem, meine sehr verehrten Herren, etwas hinzuzufügen, ist eine Unmöglichkeit. Wir können diese Worte nur wiederholen und sagen, daß sie auch in unserem Innern mit Herzblut geschrieben stehen. „Deutsch wollen wir sein und bleiben, wir hier am Rhein.“

Und wie setzen wir diese unsere heilige Überzeugung in die Tat um? Uns allen hier, die wir dem Reichsverband der Deutschen Industrie angehören, liegt die Tat mehr denn das Wort. Die deutsche Tat, geboren aus harter, unbeugsamer Arbeit auf streng wissenschaftlicher Grundlage, sie singt uns aus tausend Rädern und Maschinen, gerade auch von den Ufern des Rheinstromes gewaltige Lieder ohne Worte. — Freilich nicht wie früher klingt dieser Sang. Voll tiefer Trauer sehen wir vieles lahmgelegt und sinnlos zerstört. Sinnlos zerstört durch jenen härtesten Vertrag der Welt, jenen sogenannten Friedensvertrag von Versailles. Und noch ist es denen, die uns diesen Vertrag diktiert, nicht genug. Nicht genug der Zerstörung. Die letzte Entwaffnungsnote zeigte es. Meine Herren! Gerade wir, die wir Einblick in die Leistungsfähigkeit unseres Landes haben, wir müssen es immer wieder und wieder betonen: Wir sind entwaffnet. Nicht einmal 1914 waren wir kriegsgerüstet. Wie sollten wir es jetzt nach all den Zerstörungen sein! Nur ein Wahnsinniger kann heute in Deutschland an Krieg denken. Nur ein Törichter kann meinen, wir wären imstande, dies alles in Kürze wieder aufzubauen. Meine Herren! Sie dürfen mir glauben, niemand gesteht die Schwäche seines Landes gerne ein. Und doch halte ich mich für verpflichtet, dem In- und Ausland gegenüber an jeder Stelle und zu jeder Stunde zu sagen: Gesteht es ehrlich zu, ein Krieg für Deutschland ist eine Unmöglichkeit. Wir sind entwaffnet. Die in der Note sogenannten Verfehlungen stehen zu den neuesten Kriegsvorbereitungen des Auslandes etwa in dem Verhältnis wie eine Platzpatrone zu einem 42-cm-Geschoß. Sie sind also gar nicht zu nennen im Vergleich zu dem, was das Ausland, das ebenfalls abrüsten wollte, entgegen dem Sinn des Vertrages von Versailles inzwischen mehr gerüstet hat. Wir rüsteten ab, sie rüsteten mehr. Das ist die reine, lautere Wahrheit.

Aber zurück zur Tat. Meine Herren! Was Deutschland groß und mächtig gemacht hat, das waren seine Friedenstaten. Die ganze Welt kannte sie, und die ganze Welt muß sie wieder kennen lernen. Mit dem Bestehenden müssen wir rechnen. Auf dem Bestehenden, so hart wie es ist, müssen wir wieder aufbauen. Schalten wir das dem Deutschen so liegende: „Hätte und Wenn“ aus. Arbeiten wir denn!

„Der Mensch ist für die Arbeit geboren und mein Volk muß arbeiten“, so sagte der Preußenkönig Friedrich der Große. Mehr denn je treffen diese Worte heute für uns zu. Wir müssen arbeiten, Hand in Hand arbeiten. Nicht mit Worten. Die Tat, die ernste, friedliche Tat, soll allein für uns reden. So nur werden wir wieder frei. So nur wird unser Deutschland wieder den ihm zustehenden Ehrenplatz in der Welt einnehmen.

Alle meine Gefühle aber werden am besten durch die schönen Worte Ernst von Wildenbruchs ausgedrückt, die lauten:

„Jetzt ist nicht Zeit zu wählen,
Nicht Zeit für die Partei,

Jetzt ist es Zeit, zu fühlen,
Daß eins das größte sei:
Das Land, aus dessen Schoße
Uns Leib und Geist erstand,
Das heilige, das große,
Das deutsche Vaterland!“

Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie in Köln am 24. und 25. Juni 1925.

(Aus dem gedruckten Bericht über die Mitgliederversammlung.)

Begrüßung.

Meine sehr verehrten Herren! Willkommen, herzlich willkommen am schönen deutschen Rhein, in Rheinlands althehrwürdiger Metropole, deren Oberhaupt uns eingeladen, die diesjährige Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie in dieser prächtigen, für unsere Zwecke so hervorragend geeigneten Messehalle abzuhalten. Dafür der Stadtverwaltung innigen, aufrichtigen Dank zu sagen, ist mir angenehme Pflicht.

Mit Sicherheit hatten wir erwartet, daß Köln frei von Besatzung, daß entsprechend den Bestimmungen des Versailler Vertrags am 10. Januar die erste Zone des rheinischen Gebiets geräumt sein würde. Das ist zu unserem allergrößten Schmerz wider Recht und Gerechtigkeit nicht geschehen. Erst nach sechs Monaten haben die Ententemächte es für gut befunden, die Fortdauer der Besatzung damit zu „rechtfertigen“, daß Deutschland noch nicht vollkommen abgerüstet habe. Für eine derartige Vertragswidrigkeit ist noch selten eine so schwache und fadenscheinige Begründung gegeben worden. Jeder Kenner der Verhältnisse, vor allem aber jeder von uns Vertretern der Industrie weiß, daß Deutschland faktisch restlos entwaffnet ist und keinen Krieg mehr führen kann. Wir müssen deshalb gegen derartige Unterstellungen schärfsten Protest einlegen und als unser gutes Recht fordern, daß auch unsere Gegner ihre vertraglichen Verpflichtungen erfüllen; dies um so mehr, als sie selbst mit ihrer Entwaffnung noch nicht einmal begonnen haben, obgleich es im Vertrag ausdrücklich festgelegt ist. Der Reichsverband der Deutschen Industrie wird deshalb, entsprechend einem gestern gefaßten Vorstands- und Hauptausschußbeschuß, in der morgen früh stattfindenden geschäftlichen Sitzung in einer besonderen Entschlieuung zu der Entwaffnungsnote Stellung nehmen. Diese Entschlieuung soll lauten:

„Der zu seiner Jahresversammlung in Köln zusammengetretene Reichsverband der Deutschen Industrie drückt seine tiefe Sorge über die außenpolitischen Ereignisse, insbesondere die von der Entente überreichte Entwaffnungsnote, aus. Der in dieser Note zutage getretene Geist verrät nicht den Willen zu gemeinsamem friedlichen Wiederaufbau der Völker unter Einfluß Deutschlands. Er erstrebt vielmehr die erneute unnötige Zerstörung

großer Wirtschaftswerte und hindert die deutsche Industrie in ihrem Willen, des Vaterlandes wegen, an der Abwälzung der uns auferlegten Lasten nach Kräften mitzuarbeiten. Nur im Glauben an eine wahrhaft friedliche Entwicklung können sich alle Kräfte in diesem Sinne regen. Die angeblich noch nicht vollendete Abrüstung, welche den Tatsachen zuwider behauptet wird, bildet außerdem den Vorwand für die Verzögerung der Räumung besetzter Landesteile. Der Reichsverband schließt sich den von den deutschen Brüdern an Rhein und Ruhr wegen dieser schweren Enttäuschung erhobenen Protesten einmütig an." (Bravo!)

Wir tagen leider noch im besetzten Gebiet und müssen darauf die gebührende Rücksicht nehmen. Wir sind noch nicht wieder frei. Um so mehr gilt unser erster Gruß dem neuen Oberhaupt des Deutschen Reiches, dem Reichspräsidenten von Hindenburg (Zurufe: Bravo!), dem wir auch von dieser Stelle aus unsere herzlichsten Glückwünsche übermitteln wollen. Wir haben das felsenfeste Vertrauen zu ihm, daß er das ihm von der Mehrheit des deutschen Volkes anvertraute höchste und ehrenvollste Amt unparteiisch und gerecht, niemandem zu Liebe und niemandem zu Leide, vollkommen neutral nach jeder Richtung hin, verwalten und führen wird. Er wird sicherlich alles, was menschenmöglich ist, tun, um dem deutschen Volk zu helfen, aus der Dunkelheit und den Niederungen, in denen es nach dem verlorenen, von uns nicht gewollten Krieg und dem uns dann aufgezwungenen Frieden von Versailles noch viele Jahre zu wandeln gezwungen ist, doch endlich einmal wieder zu der früheren glücklichen und sonnigen Höhe emporzusteigen. Ich schlage Ihnen vor, das folgende Telegramm an den Herrn Reichspräsidenten abzusenden:

„Reichspräsident von Hindenburg, Berlin.

Die in Rheinlands Metropole tagende Versammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, zu der alle Zweige der vielgestaltigen deutschen Industrie aus allen Stämmen und Gauen des Reiches mehr als 1500 Vertreter entsandt haben, übermitteln Eurer Exzellenz herzlichste Glückwünsche und ehrerbietigste Grüße.“

(Zurufe: Bravo!)

Unser zweiter, nicht minder herzlicher Glückwunsch und Gruß soll der schönen Rheinprovinz gelten, die soeben ihre Jahrtausendfeier beendete. Bei dieser Gelegenheit hat sich gezeigt, daß das schwere Leid, das die rheinische Bevölkerung nun schon fast sieben Jahre infolge der Besatzung tragen mußte, die Liebe zum deutschen Vaterland nicht im geringsten gemindert, sondern eher gesteigert, verinnigt und vertieft hat. Man mag die Rheinländer schelten ob der vielen Feste, die nun schon seit Wochen bald hier, bald dort aus Anlaß der tausendjährigen Zugehörigkeit zum Deutschen Reich gefeiert wurden. Wer aber die eine oder andere oder gar alle diese schönen Ausstellungen und feierlichen Veranstaltungen gesehen und miterlebt hat, wird sicherlich ergriffen gewesen sein von dem tiefen Ernst und der großen Würde, die

trotz angeborener Freude und Fröhlichkeit der rheinischen Bevölkerung überall zutage traten und in den letzten Tagen auch im unbesetzten Gebiet und im ganzen Deutschen Reich Widerhall fanden. Wir müssen eben an ideellen Kräften gewinnen, und verstärken, was wir an materieller Kraft verloren haben. Das ist hier geschehen. „Durch Druck und Drang kam heller Klang.“

Nunmehr herzlichen Dank unseren lieben Ehrengästen und Gästen dafür, daß sie in so großer Zahl unserer Einladung gefolgt und hier erschienen sind. Wir hatten sicher gehofft, als Vertreter der Reichsregierung den Herrn Reichsaußenminister Dr. Stresemann und den Herrn Reichswirtschaftsminister Dr. Neuhaus unter uns zu sehen; beide hatten zugesagt, beide sind aber nach mir zugegangener telegraphischer Nachricht wegen wichtiger Ministerbesprechung verhindert, teilzunehmen. Herr Reichsminister Dr. Neuhaus hatte mir dann telegraphiert, daß er morgen hier eintreffen wolle, um wenigstens den letzten Tag noch bei uns zu sein. Doch auch das wurde durch eine Vertagung der Ministerbesprechung vereitelt. Die Reichsregierung hatte zuerst Herrn Staatssekretär Hagedorn vom Reichsernährungsministerium mit ihrer Vertretung beauftragt. Auch er hat absagen müssen, desgleichen Herr Ministerialdirektor Schäffer vom Reichswirtschaftsministerium. Die Vertretung des Reiches hat deshalb der preußische Handelsminister Herr Dr. Schreiber übernommen, den ich hiermit ganz besonders herzlich begrüße. Ich begrüße ihn aber gleichzeitig auch als den Vertreter der preußischen Landesregierung, und grüße damit zugleich die Vertreter der anderen deutschen Länder, die heute und morgen unter uns weilen. Endlich begrüße ich die Vertreter der rheinischen Provinzialbehörden sowie die Vertreter der Stadt Köln, an ihrer Spitze Herrn Oberbürgermeister Dr. Adenauer. Endlich übermittle ich den Vertretern der Spitzenverbände und Spitzenorganisationen, mit denen wir in langjähriger Freundschaft verbunden sind, herzlichen Gruß.

Schließlich gestatten Sie mir noch, daß ich nicht minder herzlich auch die Vertreter der Presse willkommen heiße und hier gleichzeitig einige Worte anfüge. In großer Zahl sind auch sie hier erschienen, um ihres wichtigen, aber auch verantwortungsvollen Amtes zu walten. Sie sind im bildlichen Sinne die besten Lautsprecher jeder Versammlung und Veranstaltung. Wir sind uns der Bedeutung der Presse aller Richtungen und Schattierungen als fünfter Großmacht, wie sie Napoleon I. einmal genannt hat, voll bewußt. Unsere Geschäftsführung bringt ihr vollstes Verständnis und Vertrauen entgegen und wird alles tun, um ihr nicht nur mit offenkundigen, sondern auch mit vertraulichen Berichten zu helfen. Wir bitten nur, in der traurigen Lage, in der unser Vaterland und unsere Wirtschaft sich befinden, mehr Rücksicht als früher zu nehmen und nicht nur solche Nachrichten zu verbreiten, deren Richtigkeit verbürgt ist, sondern auch diese nur dann, wenn ihr Bekanntwerden uns keinen Schaden bringt. Die Presse muß auch warten, und sie muß auch schweigen können.

Nach dem Willkommengruß, den wir, die Mitglieder des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, unseren Gästen zugerufen haben, begrüße ich nun-

mehr Sie, die Mitglieder selbst, und darunter zu unserer besonderen Freude den Ehrenvorsitzenden des Präsidiums, Herrn Dr. Sorge, dem Sie morgen in der geschäftlichen Sitzung — so zweifle ich nicht — die ihm vom Präsidium, Vorstand und Hauptausschuß angebotene Ehrenmitgliedschaft des Reichsverbandes der Deutschen Industrie auch Ihrerseits, wie es die Satzung vorschreibt, übertragen werden.

Ihnen allen danke ich für das große Interesse, das Sie durch Ihr zahlreiches Erscheinen unseren Aufgaben und Beratungen entgegenbringen. Aus allen Gauen des Deutschen Reiches und aus allen Zweigen unserer vielgestaltigen Industrie sind Sie, die Vertreter der verschiedenen Fachgruppen, Verbände und Firmen nach Köln zu unserer Hauptversammlung gekommen, nicht etwa um hier Feste zu feiern, sondern um mit uns feste zu arbeiten. Zur Zeit werden leider, aus Anlaß der zahlreichen Jubiläen, die in das Jahr 1925 fallen, allzu viele Feste und diese allzu lange und allzu gründlich gefeiert. Weise Beschränkung darin wäre besser; ich empfehle sie dringend.

Meine Herren Gäste und Mitglieder! An Ihre Arbeitskraft und Geduld stellen wir diesmal sehr große Anforderungen. Die Tagesordnung und das Vortragsprogramm, das wir Ihnen unterbreitet haben, ist so reichhaltig wie selten zuvor und auch sehr interessant. Die ersten und besten Sachverständigen auf den verschiedenen Wirtschaftsgebieten haben sich bereitgefunden, uns aus dem reichen Schatz ihrer Kenntnisse und Erfahrungen über die wichtigsten Fragen des Tages zu berichten. Wie ein roter Faden zieht sich durch alle diese Vorträge der Gedanke hindurch, daß wir unsere Produktion steigern, unseren in- und ausländischen Absatz mehren, gute Qualitätsware billig herstellen und billig verkaufen müssen. Schon im voraus sei allen Vortragenden wärmster Dank für ihre Mühewaltung im Interesse unseres Reichsverbandes abgestattet.

Zum Schluß noch ein Wort des Dankes an den Verband Rheinischer Industrieller und im besonderen an seinen Geschäftsführer Herrn Dr. Mayer und seinen Mitarbeiter Herrn Dr. Rustmann, die alle Mühe und Sorge der Vorbereitung unserer großen Versammlung auf sich genommen und allen Wünschen nach Unterkunft und Fürsorge für unsere Mitglieder gerecht geworden sind.

Bevor wir nun in die Tagesordnung eintreten, erteile ich Herrn Minister Dr. Schreiber das Wort.

* * *

Nach den Begrüßungsreden der Herren Minister Dr. Schreiber, Oberbürgermeister Dr. Adenauer und Exzellenz Oscar von Miller hielt C. Duisberg folgende Rede:

Die wirtschaftliche Lage der deutschen Industrie.

Gestatten Sie, daß ich allerherzlichsten Dank den Herren Vertretern des Reiches, der Länder, der Stadt und nicht zuletzt auch Herrn Oscar von Miller abstatte. Wir versprechen Ihnen, daß die deutsche Industrie, ins-

besondere der Reichsverband der Deutschen Industrie, seine ganze Kraft einsetzen wird, um mitzuwirken beim Wiederaufbau unseres lieben deutschen Vaterlandes.

Meine sehr verehrten Herren! Es ist das erstemal, daß ich als vom Präsidium erwählter Vorsitzender vor Ihnen stehe. Sicherlich haben Sie gehört, wie schwer es mir geworden ist, dieses zwar ehrenvolle, aber außerordentlich arbeitsreiche und verantwortungsvolle Amt zu übernehmen, noch dazu neben meiner geschäftlichen Tätigkeit, die mich, zumal in diesen Zeiten der Depression, voll und ganz in Anspruch nimmt. Dank einer unter den Mitgliedern des Präsidiums vorgenommenen Arbeitsteilung wird es mir hoffentlich gelingen, den Vorsitz so erfolgreich zu führen, wie es für den Reichsverband der Deutschen Industrie und die ihm angeschlossenen Verbände, Fachgruppen und Firmen mehr denn je zuvor nötig ist.

Sie werden aber sicherlich und mit Recht wissen wollen, wie denn ich persönlich zu den Fragen der Politik, der Wirtschaft und der Sozialpolitik, und nicht zu vergessen zu den großen Fragen des Tages stehe, wie ich endlich auch die Lage unserer Wirtschaft beurteile. Ich fühle mich daher verpflichtet, hier vor Ihnen, der Mitgliederversammlung, gewissermaßen mein Glaubensbekenntnis auf diesen verschiedenen Gebieten abzugeben.

Daß ich parteipolitisch neutral bin, keiner politischen Partei angehöre, setze ich als bekannt voraus. Das ist, so werden Sie sagen, für den Leiter eines großen Verbandes ein Fehler. Es wäre sicherlich besser, ich wäre Parteipolitiker, also, wie es mein Vorgänger war und noch ist, Mitglied des Reichstages, um die Interessen der Industrie an der Stelle, wo die endgültige Entscheidung fällt, persönlich zu vertreten. Abgesehen davon, daß dazu, will man Einfluß haben, viel Zeit erforderlich ist und so temperamentvolle Menschen, wie ich einer bin, an sich schon sehr schlechte Parteipolitiker sind, hat es auch etwas Gutes, vollkommen ungebunden und frei zu sein, allen Fragen neutral gegenüberzutreten zu können und der Parteien Gunst und Haß nicht unterworfen zu sein. In unserer Zeit, wo wir an einer Überzahl von Parteien leiden, die noch dazu sehr oft in sich uneinig sind, ist das besonders bedeutungsvoll.

An parlamentarischen Abenden, zu denen wir alle der Industrie angehören und ihr nahestehenden Mitglieder des Reichstages und des Preußischen Landtages laden, haben wir schon seit meinem Amtsantritt und wollen wir auch in Zukunft die großen Wirtschaftsfragen, wenn sie im Parlament zur Entscheidung reif sind, erörtern, und so unsere sachverständige Meinung, und lediglich diese, dabei zur Geltung zu bringen suchen.

Das wichtigste in unserer traurigen Lage ist ein machtvoller Staat, eine starke und energische Regierung. „Der bestverwaltete Staat ist nun einmal der beste Staat.“ Dabei hängt das Staatswohl nicht davon ab, ob er monarchisch oder republikanisch regiert wird, sondern davon, wie er regiert wird, davon, ob die Regierung das Wohl des Ganzen als oberstes Gesetz anerkennt und über allen persönlichen Interessen steht. Ist das aber

der Fall, dann muß nach Fichte „jede gute Regierung das Ziel haben, sich selbst überflüssig zu machen“ oder mit Goethe „ist dann diejenige Regierung die allerbeste, die uns lehrt, uns selbst zu regieren“. Das nationale Schicksal ist auch das Schicksal unserer Wirtschaft, ist jedes einzelnen Schicksal.

Der Presse, deren Bedeutung ich schon vorhin anerkannt habe, wollen wir uns mehr als bisher widmen, und ihr das reiche Material, das in und bei unseren zahlreichen wissenschaftlichen Mitarbeitern und Spezialisten auf den verschiedensten Gebieten vorhanden ist, zur Verfügung stellen, um damit auch unsererseits, mehr als in der Vergangenheit, aufklärend in der Öffentlichkeit zu wirken.

Will man nun, was man tut, gründlich tun — getreu meinem Spruch „Ganz oder gar nicht“ —, so mußte ich bei der Übernahme des Vorsizes die bisher zwischen dem „Reichsverband der Deutschen Industrie“ und der „Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände“ bestehende Personalunion aufgeben. Unser Freund und Kollege Geheimrat Ernst v. Borsig ist Nachfolger des Herrn Dr. Sorge in der „Vereinigung“ geworden, und, wie er Mitglied des Präsidiums im „Reichsverband“ geblieben ist, so bin ich Mitglied des Vorstandes der „Vereinigung“ geworden, habe mir aber dabei volle Freiheit und Unabhängigkeit in allen Fragen der Sozialpolitik vorbehalten.

Wirtschaft und Sozialpolitik gehören untrennbar zusammen. Keine von beiden darf ohne die andere sein. Die Wirtschaft soll und muß Sozialpolitik treiben, die Sozialpolitik aber auch weitgehende Rücksicht auf die Wirtschaft nehmen. Als Begründer und langjähriger Vorsitzender eines der ersten Arbeitgeberverbände im Deutschen Reich, desjenigen im bergischen Industriebezirk, im Wuppertal, habe ich in jüngeren Jahren allen Fragen der Sozialpolitik theoretisch und praktisch so nahe wie nur möglich gestanden. Daß mein Herz auch heute noch erfüllt ist von sozialpolitischem Fühlen und Empfinden, wird Ihnen hoffentlich der morgige Besuch in Leverkusen zeigen. Mit Ford bin ich darüber einig, daß, wenn wir Industrielle nicht dazu beitragen, das soziale Problem der Lösung näherzubringen, wir unsere vornehmste Aufgabe unerfüllt lassen.

Doch direkt aktiv sollen sich der Sozialpolitik die jüngeren Wirtschaftler mit großem Idealismus und unermüdlicher Begeisterungsfähigkeit widmen, während dem reiferen Alter mit mehr Ruhe und Bedacht und auf Grund reicher Erfahrung die Fragen der Wirtschaft zu überlassen sind.

Ich lege den allergrößten Wert darauf, als Vorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen Industrie wie politisch so auch sozialpolitisch nach keiner Richtung hin belastet und festgelegt zu sein. Bei den Kämpfen, wie sie auf sozialpolitischem und wirtschaftlichem Gebiet bei der ungünstigen Lage unserer Industrie zukünftig leider wieder häufiger vorkommen werden, möchte ich neutral und frei sein, um vermitteln und vorhandene Gegensätze versöhnen zu können.

Darüber aber ist kein Zweifel, daß die deutsche Wirtschaft nur bestehen

und ihre Pflichten erfüllen kann, wenn die Lasten begrenzt werden, die sie an Gehältern, Löhnen, Steuern, Frachten und nicht zuletzt an den sozialpolitischen Auflagen zu tragen hat.

Wir haben den Krieg verloren, die Regierung hat den Vertrag von Versailles unterschrieben, deshalb sind wir an ihn gebunden. In diesem Plan sind der deutschen Industrie direkt durch die Eisenbahnverpflichtungen und durch höhere Steuern Reparationsleistungen auferlegt, die wir nur durch eine Steigerung unserer Ausfuhr erfüllen können. Wir müssen also billig produzieren, und gute Qualitätsware liefern. Das können wir nur, wenn nicht weniger, sondern mehr als vor dem Kriege geleistet wird. Damals waren wir auf der höchsten Höhe unserer wirtschaftlichen Entwicklung; wir waren mächtig und wohlhabend. Heute sind wir ein armes Volk ohne Macht, das nicht nur Kolonien und Länder mit reicher landwirtschaftlicher Besiedelung, sondern auch Rohstoffquellen aller Art und 120 Milliarden Vermögen verloren hat. Unser Kapital ist wie Schnee vor der Sonne dahingeschmolzen, unsere Wirtschaft ist blutleer geworden.

Ich sagte: Wir müssen mehr leisten, wir, d. h. alle ohne Ausnahme, die mit der Hand oder mit dem Kopf zu arbeiten instande sind. Mehr leisten heißt an sich auch noch nicht länger oder schwerer arbeiten als vor dem Kriege. Prinzipiell bin ich kein Gegner der achtstündigen Arbeit, zumal nicht bei ununterbrochenen Betrieben. Voraussetzung aber für die Verkürzung der Arbeitszeit auf acht Stunden ist mindestens die gleiche Leistung wie früher bei längerer Arbeitszeit, also die Möglichkeit der Intensivierung. Glück und Wohlstand lassen sich nur durch eifrige und ehrliche Arbeit gewinnen.

„Nichts unterhält so gut die Sinne mit der Pflicht im Frieden, als fleißig sie durch Arbeit zu ermüden.“

„Nur der werktätige Glaube an das Evangelium der Arbeit erhält, wie den einzelnen Menschen, so auch ganze Völker gesund und tüchtig.“

„Gehen schlechter die Geschäfte, so verdoppele deine Kräfte.“

Die deutschen Gewerkschaften aller Richtungen, deren Führer an sich ein leicht begreifliches Interesse daran haben, nur die Löhne und Gehälter zu steigern und die Arbeitszeit zu kürzen, müssen es nunmehr als ihre vornehmste Pflicht betrachten, zusammen mit den Arbeitgebern auf eine Steigerung der Produktion bei unverändert guter Qualität bedacht zu sein. Dann bringt Arbeit Segen, dann ist auch die Lohn- und Gehaltsfrage nicht von solch ausschlaggebender Bedeutung, wie dies leider heute bei uns noch der Fall ist. Hierdurch allein ist die Möglichkeit für eine Besserstellung des Arbeiterstandes gegeben, die auch wir ernsthaft erstreben.

Daneben müssen wiederum die Arbeitgeber begreifen und sich danach richten, daß sie die Dienstleistung über den Gewinn zu stellen haben. Der Gewinn soll nicht die Basis, sondern das Resultat der Dienstleistung sein. Ersparnisse durch Verbesserung im Betrieb dürfen nicht den Gewinn des Unternehmens erhöhen, sondern müssen durch Verbilligung des Produkts der

Allgemeinheit zugute kommen und damit den Innen- und Außenabsatz heben.

Neben Verdienst, Gehalt und Lohn spielen die exorbitant hohen Steuern und die auch heute noch für viele Rohmaterialien viel zu hohen Frachten bei der Produktion eine entscheidende Rolle. Wir dürfen zukünftig Steuern nur noch aus dem Ertrag der Wirtschaft und nicht mehr aus der Substanz zahlen. Wir können aber auch nicht, wie es im vergangenen Jahr vielfach der Fall war, und leider auch in der ersten Hälfte dieses Jahres noch geschehen ist, das Fünf-, Sechs- oder Achtfache der Friedenssteuerbeträge an das Reich, die Länder und Gemeinden abführen.

Alle drei, nicht nur das Reich, vor allem auch die Länder und am meisten die Gemeinden, von denen viele furchtbar gesündigt haben und noch sündigen, müssen ihre, die Vorkriegsbeträge erheblich übersteigenden Ausgaben weit unter die früheren Friedenssätze bringen. Gern wollen wir anerkennen und auf Besserung bedacht sein, daß den Gemeinden und Ländern vom Reich manche Aufgaben zu Unrecht aufgebürdet sind, für die sie ihrer Verschiedenartigkeit in Fundament und Aufbau nach nicht geeignet sind, z. B. die Fürsorge für Polizeischulen, Sozialrentner, Kriegsinvaliden, Arbeitslose und Arbeitsunfähige. Hätten die Gemeinden in ihren Bezirken lediglich deshalb die Gewerbe-, Grund- und Gebäudesteuer ins Unglaubliche gesteigert, so könnte man ihnen verzeihen. Das ist aber nicht der Fall. Sie sind in letzter Zeit alle im Gelde geschwommen und haben das Geld scheffelweise ausgegeben. Die einen zahlten, unter Verschiebung der Beamten in höhere Stufen, zu hohe Gehälter und für die Kommunalarbeiter zu hohe Löhne, die anderen gaben für hygienische, sanitäre und charitative Einrichtungen aller Art, wie Badeanstalten, Krankenhäuser, Lungenheilstätten, Erholungsheime, Parkanlagen, Stadions, Kraftwerke viel Geld aus. Ein solch armes Volk, wie das deutsche es geworden ist, kann sich derartige Ausgaben überhaupt nicht mehr leisten. Wir müssen uns, so unangenehm es auch ist, weitgehende Beschränkung auferlegen.

Wir müssen an allen Ecken und Enden sparen. An Stelle der weitverzweigten Dezentralisation mit Doppelarbeit bei vielen Verwaltungen und Betrieben müssen wir wieder Menschen sparende Zentralorganisationen setzen. Sparen aber müssen wir nicht nur an menschlicher Energie, sondern auch durch weitgehende Umstellung, Umänderung, Verkleinerung, sowie durch scharfe Meßkontrollen an mechanischer Energie, an Licht, an Kraft, an Wärme, und vor allem nicht zu vergessen auch an Kapital.

Schon im Jahre 1781 schrieb der französische Finanzminister Necker an den König von Frankreich:

„Eines der gefährlichsten und verkehrtesten Hilfsmittel ist das, in blindem Vertrauen einige vorübergehende Unterstützungen zu suchen und Anleihen zu machen, ohne die Zinsen dazu entweder durch Mehreinnahmen oder durch Ersparnisse sichergestellt zu haben. Eine solche Verwaltung besteht zwar, weil sie den Augenblick der Verlegenheit hinausschiebt, aber sie

vermehrt das Übel und vergrößert den Abgrund.“ Dieser Leitsatz gilt auch heute noch, und den sollten sich nicht nur die Kommunalverwaltungen, sondern auch die Wirtschaftler merken.

Damit wir wieder in Deutschland zu Wirtschaftsblut, zu Kapital kommen, das uns überall fehlt, dürfen wir nicht jede Mark, die wir einnehmen, sogleich wieder ausgeben. Jeder gibt heute mehr Geld aus als vor dem Kriege, lebt über seine Verhältnisse. Unser Volk hat sich noch nicht von der großen Zahl aus der Inflationszeit freimachen können. Alles erscheint ihm billig, weil es früher dafür so große Summen in Papiermark bezahlt hat. Dabei ist das meiste, was wir kaufen, viel teurer als vor dem Kriege. Pfennige, mit denen wir früher gerechnet haben, kennt man überhaupt nicht mehr. Wir müssen also dem deutschen Volk nicht nur zurufen:

„Arbeiten lehrt, wie man gegen Not sich wehrt“, sondern auch einfacher leben und wieder sparen. Jeder entbehrliche Groschen muß zurückgelegt werden, damit er der deutschen Wirtschaft als Kapital zufließt und sich im Interesse des Sparers zinsbringend betätigen kann.

Was nun den Absatz anbetrifft, so bedeutet der innere Markt die sicherste, gleichförmigste und dauerndste Nachfrage. Wir müssen ihn also in erster Linie ins Auge fassen und durch billige und gute Ware den Eigenkonsum zu steigern suchen.

Hierbei spielt nicht nur die Industrie und die in ihr tätige Beamten- und Arbeiterschaft mit ihren Familien eine Rolle, sondern vor allem auch die Landwirtschaft; ihr müssen wir helfen, wo immer wir können, vorausgesetzt natürlich, daß auch sie uns nicht im Stiche läßt. An Stelle des Kampfes und Streites, der früher wiederholt Industrie und Landwirtschaft getrennt hat, ist deshalb von uns bewußt Friede und Freundschaft gefördert worden. Allerdings muß auch die Landwirtschaft sich ihrer großen allgemeinen Aufgaben bewußt sein. Sie muß jeden ihr zugeführten Vorteil nicht als selbstverständlich und als Selbstzweck betrachten, sondern als Mittel zur Kräftigung ihrer Leistungsfähigkeit zum Besten aller, die durch sie Nahrung und Unterhalt finden.

Durch Intensivierung — durch Nutzbarmachung der neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse, durch Ersatz der menschlichen und tierischen Energie, durch motorische Kräfte und Maschinen — kann sie tatsächlich so viel mehr produzieren, daß dann das deutsche Volk im wesentlichen von den Erzeugnissen des deutschen Bodens leben kann. Was das aber auch für unsere Handelsbilanz durch Verminderung der Einfuhr bedeutet, sei hier nur kurz gestreift.

Auch mit dem Handwerk müssen und wollen wir treu zusammenstehen. Seine Bedeutung liegt in der Pflege der Qualitätsarbeit und des Nachwuchses einer gewerblichen Hand- und Kunstfertigkeit. Der große, dem Handwerk innewohnende Wert muß dem Ziel der allgemeinen Wirtschaftsförderung untergeordnet werden.

Endlich der Handel. Unsere Beziehungen zu ihm sind aus der Natur unserer Funktion als Produzenten vorgezeichnet. Für viele unserer Produkte ist der Handel der alleinige Träger des Absatzes. Das gilt sowohl für den Verbrauch im Inlande als auch für den Groß- und Kleinhandel. Für die Ausfuhr kommt dabei wesentlich nur der Großhandel in Betracht. Wenn wir auch gewillt sind, weitestgehendes Verständnis für die Schwierigkeiten des Handels zu hegen, so müssen wir doch erwarten, daß auch der Handel und gerade er seine Verkaufsunkosten verkleinert, von der Berechnung von Risikoprämien absieht und sich mit geringem Nutzen begnügt. Was hilft es der Industrie, wenn sie die Produktion mit heißem Bemühen, wie es oft nicht anders möglich, nur um wenige Prozent verbilligt, dann der Handel die Ware so verteuert, daß sie auf dem Wege zum Konsumenten eine Preissteigerung von 30—50, ja sogar 70 Prozent und mehr der Fabrikationskosten erfährt.

Bei dem Zusammenarbeiten mit diesen und anderen Spitzenorganisationen, mit denen wir überall in freundschaftlichen Beziehungen stehen und die, wie wir, das Ziel verfolgen, nicht nur die Einzelinteressen zu fördern, sondern auch der Allgemeinheit zu dienen, ergeben sich natürlich nicht immer übereinstimmende Auffassungen über wichtige allgemein-wirtschaftliche Fragen.

Da ist in erster Linie die Zollpolitik, bei der Handel und Handwerk mehr die freihändlerische Tendenz vertreten, während wir mit der Landwirtschaft zusammen zur Zeit mehr für Schutzzölle sind. Wir haben es aber im Reichsverband der Deutschen Industrie durch unsere Handelspolitische Kommission erreicht, daß die meisten Schutzzollsätze sehr mäßig geblieben sind, und daß da, wo wirklich Gegensätze zwischen Rohstoffproduzenten und Fertigfabrikanten auftauchten, sie, von nur wenigen Ausnahmen abgesehen, beigelegt und beseitigt werden konnten. Durch die sogenannte Kleine Zollvorlage, die jetzt im Reichstag zur Beratung steht, wird nur eine vorläufige Regelung vorgenommen, bei der, selbst wenn irgendwo Unrecht geschieht, eine spätere Berichtigung möglich ist.

Auch in der Kartellfrage sind die Meinungen geteilt. Wir haben aber durch unsere Kartellstelle eine Organisation geschaffen, in der Klagen geprüft und Auswüchse beseitigt werden, und hoffen, daß dies zur Beruhigung beitragen wird. Die deutsche Wirtschaft kann Kartelle und Syndikate nicht entbehren.

In der Aufwertungsfrage endlich sind die wirtschaftlichen Spitzenorganisationen alle ohne Ausnahme wieder einer einheitlichen Meinung. Sie sehen in der leider von den Politikern versprochenen und von der Regierung nicht genügend bekämpften Erhöhung der Aufwertungsquote eine große Gefahr für unsere gesamte Wirtschaft und besonders auch für die Landwirtschaft. Es wird neue Unruhe in alle gewerblichen Kreise hineingetragen. Neue Zahlungseinstellungen und Prozesse werden folgen, und das Unrecht, das der Krieg und die Inflation so vielen zugefügt haben, wird nicht beseitigt,

sondern nur auf andere abgewälzt. Wir haben alles getan, was möglich war, diesen wirtschaftlichen Unsinn durch Rücksprache mit den Politikern zu verhindern. Denn Unsinn ist es, meine Herren, wenn man einem Schiff, das ein großes Leck bekommen hat — mit einem solchen kann man unsere Wirtschaft nach dem verlorenen Krieg vergleichen —, statt ihm Ballast zu nehmen und es flott zu machen, neuen Ballast zufügt und es dann sicher und bewußt zum Sinken bringt. Untergehen aber werden wieder weitere Wirtschaftskreise, ohne daß die Gesamtwirtschaft von den Neuentschädigten Nutzen empfängt.

Was nun endlich und zum Schlusse die augenblickliche Lage unserer industriellen und damit auch der gesamten Wirtschaft anbetrifft, so ist diese leider sehr dunkel und trübe. Wir können unsere Ausfuhr nicht in dem Maße steigern, wie wir dies gerne wollen und wie wir sie, um den Dawesplan durchzuführen, auch steigern müssen. Der Industrialisierung der deutschen Wirtschaft sind weltwirtschaftlich, zunächst wenigstens, bestimmte Grenzen gezogen. Viele neue Fabriken sind während des Krieges im Ausland entstanden, besonders auf Gebieten, auf denen wir, wie auf dem chemischen — dem Farbstoff- und dem pharmazeutischen Gebiet —, aber nicht minder auch auf dem elektrischen und dem optischen, fast allein herrschend waren. Diese Länder, die sich noch dazu mit hohen Zollschutzmauern umgaben, decken jetzt ihren Bedarf in diesen Waren selbst. Das schon bedeutet einen großen Ausfall in unserer Handelsbilanz. Dazu kommt, daß große Konsumgebiete, die wir früher versorgten, vor allem im Osten, aber auch in manchen anderen notleidenden Ländern, ausgefallen sind, so daß der Gesamtverbrauch der Welt erheblich verringert ist. Also die Ausfuhr läßt sich, selbst wenn wir günstige Handelsverträge bekommen sollten — was, soweit ich sehen kann, wenigstens bei den vorläufig zu treffenden Abkommen nicht einmal der Fall ist —, nur wenig steigern. Dazu kommt, daß neuerdings auch das bisher ganz freihändlerische England auf manchen Gebieten zum Hochschutzzoll übergegangen ist.

Und nun die Einfuhr. Sie ist in diesem Jahre selbst bei den Fertigfabrikaten gewaltig gestiegen. Dadurch hat sich die Passivität unserer Handelsbilanz, die im ganzen vorigen Jahre schon 2,7 Milliarden betrug, allein in den ersten 4 Monaten dieses Jahres auf 2 Milliarden erhöht. Wenn das so weitergeht, wird sie im Jahre 1925 5—6 Milliarden betragen. Die Einfuhr muß also kleiner werden; wir können sie nicht mehr bezahlen. Im Inland ist kein flüssiges Geld mehr vorhanden und das Ausland wird uns keine Kredite mehr geben, um sie zum Bezuge von Auslandswaren zu verwenden. Was bedeutet das aber für unsere Wirtschaft? Stillstand der Produktion, Arbeitslosigkeit und Zusammenbruch vieler Unternehmungen. Und das alles im Stadium und im Jahre der Erholung, die uns der Dawesplan gegeben, damit wir nachher um so mehr leisten sollen. Dabei handeln unsere Gegner, die diesen Plan gutgeheißen und sich von ihm soviel für die Förderung ihrer Finanzwirtschaft versprochen, so wenig klug. Entweder sie verstehen wenig oder gar nichts von Wirtschaft, oder sie wollen uns bewußt schädigen, daß sie, wie bei der Entwaffnungsnote geschehen, der deutschen Industrie neue große Ver-

pflichtungen und die Zerstörung von nur der Friedensarbeit dienenden Gebäuden, Maschinen und Einrichtungen auferlegen wollen. Daß es sich hierbei um hohe Werte handelt, wissen unsere Gegner genau. Sie wissen auch, daß, wenn zerstört, manche von diesen zerschlagenen Maschinen sofort wieder neu angeschafft werden müssen, weil sie für unsere industrielle Friedensarbeit unentbehrlich sind, wie dies z. B. bei den großen Bohrmaschinen von Krupp zur Herstellung der für die Stickstoffwirtschaft nötigen Kontaktöfen der Fall ist.

Wie kann unsere Wirtschaft ob solcher dauernden Beunruhigungen gedeihen? Setzen unsere Gegner ihren Willen durch, so dürfen sich die französischen, belgischen, italienischen und auch die englischen Dawesplan-Kontrahenten nicht wundern, wenn wir die übernommenen Verpflichtungen nicht erfüllen können. Dann wird — das ist sicher — nicht nur die deutsche, sondern auch die Weltwirtschaft nicht bergauf, sondern weiter bergab gehen. Die in England von Monat zu Monat steigende Arbeitslosigkeit spricht eine beredte Sprache. Not wird dann schließlich auch unseren Gegnern das Beten beibringen, und zwar werden sie dann beten müssen: „Deutschlands Wirtschaft gedeihe, damit auch wir leben können.“ (Lebhafter Beifall.)

* * *

Schlußwort.

Meine Herren! Wir sind am Schlusse unserer Tagung angelangt. Den Dank, den ich eigentlich auszusprechen habe, hat bereits der Ehrenvorsitzende unseres Präsidiums, Herr Dr. Sorge, soeben abgestattet. Mir gebührt nur noch, Ihnen allen zu sagen, wie sehr wir Ihnen zu Dank verbunden sind dafür, daß Sie so zahlreich gekommen und so fleißig gewesen sind.

Unsere Mitgliederversammlung war zahlreicher besucht als je zuvor, und wenn ich Sie nun frage: Waren Sie mit dem Programm und dem Verlauf der Tagung zufrieden?, so glaube ich, Ihnen allen von den Gesichtern ablesen zu können, wenn ich in Ihrem Auftrage sage, daß wir eine so schöne Versammlung wie die diesjährige selten erlebten. Und blicke ich zurück auf den heutigen Vormittag und die beiden hinter uns liegenden Tage, so ist festzustellen, daß wir wirklich emsig gearbeitet haben. Ich kann Ihnen von dieser erhöhten Stelle aus versichern — ich habe einen Überblick darüber gehabt —, Sie haben wirklich alle fleißig ausgeharrt, indem Sie bei allen Vorträgen von Anfang bis zu Ende anwesend waren. Das beweist, und das darf den Vortragenden eine große Befriedigung sein, wie gut die Vorträge selbst gewesen sind.

In diesen Vorträgen — das scheint mir für unsere Zeit charakteristisch — haben sich gewisse Thesen immer und immer wiederholt, ohne daß die betreffenden Vortragenden vorher gemeinsame Stellung dazu genommen oder gegenseitig ihre Manuskripte ausgetauscht haben. Dies beweist, daß alles das, was wiederholt immer und immer gesagt wurde, wirklich bedeutungsvoll und wichtig ist. — Das müssen wir ganz besonders in uns auf- und nach Hause mitnehmen, um es in unserem Gedächtnis festzuhalten und danach zu handeln.

Meine sehr verehrten Herren!

Der Worte sind genug gewechselt, nun laßt uns endlich Taten sehen, wie es sich für uns deutsche Industrielle gebührt. Auf frohes Wiedersehen auf der nächstjährigen Mitgliederversammlung in der ersten Hälfte des September in Dresden! (Lebhafte Zustimmung.)

Der Vorstand des Reichsverbandes der Deutschen Industrie auf der Gesolei.

(Düsseldorfer Tageblatt vom 31. Juli 1926.)

Bei einer gemeinsamen Sitzung des Präsidiums und des Vorstandes des Reichsverbandes der Deutschen Industrie am 30. Juli 1926 gaben die Stadt Düsseldorf und das Präsidium der Gesolei ein Frühstück. Nach einer Begrüßungsrede des Herrn Oberbürgermeister Dr. Lehr ergriff C. Duisberg das Wort zu folgenden Ausführungen:

Gerne wären wir mit unserer Hauptversammlung nach Düsseldorf gekommen. Aber da wir im vorigen Jahre schon in einer Ihnen nahe gelegenen Stadt am Rhein weilten, war es uns leider nicht möglich, diesem Wunsche zu entsprechen. Wir mußten deshalb an ein anderes Ende des Deutschen Reiches, nach Dresden, gehen, wo wir Anfang September tagen werden. Wir sind aber um so lieber mit Präsidium und Vorstand nach hier gekommen, als wir Ihnen doch auch beweisen wollten, einen wie regen Anteil wir an Ihren Bestrebungen nehmen, um so mehr, als Düsseldorf tatsächlich die Industriestadt war, ist und hoffentlich immer mehr werden wird. Der Anfang dazu ist ja durch Ihre Vermittlung gelegt, indem die Vereinigten Stahlwerke nach langen, harten Kämpfen ihren Sitz vom Niederrhein nach Düsseldorf gelegt haben. Nun freuen wir uns dieses Erfolges mit Ihnen. Und wir freuen uns vor allem auch des Erfolges in Ihrer Ausstellung. Sie hat im Gegensatz zu den früheren Ausstellungen diesmal das Rheinufer freigelassen, so daß, wenn Sie durchgehen, Sie überall wieder den schönen grünen Rhein sehen. Und sie hat, natürlich unter Aufwendung großer Kosten, auch für die Stadt Düsseldorf etwas Schönes geschaffen, den wunderbaren Ehrenhof. Die Ausstellung ist ein Erfolg. Ob sie es auch in geldlicher Beziehung ist, steht dahin. Der Segen des Himmels an Nässe war zu reich. Vielleicht wird deshalb später eine Leere im Portemonnaie zu konstatieren sein. Aber wir wünschen das natürlich nicht; im Gegenteil, wir hoffen zuversichtlich, daß es Ihnen gelingt, Ihre Ausstellung nach jeder Richtung hin glücklich zu beenden.

Nun ein ernstes Wort. Sie haben, als Sie uns einluden, sicherlich nicht gedacht, daß Sie sich damit eine Laus in den Pelz setzen würden. (Heiterkeit.) Ich muß Sie einmal daran erinnern, daß der Reichsverband das „Verbrechen“ begangen hat, im vorigen Herbst eine Denkschrift herauszugeben, die wir zum Nachdenken und Überlegen jedem, der daran beteiligt ist, zugehen ließen, auch dem Städtetag, und daß wir versucht haben, mit dem Städtetag und seinem Vorstande zu einer gewissen Verständigung über die eine oder

andere Frage zu kommen, daß wir aber bis jetzt vergeblich darauf warten, auf den Liebesantrag, den wir gemacht haben, die Gegenliebe zu finden. Nun ist das Präsidium heute morgen mit dem Vorstande zusammengetreten und hat gesagt: Der Worte sind genug gewechselt, nun laßt uns endlich Taten sehen! Es hat Ihnen nun ein Kuckucksei ins Nest gelegt, das nun ausgebrütet werden muß: Unsere Dresdener Hauptversammlung soll nunmehr einmal überlegen, was inzwischen alles auf Grund unserer Denkschrift erfolgt ist und was noch werden soll und muß. Sehr verehrter Herr Oberbürgermeister, da waren Sie sehr geschickt, da haben Sie gezeigt, daß Sie nicht nur ein Meister der Rede, sondern auch der Verteidigung sind. Sie haben gedacht, die beste Verteidigung ist der Angriff. Die Grundsätze, die Sie proklamierten, die Sparsamkeit der Verwaltung nach jeder Richtung, die Beschränkung in den Betrieben auf das, was der Allgemeinheit zukommt, unter Ausschluß dessen, was nur die Privatwirtschaft treiben darf, sind heute morgen in Ihrer eigenen Halle erörtert worden und haben Ihren vollen Beifall gefunden. Darauf sind wir stolz, darüber freuen wir uns. In diesem Sinne: „Die Stadt Düsseldorf und ihr Oberbürgermeister, daneben auch Herr Schloßmann, der Führer der Ausstellung, sie leben hoch, hoch, hoch!“

Der Reichsverband der Deutschen Industrie in Sachsen.

(Sächsische Industrie Nr. 35 vom 28. August 1926.)

Zum ersten Male seit dem siebenjährigen Bestehen des Reichsverbandes der Deutschen Industrie tagt seine große Jahreshauptversammlung in der kunstreichen Stadt des gewerbefleißigen Sachsenlandes. Gerne sind wir aus allen deutschen Gauen der Einladung unseres großen Tochterverbandes, des Verbandes Sächsischer Industrieller, gefolgt. Gerade als ausgesprochenem Industrieland kommt ja Sachsen eine ganz besondere Bedeutung innerhalb der deutschen Industrie zu. Obwohl hier nur der zwölfte Teil der Reichsbevölkerung wohnt, stellt die Arbeiterschaft Sachsens den siebenten Teil der gesamten deutschen Arbeiterzahl dar. Dabei ist Sachsen kein Land der Großbetriebe. Das Rückgrat seiner Industriewirtschaft bilden die vielen Tausende von Mittelbetrieben, unter denen die Textil-Industrie an führender Stelle steht. Auch dem Maschinenbau Sachsens fällt eine hervorragende Rolle nicht nur im Rahmen der sächsischen, sondern im Rahmen der gesamten deutschen Volkswirtschaft zu.

Man hat bisweilen behauptet, der Reichsverband sei vornehmlich eine Vertretung der Groß- und namentlich der Schwerindustrie. Gerade aber die gegenwärtige Zusammensetzung der maßgebenden Körperschaften des Reichsverbandes entzieht dieser Auffassung den Boden. Doch dieses Abwägen scheint mir im ganzen müßig. In jedem Industriellen, ob er nun ein Unternehmen der Rohstoff- oder der verarbeitenden Gewerbe leitet, wollen wir in erster

Linie den Standesgenossen erblicken. Aber nicht nur sind wir Industrielle, sondern vor allem auch deutsche Volks- und Schicksalsgenossen. Wir alle kämpfen ja für das eine große, uns allen gemeinsame Ziel, daß unsere deutsche Wirtschaft den schweren Existenzkampf erfolgreich besteht, den der verlorene Krieg uns aufgezwungen hat. Dazu ist vor allem Einigkeit not. Diesem Gedanken der Einigkeit möchte ich wieder und immer wieder Ausdruck verleihen. Streben wir alle mit vereinten Kräften danach, unsere deutsche Industrie und unsere deutsche Volkswirtschaft wieder auf eine gesunde und gesicherte Grundlage zu stellen. Und heute wie immer möge uns dabei der Grundsatz leiten, daß das Wohl des Staates das oberste Gesetz ist.

Die deutsche Industrie.

(Dresdner Nachrichten Nr. 413 vom 3. September 1926.)

Der Reichsverband der Deutschen Industrie hält seine diesjährige Hauptversammlung in den Mauern der sächsischen Landeshauptstadt ab. Als Vorsitzender dieses großen Verbandes, in der alle Industriezweige und alle Industriegebiete des Deutschen Reiches vertreten sind, ergreife ich gerne die mir gebotene Gelegenheit, um auch an dieser Stelle einmal kurz auf die Bedeutung der deutschen Industrie im Rahmen der deutschen Volkswirtschaft hinzuweisen.

In Deutschland zählen heute 44% der Bevölkerung zur Industriegewirtschaft und nur noch 27% zur Land- und Forstwirtschaft. In Sachsen gar ist der Anteil der Industrie noch erheblich stärker als im Durchschnitt des Reichsgebietes. Noch vor 40 Jahren war es umgekehrt. Damals entfielen erst 35% auf die Industrie und noch 42,5% der deutschen Bevölkerung auf die Landwirtschaft.

Dieser Übergang vom vorwiegenden Agrarstaat zum vorwiegenden Industriestaat hat sich nicht freiwillig vollzogen. Er ergab sich zwangsläufig aus unserer gewaltig anschwellenden Bevölkerungszahl. Der jährliche Geburtenüberschuß des deutschen Volkes schwankte vor dem Kriege zwischen 800 000 bis 900 000 Menschen. Dieser Zuwachs strömte, da er in der Landwirtschaft kein Unterkommen mehr finden konnte, zur Industrie, und so schossen die Fabrikstädte aus dem Boden. Die mächtig aufstrebende Industrie konnte den Neuankömmlingen Arbeit und Brot in ausreichendem Maße gewähren. Wir standen mit dieser Entwicklung aber nicht mehr ganz auf eigenen Füßen. Wir vermochten auf der heimischen Scholle nicht genügend Nahrungsmittel für unsere Bevölkerung zu erzeugen, sondern mußten sie in großen Mengen vom Auslande kaufen. Auch die Industrie selbst konnte ohne die Zufuhr ausländischer Rohstoffe nicht bestehen. Im Weltkriege traten die verhängnisvollen Folgen dieses Zustandes zutage, die durch den unglücklichen Kriegsausgang in ihren Wirkungen noch wesentlich verschärft wurden. Wichtige Rohstoffquellen und weite landwirtschaftliche Überschußgebiete gingen uns verloren.

So sind wir heute noch mehr als in der Vorkriegszeit auf ausländische Zufuhren angewiesen.

Durch die Verkleinerung des Reichsgebietes von 540 000 auf 470 000 qkm hat außerdem unsere Bevölkerungsdichte erheblich zugenommen. Damit sind die Schwierigkeiten für unsere Ernährung noch größer geworden als zuvor. Während vor dem Kriege im Deutschen Reiche 120 Einwohner auf den Quadratkilometer entfielen, sind es heute bereits 133. In den Vereinigten Staaten dagegen wohnen noch nicht 12 Menschen auf einem Quadratkilometer. Im Vergleich dazu ist Deutschland also übevölkert. Auf dieser Tatsache beruhen die schwierigsten Probleme für unsere Zukunft. Wie schaffen wir unserem gesamten Volke auf die Dauer den erforderlichen Lebensunterhalt? Das ist die bange Frage, die uns täglich beschäftigen muß und an deren Lösung mitzuwirken die Pflicht eines jeden ist. Auch die diesjährige Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie wird sich mittel- oder unmittelbar mit diesem schwerwiegenden Problem befassen.

Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie in Dresden am 3. und 4. September 1926.

Erster Tag (3. September 1926).

Die Versammlung wird nachmittags 3½ Uhr eröffnet mit dem „Krönungsmarsch“ aus der Oper „Die Folkunger“ von Edmund Kretschmer in Dresden, vorgetragen auf der Orgel des Vereinshauses von Herrn Rudolf Harder, Organist an der Thomas-Kirche zu Dresden.

Meine sehr verehrten Herren!

Wer zählt die Völker,
Nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen!

3000 Gäste und Mitglieder haben sich zu unserer diesjährigen Tagung in diesem Saale in Dresden zusammengefunden. Ich heiße Sie alle auf das herzlichste willkommen und eröffne hiermit die 7. ordentliche Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie.

Zu unserer großen Freude haben wir heute die Ehre und das Vergnügen, zwei Mitglieder des Reichskabinetts unter uns zu sehen. Es sind dies die Herren Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius und Reichsfinanzminister Dr. Reinhold. Der Reichsminister des Äußeren, Herr Dr. Stresemann, wird erst morgen erscheinen. Wir begrüßen diese Herren und die mit ihnen gekommenen Herren Staatssekretäre, Ministerialdirektoren und Ministerialräte und freuen uns, daß sie so regen Anteil an unserer Veranstaltung nehmen. Erfreulicherweise ist die Zahl dieser Behördenvertreter so groß, daß ich es mir versagen muß, alle mit Namen zu nennen. Wir danken aber allen diesen Herren für das große Interesse, das sie uns durch ihr Erscheinen bekunden. Dabei wollen wir schon im voraus besonders herzlichen Dank sagen den Herren

Reichsaußenminister Dr. Stresemann und Reichsfinanzminister Dr. Reinhold, die trotz der großen Last und Verantwortung, die auf ihnen, als den obersten Leitern ihrer wichtigen Ministerien, ruht, es auf sich genommen haben, unsere Tagung durch interessante Vorträge zu bereichern.

Von den obersten Regierungsstellen des Landes Sachsen begrüßen wir die Herren Wirtschaftsminister Müller und Justizminister Bünger, von den anderen Ländern den preußischen Handelsminister, Herrn Dr. Schreiber, und den thüringischen Innenminister, Herrn Dr. Sattler. Wir danken auch diesen Vertretern der Landesregierungen für ihr Erscheinen.

Gleich großer Dank gebührt dem bewährten Oberhaupt dieser gastlichen und kunstreichen Stadt, Herrn Oberbürgermeister Dr. Blüher, und den anderen mit ihm gekommenen Vertretern Dresdens.

Ferner heißen wir willkommen die Herren Vertreter des Reichsgerichts, der Reichsbank, der Reichsbahn, der Reichspost, der Reichswehr und der Reichsmarine.

Den Vertretern der Spitzenorganisationen, die mit uns durch Freundschaft und gemeinsame Arbeit verbunden sind, entbieten wir herzlichen Willkommengruß.

Ein dankbares Wort der Begrüßung entbieten wir endlich der deutschen Presse, insbesondere auch den Vertretern ausländischer Zeitungen. Sie wissen, wie wir ihre schwere und verantwortliche Mitarbeit würdigen. Wir freuen uns, daß auch sie in so stattlicher Zahl erschienen sind, und hoffen, daß ihre Mühe belohnt wird durch die Vorträge und die sich daran anschließenden Erörterungen.

Schließlich glaube ich noch in Ihrer aller Namen zu sprechen, wenn ich dem Verband Sächsischer Industrieller und seinem bewährten Vorsitzenden, meinem verehrten Kollegen, Herrn Moras, unseren verbindlichsten Dank für die Gastfreundschaft ausspreche, die sie uns in ihrer engeren Heimat gewähren. Jeder von uns ist der Einladung gern gefolgt, die uns bereits im vorigen Jahre auf der Mitgliederversammlung in Köln überbracht wurde. Auch Herrn Dr. März, dem verdienstvollen Geschäftsführer unseres sächsischen Verbandes, und seinen Mitarbeitern danken wir für die hingebungs-volle Arbeit, die sie auf die Vorbereitung unserer diesjährigen Tagung verwandt haben. (Bravo!)

Und nun, meine sehr verehrten Herren, wünsche ich Ihnen und uns allen einen wahrhaft erfolgreichen Verlauf unserer großen Tagung. Mögen die Reden, die wir hören, wieder keine Worte bleiben, sondern sich in Taten umsetzen, zum Wohle unserer deutschen Industrie, unserer gesamten deutschen Volkswirtschaft und damit auch zum Segen unseres Vaterlandes! — „Sich regen bringt Segen!“ — (Lebhafter Beifall.)

Vortrag über:

„Die wirtschaftliche Lage der deutschen Industrie.“

Meine sehr verehrten Herren! Wir danken den Vertretern des Reichs, des Landes Sachsen, des Deutschen Städtetages und der Stadt Dresden für die herzlichen Worte der Begrüßung, die sie an uns gerichtet haben. Alles das, was sie sagten, soll uns ein Ansporn sein, den seit Gründung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie eingeschlagenen Weg mit steigender Energie weiter zu gehen, um so wieder in die Höhe zu kommen. (Bravo!)

Meine sehr verehrten Herren! Wie vielen von Ihnen bekannt sein dürfte, liegt eine Weltreise von sechsmonatiger Dauer hinter mir, die rein privat und ohne geschäftlichen Hintergrund unternommen wurde. Mitte Januar verließen wir Bremerhaven und fuhren mit dem „Columbus“ nach New York. Von dort ging es mit diesem schönen, schwimmenden deutschen Hotel südwärts zu den westindischen Inseln, zum größten Teil von einer trägen und unter jämmerlichen Verhältnissen lebenden halbschwarzen und schwarzen Bevölkerung bewohnt. Die meisten dieser Inseln — daneben auch noch Venezuela (Caracas) und Panama (Colon) — wurden einer näheren Betrachtung unterzogen. Von Cuba (Havana) bzw. Key West brachte uns dann die Eisenbahn zuerst nach dem in starker, teilweise ungesunder Entwicklung befindlichen Florida (Miami) und dann zu dem zum wirtschaftlichen Stillstand gekommenen Louisiana (New Orleans). An der mexikanischen Grenze entlang fuhren wir darauf nach dem zukunftsreichen, paradiesischen, südlichen Kalifornien (Los Angeles), wo die Orangenbäume blühten und glühten. Da leider deutsche Dampfer den Pacific nicht durchqueren, mußten wir ein weniger gutes amerikanisches Schiff benutzen, das uns von dem in voller Obstblütenpracht prangenden San Francisco nach den von der Natur so begünstigten Hawaiischen Inseln, mit Honolulu, in subtropischer Blütenfülle, und später dann auch nach Kobe brachte. Mitte April grüßten uns die kirschblütenbekränzten Ufer Japans mit seinen trotz furchtbarer Erdbeben und Cyklone lebensfrohen Bewohnern. Dieses Zauberland zu sehen und in seiner Eigenart zu bewundern, kann ich nur jedem, der dazu in der Lage ist, aufs wärmste empfehlen. Von Shimonoseki ging es darauf nach dem von den Japanern vor 22 Jahren (23. 2. 1904) annektierten und seitdem im dauernden Aufstieg befindlichen Korea (Soeul) und von dort mit der von der japanischen Regierung gebauten und von japanischen Soldaten bewachten, in tadellosem Zustand befindlichen mandschurischen Eisenbahn nach China, wo wir Mukden, Dairen, Port Arthur, Tsingtau und Shanghai näher kennenlernten. Zu unserem großen Leidwesen war es uns, der militärischen Unruhen wegen, nicht möglich, Peking zu besuchen. In China lernten wir die großen Leiden dieses in tiefster Not befindlichen, gutmütigen und fleißigen chinesischen Volkes kennen. Wir sahen, wie sich durch Uneinigkeit und politische Schwäche und Streit ein großes Volk selbst zugrunde richtet. Endlich Ende Mai traten wir den Rückweg durch die Kornkammern Kanadas (Lake Louise, Banff und Toronto) nach dem indu-

striellen Osten Nordamerikas mit dem End- und Handelszentralpunkt New York an. Gesättigt mit neuen Eindrücken und bereichert an Erfahrung, kehrten wir Anfang Juli aus der überreichen neuen Welt in die arme, aber darum nicht weniger schöne deutsche Heimat mit dem Bewußtsein zurück, daß, trotz alles Schönen, das wir gesehen, es bei uns zu Hause doch am aller-schönsten ist.

Da ich in dieser ganzen Zeit so gut wie gar keine Zeitung gelesen, keine politischen und wirtschaftlichen Nachrichten empfangen und mich auch geschäftlich nur wenig betätigt hatte, so betrat ich den heimatlichen Boden ohne irgendwelche Kenntnis dessen, was sich in der Zwischenzeit hier ereignet hatte.

Wenn die gewohnte innige Berührung mit den Dingen daheim längere Zeit nicht stattfand, so hat das auch Vorteile. Man steht den Ereignissen des Tages mit größerem Abstand gegenüber und vermag sie daher viel neutraler und unabhängiger als zuvor zu beurteilen.

Was war nun, so werden Sie sagen und fragen, das Ergebnis dieser Reise, der Gesamteindruck? Ich habe mich darüber schon an anderen Stellen ausgesprochen. Trotzdem möchte ich es in kurzen Leitsätzen nochmals wiederholen.

Das einzige Land der Erde, das mit Erfolg, und zwar mit sehr großem Erfolg, aus dem Weltkrieg hervorgegangen, ist Nordamerika. Dort grünt und blüht die Wirtschaft wie nie zuvor. Alle, die in ihr tätig sind, suchen meist ohne Rücksicht auf Zeit, in erster Linie durch quali- und quantitative Leistung, bei entsprechend hohem Verdienst, das Bestmögliche im Interesse des Ganzen, des Werkes, in dem sie arbeiten, zu erreichen. Es herrscht ein Wohlleben, wie wir es in Europa nie gekannt. Pro Kopf der Bevölkerung, so schätzt man, wird zur Zeit an Sachgütern etwa dreimal mehr als bei uns verbraucht. Man schwimmt im Golde und gibt das Geld mit vollen Händen aus. Aber nicht nur für materielle, sondern in reichem Maße auch für ideelle Güter, für Erziehung und Bildung, für Wissenschaft und Forschung, für charitative und soziale Zwecke. Bei starker Betonung und Bekräftigung eines einheitlichen nationalen Willens erhält man den Eindruck einer Einigkeit und Einmütigkeit, auch zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, die bewundernswert ist, zumal in diesem hyperkapitalistischen Lande. Hier kennt man eine den Charakter schwächende Sozialpolitik nicht. Man ist dagegen bemüht, alles zu tun zur Beseitigung von Standesunterschieden und zur Erhaltung der Selbständigkeit und Förderung des Aufstiegs der Einzelindividuen. Die beste Sozialpolitik, das sieht man in Amerika, ist und bleibt eine gute Wirtschaftspolitik. Die Blüte dieses amerikanischen Wirtschaftslebens kann noch Jahrzehnte dauern, wenn man vorbeugend die Maßnahmen trifft, die nötig sind, um Verfallserscheinungen auf ein Mindestmaß zurückzuführen, wie sie sich auch schon, besonders auf dem Gebiet der Prohibition, zeigen und in reichen Goldländern nie ganz zu vermeiden sind.

Ähnlich, wenn auch nicht so glänzend, liegen die Verhältnisse in dem dünnbesiedelten, überwiegend landwirtschaftlichen Kanada.

In Japan verdient das eifrige und tatkräftige, aber auch leicht überhebliche Volk, mit naiver Frömmigkeit und großer Liebe zur Natur und Kunst, geleitet von einer starken, autoritativen Regierung bezw. Bürokratie und Polizeigewalt, hohe Bewunderung. Dies um so mehr, wenn man bedenkt, daß dort das furchtbare Erdbeben, das, wie so oft schon — seit Christi Geburt mehr als 100mal — dieses vulkanische Land vor drei Jahren heimsuchte, 400 000 Menschen das Leben gekostet und Sachwerte in einer Größenordnung von 30 Milliarden Goldmark verschlungen haben soll. Heute ist im wesentlichen nur noch — wenigstens nach außen sichtbar — in Yokohama viel davon zu sehen. Im übrigen aber ist dieses große nationale Unglück lächelnd ertragen und ohne große wirtschaftliche Folgen überwunden worden.

Während uns in den eben genannten drei großen Ländern in erster Linie der nationale Wille zur Einigkeit, mit den immer damit verbundenen guten materiellen und ideellen Ergebnissen, mächtig imponierte, zeigte sich in dem größten und ältesten Kulturland der Welt, in China, das krasse Gegenteil.

Auch hier ist die Bevölkerung willig und fleißig, dabei brav und gutmütig. Da aber infolge der politischen Uneinigkeit zwischen Nord und Süd und Ost und West und mangelnder Staatsautorität eine starke und energische Zentralregierung fehlt, suchen Generale mit requirierenden und plündernden Soldaten, sich gegenseitig bekämpfend, die Macht an sich zu reißen. Deshalb herrscht bei — sage und schreibe — 12 bis 14stündiger Arbeitszeit, wie wir sie selbst bei zwölfjährigen Kindern in einer Teppichfabrik in Shanghai angetroffen haben, und miserabler Bezahlung tiefste Not und größtes Elend. Schon der weise chinesische Philosoph Laotse hat 500 Jahre vor Christo gesagt: „Wo Heere weilen, wachsen Dornen. Auf große Feldzüge folgen Hungerjahre!“ Ein Menetekel auch für uns in Europa.

Wenn Sie mich nun fragen, wie ich bei meiner Rückkehr von der Weltreise die Lage in Europa und insbesondere bei uns in Deutschland vorfand, so kann ich nicht anders sagen, als daß ich, erheblich beeinflußt von den großen Gegensätzen, noch selten in meinem Leben so deprimiert und betrübt gewesen bin. Der traurige Zustand in unserer Politik und Wirtschaft und der wenig günstigen Lebenshaltung hat sich nicht gebessert, eher noch verschlimmert und verschlechtert. Immer noch ist, weil auf eine parlamentarische Minderheit gestützt, die Reichsregierung nicht so stark und autoritativ, wie wir es für notwendig erachten. Die Regierungen der Länder stehen dabei vielfach in bedauerlichem Gegensatz zu ihr. Die politischen Parteien sind nach wie vor zerrissen und uneinig. Noch immer gelten ihnen die Wünsche der Wähler mehr als die Interessen der Allgemeinheit. Daher wird, so sehr ich bei uns, im Gegensatz zu Amerika, die dringende Notwendigkeit sozialer Fürsorge anerkenne, bei schlechtester Lage der Wirtschaft eine soziale Last auf die andere getürmt, ein sozialpolitisches Gesetz an das andere gereiht, und, was das schlimmste dabei ist, die schon weit geschwächte Selbständigkeit und

Selbstverantwortlichkeit des Einzelnen immer mehr untergraben. Auf dem Gebiet der Länder- und Kommunalverwaltungen bestehen die von uns, in unserer Denkschrift, gerügten Übelstände allzu großer Beamtenkörper und vielfach unnötiger kostspieliger Aufgaben und Ausgaben unverändert fort. Die von uns zur Vermeidung öffentlicher Kämpfe mit dem Deutschen Städtetag eingeleiteten Verhandlungen stehen still, werden aber, wie wir zuversichtlich hoffen, demnächst zur beiderseitigen Zufriedenheit beendet werden.

Die großen Verbände und Körperschaften der Wirtschaft sind erfreulicherweise in sich alle einig und stark geblieben und werden es hoffentlich weiter bleiben. Auch die Zusammenarbeit untereinander hat immer größere Fortschritte gemacht. Wir haben es dankbar begrüßt, daß sich die Spitzenverbände hinter die Denkschrift des Reichsverbandes vom Dezember vorigen Jahres gestellt haben.

Ich hoffe, daß der geschlossene Wille der Wirtschaft durch diese Gemeinschaftsarbeit der Spitzenorganisationen sich weiter betätigen wird, um mit der Regierung und den anderen öffentlichen Stellen die bestehenden Schäden zu beseitigen.

Was die Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände anbetrifft, so stehen diese noch immer im großen Gegensatz zu-, wenn nicht gar im Kampfe gegeneinander. Wann wird wohl bei uns endlich einmal der Weg gefunden, wo diese beiden wichtigsten Faktoren des Arbeitsprozesses ihr Heil und Wohlergehen in gemeinsamer Aussprache, mit hemmungsloser Förderung des Werkgedankens sehen? Wann werden Klassenkämpfe und Klassengegensätze schwinden oder wenigstens auf ein Mindestmaß herabgesetzt werden und statt Stundenarbeit Leistung mit entsprechendem Einkommen die gerechte Würdigung finden?

Sie sehen, das Bild, das ich zeichnen mußte, ist wenig erfreulich. Zwar ist man vielfach bei uns dabei, durch Rationalisierung, Typisierung und Vereinfachung den Arbeitsprozeß und den Verkaufsapparat, sowie die Generalspesen zu verbilligen, um so die Waren dem Verbraucher preiswerter liefern zu können. — Neben die I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft, die mindestens 8 oder zukünftig schon mehr als 11 größere Firmen der chemischen Industrie zu einer einzigen, ganz großen Firma horizontal zusammengeschlossen hat, ist aus 4 großen Industrieunternehmungen mit zahllosen Firmen der Eisenindustrie die Vereinigte Stahlwerke A. G. mit einer Zentralverwaltung getreten. Auf den Eckstein der Notwendigkeit gegründet, werden und müssen andere folgen. Die Vorteile überwiegen die Nachteile derartig, daß eine Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse oberstes Gebot ist.

„Aller menschlicher Fortschritt ist eben letzten Endes ein Bauen neuer Wege.“ „Um zu schaffen das Geschaffne, damit sich's nicht zum Starren waffne.“

Gewiß sind, wie schon gesagt, wie bei jeder großen Organisationsänderung,

so auch mit der Konzentration, Nachteile verbunden. Solange aber die Leitung dieser, fälschlich Trust genannten, Gebilde, die Vorteile, die der Zusammenschluß unzweifelhaft zur Folge hat, nicht nur dem Unternehmen mit Aktionären, Direktoren, Beamten und Arbeitern, sondern vor allem auch der Gesamtheit, insbesondere durch verbilligte Preise, den Abnehmern und Verbrauchern zuteil werden läßt — wie dies das Stickstoff-Syndikat vorbildlich mit solch großem Erfolg für die Allgemeinheit und sich selbst getan —, solange wird die Öffentlichkeit keinen Grund haben, sich zu beklagen. Selbstverständlich muß und wird jede Leitung derartig großer Wirtschaftsgebilde nicht nur diesen wichtigen fundamentalen Grundsatz befolgen, denn davon hängt ihr Bestand und ihr Wohlergehen ab, sondern auch alles, was denkbar ist, am besten durch weitgehende Dezentralisation tun, um sich die Zufriedenheit und die damit allein erfolgverbürgende Mitarbeit aller Werksangehörigen, vom Direktor bis zum jüngsten Lehrling, zu sichern und ihren Aufstieg zu ermöglichen. Dann werden die vielfach geäußerten Bedenken schwinden, wie sie neuerdings berechtigterweise auch von Herrn Generaldirektor Dr. Piatscheck in der Kölnischen Zeitung in bezug auf die zukünftig fehlenden Führernaturen geäußert worden sind, und denen wenige Tage später schon, wenn auch unabhängig davon, von Herrn Dr. Silverberg in meinem Sinne entgegengetreten wurde. Wir werden zwar auch hier lernen und Lehrgeld bezahlen müssen. So schnell, wie die meisten glauben, werden sich die Vorteile nicht bemerkbar machen. Alles braucht Zeit, zumal dann, wenn es sich wie hier, um die Mentalität zahlreicher Menschen handelt, die sich alle umstellen, in den veränderten neuen Verhältnissen zurechtfinden und sich diesen anpassen müssen. „Die Tugend besiegt Völker ist eben die Geduld.“

Und nun zur Wirtschaftslage. Ich habe im Januar als Vorsitzender der Solinger Handelskammer aus einem gewissen Fingerspitzengefühl heraus gesagt, daß die Lage der Wirtschaft in der ersten Hälfte des Jahres 1926 nicht besser, sondern eher noch schlechter werden würde, daß mit einem weiteren Steigen der Arbeitslosigkeit gerechnet werden müsse. Wahrscheinlich werde es dann in der zweiten Hälfte des Jahres langsam und allmählich aufwärts gehen.

Trotz gegenteiliger Meinungen aus Bankkreisen, die die schon damals eingetretene Flüssigkeit des Kredites und Geldes als ein Zeichen der Besserung und als eine Überwindung des Tiefpunktes ansahen, statt, wie es wohl tatsächlich der Fall war, als eine Folge großer Läger und mangelnden Absatzes, ist es leider so gekommen und noch schlimmer geworden, als ich es vorhergesagt hatte.

Wie ist nun die Lage der Wirtschaft heute?

In dem neuesten Vierteljahrsheft zur Konjunkturforschung, das vorige Woche erschienen ist, heißt es wörtlich: „Die Wirtschaftskrise, die sich in Deutschland in den Monaten Oktober bis Januar abspielte, ist im Februar in eine Phase der Depression ausgelaufen. Diese Depression hat im Mai ihren Tiefpunkt erreicht. Daß wir uns jetzt, Mitte August, im zweiten Abschnitt der

Depression befinden, wird durch die verschiedenen Konjunkturbarometer mit aller Deutlichkeit registriert. Ob wir freilich unmittelbar vor einer Phase des Aufschwungs stehen, läßt sich keineswegs sagen.“

Um diese auf Zahlenkurven beruhende Diagnose auf ihre Richtigkeit zu prüfen, habe ich durch die Geschäftsführung unseres Reichsverbandes eine Rundfrage bei allen der uns angeschlossenen großen Fachgruppen veranlaßt, die von diesen dankenswerterweise eingehend beantwortet wurde. Das Ergebnis ist etwa folgendes:

Der Bergbau und die Eisenerzeugung, die Grundlage unserer deutschen Industrie, denen es bis zum Ausbruch des Bergarbeiterstreiks in England sehr schlecht erging, haben beide, infolge der England fehlenden Kohle, eine gewisse Belebung erfahren. Es wird aber ausdrücklich bemerkt, daß der Inlandsabsatz nach wie vor unbefriedigend und die Lage im Braunkohlenbergbau ruhig ist. Im Erz- und Kalibergbau liegen die Verhältnisse zur Zeit nicht ungünstig.

In der Eisen- und Stahlindustrie konnte die starke Erzeugungseinschränkung ein wenig gelockert werden. Das französisch-belgische Valutadumping macht sich jedoch, namentlich auf dem süddeutschen Markt, immer noch störend bemerkbar. Eine Beruhigung nach dieser Richtung wird hoffentlich durch den bekannten Eisenpakt herbeigeführt werden.

Der für die deutsche Volkswirtschaft so wichtige Maschinenbau, der von allen deutschen Industriezweigen den größten Ausfuhrüberschuß zu verzeichnen hat, befindet sich nach wie vor in einer sorgenvollen Lage. Im Juli ist gegenüber Juni eine Abschwächung der Geschäftsbelebung eingetreten, so daß, bei einer nur wenig über 50prozentigen Normalbeschäftigung, von einer Überwindung der Depression nicht gesprochen werden kann. Beim Kessel- und Apparatebau machte sich eine leichtere Besserung, aber nur in einzelnen Bezirken, bemerkbar, dagegen wird die Lage im Eisenhochbau als äußerst ungünstig bezeichnet. Wie bekannt, ist im Lokomotiv- und Eisenbahnwagenbau bei weniger als 25prozentiger Ausnutzung der Anlagen der Zustand der Dinge geradezu trostlos.

Auch bei Eisen- und Stahlwaren ist die Gesamtsituation heute noch außerordentlich schlecht. Die ungünstige Lage spiegelt sich hier in der Zahl der Arbeitslosen wider. In der Rheinprovinz entfallen zur Zeit auf 1000 Einwohner 40,6 Hauptunterstützungsempfänger, in Remscheid dagegen 86, in Schwelm 70, in Lennep 64 und in Solingen 58.

Nur die elektrotechnische Industrie ist durch die Neuanschlüsse von Gemeinden und Großabnehmern mit einem befriedigenden Auftragsbestand bedacht.

Wenig erfreulich sind die Verhältnisse auf dem Gebiet der Papier- und Textilindustrie, die einen großen Teil der deutschen Arbeiterschaft umfaßt. Nur in einzelnen Zweigen dieses vielseitigen Produktionsgebietes, wie in der Kunstseiden-, Samt- und Seidenindustrie sind die Zustände über dem Durchschnitt.

Die chemische Industrie zeigt äußerlich ein gutes Bild, obgleich auch hier im allgemeinen von einer größeren Belebung nicht gesprochen werden kann. Der Absatz im Farbstoffgeschäft in Deutschland war entsprechend der Lage der Textilindustrie nicht gut, im Durchschnitt aber, unter Berücksichtigung der nach dem Kriege eingetretenen Verhältnisse, normal.

Amerika, das auf dem Gebiet der Farbstoffe und einiger anorganischer Produkte, wie Chromsalze, an großer Überproduktion leidet, treibt bewußt in diesen Artikeln ein regelrechtes Dumping. Wenn jedoch, wie z. B. bei unserer Eisenindustrie, die überall üblichen Rabatte an die Großabnehmer der Fertigindustrie gewährt werden, ergreift Amerika selbst die schärfsten Maßnahmen.

Nur die Pharmazeutika und der Stickstoff zeigen eine Zunahme des Absatzes. Bei letzterem wird aber auch durch eine kluge und weit entgegenkommende Preispolitik, die es dem Chilesalpeter nicht leicht macht, auf dem Weltmarkt zu konkurrieren, und durch Inverkehrbringen neuer, den Wünschen der Landwirtschaft angepaßter Produkte, alles getan, um den Absatz dieses für unsere Landwirtschaft und damit für unsere gesamte Volksernährung so wichtigen Produktes zu fördern.

In der Holzindustrie, der Keramik und der Glasindustrie, bei den Steinen und Erden und in der Bauindustrie sieht es recht betrüblich aus. Die Lage ist hier bei einer Produktionskapazität, die zwischen 25 und 60% schwankt, genau so trostlos wie zu Beginn des Jahres und so schlecht wie seit vielen Jahren nicht.

Es würde zu weit führen, wollte ich auch noch auf die vielen anderen im Reichsverband vertretenen Industriezweige, wie z. B. Leder- und Bekleidungsindustrie, Spielwaren, Müllerei, Zucker- und Nahrungsmittel-, Konservenindustrie usw. eingehen. Für sie alle trifft im wesentlichen das Urteil zu, was ich nun, und zwar ganz wahrheitsgemäß, ohne schwarz zu malen, für die Gesamtheit der deutschen Industrie abgeben möchte.

Trotz Belebungerscheinungen, wie sie sich in jüngster Zeit zeigen, aber vielfach im Zusammenhang stehen mit dem englischen Kohlenarbeiterstreik, ist eine entscheidende Wendung zum Besseren leider noch nicht festzustellen. Zwar hat die Zahl unserer Arbeitslosen abgenommen, doch nicht wesentlich. Die Konkurse sind zwar zurückgegangen auf Friedenshöhe (Juli 1926 = 805). Die Wechselproteste haben sich seit Januar um ein Fünftel verringert. Die Aktienkurse haben eine beträchtliche Aufwärtsbewegung erfahren, und die konstante Geldflüssigkeit hat zu einer erheblichen Herabsetzung des Reichsbank- und Privatkontos (bei Reichsbank von 9 auf 6%) geführt. Aber alles das sagt über die Wirtschaftslage nicht viel. Beim Aktienkurs z. B. spielt leider die Spekulation eine große Rolle, die ihre Hoffnung auf die Zukunft setzt und manche erst später zu erwartenden Vorteile schon jetzt im höheren Kurs diskontiert.

Erfreulicherweise hat auch die Spartätigkeit sicherlich im Vertrauen auf die Konstanz unserer Währung, weitere Fortschritte gemacht. Das alles

sind aber keine maßgeblichen Kennzeichen eines Umschwunges. Ein Blick auf die Entwicklung unserer Aus- und Einfuhr wird dies bestätigen.

Die Handelsbilanz, die in der ersten Hälfte dieses Jahres einen Überschuß von 536 Millionen aufzuweisen hatte und bei der Ausfuhr im Monatsdurchschnitt um etwa 60 Millionen größer war als im vorigen Jahr, ist leider im Juli wieder passiv geworden. Hier liegt meines Erachtens ein bedrohliches Moment. Wir haben nur eine geborgt-aktive Zahlungsbilanz, d. h. also in Wahrheit eine passive Zahlungsbilanz, sehr im Gegensatz zur Vorkriegszeit. Daher sollten wir, unter allen Umständen, zu einer aktiven Handelsbilanz kommen, wenn anders die gegenwärtige Lebenshaltung unseres Volkes nicht noch weiter herabgedrückt werden soll. Wir müssen aber nicht nur die uns fehlenden Nahrungsmittel und Rohstoffe einführen — im Juli entfällt die Steigerung der Einfuhr im wesentlichen auf Nahrungsmittel, nicht auf Rohstoffe — und sie mit dem Erlös unserer Fertigwarenausfuhr bezahlen, sondern wir brauchen auch Überschüsse, um die teilweise viel zu hohen Zinsen der inzwischen vom Ausland aufgenommenen Kredite und diese selbst zu zahlen bzw. zurückzuzahlen. Auch müssen wir die in Zukunft anwachsenden Bedürfnisse unseres Volkes befriedigen können, das zur Zeit einen jährlichen Geburtenüberschuß von 500- bis 550 000 Menschen gegenüber 800- bis 900 000 vor dem Kriege aufweist. Und schließlich haben wir Reparationsverpflichtungen auf uns genommen, denen wir, solange und soweit es geht, auch nachkommen müssen. Es genügt daher nicht die Erzielung einer aktiven Handelsbilanz schlechthin. Es kommt vielmehr, angesichts der gekennzeichneten Sachlage, auf eine bestimmte Höhe unseres Ausfuhrüberschusses an, den ich jährlich auf etwa 3 Milliarden Reichsmark schätze.

Ich möchte es offen aussprechen, daß es mir unerfindlich ist, wie Deutschland, in Anbetracht der handelspolitischen Einstellung des gesamten Auslandes, dazu durch das Versailler Diktat seiner wichtigsten Rohstoffquellen und landwirtschaftlichen Überschußgebiete beraubt, zu einem solch großen Ausfuhrüberschuß gelangen kann. Daß es aber nur möglich ist, die Dawesleistungen durch Gewinne unseres Außenhandels abzutragen, ist heute die Überzeugung aller Volkswirtschaftler der Welt geworden. Ohne Ausfuhrüberschüsse keine Barübertragungen.

In der allgemeinen Erkenntnis dieser Zusammenhänge erblicke ich nun ein günstiges Moment. Deutschlands Kriegsschulden sind ja nicht die einzigen Schulden. Italien hat Kriegsschulden an Frankreich abzutragen, Frankreich an England und England und alle anderen an den großen Gläubiger der Welt, ihren Retter aus gemeinsamer Not, die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Auch diese Kriegsschulden können nur auf dem Wege von Ausfuhrüberschüssen getilgt werden, und auch diese Schuldnerländer stoßen bei ihrer Ausfuhr auf die Zollmauern ihrer Gläubiger. Dieser Widerspruch muß eines Tages gelöst werden.

Bei unserem Mangel an Macht, bei der Ohnmacht unserer Zustände, hängt dies nicht von uns allein, ja am wenigsten von uns ab. Aber dennoch müssen

wir alles tun, was in unserer Hand liegt, um unsere Lage zu ändern und zu bessern. Wir müssen uns, mehr als bisher, auf uns selbst besinnen, auf unsere Eigenart, die trotz aller Not in unserem Volke lebendig ist, unsere Ausdauer, unseren Fleiß, unsere Geschicklichkeit, unsere Wissenschaft usw. Wir müssen so einfach als möglich leben und so viel und so zweckmäßig als nur denkbar sparen. Der Erfolg der Rentenmark hat gezeigt, daß auch heute noch das deutsche Volk zu großen Taten fähig ist. Freilich sind hierzu mancherlei Voraussetzungen vonnöten. So spielen wir uns gerne als die Lehrmeister des Auslandes auf. Besser wäre es, wenn wir selbst etwas mehr vom Auslande lernen wollten.

Überall im Auslande stoßen wir auf einen Nationalismus, der sich gerade in der Gegenwart stärker entfaltet als je zuvor. Ich möchte hier nur vom wirtschaftlichen Nationalismus sprechen, der sich auf die Formel bringen läßt: Der heimische Markt der heimischen Produktion. So allein ist die auf den Schutz der nationalen Wirtschaft gerichtete Handelspolitik unserer sämtlichen Wettbewerbsländer zu verstehen. Mit allen Mitteln sperren sie sich, trotz schönster Meistbegünstigungsverträge, gegen die Zufuhr fremder Waren. Sie lassen letzten Endes nur deutsche Erzeugnisse herein, die sie selbst nicht herzustellen vermögen. Hier können wir vom Auslande lernen, wenn wir auch, wie kein anderes Land der Erde, auf den Export angewiesen sind und hierauf Rücksicht zu nehmen haben. Immerhin sollte jeder einzelne Deutsche, solange wenigstens wie wir uns in der heutigen Notlage befinden, den Bezug nicht lebensnotwendiger Waren aus dem Auslande einschränken, damit die Einfuhr so klein als irgend möglich wird. Das gilt ebensogut für Orangen und Bananen wie für Automobile und Textilien. Der Engländer, Franzose, Amerikaner, Kanadier und Japaner kauft lieber eine Ware seines Landes, als eine solche fremder Herkunft, selbst wenn sie besser und preiswerter ist.

Und noch etwas anderes: Ich habe im Auslande eine große Arbeitsfreudigkeit angetroffen. Auf die Dauer der Arbeitszeit kommt es meist nicht an, wenn nur das Einkommen hoch und die Produktivität des Werkes dadurch gesteigert wird. In Deutschland dagegen ist eine große Zahl von Arbeitern, obgleich in vielen Eigenschaften den anderen Arbeitern der Welt überlegen, noch immer der Meinung, daß sie Fronarbeit im Dienste der Kapitalisten, insbesondere auch der Arbeitgeber leisten. Sie übersehen, daß von ihrer Arbeit in erster Linie ihr eigenes Wohl abhängt. Überdies sollte jeder gesunde Mensch dankbar dafür sein, wenn er arbeitsfähig ist und deshalb freudig zugreifen, wenn sich ihm eine Arbeitsgelegenheit bietet. Selbstverständlich müssen auch die Arbeitgeber an der Hebung der Arbeitsfreudigkeit mitwirken. In der Arbeit und in der Freude an der Arbeit liegt der wahre Inhalt unseres Lebens. Ein Anrecht auf äußere Annehmlichkeiten haben wir erst dann, wenn unsere Arbeit produktiv geworden ist. Arbeitsamkeit und Fleiß sind die Voraussetzungen jedes kulturellen Fortschritts. „Leben bedeutet Arbeit.“

Nun noch ein Drittes: Wenn Deutschland wieder hochkommen soll, dann müssen auch alle Kreise unseres Volkes zu der Einsicht kommen, daß Führer notwendig sind, die, unbekümmert um den Wankelmut der Masse, sich betätigen können. Schon Konfuzius sagte: „Die Menschen müssen zu ihrem wahren Wohl geleitet werden durch Führerpersönlichkeiten.“ Er fügte aber hinzu, „nur solche Menschen, die sich seelisch vollständig durchgebildet haben, die frei von aller Willkürlichkeit und Unbeherrschtheit ihr Wesen vollkommen in der Hand haben, werden imstande sein, andere Menschen zu leiten.“ Hoffentlich findet sich in Deutschland die erforderliche Zahl solcher Persönlichkeiten, die Führer ihres Volkes sein werden. Nur dann wird es aus tiefer Not wieder zu früherer Höhe emporsteigen.

Endlich ein letztes:

In China wurden wir gewahr, wie tief ein fleißiges und tüchtiges Volk herabsinken kann, das Einigkeit und Geschlossenheit vermissen läßt. Dort verblutet das Land an dem Kampfe der Parteien, dieweilen es von Machthabern ausgebeutet wird. Auch das deutsche Volk muß zu der Erkenntnis kommen, daß nur die Einigkeit, getragen von dem entschlossenen Willen zur nationalen Selbsterhaltung, uns retten kann. Drum deutsches Volk, schließe dich immer mehr und fester und fester zusammen. Laß alles, was Dich trennt in Politik, Wirtschaft und Religion fallen! Geltung soll nur noch haben, was eint! Denn Einigkeit macht stark. Drum seid einig, einig, einig!

(Stürmischer, langanhaltender Beifall.)

* * *

Zweiter Tag (4. September 1926).

Vorsitzender C. Duisberg:

Meine sehr verehrten Herren! In Fortsetzung unserer gestrigen Hauptversammlung eröffne ich die heutige Tagung und teile Ihnen in Ausführung des gestern gefaßten Beschlusses mit, daß folgendes Telegramm an den Reichspräsidenten von Hindenburg gesandt wurde:

„Dreitausend Vertreter der heute in Dresden zu ihrer diesjährigen Tagung versammelten, im Reichsverband zusammengeschlossenen deutschen Industrie entbieten Ihnen, hochverehrter Herr Reichspräsident, ehrerbietigste Grüße und geloben, all ihre Kräfte in den Dienst der Wiedererstarkung der deutschen Wirtschaft zum Heile des Vaterlandes zu stellen.

Das Präsidium des Reichsverbandes der Deutschen Industrie.“
(Lebhafter Beifall.)

Nun muß ich Ihnen eine Enttäuschung bereiten. Vielleicht haben Sie es schon in der Zeitung gelesen. Nämlich gestern, während der Sitzung — ich wollte es bis heute früh verschweigen; aber ich freue mich, daß Sie doch alle so zahlreich gekommen sind (Heiterkeit) — lief folgendes Telegramm ein:

„Eine für morgen zur Entgegennahme des Berichtes des aus Genf zurückgekehrten Ministerialdirektors Gaus und zur weiteren Beschlußfassung zur Vorbereitung der Völkerbundtagung notwendige Besprechung mit Reichskanzler zwingt mich, in letzter Stunde meine Teilnahme an Reichsverbandstagung sowie meinen Vortrag abzusagen. Sie, verehrter Herr Geheimrat, und die in Dresden versammelten Herren werden, wie ich hoffe, die Notwendigkeit der Absage aus der Wichtigkeit der bevorstehenden außenpolitischen Entscheidung verstehen. Ich hoffe, den Vortrag bei späterer Gelegenheit in Ihrem Kreise halten zu können. Indem ich Ihrer Tagung, deren reichhaltiges Programm für die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands von großer Bedeutung sein wird, einen vollen Erfolg wünsche, begrüße ich Sie als Ihr ergebener Stresemann.“

Wir haben darauf sofort folgendes Telegramm nach Berlin gesandt:

„Hören mit tiefem Bedauern, daß Sie verhindert sind, morgen an unserer Tagung teilzunehmen. Dreitausend Versammlungsteilnehmer warten auf Ihr Erscheinen. Ich bitte daher dringend und inständigst, hierher zu kommen. Wenn Sie sich entschließen, ein Flugzeug zu nehmen, können Sie wohl mit einem Zeitaufwand von drei Stunden unseren dringendsten Wunsch erfüllen. Ihr Vortrag wird nicht vor 11 Uhr beginnen.“

Herzlichen Gruß Duisberg.

Schließen uns diesem Wunsch dringend an Curtius, Reinhold.“

(Lebhafter Beifall.)

Der Reichswirtschaftsminister, Herr Dr. Curtius, hat dann selbst noch eine Viertelstunde mit Herrn Reichsminister Dr. Stresemann telephonisch gesprochen, aber vergeblich. Meine Herren, wenn Herr Stresemann, der in Sachsen seinen Aufstieg genommen hat, heute nicht zu uns in seine frühere Heimat kommt, wo zudem noch so viele Teilnehmer auf ihn warten, dann muß ein unabweisbarer Grund vorliegen. Wir wollen ihn daher, wenn auch mit schmerzlichem Bedauern, entschuldigen.

Nun, meine Herren, schlagen wir vor, eine Verschiebung in unserer Tagesordnung insofern vorzunehmen, als zuerst Herr Staatssekretär von Simson über „Ziele und Methoden der deutschen Handelspolitik“ spricht, und erst dann Herr Dr. Silverberg über „Deutsches Unternehmertum in der Nachkriegszeit“. Im Anschluß daran werden wir in die Diskussion eintreten. Wir haben eine Reihe von Herren gebeten, zu den in den Vorträgen berührten Fragen und solchen, die sie außerdem noch auf dem Herzen haben, zu sprechen. Es sind dies die Herren Geheimrat Dr. Hermann Hog, Ministerialdirigent im preußischen Finanzministerium, Direktor Kraemer, Rechtsanwalt Lammers und Geheimrat Dr. Bücher. Ich bitte weitere Meldungen an Herrn Dr. Herle zu richten. Möglichst viele! (Heiterkeit.)

Nunmehr hat Herr Staatssekretär Dr. von Simson das Wort.

* * *

Schlußwort des Vorsitzenden C. Duisberg:

Wir danken Herrn Dr. Braun, wir danken dem Herrn Oberbürgermeister, und wir danken endlich der Industrie- und Handelskammer für die lebenswürdige und freundliche Einladung, unsere nächstjährige Mitgliederversammlung in Frankfurt am Main abzuhalten. Wir hatten allerdings schon erwogen, ob wir nicht nächstes Jahr nach Breslau gehen sollten, um unsere Sympathie, auch der notleidenden schlesischen, insbesondere der oberschlesischen Industrie zum Ausdruck zu bringen. Ich glaube aber, wir tun gut, nach dem Verlauf unserer heutigen Tagung zuerst die Einladung von Frankfurt anzunehmen und dann vielleicht im übernächsten Jahr nach Breslau zu gehen. Ist das auch die Meinung der Versammlung? (Zustimmung.) Erhebt sich kein Widerspruch? Dann werden wir also Frankfurt als nächsten Tagungsort wählen und gleichzeitig in Aussicht nehmen, im darauffolgenden Jahre nach Breslau zu gehen.

Meine Herren! Wie Sie wohl aus dem ganzen Verlauf der Dresdener Tagung gesehen haben, steht der Reichsverband der Deutschen Industrie einiger als je, fest geschlossen und fest gefügt, mit einem starken Willen zur Tat, da. Wir verdanken das in erster Linie der Einsicht, dem Fleiß und der Energie der Herren, die als Vertreter der Fach- und Landschaftsverbände sowohl im Vorstand wie im Hauptausschuß und in den zahlreichen Kommissionen eifrig mitgearbeitet haben. Wir verdanken es vor allem auch der Tatsache, was ich ausdrücklich feststellen und hervorheben möchte, daß alle diese Vertreter immer und überall ihre Einzelinteressen zurückgestellt und die Gesamtinteressen in den Vordergrund gerückt haben. (Bravo!) Auch der Tätigkeit derjenigen Herren im Reichsverband der Deutschen Industrie möchte ich gedenken, die in der letzten Zeit vielfach unter scharfer Kritik zu leiden hatten — ich meine die Syndizi und die Geschäftsführer unserer industriellen Verbände. Wir wissen genau, daß wir es ihnen mit zu danken haben, um zu einer einheitlichen, geschlossenen und großzügigen Wirtschaftspolitik zu gelangen. Aber wir bitten diese Herren auch zu beachten, was vorhin von einem der Herren Vortragenden gesagt und in der Öffentlichkeit wiederholt betont worden ist: auch bei den Verbänden und Vereinen muß durch Zusammenlegen rationalisiert werden. Endlich Dank an Sie alle, auch an die Presse, die Sie unsere Arbeit in Wirtschaft und Öffentlichkeit und gestern und heute trotz der Schwüle und der Enge des Saales durch tadellose Ruhe und vorbildliche Aufmerksamkeit und Disziplin unterstützt haben.

Meine sehr verehrten Herren! Wir sind am Ende unserer Tagung. Sie war — das darf ich wohl ohne Überhebung aussprechen — ein großer Erfolg. (Lebhafter Beifall.) Den Worten, die gesprochen worden sind, sollen Taten folgen. Im vorigen Jahre haben wir gesagt: Wir hoffen, daß Taten folgen. Heute haben wir die Gewißheit: Es werden Taten folgen. Wir werden mit den Verständigungen beginnen, die wir von Reichsverbands wegen zu treffen haben, nicht nur mit den großen Spitzenorganisationen — hier sind wir jetzt in fast allen Punkten einig —, sondern in erster Linie mit den Kommunalverwaltun-

gen, dem Deutschen Städtetag. Und wir hoffen zuversichtlich — ich spreche das ganz offen auch an dieser Stelle aus —, zu einer nutzbringenden Verständigung mit ihm zu kommen.

Mit dem Herrn Reichsfinanzminister sind wir aber auch einig darin, daß wir keine Pessimisten sind, denn, meine Herren, der Pessimist ist ein Mist, auf dem nichts wächst. (Heiterkeit und Bravo!) Wir sind und bleiben Optimisten. Mit Herrn Dr. Reinhold glauben wir an Deutschlands Zukunft. Ich wiederhole die schon so oft zitierten, aber immer trefflichen Worte Fichtes:

„Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben,
An deines Volkes Aufersteh'n,
Laß diesen Glauben dir nicht rauben,
Trotz allem, allem, was gescheh'n.
Und handeln sollst du so, als hinge
Von dir und deinem Tun allein
Das Schicksal ab der deutschen Dinge,
Und die Verantwortung wär' dein.“

Und nun, meine sehr verehrten Herren, lassen Sie uns schließen mit einem Hoch auf unser heißgeliebtes deutsches Vaterland! Das deutsche Vaterland, das deutsche Volk, es lebe hoch, zum zweitenmal hoch und zum drittenmal hoch!

(Die Versammlung stimmt unter lebhaftem Beifall in das dreimalige Hoch ein und singt stehend mit Orgelbegleitung „Deutschland, Deutschland über alles“, dann lebhafter, wiederholter Beifall.)

Der Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie zum Geleit.

(Die Mitteldeutsche Industrie. — Sonderausgabe aus Anlaß der 8. Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie in Frankfurt a. M., 1.—3. September 1927.)

Die ordentliche Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, die im vorigen Jahr so erfolgreich in Dresden tagte, findet in diesem Jahre in Frankfurt am Main statt. Die alte Kaiserstadt ist durch ihre politische Lage als Tagungsort für solche Körperschaften, deren Rahmen das ganze deutsche Vaterland umspannt, trefflich geeignet.

Früher galt die Mainlinie als Trennungsstrich zwischen Nord und Süd. Erst Bismarcks genialer Staatskunst gelang es, das einigende Band um alle deutschen Stämme zu schlingen. Selbst unter dem Druck des verlorenen Krieges und der sich daran anschließenden Staatsumwälzung hat es sich als unzerreißbar erwiesen. Freilich diese Tat wäre nie gelungen, wenn nicht auch in der Seele des deutschen Volkes das Gefühl für die unerläßliche Zusammengehörigkeit aller deutschen Brüder lebendig gewesen wäre. So ist es gekommen, daß heute das Flußband des Mains, das sich vom Böhmerwald bis zum Rhein-
strom durch die deutschen Gaue zieht, Nord und Süd aufs innigste verbindet.

Die Natur ist damit wieder zu ihrem Recht gekommen. Denn Flüsse und Ströme sind ihrem Wesen nach nicht Länder trennend, sondern Länder verbindend. Diese im schweren Kampf errungene deutsche Einheit wollen wir heute und immerdar als unser teuerstes Kleinod, als unser höchstes Gut in dieser schweren Zeit bewahren.

Das Symbol der deutschen Einheit ist der Main. Er sei damit zugleich das Wahrzeichen unserer diesjährigen Mitgliederversammlung. Treu und fest halte die ganze deutsche Industrie in allen ihren Zweigen und in allen Landesteilen als starkes, unerschütterliches Bollwerk zusammen gegen die uns immer noch und immer wieder drohenden Gefahren. Über alle Einzel- und Gruppeninteressen hinaus einige uns hier das gemeinsame Interesse der ganzen deutschen Industrie im Rahmen der Volksgesamtheit. Wenn wir diese Einheit immer mit Nachdruck vertreten, so wird der Tag nicht mehr fern sein, wo aus der deutschen Einheit auch wieder die deutsche Einigkeit erblüht.

Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie am 2. und 3. September 1927 in Frankfurt a. M.

Erster Tag (2. September 1927).

Die Versammlung wird nachmittags 3 $\frac{1}{2}$ Uhr mit der Ouvertüre zu den „Meistersingern“ eröffnet.

Vorsitzender C. Duisberg:

Meine sehr verehrten Herren!

Nachdem die feierlichen Töne der Musik verklungen sind, eröffne ich hiermit die 8. ordentliche Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie. Auch in diesem Jahre hat der Ruf zur heutigen Tagung wiederum lebhaften Widerhall gefunden und zahlreiche Gäste und Mitglieder zusammengeführt. Mit Stolz und Freude heiße ich daher, als Vorsitzender, Sie alle willkommen und danke Ihnen für das Interesse, das Sie damit unserem Verbands und unserer Arbeit bekunden.

Wie im vorigen Jahr, so hat uns auch heute wieder ein Reichsminister mit seiner Anwesenheit beehrt. Ich begrüße in besonders herzlicher Weise den Herrn Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius, sowie die anderen Vertreter der Reichsregierung, die, erfreulicherweise, so zahlreich erschienen sind, daß ich es mir versagen muß, sie alle namentlich aufzuführen. Herrn Dr. Curtius, den wir als Mitglied des Reichskabinetts schon zum zweitenmal unter uns sehen, sind wir vor allem dankbar für den uns zugesagten Vortrag über die „Aufgaben deutscher Wirtschaftspolitik“.

Ich heiße ferner herzlich willkommen die Herren der hier vertretenen Landesregierungen, an ihrer Spitze den bayerischen Ministerpräsidenten Herrn Dr. Held, den mecklenburgischen Ministerpräsidenten Herrn Schröder, den preußischen Handelsminister Herrn Dr. Schreiber, den hessischen Minister

für Arbeit und Wirtschaft, Herrn Raab, sowie die Vertreter der Provinz Hessen-Nassau, ferner die Herren Vertreter der Reichsbank, der Reichsbahn, Reichspost und unserer Wehrmacht. Auch entbiete ich den Vertretern der Hochschulen, sowie vor allem den Vertretern der Spitzenorganisationen, mit denen wir durch jahrelange Freundschaft und vertrauensvolle Zusammenarbeit verbunden sind, unseren herzlichen Willkommengruß.

Ganz besonderen Dank sagen wir dem Oberhaupt dieser gastfreien und an geschichtlichen Erinnerungen so reichen, alten, deutschen Reichsstadt, Herrn Oberbürgermeister Dr. Landmann, sowie den anderen mit ihm erschienenen Vertretern Frankfurts, für die liebenswürdige Einladung und gastfreundliche Aufnahme, die Sie uns in Ihren Mauern gewähren.

Mit besonderer Freude heiße ich auch in diesem Jahre wieder die Herren Vertreter der deutschen und ausländischen Presse willkommen, mit denen wir uns schon vor 14 Tagen hier in Frankfurt so eingehend über die aktuelle Frage der Beziehungen zwischen Presse und Industrie unterhalten haben. Ihre heute hier vertretene stattliche Zahl läßt darauf schließen, daß die Teilnahme der Öffentlichkeit an den Arbeiten des Reichsverbandes der Deutschen Industrie nach wie vor lebendig ist. Sie wissen, wie sehr der Reichsverband, mit dem Sie in vertrauensvoller, gemeinsamer Arbeit verbunden sind, Ihre schwere und verantwortungsvolle Mitarbeit schätzt.

Ich darf meine Begrüßungsworte nicht abschließen, ohne, in Ihrer aller Namen, noch dem Verband Mitteldeutscher Industrieller und seinem Vorsitzenden, Herrn Landrichter a. D. Dr. Braun, herzlichen Dank im voraus zu sagen für die Gastfreundschaft, die er gewähren wird. Unser Dank gebührt nicht minder Herrn Dr. Linse, dem bewährten Geschäftsführer des Verbandes und seinen Mitarbeitern, die sich um die Vorbereitung unserer Tagung besonders verdient gemacht haben.

Mein Wunsch ist, daß die Frankfurter Tagung einen unvergeßlichen, an Eindrücken reichen Verlauf nehme, und die Arbeit, die wir hier leisten, der deutschen Industrie, der deutschen Wirtschaft, und damit dem deutschen Vaterlande zum Segen gereicht. Wir alle wollen in streng sachlicher Weise und ohne besondere Hervorhebung unseres Interessenstandpunktes mithelfen und mitarbeiten an dem Wiederaufbau unserer Wirtschaft. Wir wollen damit die Grundlage schaffen für ein gefestigtes und gesichertes Staatswesen. Die Erhaltung und Festigung des Staates geht uns über alles.

In diesem Streben leuchtet uns die ehrwürdige Gestalt unseres Reichspräsidenten von Hindenburg voran. Dem ehernen Gebot der Pflichterfüllung folgend, hat er, unter Zurückstellung aller persönlichen Bedenken, das höchste Amt übernommen, das der neue Staat zu vergeben hat, das schwere, verantwortungsvolle Amt des Reichspräsidenten. Wenn er in wenigen Wochen das 80. Jahr seines taten- und ehrenreichen Lebens vollendet, dann steht in der Reihe der Glückwünschenden, neben allen anderen Berufsgruppen des deutschen Volkes, vor allem die deutsche Industrie. Mehr wert noch als die äußeren Gaben, die zusammen mit anderen Volksschichten auch die deutsche Industrie

dem Reichspräsidenten zu seinem Geburtstag übergeben wird, ist in meinen Augen die Gesinnung, die die deutsche Industrie gegenüber dem Reichspräsidenten hat. Diese Gesinnung wird — ich glaube damit aus aller Herzen zu sprechen — am besten durch die Worte: Pflichterfüllung im Interesse des Vaterlandes gekennzeichnet. Zum Ausdruck dieses Gefühls möchte ich vorschlagen, folgendes Telegramm schon heute an Hindenburg zu übersenden:

„Über 2000 Teilnehmer an der diesjährigen Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie gedenken des allverehrten Herrn Reichspräsidenten in Dankbarkeit und Treue. Ehrfurcht vor der Vergangenheit, Pflichterfüllung in der Gegenwart und Kraft für die Aufgaben der Zukunft sind die Eigenschaften, die die deutsche Industrie in der Person des Reichspräsidenten verkörpert sieht. Die deutsche Industrie bringt auch heute wieder den aufrichtigen und ehrerbietigen Wunsch zum Ausdruck, daß Ihnen, hochverehrter Herr Reichspräsident, es vergönnt sei, über das achte Lebensjahrzehnt hinaus noch lange Jahre als Präsident des Deutschen Reiches, zum Wohle des deutschen Volkes, zu wirken.“

* * *

Vortrag über:

„Die wirtschaftliche Lage der deutschen Industrie.“

Meine sehr verehrten Herren!

Bevor ich das Wort weitergebe, gestatten Sie wohl, daß ich als Einleitung zu den nachfolgenden Vorträgen in ganz großen Zügen vor Ihnen ein Bild unserer gegenwärtigen deutschen Wirtschaftslage entrolle. Dabei stütze ich mich vor allem auf die Berichte, die mir, auf meine Bitte hin, von unseren zahlreichen Fachgruppen bereitwilligst zur Verfügung gestellt wurden. Für diese Unterstützung meiner Arbeit möchte ich von dieser Stelle aus herzlichst danken. Wenn es mir auch nicht möglich sein wird, in meinen Ausführungen auf alle mir übermittelten Einzelheiten einzugehen, so können die Fachgruppen doch überzeugt sein, daß mir alles, was sie mir geschrieben, für meine Stellungnahme äußerst wertvoll war. Es gereicht mir auch zur großen Freude, daß ich diesmal, nicht wie bisher nur mittelbar, sondern unmittelbar von ihnen unterrichtet wurde.

In dieser lebendigen Fühlungnahme erblicke ich eine sichere Gewähr für die wirkungsvolle Zusammenarbeit zwischen allen Mitgliedern unseres großen Reichsverbandes auch in der Zukunft. Darum nochmals herzlichen Dank.

Zusammenfassend kann ich aussprechen, daß nach der schweren Krisis im ersten Halbjahr 1926, zunächst in Auswirkung des englischen Bergarbeiterstreiks, schon bei unserer Dresdener Tagung im September vorigen Jahres, eine Belebung unserer Wirtschaft eingetreten war. Diese hat bis heute, in den meisten Fachgruppen zunehmend, in einigen aber auch gleichbleibend, obgewaltet, in wenigen anderen ist allerdings eine kleine rückläufige Bewegung festzustellen.

Eine der günstigen Folgen dieser Entwicklung ist die inzwischen erheblich verringerte Zahl unserer Arbeitslosen. Im September vorigen Jahres hatten wir über 1 1/2 Millionen Arbeitslose. Von da ab ergab sich folgende Entwicklung:

1. November 1926	1 300 000	
1. Januar 1927	1 750 000	
1. Mai 1927	870 000 Arbeitslose und 230 000 Krisenfürsorge	
	<hr/>	= 1 100 000
15. Juli 1927	493 000 Arbeitslose und 181 000 Krisenfürsorge	
	<hr/>	= 674 000
15. August 1927	420 000 Arbeitslose und 156 000 Krisenfürsorge	
	<hr/>	= 576 000

Wir sehen also, daß die Zahl der Arbeitslosen in einem Jahr unter die Hälfte zurückgegangen ist, daß aber noch immer, und zwar in der günstigsten Jahreszeit, annähernd sechshunderttausend unserer Volksgenossen ohne Beschäftigung sind.

Die Belebung unserer Wirtschaft erstreckte sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, im wesentlichen auf den Binnenmarkt, der schätzungsweise mehr als 80% unserer nationalen Produktion aufnimmt. Leider hat sich dagegen, seit Herbst 1926, unser Absatz nach dem Auslande nicht gebessert. Die Ausfuhr im reinen Warenverkehr, ausschließlich Reparationen, ergibt folgendes Bild:

	Gegenwartswert (in Millionen RM)	Vorkriegswert
Monatsdurchschnitt 1913	834	834
Monatsdurchschnitt 1924	546	428
Monatsdurchschnitt 1925	733	550
Monatsdurchschnitt 1926	828	614
Januar 1927	798	608
Februar 1927	756	568
März 1927	841	623
April 1927	797	589
Mai 1927	834	617
Juni 1927	748	564
Juli 1927	847	638
Monatsdurchschnitt Januar bis Juli 1927	803	601

Seit Januar bewegte sich demnach unsere Ausfuhr fast gleichbleibend um 600 Millionen herum, und zeigte im Durchschnitt eine Verminderung gegenüber dem Vorkriegsstand um etwa ein Drittel.

Bei der großen Bedeutung, die der Außenhandel für unsere Volkswirtschaft, vor allem mit Rücksicht auf den Dawes-Plan, besitzt, kann man nur mit einem Gefühl der Sorge diesem Verlaufe folgen. Insbesondere die Ausfuhr an Fertigwaren, die nicht nur für unsere verarbeitende Industrie, sondern für unsere gesamte Wirtschaft die entscheidende Rolle in unserem Außenhandel spielt, konnte im laufenden Jahre in keinem nennenswerten Umfange gesteigert werden.

Deutsche Ausfuhr an Fertigwaren.

	Gegenwartswert (in Millionen RM)	Vorkriegswert
Monatsdurchschnitt 1913	562	562
September 1926	582	429
Oktober 1926	603	444
November 1926	578	424
Dezember 1926	565	419
Januar 1927	563	423
Februar 1927	541	399
März 1927	600	440
April 1927	597	436
Mai 1927	622	456
Juni 1927	559	415
Juli 1927	634	470
Monatsdurchschnitt Januar bis Juli 1927	588	434

Mag man auch die Zahlen unserer Außenhandelsstatistik anzweifeln: das Defizit, das sich, selbst nach den für erforderlich gehaltenen Berichtigungen, in den beiden Jahren 1925 und 1926 zusammen auf insgesamt 4 Milliarden belaufen hat, beträgt in den ersten sieben Monaten 1927 schon 2,4 Milliarden.

Gewiß hatten wir auch in der Vorkriegszeit eine passive Handelsbilanz, wenn auch bei weitem nicht in diesem Ausmaße. 1913 waren es nur 700 Millionen Mark. Aber damals — und das ist der grundlegende Unterschied — standen dieser Passivität der Handelsbilanz bedeutende Aktivposten in der Zahlungsbilanz gegenüber. Diese Posten ergaben nach Schätzung des Statistischen Reichsamts ein Aktivum von 1,7 Milliarden. Demnach zeigte unsere Zahlungsbilanz im Jahre 1913 einen Überschuß von rund einer Milliarde. Heute dagegen haben wir, abgesehen von dem Ertrag der uns verlorengegangenen Auslandswerte, die sich auf etwa 20—25 Milliarden bezifferten — zum erheblichen Teil auch unter dem Einfluß der Durchführung des Dawes-Planes —, auch eine durchaus passive Zahlungsbilanz, die bisher im wesentlichen nur durch Aufnahme ausländischer Anleihen ausgeglichen werden konnte, also nur geborgt-aktiv war.

Diese Auslandsverschuldung bringt mich auf das Problem der Verschuldung der deutschen Wirtschaft überhaupt. Unter der Herrschaft des Kapitalismus sind bedeutende Volkswirtschaften ohne innere Verschuldung

überhaupt nicht, ohne nennenswerte äußere Verschuldung nur in Ausnahmefällen denkbar. Eine gewisse innere und äußere Verschuldung gibt daher grundsätzlich noch keinen Anlaß zu irgendwelcher Besorgnis. Die gegenwärtige Gesamtverschuldung Deutschlands im Inlande wie im Auslande, zumal ihre überaus schnelle Steigerung allein in den letzten vier Jahren, und die damit verbundene große Zinsenlast, vermehrt um die gewaltigen Verpflichtungen auf Grund des Dawes-Planes, ist dagegen wenig erfreulich.

Die Anleiheaufnahme im Inlande allein — mitbeeinflußt freilich durch das Einströmen von Auslandskapital — war, nach den neuesten Berechnungen, im Finanzjahre 1926/27 nominell um 46% höher als im Vierteljahresdurchschnitt 1907/13, unter Berücksichtigung der Geldentwertung also an Kaufkraft ungefähr ebenso groß wie vor dem Kriege. Die gesamte Emissionstätigkeit, einschließlich der Auslandsanleihen, war im Finanzjahre 1926/27 nominell ungefähr doppelt so groß wie in der Vorkriegszeit. Insgesamt belaufen sich die neuen Emissionen an festverzinslichen Werten in der Zeit von Anfang 1924 bis März 1927, also in den letzten drei Jahren, auf rund 10 Milliarden Reichsmark.

Sie gliedern sich in folgender Weise:

1. Die öffentlichen Körperschaften und Unternehmungen (Reich, Länder, Provinzen, Städte, Kirchen) hatten an Anleihen und Schuldverschreibungen aufgenommen aus dem Inland über. 2 Milliarden
aus dem Ausland etwa 2,5 „
zusammen 4,5 Milliarden
 2. Von den Grundkreditanstalten wurden an Schuldverschreibungen in dem genannten Zeitraum aufgenommen fast . 3,5 Milliarden
 3. Auf die privaten Unternehmungen (Industrie, Handel und Verkehr) entfallen an Schuldverschreibungen rund . . . 2 „
(von denen etwas über 1350 Millionen auf das Ausland kommen).
- Zusammengerechnet beziffert sich am 1. April 1927 der Betrag der inländischen Schuldverschreibungen auf etwa . . 6 „
der der ausländischen auf 4 „
zusammen also 10 Milliarden

(wovon auf die öffentliche Hand fast zwei Drittel, auf Industrie, Handel und Verkehr dagegen nur wenig mehr als ein Drittel entfallen). Die Tatsache, daß das Ausland uns für 4 Milliarden Reichsmark Kredite gab, ist ein Beweis, daß es Vertrauen in unsere Wirtschaft setzt, und das mit Recht.

Rechnet man zu dieser starken Neuverschuldung noch die Aufwertungsschulden hinzu, so gelangt man zu folgenden verbrieften Kapitalverschuldungssummen:

Reich, Länder und Kommunen	12,3 Milliarden	gegen	
	26,5	„	1912/13
Schuldverschreibungen v. Grundkreditanstalten . .	7,7	„	gegen
	17,1	„	1912/13
Schuldverschreibungen v. Industrie, Handel und Ver-			
kehr	3,1	„	gegen
	4,6	„	1912/13
	<hr/>		
zusammen	23,1 Milliarden	gegen	
	48,2	„	1912/13

Das ist zwar nur die Hälfte der Kapitalverschuldung vor dem Kriege. Man muß jedoch berücksichtigen, daß die Vorkriegsschuld im Laufe von Dezennien, die Neuverschuldung — abgesehen von den Aufwertungsschulden, die eine Sonderstellung einnehmen — innerhalb der letzten vier Jahre entstanden ist.

Besonders drückend wirken sich die Schulden der Landwirtschaft aus, obgleich sie z. Z. noch um 25—30% niedriger als in der Zeit vor dem Kriege sind. Unter Einbeziehung der Aufwertungsschulden und Rentenbankbelastung beträgt diese Kapitalschuld der Landwirtschaft gegenwärtig etwa 9 Milliarden gegen 12—14 Milliarden vor dem Kriege. Diese 9 Milliarden verteilen sich folgendermaßen:

1. Kreditschulden:

a) Personalverschuldung	1,6 Milliarden
b) Realverschuldung	2,0 „
	<hr/>
zusammen	3,6 Milliarden

2. Aufwertungsschuld der Landwirtschaft	3,0	„
3. Rentenbank-Grundsulden d. Landwirtschaft ca.	2,0	„
4. Sonstige Verbindlichkeiten mindestens	0,4	„
	<hr/>	
zusammen im ganzen	9	Milliarden

1. Betrachten wir nun die sich hieraus ergebenden Zinsenlasten für die verschiedenen Gruppen, so ergibt sich bei der Landwirtschaft infolge des wesentlich höheren Zinsfußes ein Zinsendienst (der trotz geringerer Verschuldung gegenüber dem Vorkriegszustand höher ist als vor dem Kriege), nämlich von über 600 Millionen (gegenüber 400—500 Millionen im Jahre 1912/13).
2. Bei der öffentlichen Hand beträgt die Zinsenlast für 1927 über 650 „ (gegen etwas über 1 Milliarde im Jahre 1912/13).
3. a) Die Zinsverpflichtungen aus Schuldverschreibungen und Grundkreditanstalten sind fast 500 „ (gegen 680 Millionen 1912/13).

- b) Dazu kommen noch die Zinsen aus den Rentenbank-
 Grundschulden mit jährlich 100 Millionen
4. Bei der Industrie, dem Handel und Verkehr beträgt die
 Zinsenlast aus Schuldverschreibungen über 200 „

Es ergibt sich somit eine gegenwärtige Gesamtjahreszinsenlast
 Deutschlands aus langfristiger Verschuldung von annähernd . 2 Milliarden

Diese Ziffern gewinnen nun einen ernsten Charakter, wenn man dazu die Reparationszahlungen mit $2\frac{1}{2}$ Milliarden, vom Normaljahre ab, in Rechnung stellt. Die jährlichen Zinsverpflichtungen werden also, bereits vom September nächsten Jahres ab, nicht weniger als 4,5 Milliarden Mark betragen gegenüber rund 2 Milliarden vor dem Kriege.

In diesen Zahlen ist aber die kurzfristige Verschuldung, insbesondere also auch die kurzfristige Verschuldung an das Ausland, nicht enthalten. Die letztere spielt aber, vor allem, da sie ebenfalls sehr groß ist, eine ernste Rolle.

Schon in normalen Zeiten, vor dem Kriege, galt es als eine für die Wirtschaft wichtige Regel, sich möglichst wenig kurzfristig zu verschulden. Wieviel mehr gilt dieses Gebot in unserer Zeit!

Mehr als je zuvor müssen daher alle Kreise der Wirtschaft wissen, wie gefährlich gerade heute kurzfristige Verschuldungen sind, zumal wenn sie gegenüber dem Ausland eingegangen werden. Ich gehe meines Erachtens nicht zu weit, wenn ich behaupte, daß in Deutschland vielfach eine falsche Kreditwirtschaft getrieben worden ist und noch getrieben wird. Man hat Kredite vielfach für konsumtive Zwecke verwendet und zuviel mit kurzfristigen Krediten Investitionen gemacht. Mag auch unsere gegenwärtige Konjunktur dadurch gefördert sein, eine Fundierung für den Wiederaufbau einer verarmten Wirtschaft kann auf diesem Wege nicht geschaffen werden.

Auf die schwere Belastung der Wirtschaft, z. B. in der Finanzwirtschaft, in der Sozialpolitik, auf dem Gebiete des Verkehrswesens, ferner auch auf die Lage Deutschlands auf dem Weltmarkt werden die Herren Referenten unserer Tagung noch im einzelnen eingehen. Ich möchte den Herren hier nicht vorgreifen. Aber in Anbetracht der Tatsache, daß an die verhältnismäßig günstige Bewegung der deutschen Wirtschaft, die erfreulicherweise auch heute noch anhält und zu Pessimismus keine Veranlassung gibt, seit der Mitte des vorigen Jahres meiner Meinung nach allzu optimistische Kommentare geknüpft und dementsprechende Folgerungen gezogen sind, möchte ich doch noch wenigstens auf einen Punkt kurz eingehen, der die gesamtwirtschaftliche Lage in Deutschland auch nicht in so rosigem Licht erscheinen läßt, nämlich auf die Rentabilitätsfrage.

Mir sind von den Fachgruppen auch hierüber sehr dankenswerte und kennzeichnende Unterlagen zugegangen. So konnte in der Eisen schaffenden Industrie im vergangenen Jahre zum erstenmal nach langer Zeit zwar wieder eine Dividende verteilt werden, aber sie betrug nur 4—6%, und nur die besten Werke waren zu dieser Ausschüttung in der Lage. Der größte Teil der Eisen-

und Stahlindustrie mußte ohne Gewinne abschließen. Ein sehr deutliches Beispiel bietet auch die Maschinenindustrie. Hier sieht es noch schlechter aus. Während sich die Unternehmungen dieses wichtigen Industriezweiges vor dem Kriege mit 12% im Durchschnitt verzinsten, sank die Rentabilität im Jahre 1926 auf 1,4%. Ähnlich liegen die Verhältnisse in vielen anderen Industriezweigen. Einzelne haben vielleicht besser abgeschnitten, wie die Brauereien. Von einer allgemeinen Gesundung oder auch nur von der Erreichung einer einigermaßen auskömmlichen Rente kann also nicht die Rede sein.

Von 850 Aktiengesellschaften haben im Jahre 1926/27 309, also mehr als ein Drittel, nämlich 36,4%, überhaupt keine Dividende ausgeschüttet. Von den Gesellschaften des Bergbaues und der Schwerindustrie konnten von 157 Gesellschaften 61, also 39%, keine Dividende verteilen, und von der verarbeitenden Industrie von 473 Gesellschaften 217, also 46%. Bei der Gruppe Handel und Verkehr lagen die Dinge erfreulicherweise wesentlich günstiger. Hier blieben von 220 Gesellschaften 31, also nur 14%, ohne Rente. Die Gesamtdurchschnittsdividende der 850 an der Berliner Börse notierten Aktiengesellschaften betrug 1926/27: 6,88%, gegenüber 10,02% im Jahre 1913, ist also um annähernd ein Drittel gesunken. Hiernach wird niemand, besonders unter Berücksichtigung des gesunkenen Geldwertes, den erheblichen Rückgang der Rentabilität in der Industrie leugnen können.

Wenn auch zu hoffen und zu erwarten ist, daß die Rentabilität sich schon im laufenden Jahre bessern wird, so möchte ich doch nicht verfehlen, auf die Tatsache hinzuweisen, daß sich nach dem Stand vom 1. Juni 1927 die Lohnhöhe für die ungelernten Arbeiter gegenüber 1913 um 81% und für die gelernten Arbeiter um 47% gehoben hat. Diese letzteren 47% entsprechen genau der Steigerung der Lebenskosten am 1. Juni 1927 gegenüber 1913. Es steht also einer gleichen Reallohnhöhe bei den gelernten Arbeitern und einem erheblich gesteigerten Reallohn bei den ungelernten Arbeitern eine wesentliche Verschlechterung der Rentabilität der Wirtschaft im Vergleich zur Vorkriegszeit gegenüber.

Wenn ich auch dem Vortrag unseres geschäftsführenden Präsidialmitgliedes, des Herrn Geheimrat Kastl, nicht vorgreifen will, so möchte ich doch noch einige Punkte erwähnen, die mir vor allem am Herzen liegen.

Schlimmer als die Auswirkungen unserer bisherigen Wirtschafts- und Finanzpolitik ist nämlich der Geist, der diese beseelt. Der Geist ist es, der zu allen jenen Maßnahmen führt, die bisher schon unser Staats- und Wirtschaftsleben geschädigt haben und auch in Zukunft noch schädigen werden.

Es scheint bisweilen so, als ob im deutschen Volke das Bewußtsein erloschen ist, daß wir den größten Krieg der Weltgeschichte verloren haben. Jeder glaubt, ein Recht zu besitzen, besser noch zu leben als in der Zeit vor dem Kriege. Das Gegenteil sollte der Fall sein. Jeder einzelne muß sich darüber klar werden, daß ohne persönliche Opfer keine Gesundung möglich ist.

Von dieser Erkenntnis sind leider auch unsere öffentlichen Körperschaften nicht durchdrungen. Als geradezu unverantwortlich muß ich es bezeichnen, daß ausgerechnet das zusammengebrochene Deutschland den höchsten Funkturm, die längste Rennbahn und die größte überdeckte Tennishalle Europas haben will. Wir bauen Wasserstraßen und Lagerhäuser, so wichtig sie auch an sich sind, statt zunächst einmal alles für die Warenerzeugung und den Warenaustausch zu tun. Ohne deren Entfaltung sind jene Bauten nutzlos. Sie bedeuten darüber hinaus eine schwere Last.

Aber auch im kleinen und kleinsten müssen wir uns einschränken. Wir müssen bestrebt sein, wo immer es möglich ist, die nationale Arbeit zu fördern, also auch die Einfuhr nur auf das unbedingt Notwendige zurückzuführen. Wenn man schon ohne Automobil nicht mehr auskommen kann, dann sollten Deutsche auf jeden Fall heute deutschen Wagen, die den ausländischen wieder ebenbürtig und auch preiswert sind, den Vorzug geben. Vor dem Kriege hatte die deutsche Automobilindustrie einen Ausfuhrüberschuß von 72,4 Millionen, der sich 1926 in einen Einfuhrüberschuß von 31,6 Millionen gewandelt hat. Im laufenden Jahre allein ist die Zahl der eingeführten Automobile einschließlich Motorräder von 651 im Januar auf 2036 im Juli gestiegen, und von einem Wert von 3,3 Millionen Reichsmark auf 8,6 Millionen Reichsmark.

Dann aber auch müssen wir weniger Versammlungen mit den unvermeidlichen Festen abhalten. Hier geschieht in Deutschland bei großen und kleinen Verbänden aller Art zuviel des Guten. Aus dieser Erwägung heraus beabsichtigen wir, in der morgigen geschlossenen Mitgliederversammlung unsere Satzung dahin zu ändern, daß künftighin der Reichsverband der Deutschen Industrie nur noch alle zwei Jahre zusammenzutreten braucht. Wir wollen also, wenn keine unvorhergesehenen Fälle eintreten, unsere nächste Hauptversammlung erst im Jahre 1929, und dann voraussichtlich in Breslau, stattfinden lassen. In diesem Punkt wollen wir der „Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte“ folgen, die ihre großen Versammlungen schon seit einiger Zeit nur alle zwei Jahre abhält. Wir hoffen zuversichtlich, daß die uns angeschlossenen Verbände sich diesem Beispiel anschließen.

Vieles habe ich als Vorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen Industrie noch auf dem Herzen, dem ich Ausdruck verleihen möchte. Doch die Zeit eilt. Ich begnüge mich daher, abschließend nochmals auf die Bedeutung unseres Binnenmarktes hinzuweisen, auf dem die Landwirtschaft eine ausschlaggebende Rolle spielt. Eine gesunde, auf Rentabilität gegründete Landwirtschaft liegt aber nicht nur im unmittelbaren Interesse der Industrie, sie ist auch ein nationalpolitisches Erfordernis allerersten Ranges. In der heimatischen Scholle wurzeln die stärksten und zuverlässigsten Kräfte unseres Volkes.

Meine Herren! Wir haben in den Mittelpunkt unserer diesjährigen Tagung die für den Export wie für den Binnenmarkt gleich wichtige Frage der Quali-

tätsarbeit gestellt. Die Güte der deutschen Waren hat ihren Weltruf begründet. In der Qualität sehen wir auch heute noch, ja noch in stärkerem Maße als vor dem Kriege, einen wichtigen Angelpunkt für die Entwicklung unserer Wirtschaft. Eine wesentliche Voraussetzung für die Qualitätsarbeit aber ist die Pflege und Förderung unserer Wissenschaft und ihres Nachwuchses. Auf der Wissenschaft und ihren Forschern beruhen in erster Linie die großen Erfindungen und die Fortschritte der Technik. Doch die Wissenschaft allein tut es nicht. Ein wagender Unternehmmergeist muß ihr zur Seite stehen. Führende Persönlichkeiten sind nötig, die es kühn unternehmen, neue Erfindungen technisch in die Tat umzusetzen. Aber auch die deutschen Beamten und Arbeiter sollen dabei nicht vergessen werden. Was helfen tiefgründige Wissenschaft und kühne Unternehmungslust, wenn nicht auch die freudige Hingabe der Beamten- und Arbeiterschaft an das gemeinsame Werk gewährleistet ist. So bilden Wissenschaft, Unternehmertum und Beamten- und Arbeiterschaft eine Einheit im Dienste unseres gesamten Volkes.

Meine Herren! Bei allem, was wir heute und morgen hören, wollen wir uns immer von dem Gedanken leiten lassen, daß die Einsicht in unsere schwierige Lage zwar wichtig ist, wichtiger aber der Wille, das als richtig Erkannte durchzuführen, am wichtigsten die Tat selbst, die das Notwendige vollbringt. (Lebhafter Beifall.)

* * *

Nach der Begrüßungsrede und dem Vortrag über „Die Aufgaben deutscher Wirtschaftspolitik“ des Reichswirtschaftsministers Dr. Curtius führte der Vorsitzende C. Duisberg folgendes aus:

Herr Reichswirtschaftsminister! Der reiche Beifall hat Ihnen gezeigt, daß Sie der Versammlung aus dem Herzen gesprochen haben. Ich danke Ihnen dafür, daß Sie zu uns gekommen sind und daß Sie sich selbst zu den Wirtschaftsproblemen geäußert haben. Sie verlangen Vertrauen zu Ihrem Wirtschaftsministerium, dem wichtigsten Ministerium für uns Industrielle. Dieses Vertrauen besitzen Sie in vollem Umfange. (Bravo!) Wir haben aber auch die Überzeugung, daß Sie Vertrauen zu uns haben. Wenn wir auch oft oder besser sehr oft anderer Ansicht sind als das Reichswirtschaftsministerium, so hoffe ich, daß Sie uns das nicht verargen, sondern das anrechnen werden als eine Meinung, die aus der Erfahrung kommt und die Wirtschaft als die Trägerin unseres ganzen Volkswohlstandes zu heben wünscht. Und für das Zusammenarbeiten in diesem Sinne, auch für die Zukunft, hoffe ich, in Ihrem Erscheinen ein Pfand zu sehen. Ich danke Ihnen, Herr Wirtschaftsminister, nochmals herzlichst! (Stürmischer Beifall.)

Auch den beiden anderen Vorrednern, dem Herrn Oberbürgermeister Dr. Landmann und dem Vorsitzenden des uns einladenden Verbandes, Herrn Landrichter a. D. Dr. Braun, danke ich herzlichst für die freundlichen Worte der Begrüßung. Mit allem, was Herr Oberbürgermeister Dr. Landmann gesagt hat, kann ich mich aber, und wahrscheinlich viele von Ihnen, nicht

ganz einverstanden erklären. (Sehr richtig! und Heiterkeit.) Wir werden uns darüber ja vielleicht einmal an anderer Stelle unterhalten. Allerdings hat uns der Weg über den Deutschen Städtetag, den wir eingeschlagen, nicht recht vorwärts gebracht. Aber ich hoffe, wir werden zu neuen Versuchen kommen und erneut in engem Kreise uns noch eingehend über die Klagen, die wir vorzubringen haben, besprechen. Daß auch wir von der Industrie den Menschen als solchen für sehr wichtig und bedeutungsvoll, nicht als Objekt der Wirtschaft und der Industrie, sondern als ihr wichtigstes Glied halten, dafür war der heutige Vormittag ein Zeichen. In der großen Ausschußsitzung, die heute morgen im „Frankfurter Hof“ stattfand, haben wir uns über diese Frage ganz eingehend ausgesprochen. Ich wünsche dem Herrn Oberbürgermeister Landmann von Herzen Erfolg bei seinen Bemühungen, die Industrie in den großen Städten zu konzentrieren. Ich für meine Person rate aber der Industrie, nach Möglichkeit aufs Land zu gehen. (Heiterkeit und lebhafter Beifall.)

Nun endlich herzlichen Dank, Herr Oberbürgermeister, für die freundliche Aufnahme, die Sie uns, vor allem dem Ausschuß, auch gestern abend in Ihrem wundervollen Rathaus, in den herrlichen Räumen des „Römer“, gewährt haben. —

Ich darf nunmehr unser Geschäftsführendes Präsidialmitglied, Herrn Geheimrat Kastl, bitten, das Wort zu ergreifen.

* * *

Schlußwort.

Meine sehr geehrten Herren! Sie haben bereits Herrn Bücher Ihren Dank durch den stürmischen Beifall zum Ausdruck gebracht. Das war ein herrlicher Abgesang. Wir schließen daher die Tagung mit einem schönen Schluß-Akkord.

Nun hatten sich noch die beiden Herren Dr. Springorum und Funcke gemeldet, die Ihnen etwas sehr Wichtiges zu den gehörten Vorträgen sagen wollten. Leider ist die Zeit so sehr überschritten, daß dies unmöglich ist. Ich habe deshalb die Herren bitten müssen — was mir sehr schwer wurde —, diesmal aufs Wort zu verzichten. Das haben sie getan. Dafür besten Dank! Wir sind damit am Ende unserer Tagung angelangt.

Ein Rückblick auf den Verlauf der gestrigen und heutigen Sitzung mit dem Kennzeichen „Qualität“ ergibt, daß wir hochinteressante und lehrreiche, temperamentvolle und formvollendete Vorträge gehört haben. Allen Vortragenden nochmals herzlichen, tiefempfundenen Dank!

Für uns, die Mitglieder des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, ergibt sich nun die Pflicht, die Folgerungen zu ziehen, und zwar jeder an seiner Stelle. Neben der weiteren Herstellung guter und billiger Massenartikel müssen wir die Herstellung alter und neuer Qualitätsartikel fördern und steigern. Die Parole muß statt „gut und billig“ nunmehr lauten: immer besser und besser, und doch billig!

Wie früher, so hielten wir uns auch heute für verpflichtet, immerwieder und wieder darauf hinzuweisen, daß wir noch nicht über den Berg sind, daß wir schwere, ja allzu schwere Lasten zu tragen haben. Konjunkturen kommen und gehen. Sie zeigen, wie die Wellen des Meeres, Berg und Tal. Sie steigen und fallen. Aber wiederholt ist von uns betont worden, daß zu Pessimismus keine Veranlassung vorliegt, eher umgekehrt. Es liegt aber auch kein Grund zum übertriebenen Optimismus vor. Wir haben Vertrauen zur Fähigkeit und Tüchtigkeit des deutschen Volkes, zur Wissenschaft, zur Wirtschaft, zur Beamtenschaft und zur Arbeiterschaft. Wir glauben an Deutschland, wir glauben auch an Deutschlands Zukunft! Unser Staat, unser geliebtes Vaterland geht uns über alles. Und so bitte ich Sie denn, stimmen Sie mit mir ein in den Ruf: Unser geliebtes deutsches Vaterland, es lebe hoch! zum zweitenmal hoch! und zum drittenmal hoch! (Die Versammlung stimmt stehend lebhaft begeistert in das dreimalige Hoch ein, singt: „Deutschland, Deutschland über alles“ und schließt mit lebhaftem Beifall.)

Ich schließe die Sitzung mit bestem Dank an Sie alle.

Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie am 20. und 21. September 1929 in Düsseldorf.

Erster Tag (20. September 1929).

Begrüßungsansprache.

Meine sehr verehrten Herren!

Aus allen Gauen des Reiches sind Sie dem Rufe des Reichsverbandes der Deutschen Industrie gefolgt und zur Mitgliederversammlung nach Düsseldorf geeilt. Mit Freude und Stolz eröffne ich hiermit die 9. ordentliche Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, die mir Gelegenheit gibt, Gäste und Mitglieder in so stattlicher Zahl begrüßen zu können. Mit besonderer Befriedigung erfüllt mich aber die Tatsache, daß ich Ihnen meinen Willkommensgruß an den Ufern unseres deutschen Rheines entbieten darf. Seine Wogen werden hoffentlich bald wieder ganz frei von allen Fesseln durch die Westmark des Reiches dahineilen und aller Welt verkünden, daß der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze, ist und das auch bleiben soll. Das stolzaufstrebende Düsseldorf, die Stadt der idealen Synthese von Industrie und Kunst, hat uns bereitwilligst seine Tore geöffnet. Ich möchte schon jetzt Herrn Oberbürgermeister Dr. Lehr bitten, der Stadtverwaltung für ihre liebenswürdige Gastfreundschaft unseren wärmsten Dank zu übermitteln.

Neben der Stadt, die uns beherbergt, gilt mein Gruß vor allem den Herren Vertretern des Reichs, an ihrer Spitze Herrn Staatssekretär Dr. Trendelenburg, der Länder, der Kommunen, der Staats- und Landesbehörden und, nicht zu vergessen, der mit uns befreundeten Spitzenorganisationen und allen sonstigen Ehrengästen der Politik, Wissenschaft, Kunst und Wirtschaft.

Besonders warm begrüße ich auch die Herren Pressevertreter aus Deutschland und dem Auslande. Ich freue mich über das große Interesse, das Sie durch Ihr Erscheinen für unsere Arbeit bekunden. Ich weiß, mit welcher hohen Auffassung Sie das Mandat der Öffentlichkeit verwalten. Wenn es noch einer Bestätigung bedurft hätte, so wurde diese durch den eben beendeten Internationalen Reklamekongreß in Berlin gegeben. Sie wissen aber auch, wie hoch wir Ihre unentbehrliche Mitarbeit einschätzen. Bitte, unterstützen Sie uns auch ferner, was so sehr wichtig ist, durch sachliche Aufklärung und Erziehung Ihrer Leser zu wirtschaftlich richtigem und vernünftigen Denken. Gerade in schweren Zeiten tut vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen Presse und Wirtschaft im Interesse des Volksganzen doppelt not.

In diesem Sinne danke ich auch den Rundfunk-Gesellschaften dafür, daß sie sich bereit erklärt haben, die hier gehaltenen Reden ihren Hörern zu übermitteln.

Mein großer Dank gilt schließlich noch im besonderen Maße dem Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen. Unter der bewährten Leitung des Herrn Kommerzienrats Dr. Reusch und seines unermüdlichen Mitarbeiters Dr. Schlenker nebst dem Stabe der Helfer war und ist diese starke Organisation uns stets, namentlich in schwierigen Zeiten, Stütze und Rückhalt. Auch heute sind wir diesem „Langnamverein“ und seinen Meistern und Helfern besonderen Dank schuldig für die tatkräftige Mitarbeit bei der Vorbereitung unserer Tagung und für die treffliche Gastfreundschaft in seiner rheinischen Heimatstadt.

Der diesjährigen ordentlichen Mitgliederversammlung des Reichsverbandes haben wir die Aufgabe gestellt, in kritischer Zeit die großen Grundfragen unseres Wirtschaftslebens zu erörtern. Wir halten dies für erforderlich, weil das Reformprogramm, das wir demnächst bringen, nur dann die wünschenswerte und notwendige Wirkung haben wird, wenn es sich auf einer gesunden Grundlage aufbaut und Verständnis und wohl vorbereitete Aufnahme und Unterstützung in weitesten Kreisen findet.

Meine sehr verehrten Herren! Nach sehr, sehr reiflicher Überlegung sind Präsidium und Vorstand des Reichsverbandes zu dem Entschluß gekommen, und zwar im wesentlichen aus dem Gefühl der schweren Verantwortung heraus, Sie dringend zu bitten, von der Erörterung der Neuregelung der Reparationsfrage durch den Youngplan und der sich daraus mit Notwendigkeit ergebenden wirtschaftspolitischen Forderungen auf dieser Mitgliederversammlung abzusehen.

Im Haag ist zwar die prinzipielle Entscheidung durch die diplomatischen Vertreter der beteiligten Nationen gefallen. Aber zahlreiche Kommissionen müssen noch über Einzelheiten beraten, und schließlich muß der Reichstag die endgültige Entscheidung treffen. Dieser Entscheidung der politischen Faktoren wollen wir als wirtschaftliche Organisation durch eine Stellungnahme der Öffentlichkeit gegenüber in der Form eines wirtschaftlichen Reformprogramms nicht vorgreifen. Ich erkläre Ihnen ganz offen, daß uns diese

Zurückhaltung, die wir uns nur aus vaterländischen Erwägungen heraus auferlegen, schwer fällt, namentlich im Hinblick auf die außerordentlich kritische Lage, in der wir uns befinden. Es ist aber selbstverständlich, daß wir die Arbeiten für das Reformprogramm sogleich aufgenommen haben, und daß die verantwortlichen Regierungsstellen über den Stand dieser Arbeiten dauernd unterrichtet werden. Aber mehr als das: Als Mandant der deutschen Industrie und im Interesse einer lebensfähigen deutschen Gesamtwirtschaft müssen und werden wir mit aller Energie dafür eintreten und unaufhörlich und unerbittlich darauf dringen, daß diese dringend notwendigen Änderungen unserer Wirtschafts- und Sozialpolitik, vor allem aber unserer Finanzpolitik, auch unbedingt und so schnell wie möglich durchgeführt werden.

Präsidium und Vorstand schlagen Ihnen also vor, von der Erörterung des Youngplanes und seiner Folgen heute ganz abzusehen und diese einer im Laufe des November oder Dezember nach Berlin einzuberufenden außerordentlichen Mitgliederversammlung zu überlassen, bei der nichts anderes als dieses Thema behandelt werden soll. Wir werden Ihnen dann dort ein gut vorbereitetes und von den verschiedenen Gremien des Reichsverbandes durchgearbeitetes Programm in Form einer Denkschrift vorlegen. Ich bitte Sie also, diesem Beschluß Ihrer satzungsgemäßen Organe Ihre Zustimmung zu erteilen. Wenn sich kein Widerspruch erhebt, so stelle ich die einmütige Annahme fest.

Die Bedeutung der heutigen Tagung soll und wird aber durch diesen Beschluß nicht im geringsten beeinträchtigt werden. Es ist eine unumgänglich notwendige Voraussetzung für die richtige Vorbereitung der geplanten Berliner Tagung, die Meinung der Vertreter der Industrie zu den grundsätzlichen Fragen unseres gesamten Wirtschaftslebens zu hören und klar zum Ausdruck zu bringen, um so die sicheren Grundlagen zu den in Aussicht genommenen Reformen zu schaffen. Wirtschaftliche und politische Irrlehren und verfehlte Experimente staatlicher und kommunaler Wirtschaftspolitik haben unserer Wirtschaft in allen ihren Zweigen schon so geschadet, daß es höchste Zeit ist, in aller Öffentlichkeit die Utopien von den wirtschaftlich erfolgreichen Möglichkeiten zu scheiden.

Ich weiß mich mit Ihnen allen eins in dem Wunsche, daß auch unsere heutige Tagung mit ihren Ergebnissen dazu beitragen möge, auf Irrtümer und Schäden aufmerksam zu machen, damit sie ausgemerzt werden, der wirtschaftlichen Vernunft und Erkenntnis in unserem Volke Bahn zu brechen und den Weg zu der so dringend erforderlichen Einigkeit in Wirtschaft und Politik zu ebnen. Einigkeit und abermals Einigkeit ist zweifellos das wichtigste Gebot dieser Stunde, die nach den Worten unseres Reichsgründers Bismarck die wichtigste Vorbedingung unserer nationalen Unabhängigkeit ist. (Lebhafter Beifall.)

Vortrag über das Thema:

„10 Jahre Reichsverband der deutschen Industrie.“

Meine sehr verehrten Herren!

Auf unserer letzten Mitgliederversammlung 1927 in Frankfurt a. M. haben wir beschlossen, diese großen Veranstaltungen nicht mehr wie bisher jährlich, sondern zur Ersparung von Geld und Zeit nur nach Ablauf von zwei Jahren stattfinden zu lassen. Wir wollten damit beispielgebend vorangehen. Leider haben wir nur wenige Nachfolger gefunden. Noch heute sind trotz der schwierigen Lage, in der sich die deutsche Wirtschaft befindet, solche jährlich wiederkehrenden Tagungen von vieltägiger Dauer, mit Vergnügungen aller Art verbunden, die Regel. Aber nicht nur das: man überbietet sich bei uns auch in großzügig angelegten Feiern von 10-, 20-, 40- und 60 jährigen Jubiläen. Es ist wirklich höchste Zeit, auch hier zu rationalisieren, also Verbände und Vereine mehr zusammenzulegen, und höchstens alle 25 oder 50 Jahre Jubiläen zu begehen. Wir haben nichts dagegen einzuwenden, wenn solche seltenen Feste dann ergiebiger gefeiert werden.

Meine Herren! Es ist mit dem besten Willen nicht zu verantworten, daß maßgebende Verbände und Vereine nicht nur der Wirtschaft, sondern auch der Wissenschaft Jahr für Jahr durch groß aufgezogene Tagungen und damit verbundene Gelegenheiten zum feiern, ihren Teilnehmern nicht nur Auslagen auferlegen, die besser gespart oder anderweitig angewandt werden, sondern, was die Hauptsache ist, sie auch noch für Tage und Wochen aus ihrer Arbeit herausreißen. Sicherlich tritt bei vielen Verbänden und Vereinen die mühsame und verantwortungsreiche Arbeit der Geschäftsführungen nach außen hin nicht so in Erscheinung, daß die Mitglieder ihren Wert voll ermessen können. Es ist daher der Wunsch erklärlich, den Verband oder Verein auch in Tagungen und Feiern hervortreten zu lassen. Hier sollte es aber Pflicht der Vorsitzenden und der Vorstände sein, das richtige Maß zu finden und die Mitglieder in ihrem eigenen Interesse von allzu weitgehenden Wünschen abzubringen. Der Reichsverband der Deutschen Industrie hat nicht die mindeste Veranlassung, seinen Beschluß zu revidieren, nur alle zwei Jahre in einfachstem Rahmen zu tagen. Auch haben wir dieses Jahr beschlossen, unsere Tagung so kurz wie möglich durchzuführen. In 1½ Tagen, heute und morgen, werden sachkundige Gäste und Herren aus unseren Reihen, deren Namen mit dem wirtschaftlichen Geschehen in Deutschland eng verknüpft sind, über ihre Arbeitsgebiete berichten. Sie selbst haben die Möglichkeit, und wir bitten darum, in der Diskussion das Wort zu nehmen und Ihre Meinung zu sagen. Der äußere Rahmen der Tagung steht unter dem Zeichen der Sparsamkeit und Beschränkung, wie uns dies unsere Zeit und die Gesamtlage der Wirtschaft vorschreibt. Lediglich einmal werden wir Gelegenheit haben, als Gäste des Langnamvereins einen Abend zu verleben, der dem fruchtbringenden Gedankenaustausch am weißen Tisch gewidmet ist. Die Stadt Düsseldorf wird

uns dabei durch künstlerische Darbietungen erfreuen. Es tut mir leid, daß wir aus den genannten Gründen alle anderen Einladungen, insbesondere diejenige der Stadt Düsseldorf zu einem Festessen, auch als sie zum zweitenmal erfolgte, ablehnen mußten. Ich weiß mich mit Ihnen einig, wenn ich der Stadt Düsseldorf für ihre freundliche Absicht unseren wärmsten Dank ausspreche. Sicherlich wird in der fröhlichen Feststadt am Rhein ein solch puritanischer Standpunkt Verwunderung erregen. Aber ich hege doch die Hoffnung, daß die verehrten Stadtväter von Düsseldorf unseren Standpunkt würdigen und uns trotzdem ein gutes Andenken bewahren werden.

So begehen wir denn auch heute durchaus nicht das Fest des zehnjährigen Bestehens. Der heutige Tag soll lediglich ein Gedenktag sein. Er gibt Veranlassung, auf die Arbeit eines Jahrzehnts zurückzublicken und uns vorausschauend die schweren Aufgaben klar vor Augen zu halten, die das deutsche Schicksal uns heute und in der Zukunft stellt. Dabei wollen wir nicht verfehlen, die Kräfte zu prüfen, die uns zu ihrer Bewältigung zur Verfügung stehen. Je größer und unerträglicher uns das Maß der bevorstehenden Arbeiten und Pflichten erscheint, desto rationeller und sparsamer müssen wir mit unseren Kräften wirtschaften, desto weniger Raum kann für wirtschaftspolitische Irrtümer und verfehlte Experimente an der erprobten Wirtschaftsstruktur übrig bleiben. Immer aber wird daran festzuhalten sein, daß jedes Einzelschicksal und jedes Einzelinteresse eng verflochten ist mit dem deutschen Gesamtinteresse und sich deshalb diesem unterordnen muß. Das war so in der Vergangenheit, wie ich das als Vorsitzender der letzten 5 Jahre bestätigen kann. Das soll und muß auch so in der Zukunft bleiben. Unserer Arbeit soll immer, über die Sorge und Mühe des Alltags hinaus, das hohe Ziel vorschweben: Dienst an unserem deutschen Volke, Dienst am deutschen Vaterlande.

In großen Zügen und in aller Kürze will ich Ihnen nun Rechenschaft ablegen über das, was der Reichsverband bisher geleistet hat; ich werde daran eine Skizze unserer gegenwärtigen Aufgaben knüpfen. Ich will und muß mich aber darauf beschränken, nur die wichtigen Probleme zu streifen und Zusammenhänge aufzuzeigen, dann und wann beleuchtet von einer besonders charakteristischen Erscheinung. Einzelheiten über Sondergebiete und Gegenwartsfragen unserer Arbeit im großen Rahmen des weltwirtschaftlichen Zusammenhangs werden Sie von den Herren hören, deren Referate ich einzuleiten die Ehre habe.

Meine sehr verehrten Herren! Folgen Sie mir bitte mit Ihren Gedanken jetzt im raschen Fluge über das Geschehen des letzten Jahrzehnts. Mit Freude und Genugtuung darf ich feststellen, daß der Reichsverband sich nach besten Kräften und mit gutem Erfolge bemüht hat, das seine zu tun, um in der schweren Notzeit, die unser Volk und unsere Wirtschaft durchgemacht haben, den rechten Weg zu finden. Er hat auch die wirksamen Mittel gezeigt, die geeignet waren, drohende Gefahren von uns zu bannen. So ist es der deutschen Wirtschaft trotz aller Erschütterungen ermöglicht worden, einen raschen Wiederaufbau zu erzielen. Noch sind wir lange nicht da, wo wir vor dem

Kriege standen; aber wir werden es wieder erreichen. Die Grundeinstellung bei allem, was beschlossen wurde und geschah, war der unbeugsame Glaube an den sicheren Erfolg deutscher Energie, deutschen Fleißes und deutscher Arbeit. „Arbeiten und nicht verzweifeln“ war die Parole.

Vor nunmehr 10 Jahren, am 3. und 4. Februar 1919, vereinigten sich in der Aula der Universität zu Jena, im Rahmen des freiwilligen Organisationsprozesses der deutschen Wirtschaft, um für die bevorstehenden schweren Stürme durch Einigkeit gerüstet zu sein, der „Centralverband Deutscher Industrieller“, der „Bund der Industriellen“ sowie der „Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands“. Nach nicht immer ganz leichten Satzungsberatungen konstituierten sich dann am 12. April die drei zusammengeschlossenen Verbände in einer Gründungsversammlung zu Berlin zum „Reichsverband der Deutschen Industrie“.

Dieser Enderfolg war vorbereitet worden durch die dauernde Zusammenarbeit zwischen dem „Centralverband“ und dem „Bund der Industriellen“ bei Beginn und während der Dauer des großen Weltkrieges. Als dann am 16. Februar 1918 auch der „Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands“ hinzutrat, bildete sich als Verband der Verbände der „Deutsche Industrierrat“. Die einzelnen Organisationen hatten sich darin ihre volle Selbständigkeit bewahrt. Das bittere Ende des Krieges und die Folgen der harten Notzeit forderten jedoch gebieterisch den völlig geschlossenen Block der deutschen Industrie. Es genügte nicht mehr die Willensbildung in drei selbständig nebeneinander stehenden Organisationen. Es mußte ein Verband geschaffen werden, der einen einheitlichen Willen der deutschen Industrie zu formen imstande war und ihn auch nach außen einheitlich zur Geltung bringen konnte. So entstand also der „Reichsverband der Deutschen Industrie“.

Es ist ein großes Verdienst der Männer, die damals an der Spitze der wirtschaftlichen Organisationen standen, nach jahrelanger erfolgreicher Tätigkeit dieses Erfordernis der Zeit erkannt und sofort die richtigen Folgerungen gezogen und ihre Ämter zur Verfügung gestellt zu haben.

Dankbar soll daher heute dieser Männer, insbesondere der Namen Rötger und Friedrichs gedacht werden, die so den Neuaufbau der Organisation zum Reichsverband der Deutschen Industrie erleichterten. Allzufrüh haben beide uns verlassen müssen. Noch hätten wir gerne von ihrem bewährten Rat und ihren Erfahrungen Nutzen gezogen.

Als der Zweck des Reichsverbandes wurde in den Satzungen verankert „die Vertretung und Förderung der deutschen Industrie in allen wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Fragen“. Ich bin stolz darauf, heute feststellen zu können, daß der Reichsverband der Deutschen Industrie diesen Zweck stets und ausnahmslos im Rahmen des großen Ganzen verfolgt hat. Auch die Satzungen und insbesondere die Bildung der Fachgruppen haben sich bewährt.

Bei allem, was geschah, waren wir stets von dem Bewußtsein getragen, daß unsere deutsche Industrie untrennbar mit dem Wohl und Wehe unserer Volksgesamtheit verknüpft ist. Wir wußten, daß eine Vertretung von Standesinteressen nur dann gerechtfertigt ist und sich für die Dauer als fruchtbringend erweist, wenn sie sich harmonisch einfügt in das große Ganze der Gesamtheit des Volkes. Wenn wir auch nicht immer und überall das Verständnis im Volk und bei der hohen Politik fanden, dessen wir im Hinblick auf erfolgreiche Arbeit dringend bedürfen, wenn wir auch mit Widerständen, Hemmungen und selbst böswilligen Verhetzungen rechnen mußten und noch müssen, so werden wir doch nie von unserem Standpunkt abweichen und die Hoffnung nicht aufgeben, daß auch unserem Volk einmal die Stunde der vollkommenen Einigkeit und des gegenseitigen Vertrauens, wenigstens und vor allem in allen außenpolitischen Fragen, schlägt.

Als erster Präsident übernahm in kritischer Zeit die Zügel des Reichsverbandes der Deutschen Industrie Dr. Kurt Sorge. Auch er wurde uns nur allzufrüh entrissen. Es ist mir ein Herzensbedürfnis, gerade heute seiner zu gedenken, dessen Bild in Ihrer aller Erinnerung noch feststeht. Solange der Reichsverband der Deutschen Industrie dauert, wird man seinen Namen in Ehren halten. Seine ausgleichende und zielbewußte Persönlichkeit wird für immer mit der Geschichte des Reichsverbandes der Deutschen Industrie verbunden sein.

Wie in der Geburtsstunde des Reichsverbandes, so auch in den ferneren Jahren ist der Name zahlreicher anderer führender Männer mit der Arbeit und den Erfolgen des Reichsverbandes eng verknüpft. Ich nenne hier den ersten und den zweiten stellvertretenden Vorsitzenden, die Herren Abraham Frowein und Dr. Carl Friedrich v. Siemens. Seiner Stellung entsprechend hat insbesondere der erstere mich nicht nur während meiner beiden Weltreisen vertreten, sondern mir auch fortlaufend eifrig geholfen und mir damit das schwierige Amt des Vorsitzenden erheblich erleichtert. Nicht vergessen darf ich aber auch unseren bewährten, mit so viel Humor begabten Schatzmeister, Herrn Geheimrat Dr. Hilger, der die Finanzen des Reichsverbandes so glänzend in Ordnung hält. Alle drei Herren haben von Anfang an, also heute schon mehr als zehn Jahre, dem engeren Präsidium angehört.

Der neugegründete Reichsverband wurde sofort in rascher Aufeinanderfolge Feuerproben unterworfen. Sehr oft mußten von den entscheidenden Organen rasch und überstürzt Beschlüsse gefaßt werden. Ich erinnere Sie an die Abwicklung der Heeresgeschäfte, an die Rückgabe und den Ersatz der Maschinen an Frankreich und Belgien, an die mit der Demobilmachung zusammenhängenden Probleme, an die ersten Auswirkungen des Versailler Friedensvertrages.

Da war es ein Glück für den Reichsverband, daß die Leitung der Geschäftsführung einem Manne anvertraut war, der wohl wie wenige in Deutschland die schwierigen Materien beherrschte. Ihm ist es, nicht zuletzt kraft seiner großen Persönlichkeit, zu verdanken, daß der Reichsverband sich sofort

im öffentlichen Leben der Nation die Stellung errang, die für die Industrie, aber auch, das dürfen wir ohne Überhebung sagen, für die Nation notwendig war. Wir haben die Freude, Herrn Reichsgerichtspräsident a. D. Dr. Walter Simons heute unter uns zu sehen. Lassen Sie mich von dieser Stelle aus, lieber Herr Präsident, Ihnen den Dank der gesamten Industrie für alles das aussprechen, was Sie in rastloser, unermüdlicher, dafür aber auch erfolgreicher Arbeit für uns geleistet haben. Das Vaterland hat Sie bald an anderer verantwortungsreicher Stelle nötig gebraucht, so daß Sie uns schon nach Jahresfrist haben verlassen müssen. Mit Freude kann ich aber heute noch den Einfluß Ihres hingebungsvollen Wirkens in der Geschäftsführung des Reichsverbandes feststellen. Sie haben sich auch nicht gescheut, wenn es notwendig war, persönliche Verantwortung auf sich zu nehmen.

Wie wichtig diese positive Arbeit in der Folgezeit war, wissen Sie selbst, wenn Sie des Ruhrkampfes gedenken. Während seiner ganzen Dauer stand die gesamte deutsche Industrie, Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, treu miteinander im Abwehrkampf.

Auch für die folgenden schweren Krisenjahre der Inflation kann der Reichsverband für sich in Anspruch nehmen, nach besten Kräften die Regierung unterstützt zu haben. Frühzeitig hat man im Reichsverband erkannt, daß eine Stützung des Kredits des Reiches, der in der Inflationszeit ganz dahingeschwunden war, nur erfolgen konnte, wenn die Kreise, in deren Hand sich noch Sachwerte befanden, stützend der Gesamtheit ihre Mitarbeit zur Verfügung stellten.

Ebenso waren wir dabei, als es galt, die Initiative für die Schaffung der Rentenmark zu ergreifen und den chaotischen Verhältnissen der Inflation mit all ihren Zusammenbrüchen auf der einen Seite und den Scheinblüten auf der anderen Seite ein Ende zu bereiten.

Und wiederum ist es ein Mann aus unseren Reihen, dessen Name mit diesem Werk verbunden ist. Es war unser Geschäftsführendes Präsidialmitglied, Geheimrat Dr. Hermann Bücher, der auf Vorschlag von Helfferich die Rentenmark propagierte und zur Einführung brachte. Lieber Herr Bücher, mit der ganzen Kraft Ihrer Persönlichkeit haben Sie sich diesen schweren, verantwortungsvollen Aufgaben unterzogen und sie erfolgreich zu Ende geführt. Ich darf mich wohl zum Sprecher der Versammlung und der ganzen deutschen Wirtschaft machen, wenn ich Ihnen für das Werk, das Sie geleistet haben, tiefgefühlten Dank sage. Zu unser aller Freude sind Sie, nach Ihrem Ausscheiden vor vier Jahren aus der Geschäftsführung, Mitglied des Präsidiums geblieben. So Gott will, wird uns auch noch viele Jahre Ihre temperamentvolle und tatkräftige Persönlichkeit und Ihre schon so oft wegweisende Tätigkeit erhalten bleiben.

Der Notwendigkeit, die Zusammenarbeit mit den großen Wirtschaftsorganisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer in ein festes Verhältnis zu bringen, konnte sich die Reichsregierung nicht entziehen. Deshalb schuf sie

sich, schon wenige Monate nach dem Umsturz, in einem „Wirtschaftsrat“ beim Wirtschaftsministerium ein entsprechendes Organ.

Die Bildung eines „Reichswirtschaftsrats“, zusammengesetzt aus Vertretern aller Wirtschaftskreise, sieht die Verfassung vor. Wenn es auch bis heute noch nicht gelungen ist, dem „Reichswirtschaftsrat“ eine endgültige, gesetzliche Grundlage zu geben, so ist doch, wie Sie alle wissen, seit dem Sommer 1920 der vorläufige Reichswirtschaftsrat in Tätigkeit, aus dem die Vertreter der deutschen Industrie nicht wegzudenken sind. Die Öffentlichkeit weiß nicht viel von seinen Arbeiten. Sein Hauptwert und seine Bedeutung liegt in seiner unterstützenden und Gutachtertätigkeit für die Reichsregierung, die sich wohl bewußt sein wird, was sie der Mitarbeit der Männer verdankt, die sich zur Verfügung gestellt haben.

Im Bewußtsein der Verantwortung für die deutsche Industrie und die deutsche Wirtschaft fühlen wir uns berechtigt, aufs schärfste gefährliche Experimente staatlicher Wirtschaftspolitik zurückzuweisen und verfehlte wirtschaftspolitische Maßnahmen mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen. Wir haben uns aber auch nie der Pflicht entzogen und werden uns ihr nie entziehen, unseren Rat und unsere Mitarbeit zur Verfügung zu stellen. Ich werde später noch Veranlassung nehmen, die derzeitigen Gefahrenpunkte staatlicher Wirtschaftspolitik kurz zu streifen, nämlich der fehlende Wille zur weitgehenden eisernen Sparsamkeit, das mangelnde Verantwortungsgefühl bei finanzpolitischen Maßnahmen aller Art, die Übertreibungen in der Lohn- und Sozialpolitik und die ständig zunehmenden Eingriffe in die freie Wirtschaft und die freie Verbandsbildung mit all ihren Folgeerscheinungen. Sie sind weder dem Staat noch der Wirtschaft dienlich und liegen als Gefahrenpunkte so klar zutage, daß wir uns hiergegen aufs entschiedenste zur Wehr setzen müssen.

Noch leiden wir auch alle unter der Wohnungszwangswirtschaft. Noch immer meinen die Organe der öffentlichen Hand, trotz aller gegenteiligen Erfahrungen, daß sie in der Lage sind, Privatunternehmen besser und gedeihlicher zu leiten als der Privatunternehmer. Wir werden mit den Spitzenverbänden der Wirtschaft gegen diese fortschreitende Betätigung der öffentlichen Hand in der Privatwirtschaft auch in der Zukunft energisch Front machen.

Im Rahmen meines Berichtes über die zehn Jahre Reichsverbandsarbeit sind noch einige wenige Arbeitsgebiete von besonders aktueller Bedeutung, sowie die Stellung des Reichsverbandes zu den übrigen Teilen unserer deutschen Volkswirtschaft zu erwähnen.

Der Reichsverband hat zur rechten Zeit die Bedeutung des Kartellproblems erkannt und ihr dadurch Rechnung getragen, daß er im September 1920 eine besondere „Kartellstelle“ gründete, deren Aufgabe es ist, im Gesamtinteresse Mißstände im Kartellwesen zu beseitigen. Damit sollte aber auch jeder Anlaß für gesetzgeberische Eingriffe aus dem Wege geräumt werden. Wenn unsere Kartellstelle auch nicht verhindern konnte, daß der Ge-

setzgeber glaubte, eine besondere Rechtsordnung für Kartelle nicht entbehren zu können, so kann die Kartellstelle des Reichsverbandes doch für sich in Anspruch nehmen, das ihrige zur Aufklärung über das Wesen der Kartelle innerhalb und außerhalb des Reichsverbandes getan zu haben. Ihrem Wirken ist es auch zu verdanken, daß übereilte und unwirtschaftliche Kartellgründungen vermieden wurden und daß bei allen Kartellberatungen stets volkswirtschaftliche Gesichtspunkte ausschlaggebende Berücksichtigung fanden. Auch die Regierungsstellen gingen mehr und mehr zu einer vertrauensvollen Zusammenarbeit mit unserer Kartellstelle über. Ihre rege Inanspruchnahme aus allen Kreisen der Wirtschaft ist der beste Beweis für ihre Notwendigkeit und ihre erfolgreiche Arbeit.

Nicht minder wichtig war es, bei der stetig wachsenden Kompliziertheit unseres Steuersystems eine „Steuerstelle des Reichsverbandes“ als Zentralstelle zu schaffen. Sie stand unseren Mitgliedern jederzeit mit Rat und Tat zur Verfügung. Darüber hinaus hat sie auch alle Vorgänge auf steuerpolitischem Gebiet verfolgt und so den Reichsverband in die Lage gesetzt, rechtzeitig heraufziehende Gefahren zu erkennen und beizeiten Gegenmaßnahmen zu treffen. Es liegt der Steuerstelle ob, die Grundlage einer einheitlichen Willenserklärung der deutschen Industrie zu den jeweiligen Steuerplänen der Regierung auszuarbeiten. Ihre Arbeit bedeutet eine große Ersparnis von Zeit und Kosten für unsere Mitglieder.

Die stets wachsende Zahl von Ausstellungen und Messen und Übertreibungen im Reklamewesen wirken sich mit der Zeit als eine unnütze Belastung unserer deutschen Wirtschaft aus. In steter Zusammenarbeit mit den übrigen wirtschaftlichen Organisationen übernahm der Reichsverband das „Deutsche Ausstellungs- und Messe-Amt“ und seine Federführung. Ein schlagender Beweis für die Notwendigkeit dieser Einrichtung ist der Rückgang der Ausstellungen in Deutschland. In den Jahren 1927 auf 1928 ging die Zahl der Ausstellungen und Messen von 249 auf 139 zurück, ein bedeutender Rückgang. Aber immer noch ist ihre Zahl bei weitem zu groß.

Um einer Zersplitterung der Mittel, die die Wirtschaft zur Verfügung stellt, vorzubeugen, beschloß der Reichsverband im vorigen Jahre ein „Organisatorisches Sperrjahr“. Sie haben sich damals für ein Jahr verpflichtet, meine Herren, Ihre Beteiligung an organisatorischen Neugründungen aller Art abzulehnen. Dieser Beschluß hat sich als sehr fruchtbar erwiesen. Der Vorstand hat gestern beschlossen, dieses Organisatorische Sperrjahr mit gewissen Einschränkungen um ein weiteres Jahr, bis zum 1. Oktober 1930, zu verlängern. Ein dementsprechendes ausführliches Rundschreiben wird Ihnen demnächst zugehen.

Endlich ist der Reichsverband nach der Propagierung des Qualitätsgedankens auf der Mitgliederversammlung in Frankfurt 1927 mit einem großzügigen Exportförderungsprogramm an die Öffentlichkeit getreten. Herr Petersen hat heute vormittag in der Hauptausschußsitzung schon eingehend über diese Frage referiert. Ich möchte diesen Punkt nicht verlassen,

ohne des erfolgreichen, unermüdlichen Verfechters des Exportförderungsgedankens zu gedenken, dessen Verdienste um die Entwicklung seiner Industrie, um den Aufschwung der Leipziger Messe zu ihrer heutigen Weltgeltung sowie um die gesamte deutsche Wirtschaft in den letzten Wochen eingehend gewürdigt worden sind. Wir haben Herrn Geheimrat Dr. Rosenthal schon bei der schönen Feier im Rathaus zu Leipzig unsere Glückwünsche zu seinem 50jährigen Geschäftsjubiläum dargebracht und unserem Dank für alles, was er für uns getan, Ausdruck gegeben.

Betrachten wir endlich, um das Bild zu vollenden, die Beziehungen des Reichsverbandes im Rahmen der deutschen Volkswirtschaft zu den übrigen Teilen und Organisationen der Wirtschaft, so liegt es nahe, zuerst unsere Beziehungen zu der Gruppe zu erwähnen, die sich mit uns zusammen in der industriellen Produktion betätigt, der Arbeitnehmerschaft.

Noch heute ist in den Satzungen des Reichsverbandes die Gemeinschaftsarbeit mit den Arbeitnehmern als ein Zweck der Organisation angegeben. Es ist nicht unsere Schuld, wenn die in den Tagen des Umsturzes gegründete, aber schon lange vorher geplante „Zentralarbeitsgemeinschaft“ nicht mehr in Wirksamkeit ist. Weil wir aber die Bedeutung einer Fühlungnahme und einer unmittelbaren Aussprachemöglichkeit zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern im Interesse der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung hoch einschätzen, freuen wir uns, daß wenigstens im Reichswirtschaftsrat noch Gelegenheit zu einer gewissen Gemeinschaftsarbeit, wenn auch in beschränktem Umfang, geboten ist. Heute möchte ich der Hoffnung Ausdruck geben, daß der Geist der Versöhnlichkeit und des Ausgleichs wieder erstarken und das Bewußtsein, daß nur das vertrauensvolle Zusammenarbeiten aller Wirtschaftskreise sich letzten Endes zum Segen des gesamten Volkes auswirken kann, lebendig bleiben und eine wirklich fruchtbringende Gemeinschaftsarbeit zeitigen möge.

Es ist durchaus falsch, wenn man uns als einen Gegner einer gesunden Sozialpolitik hinstellen versucht. Wie Sie wissen, haben wir im Jahre 1922 der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände die Federführung in sozialpolitischen Angelegenheiten überlassen, und ich freue mich sehr, feststellen zu können, daß das Zusammenarbeiten der beiden Verbände besonders gut und vertrauensvoll gewesen ist. Natürlich hindert uns diese Arbeitsteilung nicht, wenn wir es aus gesamtwirtschaftlichen Gründen für notwendig halten, zu den sozialpolitischen Fragen, zusammen mit der Vereinigung oder auch getrennt, Stellung zu nehmen. Ebenso wie die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände vertreten wir aber den Grundsatz, daß nur eine gesunde und verständig geführte Sozialpolitik zum Segen der Wirtschaft notwendig und nützlich ist. So haben wir selbst, trotz mancher Bedenken, im Jahre 1921 gegenüber den damaligen Zuständen die Einführung einer ordnungsgemäßen Arbeitslosenversicherung gefordert. Es ist aber nicht erträglich, wenn die Ausgestaltung der Versicherung Opfer aus allen Kreisen verlangt, ohne daß gleichzeitig die unbedingte Gewähr dafür gegeben ist, daß

bei ihrer Durchführung alles Menschenmögliche geschieht, um insbesondere auch im Interesse der Arbeitnehmer schwere Schäden von der Wirtschaft abzuwenden. Wir fühlen uns dafür verantwortlich, uns zur rechten Zeit und energisch gegen unvernünftige Überspannungen zur Wehr zu setzen. Dabei lassen wir uns stets von der so oft gemachten Erfahrung leiten, daß Schädigungen des wirtschaftlichen Organismus, die solche Überspannungen im Gefolge haben, sich letzten Endes zum eigenen Schaden der Arbeitnehmer auswirken.

Mit einem weiteren großen Berufsstand unserer Wirtschaft, nämlich mit der Landwirtschaft, verbinden uns mannigfaltige gemeinsame Interessen. Ist sie doch das Rückgrat des Binnenmarktes und damit ein Hauptabnehmer der industriellen Produktion. Im Gegensatz zu früher war der Reichsverband der Deutschen Industrie in den letzten Jahren stets bestrebt, eine regelmäßige Zusammenarbeit mit der Landwirtschaft sicherzustellen. Ich freue mich, daß sich diese Zusammenarbeit heute schon in zunehmenden Erfolgen ausgewirkt hat. Wir vertreten zwar im Reichsverband grundsätzlich den Gedanken der freien Wirtschaft, auch in der Konkurrenz der Staaten, soweit es die Bedürfnisse der nationalen Arbeit zulassen. Wir können uns aber dem Gedanken nicht entziehen, daß zur Zeit die Lage der deutschen Landwirtschaft bei ihrer Bedeutung als Berufsstand und Stütze des Binnenmarktes eines gewissen Schutzes nicht entbehren kann. Diese Erkenntnis haben wir ganz vor kurzem durch unsere Stellung zum landwirtschaftlichen Notprogramm in die Tat umgesetzt. Wir teilen aber auch andererseits mit den Führern der Landwirtschaft den Standpunkt, daß letzten Endes nur Selbsthilfe einen Berufsstand retten kann. Hierfür das richtige Maß und die Grenzen abzustecken, ist eine Aufgabe der Zusammenarbeit beider Berufsstände. Ich hoffe bestimmt, daß diese begonnene Gemeinschaftsarbeit sich weiter zum Besten beider Stände und damit unserer Volkswirtschaft entwickeln wird.

Ebenso wie mit der Landwirtschaft war der Reichsverband auch bestrebt, mit dem Handwerk in eine gute Zusammenarbeit zu kommen. Gerade so verwandte Erwerbszweige wie Handwerk und Industrie mußten schon wesensgemäß zu einer Verständigung gelangen. Ich freue mich, daß es gelungen ist, beinahe alle bestehenden Differenzpunkte im Laufe der Jahre zum Ausgleich zu bringen. Schon im Jahre 1921 hat sich der Reichsverband bemüht, auf seine Mitglieder einzuwirken, der Arbeit des selbständigen Handwerks in ihren Betrieben einen entsprechenden Platz zu sichern. Ich habe den Eindruck, daß auf diesem Gebiete befriedigende Erfolge erzielt werden. Heute sind noch zahlreiche Arbeitsgebiete dem Handwerk vorbehalten und werden und müssen es auch in der Zukunft bleiben. Ich hoffe bestimmt, daß es auch gelingen wird, mit dem Handwerk bei der Abgrenzung der zu den Handwerkskammern gehörenden Betriebe zu einer alle Teile befriedigenden Auseinandersetzung zu kommen.

Gemeinsame Sorgen und Nöte haben uns auch mit den übrigen Spitzen-

verbänden der Wirtschaft zu gemeinsamer Arbeit zusammengeführt. Die besten Beziehungen und häufige erfolgreiche Besprechungen in gesamtwirtschaftlichen Fragen verbinden den Reichsverband seit Jahren mit den Organisationen des Handels, der Banken und der Versicherungen. Besonders die Zusammenarbeit mit der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände und dem Deutschen Industrie- und Handelstag, Organisationen, in denen vielfach dieselben Persönlichkeiten wie beim Reichsverband mitarbeiten, hat sich auf das erfreulichste gestaltet.

Endlich hat der Reichsverband nie seine Mithilfe versagt, wenn es galt für die Kulturgüter des deutschen Volkes einzutreten. Ich erinnere an das „Deutsche Museum“, die „Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft“, die „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften“, das „Institut für ausländisches und internationales Privatrecht“, die „Wirtschaftshilfe und Darlehnskasse der Deutschen Studentenschaft“ und den „Amerika-Werkstudentendienst“ usw. Die deutsche Industrie ist sich wohl bewußt, was sie der deutschen Wissenschaft verdankt, deren Mitarbeit an dem deutschen wirtschaftlichen Geschehen heute mehr denn je für alle Wirtschaftskreise nötig ist. Aber ich will hier nicht Herrn Dr. Kalle vorgreifen, von dem Sie noch Näheres über dieses Thema hören werden.

Meine Herren! Ich habe Ihnen nur eine kurze Skizze über die Arbeiten des Reichsverbandes in den verflossenen zehn Jahren und seine Stellung, die er heute im Wirtschaftsganzen einnimmt, geben können. Es konnte weder eine Geschichte der Organisation noch ein genauer Tätigkeitsbericht sein. Aber ich glaube, Ihnen doch gezeigt zu haben, daß der Reichsverband bisher, unter Zurückstellung aller persönlichen Interessen, seinen Aufgaben im Rahmen der gesamten deutschen Volkswirtschaft gerecht geworden ist, getreu dem Wort von Julius Bachem: „Was ist größer als das Schicksal des Einzelnen? Größer ist Deutschland!“

Ich darf diesen Abschnitt meines Vortrages nicht abschließen, ohne auch noch der beiden Männer zu gedenken, die in treuer Freundschafts- und Arbeitsgemeinschaft das Schiff des Reichsverbandes durch alle Klippen und Stürme sicher hindurchgeführt haben. Es ist dies Geheimrat Kastl, der seit Geheimrat Büchers Fortgang im Jahre 1924 als Geschäftsführendes Präsidialmitglied sein würdiger Nachfolger wurde, und Dr. Herle, der schon im Bund der Industriellen tätig war und von der Gründung des Reichsverbandes an die Geschäfte desselben vortrefflich geführt und harmonisch geleitet hat. Beiden hochbewährten Männern sowie sämtlichen Herren der Geschäftsführung, die mit vorzüglicher Sachkenntnis und in vorbildlicher Zusammenarbeit ihre Aufgaben erfüllen, von dieser Stelle aus, auch in Ihrer aller Namen, aufrichtigen Dank zu sagen, ist mir und sicherlich auch Ihnen Herzensbedürfnis.

Meine Herren! Lassen Sie mich dieser Skizze jetzt einen kurzen Überblick anfügen über die Grundfragen unseres Wirtschaftslebens, die uns heute

bewegen. Lassen Sie mich untersuchen, ob wirklich die Schatten der Vergangenheit auch Verheißungen für die Zukunft unseres Volkes sind.

Die damals so dringend notwendige Einigkeit der deutschen Industrie, die vor zehn Jahren zur Gründung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie führte, ist heute mehr denn je erforderlich. Immer noch drängen sich schwere Gewitterwolken am deutschen Firmament, und die Sonne ist wahrlich nicht allzu freigebig mit ihren Strahlen. Das haben auch die Verhandlungen im Haag wieder bewiesen. Wir haben zwar beschlossen, unsere Stellungnahme zu den folgenschweren Entscheidungen bis zur demnächst stattfindenden außerordentlichen Mitgliederversammlung in Berlin zu vertagen. Inzwischen aber dürfen wir nicht wie gebannt auf Dawesplan oder Youngplan starren. Das eine ist sicher: Wie auch die Entscheidung fallen möge, schwere Zahlungen werden uns nicht erspart bleiben, nachdem die Machtlosigkeit unseres Vaterlandes jeden Widerstandsversuch aussichtslos erscheinen läßt. Auch hierfür gilt das Wort des großen Preußenkönigs: „Politik ohne Macht ist ein Konzert ohne Instrumente“.

Aber wer sich selbst aufgibt, ist ganz verloren. Das wollen wir beherzigen, und danach wollen wir handeln. Unsere Sorge soll es sein, trotz allem, was geschieht, unsere ganze Kraft aufzuwenden, um mit gewohnter Energie und allbekanntem Fleiß, mit eiserner Sparsamkeit und bescheidener Einfachheit unsere Wirtschaft nicht nur am Leben zu erhalten, sondern auch vorwärts und aufwärts zu führen. Um dies möglich zu machen, müssen wir allerdings von der Regierung wirtschaftlich vernünftiges Handeln und von der Öffentlichkeit volles Verständnis für die wirtschaftlichen Notwendigkeiten verlangen.

Die Grundfragen unseres Wirtschaftslebens, die auf unserer heutigen Tagung zur Erörterung stehen, sollen schlaglichtartig die Situation der deutschen Wirtschaft beleuchten und uns selbst und der Öffentlichkeit zeigen, wo wir stehen und was unsere Aufgaben in der Zukunft sind.

Meine Herren! In den letzten Monaten mußten wir oft der Ansicht begegnen, man solle sich der Entwicklung der Dinge, wie sie sich gestalten, nicht entgegenstellen. Es würde sich schon von selbst alles wieder einrenken. Ja, ich frage Sie, meine Herren, was wird aber in der Zwischenzeit geschehen? Glauben Sie, daß unser empfindlicher Wirtschaftsapparat neue schwerste Belastungen auch nur für ganz kurze Zeit, sowie die Erschütterungen sozialistisch-kommunistischer Experimente im Innern ertragen könnte? Wer die Verflechtung unserer hochindustrialisierten deutschen Wirtschaft kennt, der weiß, daß sofort schwerste Krisen die Folge sind. Es muß einmal aufs entschiedenste gesagt werden, daß wir eine solche Katastrophenpolitik mit aller Schärfe ablehnen und nicht mitmachen.

Wir sind kein Rohstoffland wie Rußland mit schier endlosen Räumen, in denen sich vielleicht Experimente auslaufen können, ohne einen solchen Schaden anzurichten, der das Land dem Ruin entgegenführt. Wir sind kein Erdraum wie Australien, mit dem Mutterland im Rücken als Garant für

alle wirtschaftspolitischen Irrtümer und Katastrophen. Wir haben darauf Rücksicht zu nehmen, daß unsere Industrie, die unmittelbar 41% der Bevölkerung ernährt, keine Erschütterungen ertragen kann. Danach muß unsere Entscheidung fallen. Sie kann nur lauten: Schärfster Widerstand gegen alle Experimente und verfehlten wirtschaftspolitischen Maßnahmen. Zersetzende Kritik ist leicht und des Beifalls der Masse sicher. Sachliche Aufbauarbeit ist schwer und entsagungsvoll. Sie findet nicht immer die allgemeine Zustimmung, weil sie nur selten Augenblickserfolge aufzuweisen hat. Ihr Ziel muß weiter gesteckt sein. Sie ist aber in unserer Lage unentbehrlich. An dieser sachlichen Aufbauarbeit wollen wir auch in den kommenden Jahren unentwegt festhalten.

Um aber diese sachliche Aufbauarbeit mit dem erhofften und erwünschten Erfolg leisten zu können, ist genaue Kenntnis der Möglichkeiten und Kräfte, die uns gegeben sind, unentbehrlich. Da sind zunächst die Fragen der internationalen Wirtschaftspolitik, die Herr Kastl näher behandeln wird. Entscheidende Voraussetzung für unsere wirtschaftliche Weiterentwicklung ist weiterhin dringend notwendige und eilige Kapitalbildung im eigenen Lande, sodann die Beschaffung nicht kurzfristigen — ich warne —, sondern nur langfristigen Auslandskapitals zu billigem Zinsfuß und damit verbunden die Steigerung des deutschen Exports. Die mit der Kapitalfrage zusammenhängenden Probleme werden morgen vormittag von Herrn Bankdirektor Dr. Kehl behandelt werden.

Daneben sind aber nicht minder wichtig die Grundfragen unserer inneren Wirtschaftslage. Dazu zähle ich erstens die Frage der richtigen Wirtschaftsstruktur. Darüber wird Herr Dr. Weber die Freundlichkeit haben zu sprechen. Zweitens das Problem der derzeitigen wirtschafts-, sozial- und finanzpolitischen Fehlgriffe und ihre Auswirkung durch Produktionshemmung, Kapitalnot und Kapitalabwanderung, Verschuldung und Überfremdung. Über diesen Punkt wird auf der geplanten außerordentlichen Mitgliederversammlung zu sprechen sein. Drittens zähle ich dazu den Grad der ökonomischen Einsicht und des ökonomisch richtigen Handelns in der wirtschaftlichen und kulturellen Betätigung unserer Wirtschaft und unseres Volkes. Dr. Kalle und Dr. Weber werden in ihren Referaten auch diesen Punkt berühren.

Meine Herren! Gestatten Sie mir nun, daß ich auch zu einigen weltwirtschaftlichen Grundfragen meine persönliche Ansicht sage. Ich will mich darauf beschränken, nur die wichtigen Gebiete zu streifen, um damit den Referaten den Boden für ihre Arbeit zu ebnen und den Zusammenhang der Referate untereinander herzustellen.

Wenn Sie die Entwicklungstendenzen in der Weltwirtschaft betrachten, so ist der Eindruck nicht von der Hand zu weisen, daß sich, wenn auch langsam und allmählich, so doch sicher, eine Verlagerung des wirtschaftlichen Schwerpunktes der Welt vom atlantischen Zentrum zu einem neuen pazifischen Zentrum vorbereitet. Die Ursache liegt in den pazifischen Randstaaten, vor allem aber auch in Europa selbst.

Sie sind zu suchen:

1. in der Erstarkung der amerikanischen Wirtschafts- und Kapitalmacht sowie in der Ausdehnung des amerikanischen Interessengebietes im Gebiete des Pazifik;
2. in dem raschen wirtschaftlichen Aufschwung Japans;
3. in der asiatischen Freiheits- und Unabhängigkeitsbewegung, die in China ihrer Verwirklichung entgegenreift, wenn auch noch ein sicher mühevoller Weg zum Endziel zu gehen ist;
4. in einer zunehmenden wirtschaftlichen Orientierung Australiens nach Nord- und Südamerika;
5. in der beginnenden pazifischen Wirtschaftsorientierung Mittel- und Südamerikas.

Europa hat diese Entwicklungstendenz zweifellos durch eigene Schuld beschleunigt. An Gründen, die Europa zu vertreten hat, können angeführt werden:

1. Als Folge des Weltkrieges hat Europa seine Vormachtstellung in der Welt verloren und sie an die Vereinigten Staaten abgegeben.
2. Ein weiterer Grund für seinen wirtschaftlichen Abstieg ist zweifellos die innere und äußere Zerrissenheit der europäischen Staaten und Wirtschaftsgebiete durch den Vertrag von Versailles und durch nachfolgende zoll- und handelspolitische Maßnahmen.
3. Dazu kommen die schweren Hemmungen, die sich im Wiederaufbau Europas als Folge der Schwierigkeiten bei der Regelung der Kriegsverpflichtungen und der Aufbringung der Tributeleistungen ergeben, gefolgt von den Stockungen der Kapitalbildung.

Die Folgen dieser weltwirtschaftlichen Entwicklungstendenz, die uns vor Augen treten, sind wahrlich nicht erfreulich und sollten beizeiten zur Besinnung mahnen. Heute schon ist die Entwicklung des Welthandels der erste Alarmruf. Der Anteil Europas an den Gesamtumsätzen der Welt ist von 58,5% im Jahre 1913 auf 50% im Jahre 1925 gesunken und der Anteil Europas an der Gesamteinfuhr im selben Zeitraum von 61,6% auf 55%; der Anteil an der Ausfuhr gar von 55,2% auf 44,7% gesunken, während Amerika seinen Einfuhranteil von 20,0% auf 23,6% und seinen Ausfuhranteil von 24,9% auf 29,8% steigern konnte. Dasselbe trifft für Asien und Australien zu. Asiens Einfuhranteil stieg von 11,9% auf 14,1%, sein Ausfuhranteil von 12,7% auf 14,9%. Noch ist es keineswegs zu spät. Noch sind Möglichkeiten für Deutschland und ganz Europa nicht nur im nahen Osten und im afrikanischen Kontinent, sondern sicher auch in den aufstrebenden pazifischen Wirtschaftsgebieten gegeben. Allerdings müßte das, wenigstens in den asiatischen Ländern, auf ganz anderer Basis als bisher geschehen. Wir müssen beizeiten umlernen und uns auf die veränderten Verhältnisse umstellen, dann werden wir auch auf diesen Teilen des Weltmarktes an dem sich dort dauernd mehrenden Absatz mit teilnehmen können. Wir Deutschen haben dabei eine verhältnismäßig günstige Position. Wurden uns doch im Weltkrieg

auf Betreiben unserer damaligen Feinde alle unsere Vorrechte genommen, so daß wir jetzt in Asien auf der Basis der Gleichberechtigung, ohne etwas preisgeben zu müssen, als Erster Verträge abschließen konnten. Voraussetzung für die Wiedererringung der europäischen Position ist aber auch, daß es gelingt, die europäischen Staaten wenigstens auf wirtschaftlichem Gebiet zur Einsicht zu bringen. Im Interesse größerer Ziele muß man endlich alles Trennende ausschalten und Sonderinteressen unterzuordnen verstehen.

Reden auf internationalen Wirtschaftskongressen allein genügen hier nicht. Es muß die Bestätigung durch die Tat folgen, und zwar bald.

Die Symptome dieser geschilderten Entwicklungserscheinungen habe ich auf meiner letzten Weltreise immer wieder beobachten können. Mein Reiseweg führte mich über Ceylon, Britisch-Indien mit Hinter-Indien, Niederländisch-Indien, Java und Soali nach China, Korea und Japan und von dort über den Pazifischen Ozean und Hawaii nach den Vereinigten Staaten, und dann über den Atlantik wieder nach dem schönen und geliebten Heimatlande Deutschland zurück.

Die Entwicklung des Handelsverkehrs mit Britisch-Indien ist für Deutschland und ganz Europa von größter Wichtigkeit, zumal in Indien sich große Zukunftsmöglichkeiten bieten. Britisch-Indien produziert viele Güter, wie Baumwolle, Jute, Reis, Weizen, Kopra, Holz (Teakholz), Häute und Felle, die für Europa und seine Wirtschaft von großer Bedeutung sind. Es importiert allerdings bis jetzt, im Vergleich zu der großen Masse des Volkes, relativ nur sehr wenige Industrie- und Bedarfsartikel aus anderen Ländern, wobei Großbritannien und Japan an erster bzw. zweiter und die Vereinigten Staaten an dritter Stelle, Deutschland erst an vierter Stelle stehen. Die Ausfuhr übersteigt bei weitem die Einfuhr (1927/28 um rund 700 Millionen Rupien), so daß Indien eine außerordentlich gute aktive Handelsbilanz hat. Aber Indien kann noch viele Industrieprodukte gebrauchen, obgleich es schon zahlreiche Spinnereien, Webereien, Färbereien und Druckereien besitzt, in denen die eigene und fremde Baumwolle gesponnen, gewebt, gefärbt und bedruckt wird. Auch besitzt es in der Nähe von Kalkutta Kohlengruben, die eine brauchbare Kohle liefern und die auch die nahegelegenen Hochöfen und Eisenwerke mit Kohlen und Koks versehen. Aber das Volk ist, wie das chinesische, bis jetzt bedürfnislos. Es kann, wenn sein Kulturzustand gehoben wird, noch sehr, sehr viel gebrauchen, da dieses Land nicht in der Lage ist, alles selbst zu machen, sondern im Gütertausch von außerhalb beziehen muß. Der indische Boden kann noch viel mehr produzieren, als dies zur Zeit der Fall ist. Allerdings muß dann die Bewässerung weiter ausgebaut werden, wie dies jetzt schon an manchen Stellen geschieht. Es muß auch künstlicher Dünger eingeführt werden, der bis jetzt nur in ganz geringen Mengen verbraucht wird. Das Land schreit nach Stickstoff, aber es fehlt das Geld, ihn zu bezahlen, denn meist wird nicht einmal der Naturdünger zu Düngezzwecken verbraucht, sondern als Heizmaterial, wie in Ägypten, getrocknet und verbrannt. Indien kann also, wie China, ein großes Absatzgebiet für Einfuhrprodukte der ver-

schiedensten Art werden. Der Schwerpunkt für alle einführenden Firmen muß dabei außer auf recht niedrigem Preis auf Qualität, Neuheit und Einfachheit nach jeder Richtung hin liegen. Ich erwähne besonders den niedrigen Preis, weil, bis auf weiteres wenigstens, billige Produkte aller Art, wie Rasiermesser und Scheren dies deutlich zeigen, im Basargeschäft noch eine sehr große Rolle spielen und noch längere Zeit spielen werden. Solange der Lohn und das Einkommen des Arbeiters nicht höher als etwa 30 Rupien = 45 RM pro Monat ist, wird der Eingeborene keine teuren Produkte kaufen. Bei dieser Zukunftsentwicklung kann der Deutsche, so sehr ihm auch der Engländer politisch, infolge Zugehörigkeit Indiens zum britischen Empire, scheinbar überlegen ist, eine große Rolle spielen. Sein Ansehen und seine Stellung am indischen Markt ist nicht schlecht. Sie ist sicherlich viel besser als vor dem Kriege, darüber ist gar kein Zweifel. Es ist aber beim Vorgehen Vorsicht angezeigt. Man darf nicht jeden x-beliebigen Kaufmann oder Techniker — auch letztere sind sehr nötig — hinausschicken. Man muß eine Auslese von Männern, besonders von jungen Leuten, von denen ich hier vielen tüchtigen begegnet bin, treffen, die das Volk in Office und Basar richtig zu nehmen wissen, Fachkenntnisse haben und sich nicht dúpieren lassen.

Nicht vergessen darf ich auch hier, zu erwähnen, daß wir gerade in Indien für unsere diplomatische Vertretung mehr als bisher tun müssen. Es genügt wirklich nicht, wenn, wie es tatsächlich der Fall ist, der große Kontinent Vorderindien mit zirka 240 Millionen Einwohnern ein Generalkonsulat in Calcutta und, davon getrennt, einschließlich Ceylon, nur noch zwei Konsulate in Colombo und Bombay hat. So hat z. B. das Deutsche Konsulat in Bombay mit einem Konsul und wenig mehr als fünf Bürobeamten einen Bezirk mit weit mehr als 150 Millionen Menschen zu betreuen. Dabei könnte vor allem der Nordwesten mit Karachi als Mittelpunkt mit seinen Beziehungen zu Tibet und Afghanistan ein besonderes Konsulat oder wenigstens einen Vizekonsul gebrauchen.

Also auf, deutscher Kaufmann und deutscher Techniker, sieh dir, trotz manchem Unangenehmen und Enttäuschenden, das es in Indien gibt, dieses Land einmal gründlich an, damit es dir, wenn auch langsam, gelingt, den Anteil Deutschlands am indischen Markt durch gute Ware und niedrigen Preis zu heben.

In Niederländisch-Indien, in Java, fielen mir besonders die zahlreichen gutgepflegten Teeplantagen auf, die, bei überaus billigen Arbeitskräften, noch vollendeter als in Ceylon, Tee produzieren und versandfertig, allerdings fast ausschließlich für den Londoner Markt bestimmt, verarbeiten. Auf der Fahrt durch Java erregten gut bewässerte Reisfelder, Kaffeeplantagen sowie zahlreiche Zuckerplantagen unsere besondere Aufmerksamkeit. Ich besuchte auch die berühmte „Pröfstation der javanischen Zuckerfabriken in Pasarocang“, die von einem Holländer, einem Göttinger Studienfreunde von mir, Dr. Jakobus Kobus, gegründet wurde. Schon sehr früh-

zeitig gelang es diesem Botaniker und Chemiker, durch biologische Methoden der Auslese und Zuchtwahl beim Zuckerrohr Bastarde zu erzielen, die unempfindlich gegen Schädlinge waren und deren Zuckergehalt fortwährend gesteigert werden konnte. So wurde durch seine Anregung und teilweise Mitwirkung die Produktion von Zucker im Zuckerrohr pro Hektar um 220% gehoben. Dadurch erklärt sich im wesentlichen die heutige Überlegenheit des Zuckerrohrs gegenüber unserer Zuckerrübe und der außerordentlich niedrige Preis des javanischen Zuckers. Bemerkenswert ist dabei auch die Disziplin, die unter den Teilhabern der javanischen Prüfstation, also den etwa 150 Zuckerfabrikanten herrscht. Dieser Anstalt wurde eine weitgehende Kontrolle über die Zuckerrohrplantagen und die Zuckerfabriken selbst eingeräumt und so fortlaufend Besseres an die Stelle des Guten gesetzt. Ähnliche große Fortschritte sah ich bei einem Besuch privater und staatlicher Prüfstationen für Kaffee, Chinarinde und vor allem Kautschuk (Rubber). Bei der Feststellung dieser großen Erfolge biologischer Arbeit kam mir der Gedanke, ob unsere deutsche Landwirtschaft nicht gut tun würde, sich neben dem erst im vorigen Jahre eröffneten „Kaiser-Wilhelm-Institut für Züchtungsforschung“ in Müncheberg in der Mark unter Leitung von Professor Erwin Baur weitere biologische Forschungs- und Prüfstellen für wichtige landwirtschaftliche Produkte und einzelne Bezirke zuzulegen. Auf jeden Fall müssen die Arbeiten und Erfahrungen dieser Prüfstationen im Ausland, insbesondere auf Java und in Nordamerika, unsere ganz besondere Beachtung finden.

Dem großen Lande China gegenüber, dessen Besuch sich an Java anschloß, versagt das Messen mit europäischen Maßstäben vollkommen. Bei dem Fehlen von Verkehrswegen und Verkehrsmitteln spielt sich dort alles in größeren Zeiträumen und gewaltigeren Maßen ab. Kriegsnöte, Hungersnot und Überschwemmungen vernichten fast in jedem Jahre Millionen von Menschenleben, und doch renken sich die Dinge schließlich immer wieder automatisch ein. Es wollen eben auf endlose Landstrecken verteilte Menschen in einer Größenordnung von 420 Millionen, die nur sehr schwer miteinander verkehren können, leben, essen und sich kleiden. Dazu kommt das überaus große Beharrungs- und Duldsamkeitsvermögen dieses gutmütigen und fleißigen chinesischen Volkes. Bei dieser Einstellung will es viel heißen, wenn es sich jetzt zu einem Freiheitskampfe aufrafft, der vom Süden des Reiches (Kanton) bis in die Nordprovinzen (Peking) aufflammt und widerstrebende Machthaber und reaktionäre Beamte mit dem Mittelpunkt Nanking unter seine Führung zwingt. Dem Wiedergewinn der Selbständigkeit und der Aufhebung der Fremdenvorrechte gilt in erster Linie dieser Freiheitskampf. Der erste Leiter der „Kuomintang“ und zugleich der Vater und Führer der chinesischen Freiheitsbewegung Sun Yat Sen ist leider allzu früh gestorben, kurz nachdem er, getragen von dem Vertrauen seines Volkes, die Präsidentschaft der neuen Republik übernahm. Er konnte das verheißungsvoll begonnene Einigungswerk

nicht mehr vollenden. Es ist nur zu wünschen, daß es seinem Nachfolger, dem jetzigen Präsidenten, dem Generalissimus Chiang Kai Shek, gelingt, mit kluger Mäßigung, aber wenn es gilt, auch mit starker Hand dem Volke die so nötige Einigung zu erkämpfen. Ich habe mich gefreut, im Süden Chinas eine freundliche, fröhliche und genügsame Bevölkerung zu finden, die sich deutlich von den ernsten, aber ebenso fleißigen und genügsamen Bewohnern Mittel- und Nordchinas unterscheidet. Das fleißige Volk der Chinesen wird sich mit aller Kraft seinem wirtschaftlichen Aufbau zuwenden, wenn die Vorbedingungen der inneren Einigung geschaffen sind. Das Reformprogramm, das Finanzminister Sun in jüngster Zeit vorgelegt hat, läßt den ernsten Willen erkennen, die Schwierigkeiten zu meistern. So wünschenswert im Interesse Chinas seine Durchführung ist, so schwierig wird dies bei dem Mangel an Macht und Geld sein. China wird sicher mit seinem Reichtum an Bodenschätzen und seiner großen Bevölkerung ein sehr gesuchter Partner im Handelsverkehr sein. Nur wünscht es nicht als Markt, sondern als gleichberechtigte Nation behandelt zu werden. Auf dem Amsterdamer Kongreß der Internationalen Handelskammer hat die chinesische Vertretung dies der Welt deutlich zum Bewußtsein gebracht. China ist Abnehmer zahlreicher deutscher Industriewaren, wie landwirtschaftlicher Maschinen, Motoren, Lampen, Farben, Chemikalien usw. Natürlich hat Deutschland auch mit der starken Konkurrenz Großbritanniens, Amerikas und vor allem Japans zu rechnen. Aber es nimmt doch eine bevorzugte Stellung ein, infolge der Tatsache, daß es als erste Macht die Regierung in Nanking anerkannt hat, nicht mehr zu den bevorrechteten fremden Mächten gezählt wird und als diejenige Nation der Welt gilt, die ähnlich wie China unter äußerem Druck leidet. Ich möchte noch einmal wiederholen, meine Herren, messen Sie China nicht mit europäischen Maßstäben, gewöhnen Sie sich daran, daß sich dort die Ereignisse in weit größeren Zeiträumen abspielen als bei uns, aber denken Sie immer daran, daß es mit Indien das einzige Land ist, in dem wir noch, bei gutem Willen der Bevölkerung, eine große Absatzmöglichkeit haben.

Als ich im weiteren Verlauf meiner Reise von Peking und Mukden über Korea, zum zweitenmal innerhalb von drei Jahren, nach Japan kam, fiel mir in Tokyo und Yokohama die große Bautätigkeit an allen Ecken und Enden auf. Es galt, die letzten Folgen des Erdbebens von 1923 zu beseitigen. Man muß dem Eifer und der Energie, mit der Japan seinen Wiederaufbau betreibt, größte Bewunderung zollen. Ist doch der Verlust an Menschen und Gütern, der über das Land durch das letzte große Erdbeben hereinbrach, einem verlorenen Kriege zu vergleichen. Als ich mich danach erkundigte, woher die ungeheuren Geldmittel kämen, die zum Wiederaufbau nötig sind, konnte mir Graf Goto die stolze Erwiderung geben: „die wird das japanische Volk im wesentlichen durch einfaches Leben und Sparsamkeit aus sich selbst aufzubringen wissen“. Dieser unerschütterliche Glaube an die eigene Volkskraft muß mit Bewunderung erfüllen. Auch

mit Japan verbinden uns rege Handelsbeziehungen. Die großen Ehrungen, die der Mikado Eckener und seiner Begleitung auf der Weltreise zuteil werden ließ, der jubelnde Empfang, den das stolze Volk der Japaner, die Preußen des Ostens, wie sie genannt zu werden verdienen, dem deutschen Luftschiff bereitet haben, werden sicherlich dazu beitragen, die Beziehungen unserer beiden Länder enger zu gestalten.

Über Amerika hätte ich Ihnen viel zu sagen. Doch haben das viele andere vor mir schon so oft getan, daß mir zu tun nur wenig übrigbleibt. Es hat mich im Fernen Osten immer wieder in Erstaunen versetzt, mit welcher zielbewußten Klarheit die Amerikaner in Asien auf weite Ziele lossteuern, unter vorbildlicher Wahl der Mittel. Amerika ist im pazifischen Gebiet die erste Macht geworden und hat England und Japan bereits überflügelt, sicher nicht allein als Folge des Weltkrieges, sicherlich zum großen Teil dank der Tatkraft und Energie, die diesem Pioniervolk zuzuschreiben ist, das schon den Pacific befuhr, als andere Länder überhaupt noch nicht daran dachten.

Sie sehen, meine Herren, daß es in der Welt heute viel Interessantes zu hören und zu sehen gibt, dessen Nutzen für unser deutsches Vaterland unentbehrlich ist. Ich kann Ihnen nur raten und wünschen, daß Sie, so viel wie möglich, Gelegenheit nehmen, die Welt zu bereisen, um sich persönlich von den Verhältnissen in den Ländern zu überzeugen, mit denen Sie Geschäftsbeziehungen verbinden.

Aber noch ein anderes lernt man draußen in Übersee. Man bekommt Abstand von den Dingen in der Heimat und gewöhnt sich daran, sie von größeren Gesichtspunkten von außen her zu betrachten. Ich habe die Vorgänge in Deutschland aufmerksam verfolgt, und das, was ich gehört habe und was ich bei meiner Rückkehr antraf, hat mich mit ernster Sorge erfüllt.

Noch nie wurde in der Öffentlichkeit so viel mit Schlagworten über unsere Wirtschaftsstruktur und die Notwendigkeit ihrer Änderung diskutiert wie in den letzten Monaten und Jahren. Gelehrte ergehen sich in wissenschaftlichen Prophezeiungen über den notwendigen Untergang unseres Wirtschaftssystems und das Heraufdämmern einer besseren Zeit der organisierten Wirtschaft, der Wirtschaftsdemokratie, des Marxismus, ja selbst des Kommunismus. Sie vergessen, daß Shakespeare das zutreffende Wort geprägt hat: „Prophezeien ist die größte der menschlichen Torheiten.“ Parteien und Gewerkschaften versuchen durch Gesetzesanträge, durch Tagungen und systematische Propaganda diese Lehren in der Praxis zu verwirklichen. Es ist doch jetzt weiß Gott nicht an der Zeit, kostspielige Versuche mit ungewissem Ausgang zu machen. Wir sollten uns auf das Bewährte beschränken und es in vertrauensvoller gemeinsamer Arbeit ausbauen. Unser Wirtschaftssystem hat sich bewährt. Das beweist der hohe Lebensstandard unseres Volkes, das Steigen des Reallohnes, das beweist der Rückgang der Arbeits-

losigkeit seit Beginn des kapitalistischen Zeitalters. Es ist durch zahlreiche Belege heute hinreichend verbürgt, daß in den ersten Jahrhunderten des Frühkapitalismus in allen europäischen Ländern das Massenelend weit verbreitet war. Die Erwerbslosen waren damals gezwungen, ihren Lebensunterhalt durch Betteln zu fristen. Allein in den geistlichen Territorien wurden in Deutschland im 18. Jahrhundert auf 1000 Einwohner 260 derartige Erwerbslose gezählt (nach den Angaben Adolf von Webers), und anderswo war es nicht besser. — Betrachten wir demgegenüber das Ergebnis einer Zählung der Arbeitslosen im ganzen Reichsgebiet im Jahre 1895 im Sommer und im Winter, so finden wir für Juni 0,58% und Dezember 1,48% der Bevölkerung. Inzwischen ist die Bevölkerung von 45 Millionen auf 64 Millionen gestiegen. Die allgemeine Wehrpflicht, die den Arbeitsmarkt entlastete, ist weggefallen, und dennoch ist es gelungen, bis auf 1,8% der Bevölkerung Beschäftigung zu verschaffen. Dazu kommt die Steigerung, Verbesserung und Verbilligung der Produktion, alles das entgegen den Voraussagen des sozialistischen Propheten Marx. Andererseits können die Ergebnisse der Versuche in anderen Ländern, den Kommunismus oder die Wirtschaftsdemokratie zu verwirklichen, ohne die Wirtschaft schwer zu schädigen, beim besten Willen nicht als gelungen bezeichnet werden. Der Münchener Nationalökonom Professor Adolf Weber hat über diese Dinge eine sehr aufschlußreiche Arbeit verfaßt, die interessantes Material in wissenschaftlich klarer Durcharbeitung und leichtverständlicher Darstellung bietet. Seinen Feststellungen können wir unbedingt zustimmen.

Das russische Beispiel hat bisher keinerlei Beweise für die Richtigkeit der marxistischen Theorie und ihre wirtschaftspolitische Berechtigung erbracht. Dort ist im Gegenteil gezeigt worden, daß so das Glück der Menschen nicht erreicht wird.

In Australien ist der Erfolg des staatssozialistischen Experiments nicht besser. Über 4000 RM Schulden pro Kopf der Bevölkerung, Arbeitslosigkeit und Auswanderung, ungenügende Landerschließung und Arbeitermangel auf dem Lande, Häufung von 63% einer Bevölkerung von 7 Millionen in den Städten, in denen zu ihrem Unterhalt Industrien gezüchtet werden müssen, ohne den wirtschaftlichen Bedingungen des Landes zu entsprechen und ohne konkurrenzfähig zu sein. All das spricht nicht gerade für das erreichte Paradies auf Erden.

Auch bei uns in Deutschland sehen wir schon allenthalben Versuche einer Verwirklichung der Wirtschaftsdemokratie. Dabei ist bemerkenswert, daß sich Einrichtungen wie Arbeiterbank, Konsumgenossenschaften usw. rein kapitalistischer Methoden bedienen. Ich wäre der erste, und glaube mit Ihnen darin übereinzustimmen, der einer Änderung unseres Wirtschaftssystems zustimmen würde, wenn ich der Überzeugung wäre, daß dies auf die Dauer im Interesse unserer wirtschaftlichen Entwicklung und damit unseres ganzen deutschen

Volkes liegen würde. In den bisherigen Vorschlägen und den Erfahrungen, die mit ihrer Verwirklichung gemacht worden sind, sehe ich aber im Gegenteil eine Vergeudung von Kapital und Arbeitskraft, die wir uns als armes Volk nicht leisten können.

Wir müssen uns aber auch ebenso entschieden dagegen wehren, wenn man versuchen will, die Leitung der Betriebe dadurch demokratisch zu gestalten, daß man dem Arbeitnehmer einen maßgebenden Einfluß auf die geschäftliche Tätigkeit und auf die Auswahl der leitenden Persönlichkeiten zugesteht. Niemand freut sich mehr als wir, wenn wie bisher aus den Kreisen der Arbeiter und Angestellten leitende Persönlichkeiten heraufsteigen. Die meisten von uns haben in ihrer Jugend an der Maschine gestanden oder ihre Tätigkeit als junger Techniker oder kaufmännischer Angestellter begonnen. Der Nachwuchs der Unternehmer muß immer wieder aus den Kreisen der Arbeiter oder Angestellten frisches Blut erhalten, soll das Unternehmertum nicht erstarren. Es gibt auch keine Anzeichen, die etwa dartun, daß dem nicht mehr in Zukunft so sein soll. Der Aufstieg kann eben nur durch Tüchtigkeit und durch eigenes Streben geschehen, wozu das nach menschlichem Schicksal nun einmal erforderliche Glück allerdings vielfach wird hinzutreten müssen. Unmöglich ist es aber, dieses Glück durch die Wahl der Berufsgenossen oder durch eine von Gewerkschaften zu veranstaltende Auslese zu ersetzen. Das hieße den Untergang der Unternehmer herbeiführen und an die Stelle des verantwortungsbewußten selbständigen Unternehmers, der sein Risiko allein tragen muß, oder der Direktoren von Aktiengesellschaften, die sich aus kleinen Verhältnissen zu ihren hohen Stellungen verantwortungsvoll emporgearbeitet haben, den schwerfälligen, verantwortungslosen Beamtenapparat ohne persönliches Risiko setzen.

Es ist nun einmal so, daß sich das freie Spiel der Kräfte in der Wirtschaft durch nichts ersetzen läßt, am wenigsten durch einen schwerfälligen Beamtenapparat. Im Interesse einer ungestörten erfolgreichen Entwicklung unserer gesamten Volkswirtschaft werden wir wie bisher auch weiterhin an dem klaren Bekenntnis zur freien Wirtschaft auf nationalwirtschaftlicher Grundlage festhalten. Wir werden aber auch andererseits ebenfalls im Interesse des großen Ganzen allen Versuchen, ob sie nun von der Wissenschaft oder von der Parteipolitik oder von Interessenvertretungen kommen, scharf entgegentreten, wenn unser Wirtschaftskörper als Versuchsobjekt für Experimente benutzt werden soll. Friedrich List hat einmal das Wort geprägt, das auch hier paßt: „Es gibt weit größere Übel als ein Stand von Proletariern: leere Schatzkammern, Nationalohnmacht, Nationalknechtschaft und Nationaltod.“

Läßt sich schon in diesem Punkte die staatliche Wirtschaftspolitik weitgehend von parteipolitischen statt ökonomischen Gesichtspunkten leiten, wie z. B. bei der Kartellverordnung, bei der ständigen Vermehrung der öffentlichen Betriebe usw., so fällt dies ganz besonders bei der staat-

lichen Lohn- und Sozialpolitik auf. Viele Fehler und Irrungen sind dadurch zu erklären, keinesfalls jedoch zu rechtfertigen. Wir sind heute so weit, meine Herren, daß wir wenigstens ein klares Bild über die verhängnisvollen Irrtümer staatlicher wirtschaftspolitischer Maßnahmen haben. Mit den Gefährdungen unseres Wirtschaftslebens durch diese Irrtümer wird sich ja unsere außerordentliche Mitgliederversammlung im Spätherbst eingehend zu befassen haben.

Wie Sie sehen, meine Herren, wartet unser nach den zehn Jahren Reichsverbandsarbeit durchaus keine Ruhepause. Es steht uns eine ernste, arbeitsreiche Zeit bevor. Die derzeitige Lage unserer deutschen Wirtschaft ist sicher schwierig und ernst, aber durchaus nicht hoffnungslos. Mein Appell richtet sich heute nicht nur an Sie, meine Herren, sondern auch an die übrigen deutschen Berufsstände und an das ganze deutsche Volk. Verständnis für wirtschaftliche Grundgesetze, wirtschaftlich vernünftiges Handeln und Einsicht, das sind die Grundbedingungen für unsere Arbeit, wenn sie je erfolgreich sein soll. Das sind aber auch die Vorbedingungen für jede nationale und wirtschaftliche Unabhängigkeit.

Meine Herren! Deutsche haben der Welt gezeigt, daß deutscher Erfindergeist und deutsche Technik Pionierarbeit zu leisten wissen. Der Flug der „Bremen“, das Blaue Band des Ozeans, das der Dampfer „Bremen“ erlang, die Weltfahrt des „Graf Zeppelin“ haben dies erneut bewiesen und wurden im Ausland jubelnd begrüßt als Zeichen des wiedererstarkten deutschen Geistes und deutscher Tatkraft. Welches Symbol können wir besser unserer Zukunftsarbeit voransetzen als diese Heldentaten deutschen Geistes zu Wasser und in der Luft? So mögen sie denn auch für uns gute Auspizien sein für eine bessere und glücklichere Zukunft zum Besten unserer Wirtschaft und unseres ganzen deutschen Volkes. Sie mögen auch dazu beitragen, daß das Wort des ersten Kanzlers des einigen Deutschen Reiches, des Fürsten Otto von Bismarck, Verwirklichung findet: „Wenn wir zusammenhalten, werden wir den Teufel aus der Hölle schlagen. Wir müssen uns nur daran gewöhnen, in jedem Deutschen zuerst den Landsmann und nicht den politischen Gegner zu sehen!“ Einigkeit und abermals Einigkeit innen und außen muß und soll weiter unsere Parole sein!

(Lebhafter, allseitiger, langanhaltender Beifall.)

* * *

Schlußwort.

Meine sehr verehrten Herren! Wir sind am Ende unserer Tagung, und damit bin auch ich selbst, das hören Sie aus meiner Stimme, am Ende meiner Kräfte. (Heiterkeit.)

Blicken wir zurück auf das, was wir vorgestern in der Präsidial- und der Vorstandssitzung in Leverkusen, gestern im Hauptausschuß und gestern und

heute hier in der Mitgliederversammlung gehört und besprochen haben, so können wir mit dem Ergebnis, mit dem, was wir geplant haben, was wir erreichen wollten und auch wirklich erreicht haben, sehr zufrieden sein. (Sehr richtig!) Das war nicht immer möglich, wenn man von uns und von der Geschäftsführung verlangte, wie es früher geschah, jährlich derartige Versammlungen und Vorträge zusammenzubringen. Das ist auch ein Grund mit dafür gewesen, unsere Mitgliederversammlung nur alle zwei Jahre stattfinden zu lassen.

Alles aber, was wir gehört haben, war nur ein Ausdruck des tiefen Sehnsens, das durch das deutsche Volk geht, nach konsolidierter Wirtschaft, nach Ordnung im Staate und nach Sicherheit der Zukunft unserer selbst und unserer Kinder. Wir haben alle Details bis zur Grenze der Logik durchgedacht, und Kopf und Herz sind uns schwer von der Fülle der Probleme. Jeder von uns hat das Gefühl, daß es so nicht weiter gehen kann und darf und daß deshalb, um mit den Politikern zu sprechen, ein Sofort-Programm aufgestellt und eiligst durchgeführt werden muß.

Wie aber sollen wir an die Dinge herantreten, die da kommen? Wir müssen es tun mit einer ernsten Selbstprüfung und mit einer Reduzierung aller zu prüfenden Verhältnisse auf ihre Wurzeln. Wir müssen dem Staate geben, was des Staates ist. Da wir alle Glieder des Staates sind und mit den übrigen Volksteilen selbst den Staat verkörpern, so liegt es mit an uns, die Wirtschaft so zu führen, daß wir dem Staate und damit uns selbst gerecht werden. Alle die gemachten Vorschläge sind nur zu verwirklichen, wenn wir Vertrauen zu uns selbst und unseren Führern haben.

Die aus den Details gewonnenen Erkenntnisse dürfen wir nicht nur zu negativer Kritik benutzen, sondern müssen sie vor allem auch mit dem festen Willen paaren, den Knoten zur rechten Zeit durchzuhauen. Das Volk geht zugrunde, wenn ihm die Moral abhanden kommt und wenn es nicht mehr an sich selbst glauben kann. Beherzigen wir dieses jeden Tag von neuem, so muß die Einigung, die uns so nötig ist, von selbst kommen. Dies, meine Herren, möge das Schlußwort sein.

Bevor wir aber auseinandergehen, möchte ich Ihnen davon Kenntnis geben, daß wir an den Reichspräsidenten folgendes Telegramm gerichtet haben:
„Reichspräsident v. Hindenburg, Berlin.

Dem getreuen Eckart des deutschen Volkes übermittelt die am deutschen, hoffentlich recht bald auch endgültig befreiten Rhein tagende Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie in dankbarer Verehrung ehrerbietigste Grüße. Über zweitausend Industrievertreter erneuern in Düsseldorf gleichzeitig das Gelöbnis, wie bisher, so auch in Zukunft, mit all ihren Kräften an dem Aufbau unserer Wirtschaft und an dem Wiederaufstieg unseres Volkes zu arbeiten.

Reichsverband der Deutschen Industrie.

Duisberg Kastl Herle.“

Darauf hat der Reichspräsident wie folgt geantwortet:

„Den zur Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie versammelten Industrievertretern danke ich für die freundlichen Grüße, die ich mit den herzlichen Wünschen erwidere, daß Ihre Tagung wie Ihre Arbeit dem Aufbau der deutschen Wirtschaft und der Einigung unseres Volkes in seinem Kampfe um die Zukunft förderlich sein möge.

von Hindenburg,
Reichspräsident.“

(Lebhafter Beifall.)

Und nun schließen wir denn unsere heutige Tagung mit dem gewohnten Ruf: Unser geliebtes deutsches Vaterland, es lebe hoch, hoch, hoch! (Die Versammlung stimmt stehend lebhaft in das dreimalige Hoch ein und singt: „Deutschland, Deutschland über alles“.)

Die Tagung der Industrie in Düsseldorf.

(Die Deutsche Arbeitgeber-Zeitung Nr. 38 vom 22. September 1929.)

Geleitwort.

Mehr denn je ist es heute angebracht, die Grundlagen zu überprüfen, auf denen sich eine Reform der offiziellen Wirtschafts-, Sozial- und Finanzpolitik vollziehen kann. Daß diese Reform notwendig ist, steht außer Zweifel und wird durch die Entwicklung der letzten Zeit immer eindringlicher zum Bewußtsein gebracht. Am deutlichsten zeigt sich dies wohl in der vollständig unzureichenden Eigenkapitalbildung, die wiederum Stockungen in der Produktion und in den übrigen Zweigen der Wirtschaft zur Folge hat. Sicherlich können wir auch in der Zukunft ausländisches Kapital nicht entbehren; wir müssen aber unbedingt daran denken, unsere Wirtschaft endlich auf eigene Füße zu stellen. Eine radikale Umkehr in unserer Wirtschafts-, Sozial- und Finanzpolitik ist also unabweislich notwendig; dieses um so mehr, als neue schwere Lasten bevorstehen.

Es geht aber auch nicht länger an, daß weite Kreise unseres Volkes von den wirtschaftlichen Notwendigkeiten überzeugt sind, ohne sachlich daran zu denken, ihr Handeln und ihre Forderungen danach einzustellen. Wir müssen aber dazu kommen, daß jeder Einzelne seine Privatinteressen den Interessen des großen Ganzen unterordnet. So werden wir auf die Dauer vorankommen können. Keineswegs aber können uns heute wirtschaftspolitische Experimente, wie z. B. Schaffung einer neuen Wirtschaftsstruktur, eine Besserung bringen. Das hat sich gerade in jüngster Zeit vielfältig gezeigt, daß die Wirtschaft den wertvollen Motor des privaten Unternehmungsgeistes, der Initiative, der Entschlußkraft und Verantwortung der Unternehmer und leitenden Direktoren nicht entbehren kann. Keinesfalls kann ein noch so wohl organisierter Beamten-

apparat auf die Dauer diese Aufgaben richtig erfüllen. Wir können heute nicht mehr das Risiko eingehen, schwerste Störungen und Hemmungen unseres Produktionsapparates durch weiteres Experimentieren hervorzurufen. Heute handelt es sich darum, unsere schwere Zukunft zu meistern, und dies kann meines Erachtens nur geschehen durch Ausnutzung aller zur Verfügung stehenden Mittel bei eiserner Sparsamkeit, einfacher Lebensführung und vertrauensvoller Zusammenarbeit aller Kreise unseres Volkes.

Übergabe der Denkschrift des Reichsverbandes der Deutschen Industrie „Aufstieg oder Niedergang“ an die Presse am 2. Dezember 1929 in Berlin.

(Nach Manuskript.)

Meine sehr verehrten Herren!

Im Namen des Reichsverbandes der Deutschen Industrie begrüße ich Sie und freue mich, an Ihrem zahlreichen Erscheinen feststellen zu können, daß das Parlament und die Presse von dem Ernst unserer Lage durchdrungen und bereit ist, mit allem Ernst, aber auch mit aller Energie die Wege zu prüfen, die zu einer Änderung unserer unhaltbar gewordenen wirtschaftlichen Zustände gegangen werden können.

Ein großes Berliner Blatt schrieb in den letzten Tagen: „Die Finanzreform ist die Schicksalsfrage Deutschlands.“ Nicht nur das, meine Herren: Wenn Sie das Schicksal Deutschlands, das heute weitgehend von der Lage der Wirtschaft abhängt, meistern wollen, dann müssen Sie mit aller Kraft für eine umfassende Reform der gesamten Wirtschaftspolitik, also Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik, eintreten.

Sicherlich ist die Wiederherstellung der Rentabilität unserer Wirtschaft in erster Linie eine Frage der richtigen Finanzpolitik. Denn es ist heute absolut offensichtlich, daß die Eigenkapitalbildung in Deutschland durch die Fehlrichtung staatlicher Finanzpolitik so gut wie vernichtet ist. Die wenigen Reste, die noch bestehen, werden von der öffentlichen Hand mit langfristigen Anleihen zu Zinssätzen von 10—12% absorbiert und dann zu Zwecken verwandt, die in den allerseltensten Fällen als produktiv anerkannt werden können. Die industrielle Wirtschaft, die sehr oft gar keine, im Durchschnitt nur eine Rendite von 6—7% bieten kann, hat unter drückender Kapitalnot zu leiden. Die Vorgänge am Aktienmarkt zeigen Ihnen die Flucht in die hochverzinslichen kommunalen und staatlichen Obligationen.

Bedenken Sie weiterhin, daß ohne Rücksicht auf die Lage der Wirtschaft der öffentliche Finanzbedarf dauernd gewachsen ist — auf der Basis des heutigen Lebenshaltungsindexes betrug er 1913 rund 12 Milliarden, 1928 24,9 Milliarden —, so werden Sie verstehen, daß unter diesen Umständen die

Lebensfähigkeit unserer Wirtschaft notleiden muß. Wenn jeder Erwerbstätige täglich ein Drittel seiner Zeit für die öffentliche Hand arbeiten muß, dann sind das Zustände, die nur noch in der Geschichte beim ägyptischen Pyramidenbau und ähnlichen Vorgängen Parallelen finden.

Sie sehen weiter, daß wir bei einer Finanzreform, die unumgänglich notwendig ist, nicht stehenbleiben dürfen, sondern, um die Rentabilität unserer Wirtschaft wieder herzustellen, auf der ganzen Front die staatliche Wirtschaftspolitik reformieren müssen.

Warum ist der öffentliche Bedarf so hoch geworden? Die Einbeziehung ständig steigender Aufgabengebiete in die Staatsverwaltung, die Übertreibungen staatlicher Fürsorge, die Defizitwirtschaft bei öffentlichen Betrieben, die Zusammenbrüche von Unternehmungen der öffentlichen Hand bieten Ihnen eine Erklärung dafür. Es ist ein Unding, wenn der Wirtschaft, die den Finanzbedarf der öffentlichen Hand aufzubringen hat, durch öffentliche Betriebe mit weitgehenden Steuerprivilegien auf Gebieten, die absolut der Privatwirtschaft vorbehalten sind, Konkurrenz gemacht wird. Noch ist die Privatwirtschaft nicht gesonnen, ihre eigenen Henker zu bezahlen, und ein Weitergehen auf diesem Wege bedeutet die Vernichtung der Privatwirtschaft, die allein den notwendigen Finanzbedarf aufzubringen in der Lage ist.

Die Übertreibungen der staatlichen Fürsorge sind Ihnen ja alle bekannt. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß trotz der außerordentlichen Verbesserung des Gesundheitszustandes unseres Volkes die Krankenkassenbeiträge in den Jahren von 1913 bis 1928 von 582 Millionen auf 2335 Millionen gestiegen sind und daß diese Entwicklung ganz erstaunliche Mißstände zur Folge hat. So sind z. B. bei einer großen mitteldeutschen Ortskrankenkasse im Jahre 1927 bei der Nachprüfung durch beamtete Ärzte von 4319 zur Nachuntersuchung vorgeladenen Kranken 1116 überhaupt nicht erschienen, sondern haben sofort die Arbeit freiwillig wieder aufgenommen, 918 sind für arbeitsfähig erklärt, 937 zur Nachuntersuchung einer Anstalt überwiesen worden und nur 1348 für wirklich arbeitsunfähig befunden worden. Das sind also nur 31%. Noch schlimmer lagen die Verhältnisse im Bezirk des Oberversicherungsamtes Liegnitz. Bei einer Krankenkasse wurden beinahe 100% der nachuntersuchten „Arbeitsunfähigen“ als gesund und arbeitsfähig befunden, bei einer anderen 87%, bei einer dritten 76%.

Trotz alledem lernt man in Deutschland immer noch nicht, oder man will nicht lernen. In konsequenter Arbeit versucht man, eine Demokratisierung der Wirtschaft herbeizuführen und ist taub und blind gegen die großen Mißerfolge auf diesem Gebiete, die in anderen Ländern erzielt wurden. Wenn heute in dem sozialistischen Musterstaat Rußland an Stelle des bisherigen Arbeiterkomitees die Einzelpersonlichkeit wiederum als alleiniger Herrscher tätig ist, so sollte das doch zu denken geben. Es ist typisch, daß auf dem achten Gewerkschaftskongreß der Sowjetunion die kommunistischen Führer die Wirtschaftsdemokratie in diesem absoluten Sinne als undurchführbar abge-

lehnt haben. Wichtig ist dabei das Eingeständnis, daß nicht die Masse, sondern der qualifizierte Einzelne zur Führung berufen sei.

Die Wirtschaft hat nicht nur ihren Arbeitern und Angestellten ihre Lebensmöglichkeit zu sichern, sie hat darüber hinaus die für die unumgänglich notwendigen Staatszwecke erforderlichen Mittel bereitzustellen sowie für die private Kulturförderung Sorge zu tragen. Dazu muß ihr aber der Pioniergeist und die Unternehmerinitiative als vorwärtstreibender Motor erhalten bleiben.

Die Wirtschaft und ihr System wird sich fortentwickeln, wie sie es schon von jeher getan hat. Aber man muß dieser Entwicklung Zeit lassen und dafür sorgen, daß sie nicht durch unüberlegte und unverantwortliche Maßnahmen und Forderungen aus der Bahn geworfen wird. Eine wirksame Reform unserer Wirtschafts- und Finanzpolitik wird alles dies zu berücksichtigen haben. Grundsätzliche Voraussetzung für eine bessere wirtschaftliche Zukunft unseres Volkes ist es aber, daß das Verständnis für wirtschaftliche Dinge in alle Kreise unseres Volkes eindringt, und daß man von der Wirtschaft nicht Unmögliches verlangt.

Der Reichsverband der Deutschen Industrie hält es für seine Pflicht, im jetzigen Augenblick, in dem der Zusammenbruch staatlicher Wirtschaftsexperimente augenscheinlich ist, von sich aus ein Reformprogramm aufzustellen, dessen Befolgung seines Erachtens zu einem Wiederaufstieg unserer Wirtschaft führt. Der Reichsverband der Deutschen Industrie ist der Überzeugung, daß das vorliegende Reformprogramm durchgeführt werden muß, gleichgültig, wie die Verhandlungen im Haag ausfallen werden, gleichgültig, ob der Youngplan angenommen oder abgelehnt wird. Doch die Unsumme an Arbeit, die ein ernsthaft begründetes Reformwerk enthält, wäre vertan, wenn es nicht gelingt, den Reformvorschlägen den Widerhall im Volk und bei seinen Vertretern im Parlament zu schaffen, der notwendig ist, um die Durchführung der Reformen zu erzwingen.

Ich möchte schließen mit dem Ruf: Der Worte sind genug gewechselt, nun laßt uns endlich Taten sehen!

Außerordentliche Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie in Berlin am 12. Dezember 1929.

(Gedruckter Bericht.)

Begrüßungsansprache.

Meine Herren! Ich eröffne die heutige außerordentliche Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie und gebe der Freude darüber Ausdruck, daß Sie unserer Einladung so zahlreich, nicht nur aus Berlin, sondern aus allen Teilen Deutschlands, gefolgt sind.

Mein herzlicher Willkommengruß gilt nicht nur unseren Mitgliedern und den Mitgliedern der uns angeschlossenen Verbände, sondern vor allem auch den ebenfalls in großer Zahl erschienenen Ehrengästen, darunter den Vertretern des Reichs, an ihrer Spitze dem Herrn Reichsaußenminister Dr. Curtius und Reichswirtschaftsminister Professor Dr. Moldenhauer, den Vertretern der Länder, darunter dem Preußischen Handelsminister, Herrn Dr. Schreiber, den Vertretern der Staats- und Landesbehörden und der Kommunen. Außerdem begrüße ich auch den Generaldirektor der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft, Herrn Dr. Dormmüller, sowie den Präsidenten der Reichsbank, Herrn Dr. Schacht. (Stürmischer, langanhaltender, immer wiederholt einsetzender Beifall.) Dem letzteren sind wir neben allen Männern, die mit unserer Organisation dasselbe Ziel verfolgen, dafür dankbar, daß auch er für eine beschleunigte Reform unserer Finanzen eingetreten ist. (Beifall.) Nicht zuletzt gilt mein Gruß den Kollegen aus den großen, mit uns befreundeten Spitzenorganisationen sowie allen sonstigen Gästen aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst.

Mit besonderer Freude heiße ich auch die Herren Vertreter der Presse willkommen. Wir konnten mit Genugtuung feststellen, daß sie unserer Bitte, unsere Denkschrift zu besprechen und kritisch zu beleuchten, in weitem Maße nachgekommen sind. Dafür danken wir ihnen. Wir sind aber auch der Überzeugung, daß zukünftig gerade die kritische Mitarbeit der Presse behufs Aufklärung der Öffentlichkeit für die Gesundung unseres Wirtschaftslebens unentbehrlich ist. Wir fürchten unparteiische Kritik nicht. Wir halten sie zur Klärung der Lage sogar für dringend notwendig.

Seit unserer Hauptversammlung im September dieses Jahres in Düsseldorf ist zwar nur eine kurze Zeitspanne verstrichen, aber wir sehen leider, daß die Verhältnisse, wie wir damals schon gefürchtet haben, seitdem nicht besser, sondern eher schlechter geworden sind. Von vornherein möchte ich aber schon jetzt feststellen, daß das deutsche Unternehmertum in seiner Gesamtheit jeden Zweckpessimismus genau so wie jede Katastrophenpolitik ablehnt. (Sehr richtig!) Im Gegenteil bemühen wir uns, wo immer wir können, den optimistischen Geist, der für die Erhaltung, insbesondere aber für eine Gesundung und einen Aufstieg eines jeden Unternehmens unerläßlich ist, zu erhalten und zu verteidigen. (Bravo!)

Wenn heute das Unternehmertum, und zwar lediglich und allein aus dem Gefühl seiner Verantwortungspflicht heraus, erneut seine warnende Stimme erhebt, so geschieht das nicht aus Neigung zum Pessimismus und Defaitismus, sondern aus dem Zwange heraus, in den uns die vollständig verfehlte Wirtschafts- und Finanzpolitik der letzten Jahre gebracht hat. (Sehr wahr!) Schon 1925 haben wir in unserer bekannten Denkschrift auf die Irrwege, die nach dem Kriege und nach der Inflation in unserer Wirtschaftspolitik eingeschlagen worden sind, hingewiesen und Vorschläge für Änderung und Besserung gemacht. Wir haben unsere Mahnungen von Jahr zu Jahr auf den Mitglieder- versammlungen zu Köln, Dresden, Frankfurt und zuletzt, und zwar da sehr

eindringlich, in Düsseldorf wiederholt. Wir haben die Reichskanzler, Minister und Parlamentarier immer und immer wieder aufgefordert, ja, ich persönlich habe sie wiederholt angefleht, sie möchten doch den Kurs der Wirtschafts- und Finanzpolitik ändern, sonst steuerten wir mit Sicherheit dem Abgrund entgegen. Niemand hat uns geglaubt, niemand hat auf uns gehört, niemand hat geholfen.

Erst jetzt, wo wir erneut unsere Sorgen und Plagen, unsere Vorschläge und Forderungen in einer gründlich vorberatenen und durchgearbeiteten Denkschrift, betitelt „Aufstieg oder Niedergang?“ der Öffentlichkeit mit dem Aufruf zur Sammlung aller aufbauenden Kräfte übergeben haben, wo das Haus der Wirtschaft schon anfängt zu brennen, meine Herren, wo der Brandgeruch sich in Zusammenbrüchen, Stilllegungen, Kurzarbeit, vermehrter Arbeitslosigkeit und damit verbundener Mutlosigkeit und Verdrossenheit in allen Teilen des Deutschen Reiches bemerkbar macht — jetzt endlich kommt die Einsicht. Nur die Presse der Gewerkschaften steht den Vorgängen in der Wirtschaft noch blind gegenüber, (Hört, hört!) huldigt immer noch der verhängnisvollen Irrlehre, daß das, was vielleicht in dem autarkischen Amerika richtig ist, auch bei uns in Deutschland, wo die Verhältnisse ganz andersartig gelagert sind, Gültigkeit habe. Man höhnt uns sogar, daß wir — man höre und staune! — die „Frechheit“, wie man sagt, haben, eine Rentabilität unserer Arbeit und damit verbunden die Bildung von Eigenkapital für Industrie, Handel, Handwerk und Landwirtschaft verlangen. Man hält das für krassen Egoismus und Rückfall in die abgetane Individualwirtschaft. Nun, es wird sich, wenn es — was der Himmel verhüten möge — so weitergehen sollte, bald zeigen, wer recht hat und wer dann die große Verantwortung für die bisherige falsche Wirtschafts- und Finanzpolitik zu tragen hat. Denn was wollen wir eigentlich? Wollen wir einseitig den Unternehmern die Taschen füllen oder wollen wir erreichen, daß alle — ich wiederhole: alle — Teile des deutschen Volkes ein auskömmliches Einkommen haben auf der Grundlage einer Wirtschaft, die imstande ist, trotz der nicht zu leugnenden Schwierigkeiten unser Staatswesen in voller politischer Freiheit zu erhalten?

Hoffentlich ist es noch nicht zu spät! Das schwelende Feuer ist, so glauben wir, auch heute noch zu löschen. Noch haben wir es in der Hand, unser Zukunftsschicksal zu meistern, noch halten wir eine Umkehr für aussichtsreich, noch lebt die Wirtschaft, wenn auch im allerschärfsten Kampf um ihr Dasein.

Meine Herren! Wir haben Sie in Düsseldorf gebeten, wieder zusammenzukommen, wenn der so dringend geforderte Plan der Finanzreform oder gar das Ergebnis der zweiten Haager Konferenz vorliegt. Das unabsehbar lange Hinausschieben dieser Konferenz auf der einen Seite und die Zuspitzung der wirtschaftlichen Lage auf der anderen Seite, sowie die unabweisbare Notwendigkeit einer sofortigen und eiligen Inangriffnahme der Reform staatlicher Wirtschafts- und Finanzpolitik, die erfolgen muß, unbekümmert darum, ob der Young-Plan angenommen wird oder nicht, haben uns bestimmt, die außer-

ordentliche Mitgliederversammlung einzuberufen, bevor weder das eine noch das andere vorlag.

Inzwischen sind wir und andere Kreise der Wirtschaft und Politik nicht untätig gewesen und haben überall, wo wir konnten, von den zuständigen Stellen, wenigstens die Vorlage des Planes der so dringend nötigen und eiligen Finanzreform verlangt. Unser Drängen hat geholfen. In der heutigen Reichstagssitzung wird die Reichsregierung den entscheidenden Schritt tun. Sie wird dem Reichstag Finanzvorschläge vorlegen, über die man sich vorgestern im Kabinett verständigt haben soll. Das ist wenigstens ein Lichtblick in dieser trostlosen Lage, wenn wir uns auch mit dem, was, nach Zeitungsnachrichten, geboten werden soll, nicht einverstanden erklären können. Wir vermissen in den Vorschlägen der Regierung die große wirtschaftspolitische Linie einer Finanzreform. Wir brauchen auch sofortige und viel weitergehende Hilfe. Kommt sie in Etappen, vielleicht sogar erst in drei oder gar fünf Jahren im erforderlichen Umfang, so ist es unserer Meinung nach bestimmt zu spät. Es darf nicht halbe, es muß ganze Arbeit sein, die gemacht wird. Kompromisse helfen nicht mehr. Es geht ums Prinzip, ums ganze System. (Sehr wahr! und Zustimmung.)

Ich darf und will mich nicht auf Einzelheiten einlassen. Das werden schon die beiden Referenten, die Herren Müller-Oerlinghausen und Dr. Silverberg, sowie hoffentlich recht zahlreiche Diskussionsredner tun. Wir bitten alle Anwesenden dringlich, von dem Recht der freimütigen Aussprache regen Gebrauch zu machen. Jetzt darf nicht mehr gelispelt, jetzt muß laut und deutlich dem deutschen Volke verkündet werden: Die Wirtschaft ist am Ende ihrer Kraft. (Lebhafter Beifall.)

* * *

Im Anschluß an die Begrüßung hielt Herr Reichswirtschaftsminister Professor Dr. Moldenhauer eine Ansprache, zu der C. Duisberg das Wort zu folgenden kurzen Ausführungen nahm:

Herr Reichswirtschaftsminister! Wir haben die große Ehre und Freude, Sie zum ersten Male in unserer Mitte, in dem großen Kreise von mehr als 3000 unserer Mitglieder zu begrüßen. Wir danken Ihnen herzlichst dafür, daß Sie die Gelegenheit benutzt haben, uns heute sozusagen Ihr Programm vorzutragen, das, wie wir Sie kennen, von einer außerordentlichen Gewissenhaftigkeit und inneren Überzeugung getragen ist. Ganz besonders erfreut waren wir, als Sie an die Spitze Ihrer Ausführungen die These stellten, daß das kapitalistische Wirtschaftssystem das einzige ist, mit dem wir wieder zum Aufbau und Aufstieg kommen können. (Bravo!) Auch war es für uns wichtig zu hören, daß Sie sich unserem Aufruf auf Zusammenschluß aller aufbauenden Kräfte anschlossen. Deshalb gebe ich auch Ihnen, Herr Reichswirtschaftsminister, und dem Herrn Außenminister das Versprechen: Wir wollen Ihnen, Herr Professor Moldenhauer, und Ihnen, Herr Dr. Curtius, zur Seite stehen, wo immer wir können, und wir wollen und werden Ihnen



Sitzung des Präsidiums des Reichsverbandes der Deutschen Industrie in Leverkusen am 19. September 1929.

Reg.-Rat Herrmann	Geheimrat Wieland	Dr. Platscheck	Dr. Erdmann	Dr. Gattineau	Dr. v. Slusson	Dr. Haugmann	Dr. Funcke
Dr. Ramhorst	Dr. Fischer	Abr. Frowein	Dr. Sempell	Dr. Söller	Dr. Silberberg	G. Müller-Örtinghausen	O. Funcke
Dr. Hartmann	Konteradmiral Retzmann	Dr. Bob. Bosch	Dir. Wittke	Dr. Reuter	Geh. Rat Cuno	R. Schweizer	
Baurat Riepert	Geh. Rat Hilger	Kom.-Rat Reusch	Geheimrat Duisberg	Geh. Rat v. Borsig			
Dr. Langen	Geheimrat Rosenthal						



helfen, wo immer dies möglich ist. Aber gegenüber allen anderen Bestrebungen, die nicht das kapitalistische System, sondern das Gegenteil wollen, rufen wir Ihnen das bekannte Wort zu: Landgraf werde und bleibe hart! (Stürmischer, allseitiger Beifall!)

* * *

Eröffnung der Diskussion durch den Vorsitzenden C. Duisberg.

Meine Herren! Sie haben die Referate der Herren Müller-Oerlinghausen und Dr. Silverberg gehört. Sie haben beiden Herren für die ausgezeichneten Ausführungen durch stürmischen Beifall Ihren Dank ausgesprochen. Ich als Leiter dieser Versammlung möchte meinerseits den beiden Referenten noch einmal unseren herzlichsten Dank für Ihre hervorragenden Darlegungen abstaten. Dabei denke ich insbesondere an die große Mühe und Arbeit, die beide Herren bei der Vorbereitung ihrer Referate gehabt haben. Es gehört wirklich viel Aufopferung dazu, wenn jemand, der im Wirtschaftsleben steht und tagtäglich durch seinen eigenen Betrieb bis aufs äußerste in Anspruch genommen ist, sich daneben noch der Aufgabe unterzieht, solche ausführlichen Referate für unsere Versammlung auszuarbeiten und vorzutragen. (Sehr richtig!)

Wenn ich also hiermit den beiden Referenten den Dank der Versammlung abstatte, so möchte ich dabei nicht unerwähnt lassen — und ich unterstreiche das in einem gewissen Umfange in voller Übereinstimmung mit den Referenten —, daß sie in manchen Punkten, teilweise sogar sehr weit, über das offizielle Programm des Reichsverbandes hinausgegangen, teilweise von diesem Programm stark abgewichen sind. Beide Herren haben in ihren Referaten schon deutlich zum Ausdruck gebracht, daß sie mit diesen Abweichungen ihre rein persönliche Ansicht zum Ausdruck bringen.

Meine Herren! Wie Ihnen nicht unbekannt ist, herrscht bei uns im Reichsverbande größte Freiheit der Einzelpersönlichkeit. (Bravo!) Daher können und werden wir auch unseren Referenten bei einer solchen Tagung wie der heutigen, niemals vorschreiben, was sie sagen sollen. Soll ein Referent wirklich, und zwar mit Überzeugung, seine Argumente vorbringen, so muß man ihm auch volle Freiheit lassen, seine eigene Ansicht vorzutragen. (Sehr richtig!)

So hat Herr Dr. Silverberg heute unter anderem einen neuen Vorschlag wegen Gestaltung der Einkommensteuer, insbesondere bezüglich der Beteiligung der Länder und Gemeinden, in Form von Zuschlägen zu dieser Steuer, wie das früher der Fall war, gemacht. Wie Sie wissen, vertreten große Teile der Industrie und des übrigen Wirtschaftslebens, darunter auch ich persönlich, in dieser Beziehung, und zwar mit guten Gründen, eine andere Ansicht. (Sehr richtig!) Das möchte ich ausdrücklich festgestellt haben.

Und nun, meine Herren, muß ich noch einige Ausführungen zu einem anderen Punkte, dem der indirekten Steuern machen. Wir haben innerhalb des Reichsverbandes über die Verlagerung des Schwergewichts der Besteuerung von den direkten auf die indirekten Steuern lange beraten und dabei den Versuch gemacht, einen Weg zu finden, den alle Industriezweige gehen

können. Das ist, wie Ihnen die Denkschrift zeigt, zwar im Grundsatz gelungen, in der Einzelausgestaltung sind aber, wie begreiflich, die Ansichten auseinandergegangen. So gibt es weite Kreise der Industrie, die in einer gewissen Erhöhung der Umsatzsteuer den Weg der durchgreifenden Steuererleichterung sehen und darin keinen Nachteil für unser gesamtes Wirtschaftsleben erblicken können. Auf der anderen Seite aber wird mit gutem Grunde die Ansicht vertreten, daß eine Erhöhung der Umsatzsteuer, gleichviel welchen Umfangs, bedenklich wäre. Sie gehen sogar noch darüber hinaus und verlangen sogar einen Abbau der Umsatzsteuer. (Sehr richtig.) Wiederum andere Kreise der Industrie sehen in einer Erhöhung der Verbrauchssteuern, z. B. der auf Bier und Tabak, soweit diese Erhöhung noch innerhalb wirtschaftlich tragbarer Grenzen bleibt, keinen Nachteil. Im Gegensatz dazu vertreten nicht nur die davon betroffenen Industriezweige, sondern auch andere Teile der Industrie und der übrigen Wirtschaft den Standpunkt, daß hier das Höchstmaß der möglichen Besteuerung bereits erreicht ist. (Sehr richtig.) Wir selbst haben daher in unserem Programm bezüglich der Verbrauchssteuererhöhung darauf hingewiesen, daß eine solche nur dann ohne Schädigung der Gesamtwirtschaft durchgeführt werden kann, wenn hierbei auch die berechtigten Interessen der beteiligten Industrien gewahrt werden. (Sehr gut!)

Die Aufhebung der Industrie-Obligationen haben wir in unserem Programm bereits als eine der allerdringlichsten Aufgaben hervorgehoben. Auch hier ist Kollege Silverberg von unserem Standpunkte abgewichen. Habe ich ihn recht verstanden, so ist er auch in diesem Punkt im Prinzip mit den Vorschlägen des Reichsverbandes einverstanden. Er will aber, daß für einige Jahre ein gewisser Teil dieser Industrieaufbringung zwar nicht in der Form von erzwungenen Steuern, sondern mehr als freiwillig übernommene Leistung der Industrie, zur Bildung eines Fonds im Interesse der Landwirtschaft aufgebracht wird. Damit sind, wie ich bestimmt weiß, auch wieder größere Kreise der Industrie nicht einverstanden, obgleich sie, wie wir alle, jede Hilfe, die der Landwirtschaft zuteil wird, begrüßen.

Meine Herren! Wenn in einer derartigen Versammlung wie der heutigen persönliche Vorschläge gemacht werden, die von der offiziellen Auffassung des Reichsverbandes, wie sie in der Denkschrift niedergelegt ist, abweichen, so ist es selbstverständlich, daß wir den uns vollkommen neuen Anregungen nachgehen und sie in unseren zuständigen Gremien eingehend prüfen werden. Es wäre aber entschieden verfrüht, den Versuch zu machen, in der heutigen Versammlung ohne weitere eingehende Vorbereitung diese Probleme schon in der Diskussion im einzelnen zu erörtern. Heute, meine Herren, kommt es nicht darauf an, daß diese Versammlung überhaupt zu einzelnen Fragen, insbesondere den obenerwähnten, Stellung nimmt, sondern ihre Zustimmung zu den in unserem Programm niedergelegten Grundsätzen zu erkennen gibt.

Der Ernst unserer Lage erfordert beschleunigte und durchgreifende Reformen, die, wie nicht zu vermeiden, von allen Seiten gewisse Opfer verlangen. Wir müssen uns darüber klar sein, daß der erstrebte Erfolg auch die verlangten

Opfer nach jeder Richtung im Interesse der gesamten Wirtschaft lohnen wird. Es kommt, und das muß immer wieder und wieder gesagt werden, jetzt darauf an, daß im Wege der verstärkten Kapitalbildung und der beschleunigten Zuführung des gebildeten Kapitals in den Kreislauf der Wirtschaft die deutsche Produktion vermehrt und vor allem auch verbilligt wird, um so den Absatz nach innen und nach außen zu erhöhen und die Massenkaufkraft zu stärken. Nur mit dieser Einstellung wird es möglich sein, ein dem Ernst der Stunde entsprechendes Wirtschaftsprogramm nicht nur aufzustellen, sondern auch in die Tat umzusetzen.

Diese Gesichtspunkte, meine Herren, bitte ich Sie bei der jetzt einsetzenden Diskussion, die ich hiermit eröffne, zu beherzigen. (Lebhafter Beifall.)

* * *

Schlußwort des Vorsitzenden.

Meine Herren! Wir sind am Schluß unserer Debatte. Ich frage, ob Sie mit dieser unserer Denkschrift einverstanden sind oder nicht. Erhebt sich Widerspruch? — Das ist, wie ich erfreulicherweise feststellen kann, nicht der Fall. Sie sind also mit unserer Denkschrift und unserem Programm einverstanden.

Meine Herren! Wir stehen am Schluß unserer außerordentlichen Mitgliederversammlung. Sie hat ihre Aufgabe, unsere Reformvorschläge zu unterstreichen und zu vertiefen, voll und ganz erfüllt. Ich freue mich, daß es gelungen ist, trotz der begreiflicherweise vorhandenen Verschiedenheit der Auffassungen der einzelnen Industriegruppen über einzelne Punkte unseres Reformprogramms doch die gesamte deutsche Industrie in ihrer überwältigenden Mehrheit oder besser in voller Einstimmigkeit und Einigkeit auf unsere Leitsätze zu vereinigen. Die Aussprache hat gezeigt, wie weit schon die traurigen Folgen der bisherigen verfehlten Finanz- und Wirtschaftspolitik in allen Teilen des Deutschen Reiches festgestellt sind.

In dem Gefühl unserer hohen Verantwortung für das Schicksal des deutschen Wirtschaftslebens erheben wir heute noch einmal unsere Stimme und verlangen im Interesse der wirtschaftlichen Zukunft des deutschen Volkes eine sofortige und radikale Umkehr. (Bravo!)

Wenn uns in der Öffentlichkeit von einer gewissen Presse der Vorwurf gemacht wird, daß wir einseitig das Produktionsinteresse vertreten und zu wenig die Konsumenteninteressen berücksichtigen, so ist demgegenüber zu sagen, daß nur eine gesunde, entwicklungsfähige Produktion die Voraussetzung bietet für die Aufrechterhaltung und die Erhöhung des allgemeinen Lebensstandards, also der Konsumtion.

Bewußt verlangen wir Maßnahmen, wodurch die deutsche Wirtschaft von der Produktionsseite her wieder gesunden soll, weil wir der Überzeugung sind, daß die Produktion der Angelpunkt unserer zukünftigen Weiterentwicklung im Interesse von Arbeitnehmern und Arbeitgebern, im Interesse auch einer gesunden Sozialpolitik ist.

Wir wiederholen heute unsere Mahnung zur Sammlung aller aufbauenden Kräfte unseres Volkes. Wir bieten allen Gruppen des deutschen Volkes die Hand zur gemeinsamen Aufbauarbeit. Wenn es leider bis heute noch nicht wieder gelungen ist, mit der Arbeitnehmerschaft zu einer wirksamen Arbeitsgemeinschaft mit dem Zweck einer Verständigung über wirtschaftliche Fragen und wirtschaftliche Notwendigkeiten zu kommen, so liegt das im wesentlichen mit daran, daß leider bei uns in Deutschland die Organisationen der Arbeitnehmerschaft nicht, wie wir es sind, reine Interessenvertretungen, sondern weitgehend parteipolitisch gebundene Vereinigungen sind. (Sehr richtig!) Trotzdem geben wir die Hoffnung nicht auf, daß es uns doch noch gelingt, in der gemeinsamen Not, in der wir uns befinden, auch mit der Arbeitnehmerschaft zur Beseitigung der Gefahren, die uns alle bedrohen, zusammen zu stehen und zusammen zu handeln. (Bravo!) Wir sind der Überzeugung, daß die Durchführung unseres Programms den Wiederaufstieg unseres Volkes bedeutet, allerdings nur dann, wenn sich weite, sehr weite Kreise unseres Volkes, frei von parteipolitischen Dogmen, dazu aufrufen, die Wirtschaft als Grundlage ihrer Existenz anzusehen.

So schließe ich denn unsere heutige Tagung mit dem sehnlichen Wunsche, daß sie zur Bildung einer Phalanx aller aufbauenden Kräfte beiträgt, die mit Energie und Tatkraft die wirtschaftliche Vernunft an die Stelle der hoffnungslosen Ideologien setzt.

Ohne gesunde Wirtschaft keine lohnende Arbeit und keine Kultur, weder Wissenschaft noch Kunst. Aber alle Kraft, all unser Sinnen und Trachten unserem geliebten deutschen Vaterlande! (Stürmischer Beifall.)

Hauptausschußsitzung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie vom 23. Mai 1930.

Wirtschaft und Politik.

(Nach Manuskript.)

Meine Herren! Aus zwei Gründen sehe ich mich heute veranlaßt, eine Überprüfung unserer Stellungnahme zur Politik vorzunehmen.

Erstens stehen wir heute, nach der Annahme der Deckungsvorlage und des Agrarprogramms im Reichstag, an einem gewissen Haltepunkt in der innerpolitischen Entwicklung. Wir können daher übersehen, wie weit es uns mit den bisherigen Mitteln möglich war, unsere Forderungen, die wir im Interesse einer gesunden und sicheren wirtschaftlichen Entwicklung seit Jahren stellen mußten und gestellt haben, zu verwirklichen.

Zweitens scheint mir in weiten Kreisen unserer Wirtschaft, insbesondere des industriellen Unternehmertums, eine zunehmende Mutlosigkeit, Verdrossenheit und Verärgerung Platz zu greifen, die durch den Mißerfolg aller Warnungen und Programme, die wir aufstellten, nur zu erklärlich ist. Wie immer, hat auch heute in erster Linie wieder das Unternehmertum in seiner

Gesamtheit die Folgen für die Fehler auf finanzpolitischem Gebiet, für die Überspannungen in der Sozialpolitik und für die unglaublichen Verschwendungen und Mißwirtschaften in zahlreichen deutschen Kommunen zu tragen.

Es ist so weit gekommen, daß es in weiten Kreisen unseres Volkes, selbst in solchen des Bürger- und Beamtentums und sogar in Kreisen der Wissenschaft als moralisch nicht zu rechtfertigen angesehen wird, wenn in wirtschaftlichen Unternehmungen Gewinne erzielt werden, wenn die Betriebe rentabel arbeiten. Auch wird es als selbstverständlich angesehen, daß gut gehende Unternehmungen immer die Zeche für das hemmungslose und fehlerhafte Experimentieren der öffentlichen Hand in der Wirtschaftspolitik bezahlen. Es ist wirklich nicht zu verwundern, daß unter diesen Umständen beste und älteste Firmen zusammenbrechen müssen. Man sage nicht, daß die heutige wirtschaftliche Weltkrise für alles verantwortlich ist. Wir können heute schon feststellen, daß trotz unserer Warnungen und Mahnungen, die, weil sie von der Unternehmerseite kamen, aus Animosität nicht befolgt, ja sogar verhöhnt wurden, hierdurch der Konjunkturniedergang eine unnötige krisenhafte Verschärfung erfuhr, die sich in einer Arbeitslosigkeit von zur Zeit 2,08 Millionen Menschen widerspiegelt. Worin liegt nun die relative Erfolglosigkeit unserer Bemühungen, selbst dann, wenn alle Spitzenorganisationen einmütig vorgingen? Gibt es im Rahmen unserer heutigen Staatsverfassung einen Weg, die Interessen unserer Wirtschaft nachhaltiger und erfolgreicher als bisher zu vertreten?

Bevor ich auf die Beantwortung dieser Fragenstellung eingehe, möchte ich kurz meine Meinung über die Stellung der Wirtschaft im heutigen Staate darlegen.

Die maßgebende Gestaltung und Beeinflussung des Schicksals unseres Deutschen Reiches und seiner Länder ist Pflicht und Aufgabe der Politik. Der Wirtschaft, wenn wir sie hier einmal ausnahmsweise als Summe der Einzelunternehmungen betrachten wollen, kommt dabei eine dienende Aufgabe zu, nämlich die Versorgung aller Glieder unseres Volkes mit all den Gütern, die es zu einer möglichst vollkommenen Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse bedarf. Daneben hat die Wirtschaft aber auch die Mittel aufzubringen, um den Staat in die Lage zu versetzen, seine Beamten zu bezahlen und allen Volksschichten eine Anteilnahme an den Kulturgütern unserer Nation zu ermöglichen sowie diese Kulturgüter weiter zu entwickeln und zu vermehren.

Pflicht des Staates ist es, der Wirtschaft die Erfüllung dieser Aufgabe mit allen zu Gebote stehenden Mitteln und Kräften zu erleichtern, Pflicht der Wirtschaft, diese Aufgabe zu erfüllen und durchzuführen.

Betrachten wir nun unter diesen grundsätzlichen Gesichtspunkten das Verhältnis zwischen Politik und Wirtschaft im letzten Jahrzehnt und fragen uns, ob die Politik auf der einen Seite und ob die Wirtschaft auf der anderen Seite diese ihre Aufgaben erfüllt haben, so ist folgendes festzustellen:

Durch die Revolution wurde an die Stelle der konstitutionellen Re-

gierungsform mit ständigem Vertretercharakter, in der ein gut geschulter und sachkundiger Beamtenapparat vom Gesichtspunkt des Gemeinwohls aus die Staatsaufgaben zu lösen versuchte, der durch eine ausgeprägte Parteiherrschaft charakterisierte Volksstaat gesetzt.

Während vorher im großen und ganzen die Wirtschaft eine streng sachliche Behandlung ihrer Angelegenheiten erfuhr und so keinen Anlaß zu eigenem aktiven Eingreifen in die Politik hatte, änderte sich dieser Zustand nach dem Umsturz wesentlich. Die letzte Entscheidung in wirtschaftlichen Dingen wurde, wie bei allen modernen Demokratien der Welt, in die Hände der Masse gelegt, die in Wirtschaftsfragen weder sachverständig war, noch dies sein konnte, auch nicht bereit ist, die Verantwortung für diejenigen Entschlüsse zu tragen, deren Folgen sie in allererster Linie treffen. Der überragende und maßgebliche Einfluß gewerkschaftlich organisierter Arbeitermassen, überwiegend mit sozialistischen Weltanschauungen und absoluter Klassenkampfeinstellung, verschob die wirtschaftlichen Entscheidungen, die vom Staat oder seinen Organen zu vertreten sind, von einer rein sachlichen Beurteilung aus auf die politische Plattform. Die zielbewußt angestrebte und dauernd ausgebauten Monopolmachtstellung der Gegenspieler des wirtschaftlichen Unternehmertums wirkte sich in einer Forcierung des staatlichen Eingreifens in das Wirtschaftsleben auf allen Gebieten, in einer Überspannung des staatlichen Aufgabenkreises und in einer ohne krisenhafte Erschütterung nicht mehr tragbaren Übersteigerung der steuerlichen und sozialen Pflichtleistung für die einzelnen Unternehmungen aus. Ebenso wurde in der Lohnpolitik, deren letzte Entscheidung sich der Staat gleichfalls vorbehalten hatte, an die Stelle wirtschaftlicher Erwägungen das parteipolitische Lohndiktat gesetzt.

Trotzdem glaubte die Wirtschaft an ihrer bisher geübten politischen Zurückhaltung und ihrer rein sachlichen Einstellung in allen wirtschaftlichen Fragen festhalten zu müssen. Das wirtschaftliche Unternehmertum war immer noch in dem Gedanken befangen, mit logisch konsequenten Beweisführungen, rechtzeitigen Warnungen und exakten und sachkundig ausgearbeiteten Vorschlägen die Einhaltung eines Kurses der staatlichen Wirtschaftspolitik erreichen zu können, der der Wirtschaft ihre Lebensmöglichkeit und ihre Aufwärtsentwicklung gewährleistet. Insbesondere waren wir der Überzeugung, daß ein rechtzeitiger und dringender Appell an die Volksgesamtheit zum mindesten schwere Krisen verhüten könnte.

Hat aber diese Einstellung der Wirtschaft in der tatsächlichen Entwicklung ihre Bestätigung gefunden? Ich glaube, die Erfahrungen der letzten Jahre und Monate zwingen uns dazu, diese Frage mit einem glatten Nein zu beantworten.

Wenn unsere bisherige Taktik nicht zu dem Ziele geführt hat, dessen Erreichung, das betone ich hier nochmals ausdrücklich, wir im Interesse einer ausreichenden Versorgung unseres Volkes mit Existenzbedarf für unumgänglich nötig halten, welche Möglichkeiten sind uns dann noch gegeben, welche Wege können wir dann noch gehen?

Ich bin mehr denn je davon überzeugt, daß unsere Wirtschaft mit allen Kräften daran gehen muß, in den Kreisen, denen das deutsche Unternehmertum zugehört, nämlich in der großen Neu- und Umschichtung des modernen deutschen Arbeitsbürgertums mit staatsbejahender Einstellung, seinen Einfluß zur Geltung zu bringen. Es gilt, in aktiver politischer Arbeit für die Durchsetzung und Berücksichtigung wirtschaftlicher Notwendigkeiten bei politischen Entscheidungen zu kämpfen. In diesem Sinne begrüße ich auch den temperamentvollen Vorstoß des Langnam-Vereins in Düsseldorf auf seiner letzten Tagung. Ich bin der Meinung, daß er die Zeichen der Zeit richtig erkannt und einen Heroldsruf ausgestoßen hat, den das gesamte deutsche Unternehmertum vom Bauern und Handwerker bis zum Großindustriellen aufnehmen und befolgen sollte. Die Landwirtschaft ist bereits beispielgebend vorangegangen. Auch das Handwerk hat dies getan, deshalb muß auch das industrielle Unternehmertum sich noch viel mehr als bisher eine zuverlässige Querverbindung der deutschen Wirtschaft in der Politik sichern. Um Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich dabei ausdrücklich betonen, daß ich durchaus nicht an eine Politisierung des Reichsverbandes oder irgendeiner anderen Spitzenorganisation denke; die halte ich für widersinnig und falsch. Die von mir verlangte verstärkte Aktivität in der Politik soll und muß bei der einzelnen Persönlichkeit liegen. Ich richte daher in Übereinstimmung mit dem Präsidium den ausdrücklichen Appell an alle die Männer, die, wie wir, für das Schicksal unserer wirtschaftlichen Unternehmungen verantwortlich sind, wo immer es möglich ist und soweit es ihre Kräfte erlauben, sich politisch zu betätigen. Sei dies nun im Gemeinderat oder im Kreistag, im Provinzialausschuß, in den Landtagen oder endlich im Reichstag. Ich verkenne dabei nicht, daß solche neu zu übernehmenden Aufgaben erhebliche zusätzliche Belastungen für die an sich mit ihrer Tagesarbeit schon voll in Anspruch genommenen Persönlichkeiten bedeuten.

Aber diese neue Aufgabe ist unumgänglich notwendig, wenn der Erfolg der praktischen Tagesarbeit in den Betrieben auf die Dauer und für unser ganzes Volk sichergestellt werden soll. Um es auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, möchte ich sagen:

Wir müssen dahin kommen, daß auch in der Politik wirtschaftliche Angelegenheiten von wirtschaftlichen Sachverständigen maßgeblich beeinflußt werden. Dies ist zwar eine neue Etappe in unserer wirtschaftlichen Entwicklung, ich verspreche mir aber davon die so notwendige Sicherung des Erfolges unserer wirtschaftlichen Betätigung.

Sicher ist heute Politik und nicht Wirtschaft unser Schicksal, aber Wirtschaft bedeutet Leben, und das Leben muß das Schicksal zu meistern suchen, wenn es nicht daran zugrunde gehen soll. (Lebhaftes Bravo und Händeklatschen.)

Hauptausschußsitzung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie am 27. November 1930 in Berlin.

(Nach Stenogramm.)

Meine Herren! Der kommende Winter wird an die Einsicht, Energie und Entschlußkraft der politischen ebenso wie der wirtschaftlichen Faktoren unseres Landes die größten Anforderungen stellen. Die Erfolge in der Überwindung der Probleme dieses Winters werden entscheidend sein für lange Jahre politischer und wirtschaftlicher Entwicklung.

Wir haben uns hier mit den rein wirtschaftlichen Fragen zu befassen und zu prüfen, was von uns aus geschehen muß, um den rechten Weg zu finden. Dabei muß ich ausdrücklich betonen, daß auch diesmal der Erfolg oder Mißerfolg letzten Endes allein von den Maßnahmen der politischen Instanzen abhängt. Vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen Wirtschaft und Politik ist daher in dieser Zeit mehr denn je unerlässlich.

Die allgemeine Weltkrise wird für unsere deutsche Wirtschaft besonders fühlbar in der Exportindustrie und in der Landwirtschaft. Für die Exportindustrie durch Erschütterung der Absatzmärkte, für die Landwirtschaft als Preisdruck durch die Konkurrenz ausländischer Agrarprodukte, die dort unter viel günstigeren Bedingungen erzeugt werden. Daraus resultiert zu einem wesentlichen Teil die katastrophale Lage der deutschen Landwirtschaft sowie die mangelnde Aufnahmefähigkeit des Binnenmarktes und damit Steigerung der Arbeitslosigkeit.

Entscheidend aber für den Umfang der gegenwärtigen Krise ist die von uns immer wieder betonte Überlastung der Betriebe auf steuerlichem, Lohn- und sozialpolitischem Gebiet. Dazu kam eine außerordentliche Kapitalvernichtung durch unproduktive Verwendung öffentlicher Mittel durch Subventionen.

Außer der Deckung des innerdeutschen öffentlichen Finanzbedarfs hat die Wirtschaft auch noch die Leistungen aus dem neuen Plan aufzubringen. Die Überschreitung der finanziellen Belastungsgrenze zeigt, daß es mit einer Rückführung der öffentlichen Ausgaben auf das unbedingt notwendige Maß allein nicht getan ist. Auch die Leistungen aus dem neuen Plan müssen den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen angepaßt werden. Allerdings muß — das möchte ich noch einmal ausdrücklich betonen — die Ordnung der finanziellen Verhältnisse diesem Schritt vorangehen, wenn wir nicht noch einmal Gefahr laufen wollen, daß unsere Unterhändler wegen drohender Finanzkatastrophen im Inland sich untragbaren Forderungen beugen müssen.

Mit der Krise als Tatsache haben wir also zu rechnen. Wir kennen ihre Gründe, wir wissen Wege zu ihrer Beseitigung. Erschwert wird die Sanierung im Augenblick dadurch, daß der dringendste Notstand so schnell als möglich überwunden werden muß. Wir werden daher vielleicht auch zu Maßnahmen greifen müssen, die nicht hundertprozentig der auf die Dauer allein richtigen ökonomischen Überlegung entsprechen, die aber als Notmittel geeignet sind,

im Augenblick größere Schäden zu verhüten. Dabei dürfen wir aber nicht aus dem Auge verlieren, daß die Überwindung der gegenwärtigen Notzeit, so entscheidend sie ist, nicht der alleinige Inhalt unserer Arbeit dieses Winters sein kann. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir in diesem Winter auch die Grundlage zu legen haben für eine neue und gesunde wirtschaftliche Belebung durch die von uns schon seit Jahren verlangte grundsätzliche Änderung der Wirtschaftspolitik.

Die Reichsregierung hat mit ihrem Notprogramm bewiesen, daß sie alles, was in ihrer Macht steht, tun will, um die sichere Basis für den Wiederaufstieg zu schaffen. Es handelt sich jetzt um das Schicksal unserer Wirtschaft und unseres ganzen Volkes. Arbeitgeber wie Arbeitnehmer sind in gleicher Weise an dem Gelingen der Sanierung interessiert. Im Interesse der Gesamtsanierung müssen daher schwerste Bedenken, die im einzelnen Fall sicher berechtigt sind, zurückgestellt werden. Ich freue mich, daß wir heute Herrn Reichskanzler Dr. Brüning und Herrn Reichsbankpräsidenten Dr. Luther als berufenste Interpreten des Regierungsprogramms in unserem Kreise hören werden.

Wir haben also zu prüfen, wie sich unsere Arbeit auf wirtschaftlichem Gebiet in den kommenden Monaten gestalten soll. Wir haben Herrn Dr. Melchior und Herrn Geheimrat Kastl gebeten, Ihnen die aktuellen Fragen, die schon zum Teil im Präsidialbeirat für Wirtschaftspolitik behandelt wurden, zu schildern.

An Ihnen, meine Herren, liegt es, ausschlaggebend daran mitzuwirken, daß das, was Sie heute hören, in der Praxis zu lebendiger Wirkung gelangt, zum Besten unseres Volkes und seiner Zukunft.

Die landschaftlichen Verbände.

Eine Organisationsform der deutschen Industrie.

(Kölnische Zeitung Nr. 237 vom 2. Mai 1931.)

Das fünfzigjährige Jubiläum des Vereins der Industriellen des Regierungsbezirks Köln gibt Veranlassung, über die Funktionen und die hohe Bedeutung der landschaftlichen Verbände, die in der Öffentlichkeit vielfach nicht ausreichend erkannt sind, einiges zu sagen, um damit zur Kenntnis von der inneren Struktur der deutschen industriellen Interessenvertretung beizutragen.

Vorbereitendes und ausführendes Organ.

Der feste Bau des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, dessen große Bedeutung und Geltung in der Welt auf seiner Geschlossenheit und seiner Erfassung der gesamten deutschen Industrie begründet ist, ruht auf zwei tragenden Säulen: Fachgruppe, landschaftlicher Verband. Während die Fachgruppen die einzelnen Fachverbände bestimmter Erzeugungszweige, wie Bergbau, Maschinenbau, Textilindustrie, Chemie, nur um

einige von den 28 zu nennen, umschließen und somit in gewissem Sinne eine horizontale Zusammenfassung von industriellen Unternehmungen derselben Erzeugungsart darstellen, zeigen sich uns die landschaftlichen Verbände als eine Art vertikaler Organisationsform insofern, als sie verschiedenartige industrielle Unternehmungen unter dem Gesichtspunkt regionaler Zugehörigkeit zusammenschließen. Die landschaftlichen Verbände sind demnach nach Ländern oder Provinzen gegliedert. Diese Gliederung ergibt eine Aufspaltung in 22 Verbände, die wiederum Spitzenverbände für zahlreiche Unterverbände und Einzelmitglieder darstellen. Während bei den Fachverbänden sich das Tätigkeitsgebiet zwar regional über das ganze Reich erstreckt, sachlich jedoch die speziellen Interessen bestimmter Erzeugungsgruppen zentral vertritt, haben die landschaftlichen Verbände die große Aufgabe, die Gesamtinteressen der deutschen Industrie in derselben Art, wie es der Reichsverband der Deutschen Industrie gegenüber den Zentralbehörden tut, ihren Landes- und Provinz- sowie Kommunalbehörden gegenüber zu wahren. Das Haupttätigkeitsgebiet der landschaftlichen Verbände liegt demnach auf allgemein-wirtschaftspolitischem und steuerpolitischem Gebiet. Ebenso wie den Fachgruppen kommt den landschaftlichen Verbänden in ganz besonders hohem Maße die Vorbereitung der Willensbildung der Industrie zu, die in den Gremien des Reichsverbandes der Deutschen Industrie ihren Niederschlag finden soll. Dort werden dann in der Art eines clearings die verschiedenartigen Meinungen, die naturgemäß entsprechend den Stammesunterschieden und der verschiedenen wirtschaftlichen Struktur der einzelnen Länder nicht von vornherein auf einem Nenner liegen, ausgeglichen, die großen gemeinsamen Gesichtspunkte herausgearbeitet. Der landschaftliche Verband ist so im Organisationsgefüge auf der einen Seite wesentlich der Faktor der gemeinsamen Willensbildung, auf der anderen Seite ausführendes Organ für die beschlossenen Aktionen, und zwar ausführendes Organ nicht nur gegenüber den behördlichen Gremien seines Gebiets, sondern auch gegenüber den Interessenvertretungen der übrigen Berufsstände.

Regionale Dezentralisation, fachliche Konzentration.

Zweifelloos liegt in der Dezentralisation nach regionalen Gesichtspunkten ein ebenso wichtiger Kraftfaktor der Organisation der deutschen Industrie wie in seiner Zentralisation in fachlicher Beziehung. Die landschaftlichen Verbände sind es gerade, welche die in Berlin beim Reichsverband der Deutschen Industrie gefaßten Beschlüsse im Lande draußen zur Geltung bringen. In einer Zeit, in der wie heute besonders der kommunalen Finanzgebarung eine sehr unheilvolle Rolle in der Steigerung der Selbstkostenbelastung der deutschen Wirtschaft zugeschrieben werden muß, ist es von entscheidender Bedeutung, daß das industrielle Unternehmertum nichts unversucht läßt, um örtlich und regional seine Interessen, die hier ja weitgehend mit den Interessen der Gesamtwirtschaft zusammenfallen, zu vertreten und bei den staatlichen Organen Verständnis für die Lage der Wirtschaft zu erringen.

Über die Vertretung der rein industriellen Interessen hinaus obliegt aber den landschaftlichen Verbänden die ganz große Aufgabe, örtlich für den Interessenausgleich unter den Wirtschaftsgruppen und Berufsständen Sorge zu tragen und immer wieder den großen Gesichtspunkt des gemeinsamen Schicksals der deutschen Wirtschaft in den Vordergrund zu rücken.

Ebenso wie die Fachgruppen unentbehrlich als fachliche Interessenvertretung für die deutsche Industrie sind, sind die landschaftlichen Verbände im Gefüge des Reichsverbandes eine notwendige Ergänzung. Nur die landschaftlichen Verbände geben dem Reichsverband im Zusammenklang mit den Fachgruppen die einmütige Geschlossenheit und die starke Schlagkraft, die er heute besitzt.

II. Teil.

Industrie- und Handelskammer.

Vollversammlung der Industrie- und Handelskammer zu Solingen am 14. Januar 1930.

(General-Anzeiger Wiesdorf Nr. 13/14 vom 16. u. 17. Januar 1930.)

Seit dem verlorenen Kriege liegen zehn Jahre wirtschaftlicher Aufbauarbeit hinter uns. In dieser verhältnismäßig kurzen Zeit hat die Wirtschaft in ihrer Gesamtheit, unter schärfster Anspannung aller Kräfte und mit höchstmöglicher Ausnutzung aller Mittel, unserem deutschen Volke aus dem Chaos der Revolutionszeit durch Wiederaufbau des Produktionsapparates eine wirtschaftliche Existenzgrundlage geschaffen. Dieser erstaunliche Erfolg ist vor allen Dingen dem Zusammenwirken dreier Kräfte zu danken, und zwar dem unerschütterlichen, optimistischen und wagemutigen Aufbauwillen des Unternehmertums, den großen Erfolgen unserer Wissenschaft und den hochstehenden Leistungen unserer Arbeiterschaft, insbesondere unserer Facharbeiter.

In all diesen Jahren standen wir unter schwerem Druck, unter stärksten Belastungen von innen und außen. So erreichte die Steuerlast bei einigen Unternehmungen die Höhe bis zu 88 Prozent des besteuertungsfähigen Ertrages.

Wir haben uns eifrig bemüht, immer und immer wieder durch noch bessere Leistungen einen gewissen Ausgleich zu schaffen. Wir haben dabei geglaubt, in unserem Volke für unsere Arbeit und für unsere rechtzeitigen Warnungen vor wirtschaftspolitischen Mißgriffen Verständnis zu finden. Hierin wurden wir aber bitter enttäuscht. Eine in Wirtschaftsfragen ungeübte Bürokratie, die sich meist mehr von Parteibindungen als von den Interessen der Allgemeinheit leiten ließ, hat versucht, ohne jede Rücksicht auf die wirtschaftlichen Möglichkeiten, unerfüllbare Versprechungen einzulösen. Unter der schönen Devise: „Die Wirtschaft zahlt alles“ wurde im Staat und in den Kommunen einer Ausgabenfreizügigkeit gehuldigt, die in diesem Umfang auf die Dauer nicht einmal ein reiches Land ertragen kann, viel weniger das verarmte Deutschland.

Die Folgen mußten sich bei diesem System auch bald einstellen. Allein die ständig steigende Arbeitslosenziffer, die den Durchschnitt des Vorjahres bedeutend überschritten hat und mit einem vorübergehenden Konjunkturwellental keinesfalls mehr zu erklären ist, ebenso wie die ständig stei-

gende Ziffer der Zusammenbrüche, die mit 8965 in den ersten 11 Monaten 1929 ebenfalls schon längst die Vorjahrsziffer von 7360 in den ersten 11 Monaten 1928 überschritten hat, sollten denen, die überhaupt hören wollen, eine ernste Mahnung sein, daß am Gebäude der Wirtschaft Risse und Spalten klaffen und Mauerwerk zu bröckeln beginnt.

Dazu kommen die Ihnen allen bekannten skandalösen Vorfälle in der kommunalen Finanzgebarung. So ungern es von gewisser Seite gehört wird, muß doch immer wieder davon gesprochen werden, in welcher unerhört leichtfertiger Weise gewisse Kommunalverwaltungen die Mittel, die sie ihren Bürgern und der Wirtschaft entzogen haben, verschleuderten. Die riesenhaften Defizite in zahlreichen deutschen Städten und Gemeindeverwaltungen aller Art können Sie täglich in den Zeitungen lesen.

Sollte die Wirtschaft jetzt tatenlos zusehen, wie ihr mühsam errichtetes Gebäude durch Unwissenheit und sicher auch Böswilligkeit langsam aber sicher niedergerissen wird? Sollten wir es darauf ankommen lassen, daß eine Katastrophe bald all das Widersinnige der öffentlichen Finanzgebarung erweisen wird?

Nein und abermals nein! Die Verantwortung für das wirtschaftliche Schicksal unseres Volkes, die uns, und das betone ich hier ausdrücklich, trotz aller Anfeindungen all die Jahre geleitet hat, forderte von uns, aus der Reserve hervorzutreten und mit allen Kräften in letzter Stunde noch einmal den Versuch zu machen, den gesunden Reformwillen in unserem Volke wachzurufen und durch unser Volk und für unser Volk eine Abkehr vom Wege zum wirtschaftlichen Niedergang zu erkämpfen.

Im November vorigen Jahres haben wir im Reichsverband der Deutschen Industrie unsere Beurteilung der Lage und unsere Reformvorschläge, insbesondere auch auf finanzpolitischem Gebiet, der Öffentlichkeit unterbreitet und im Dezember in einer Massenkundgebung des deutschen industriellen Unternehmertums unsere Vorschläge unterstrichen und vertieft. Wir fanden einen sehr erfreulichen Widerhall und reiche Zustimmung. Auch in den maßgebenden Regierungskreisen waren erfreuliche Anzeichen eines ernstesten Reformwillens festzustellen. Aber was ist inzwischen geschehen? Haben wir unsere Aufgabe erfüllt?

Auf allseitiges Drängen hat die Regierung ein Finanzprogramm vorgelegt, das einen Kompromiß zwischen den verschiedenen Auffassungen der Regierungsparteien darstellt und hinter unseren Minimalforderungen, deren Erfüllung für eine Gesundung unerlässlich erscheint, noch ganz wesentlich zurückbleibt. Aber nicht einmal dieses dürftige Finanzreformprogramm wurde erfüllt, sondern im Interesse einer allerdings durchaus notwendigen Überwindung der Ultimokassenschwierigkeiten auf den Herbst dieses Jahres vertagt. Lediglich die vorgesehenen Steuererhöhungen wurden durchgeführt. Also statt Erleichterung neue Belastung.

Wir werden also in den kommenden Monaten noch weiter zu kämpfen haben für eine baldige und gründliche Finanzreform. Ausgabenabbau auf das allernotwendigste Maß und Entlastung der Produktion müssen dabei die Hauptgesichtspunkte sein. So sind, um eins herauszugreifen, die Ausgaben des Reiches von 2,4 Milliarden im Jahre 1913 auf 7,5 Milliarden im Jahre 1929 gestiegen, ohne Rücksicht auf die Deckungsmöglichkeiten. Die Folgen zeigen sich Ende November in einem Defizit von 900 Millionen RM für das Jahr 1929.

Die Lage unserer Wirtschaft hat sich in den letzten Wochen daher auch in keiner Weise gebessert. Im Gegenteil. Die Arbeitslosigkeit ebenso wie die Konkurse sind weiter gestiegen. Die Arbeitslosigkeit von 1,2 Millionen Ende November auf 1,4 Millionen Ende Dezember und die arbeitstäglichen Konkurse von 37 Ende November auf 44 Ende Dezember. Die Konkurszahlen wiegen um so schwerer, da sie in zunehmendem Maße auch alte und bekannte Firmen betreffen, die unter den derzeitigen wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnissen nicht mehr die Möglichkeit haben, ihre Arbeiter und Angestellten weiter zu beschäftigen.

Ich bin mir dabei durchaus darüber klar, daß jedes Reformprogramm ganz erhebliche Widerstände zu überwinden hat. Diese Widerstände müssen aber im Interesse einer gesunden Wirtschaftsentwicklung überwunden werden. Sie kommen von verschiedenen Seiten.

1. Jeder Steuerumbau, der auch die Kreise mittrifft, die bisher nur Ausgaben beschlossen haben, ohne zu deren Deckung beizutragen, wird an sich schon auf Ablehnung dieser Kreise stoßen, so notwendig er auch ist.

2. Von seiten der Kommunen ist insbesondere scharfer Widerstand gegen den Abbau der die Wirtschaft sehr drückenden Gewerbesteuer zu erwarten, ebenso wie gegen eine allgemeine Heranziehung der öffentlichen Betriebe zur Besteuerung, eine Forderung, die nur der Gerechtigkeit entspricht. Gleichfalls findet ein Ausgabenabbau bei den tatendurstigen Kommunen wenig Gegenliebe. Und doch geht auch diese übertriebene wirtschaftliche Betätigung der Kommunen wiederum auf Kosten der Steuerzahler. Man hat errechnet, daß im Durchschnitt bei einer Zinsbelastung von 12—14 Prozent die Kommunalbetriebe nur höchstens 3—4 Prozent Rente erwirtschaften.

3. Von Seiten des Staates Widerstand gegen den Ausgabenabbau und insbesondere gegen eine klare Trennung der Aufgabenkreise zwischen Staat und Wirtschaft, wie sie ebenfalls unerlässlich ist.

Ein erfolgreiches Reformprogramm gegen derart mächtige Widerstände kann nur von der Mehrheit des Volkes und seinen Vertretern im Parlament erzwungen werden. Ich habe heute noch die Überzeugung, daß die wirtschaftliche Einsicht in unserem Volke immer mehr an Boden gewinnt. Daß dieser Einsicht bald die Tat folge, ist mein sehnlicher Wunsch.

Hier auf dem Gebiet der Finanzreform ist aber auch ein dankbares Feld für eine Aussprache und eine gewisse Zusam-

menarbeit zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gegeben. Beide Gruppen unserer Wirtschaft werden durch die genannten Folgen der finanzpolitischen und wirtschaftspolitischen Irrtümer schwer betroffen.

Arbeitslosigkeit auf der einen Seite und Konkurse auf der anderen wiegen für den Arbeiter und den Unternehmer gleich schwer. Im Interesse beider Gruppen liegt es, in Dingen, die wie die Finanzreform, beide sehr wesentlich angehen, eine gemeinsame Front der Wirtschaft zu finden, um wirtschaftlich notwendige Reformen zu erzwingen. Ich bin mir durchaus darüber klar, daß der Verwirklichung dieses Ideals unüberwindlich erscheinende Schranken der Tradition, der Weltanschauung und sicher auch des Mißtrauens, manchmal auch der Verhetzung entgegenstehen.

Aber ich habe die unerschütterliche Hoffnung in die Einsicht, den Willen und die Energie unserer Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, daß sie diese schwerste Frage unserer innerwirtschaftlichen Entwicklung, die Kluft, die nicht nur die Wirtschaft, sondern unser ganzes Volk in zwei Teile reißt, einmal meistern werden.

Ein Weg dazu ist vielleicht eine Ausspracheanbahnung in landwirtschaftlichen Organisationen der industriellen Wirtschaft. Auch dies ist eine Methode der Rationalisierung, und zwar meines Erachtens die modernste. Da zur Zeit die technischen Möglichkeiten ziemlich ausgeschöpft zu sein scheinen, erfordert eine Verbesserung der Lage der Wirtschaft gebieterisch die Lösung des Problems der Beziehungen der in der Wirtschaft tätigen Menschen zueinander. Jede Reibung und jeder Leerlauf, der vermieden werden kann, bedeutet Gewinn für beide Teile. Jeder gemeinsam erstrittene Erfolg Fortschritt. Es ist eine harte und schwere Arbeit dazu erforderlich; ob sie heute schon geleistet werden kann, weiß ich nicht. Das eine aber möchte ich für alle Zukunft wünschen:

Möge diese Arbeit im Interesse unserer Wirtschaft und unseres Volkes frei bleiben von Phrasen und Parteidogmen, mögen bei ihr und ihren Erörterungen immer nüchterne, sachliche, wirtschaftliche Erwägungen maßgebend sein.

In der Vollversammlung des Verbandes der Bergischen Industrie- und Handelskammern in Wuppertal-Elberfeld am 15. Oktober 1930 hielt C. Duisberg eine Ansprache über die wirtschaftspolitische Lage. Diese Rede wurde in der Kölnischen Zeitung Nr. 567 vom 16. Oktober 1930 unter dem Titel „Der Weg aus der Krise. Durchführung und Aufbau des Regierungsprogramms — Revision des Neuen Plans“ veröffentlicht. Am 31. Oktober 1930 hielt C. Duisberg einen Rundfunkvortrag in Berlin über „Der Weg aus der Krise“, der einige Abänderungen gegen die beiden erstgenannten Themen aufweist.

Der Weg aus der Krise.

Rundfunkrede am 31. Oktober 1930 in Berlin.

(Nach Manuskript.)

Die wenigen Tage Reichtagsarbeit haben gezeigt, daß es trotz des alle Welt überraschenden Wahlausganges dem Kabinett Brüning gelang, von der überwiegenden Mehrheit des Reichstages die Zustimmung zu seinem Reformprogramm zu erhalten.

Heute sehe ich die Lage so an, daß wir mit eigener Kraft den Weg aus der Krise zu suchen haben. Ich bin nicht der Meinung, daß es sich bei unserer gegenwärtigen wirtschaftlichen Notzeit nur um Zwangsläufigkeiten handelt, auf die die wirtschaftenden Menschen keinen Einfluß nehmen können. Ich bin im Gegenteil der Auffassung, daß die Überwindung der Krise von der Entschlußkraft und der Opferbereitschaft eines jeden einzelnen in unserem Wirtschaftsprozeß mittelbar oder unmittelbar Tätigen abhängt, ebenso wie von dem Grade der reibungslosen Zusammenarbeit aller Kräfte. Es gilt also die wenigen klaren Maßnahmen zu ergreifen, die uns gegeben sind, um die wirtschaftliche Grundlage unseres Staates zu erhalten und unseren Produktionsapparat wieder zur vollen Wirksamkeit zu bringen. Was ist also zu tun? Die Antwort ergibt sich aus dem Charakter unserer gegenwärtigen Krise.

Diese zerfällt in drei Hauptteile:

1. die allgemein-politische Vertrauenskrise,
2. die innerwirtschaftliche finanz- und wirtschaftspolitische Krise,
3. die weltwirtschaftliche Krise.

Davon können wir die beiden erstgenannten aus eigener Kraft beeinflussen, während wir bezüglich des dritten Elementes nur Vorbeugungsmaßnahmen treffen können.

Die Vertrauenskrise. Die schwelende Vertrauenskrise flammte als sofortige Reaktion auf das Wahlergebnis von neuem auf. Sie zog bedenkliche innerwirtschaftliche Erscheinungen nach sich und drohte für kurze Zeit, den deutschen Kredit im Auslande zu erschüttern. Überängstliche Gemüter sahen schon den Bürgerkrieg vor der Tür und brachten durch ihr unverantwortliches Gebahren erst die Verwirrung zustande, die tagelang eine ruhige Beurteilung der Lage in der Öffentlichkeit verhinderte.

Zur völligen Überwindung der Vertrauenskrise ist aber ein psychologisches Moment nötig. Endgültige Abkehr aller Verantwortungsbewußten in Wirtschaft und Presse von defaitistischer Flaumacherei. Mut und Vertrauen

jedes einzelnen in der Wirtschaft Tätigen auf den endlichen Wiederaufstieg. Dieser kommt nicht von selbst oder zwangsläufig, sondern wird nur durch Arbeit, Opfermut, Fleiß und Vertrauen geschaffen.

Der Durchbruch des Vertrauens im Inland wird auch das nach kurzen Schwankungen im Ausland wieder zurückgekehrte Vertrauen zu den deutschen Verhältnissen kräftigen. Nicht zuletzt war es das klare Reformprogramm der Regierung, das im Ausland die Basis für die Rückkehr des Vertrauens schuf. Aber eines ist dabei zurückgeblieben: Die Erkenntnis in weiten Kreisen der Öffentlichkeit des Auslandes, daß die Deutschland aufs schwerste belastenden Verträge nicht mehr lange aufrecht erhalten werden können. Die Folge wäre ein dauernder Krisenherd nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa.

Die wichtigste Augenblicksaufgabe ist es also, so rasch wie möglich die Reste der Vertrauenskrise, die noch vorhanden sind, zu beseitigen. Dies liegt allein in unserer Kraft. Mag der kommende Winter auch schwer werden. Grund zur Mutlosigkeit haben wir noch lange nicht. Wir werden eben mehr noch als bisher alles Trennende beiseite stellen und in einmütiger Kraftanstrengung des ganzen Volkes die Schwierigkeiten überwinden müssen.

Die innerwirtschaftliche finanz- und wirtschaftspolitische Krise. Wesentlich schwieriger ist die Überwindung des zweiten Krisenelementes, der innerwirtschaftlichen finanz- und wirtschaftspolitischen Krise. Sie stellt sich uns dar als Einschrumpfung der industriellen und gewerblichen Produktion, Überschuldung und Stockung der landwirtschaftlichen Produktion und des Absatzes sowie als Zerrüttung des Binnenmarktes. Die Folgeerscheinung sind Arbeitslosigkeit in ungekanntem Ausmaße, Zusammenbrüche und Verschuldung. Die Ursachen dieser Erscheinungen sind in einem Zusammenfallen verfehlter wirtschaftspolitischer Maßnahmen mit der allgemeinen Erschütterung der Absatzmärkte durch die herrschende Weltkrise zu suchen. In der industriellen und gewerblichen Wirtschaft hat sich das ständige Anwachsen der fixen Selbstkostenanteile, die sich der Beeinflussung des Unternehmens entziehen, wie Steuern, Sozialabgaben, Löhne und Gehälter als eine immer größer werdende Einschränkung der Konkurrenzfähigkeit ausgewirkt. Um für diese fixen Kosten einen Ausgleich zu finden, hat man die Rationalisierung unter großem Kapitalaufwand forcieren müssen. Als weitere Folge ergab sich eine fortschreitende Konzentrierung der Betriebe auf die am besten und billigsten arbeitenden, unter Ausschaltung aller irgendwie veralteten Betriebseinrichtungen. Dadurch mußte zwangsweise zur weiteren Entlassung von Arbeitskräften geschritten werden. Durch die mangelnde Eigenkapitalbildung ergab sich weiter in vielen Betrieben der Zwang zu weitgehender Verschuldung. Ähnlich liegen die Dinge in der Landwirtschaft, in der der Verschuldungsgrad gleichfalls einen wesentlichen Grund in der hohen fixen Belastung findet. Allerdings kommt bei der Landwirtschaft noch als erschwerendes Moment die Überproduktion mit dauernd sinkenden Preisen hinzu. Hier liegen noch manche von der Landwirtschaft selbst zu lösende

Organisations- und Standardisierungsaufgaben. Wenn ich auch nicht verkenne, daß es sich bei der Landwirtschaft um ein tiefernstes Problem handelt, dessen Lösung auch beim besten Willen der Landwirtschaft heute noch nicht zu übersehen ist.

Trotz der steigenden Belastung, die die Basis der lebensfähigen Betriebe ständig verringerte, geriet der Reichshaushalt immer mehr in Verwirrung. Als natürliche Folgeerscheinung der wirtschaftlichen Auswirkung finanzpolitischer Maßnahmen von Reich, Ländern und Gemeinden blieben die tatsächlichen Ertragnisse weit hinter den Voranschlägen zurück, so daß immer neue Steuerquellen und Kredite erschlossen werden mußten.

Regierungsplan. Gegen diese abstürzende Flut hat die Regierung jetzt endlich einen Damm aufgerichtet. Das Reichskabinett ist gesonnen, auf finanzpolitischem Gebiet so rasch wie möglich Ordnung zu schaffen. Es will die Quellen der Gefahr, die bisher den Reichsetat erschütterten, ausschalten. Insbesondere wird es auch den teilweise hemmungslosen Ausgaben in den Gemeinden einen Riegel vorschieben. Die die Produktion besonders belastenden Steuern, wie Realsteuern, sollen auf weite Sicht gesenkt werden. Der Plan der Regierung ist natürlich noch kein ideales Reformwerk, sondern nur ein erster Schritt, um Ordnung in den Reichshaushalt und Vernunft in die Wirtschaftspolitik zu bringen. Der Damm wird und kann nur dann halten, wenn es gelingt, die Durchführung des Planes nicht nur im Reich, sondern vor allen Dingen in den Ländern und Gemeinden zu erzwingen. Natürlich muß auch endlich das notwendige Korrelat der Finanzreform, die Verwaltungsreform, aus dem Stadium der Erörterung in die Praxis übergeführt werden. Die Gemeinden müssen sich, abgesehen von der lebenswichtigen Aufgabe der Deckung ihrer enormen Schuldenlast, durch weitere rechtzeitige und freiwillige Senkung ihres Ausgabenetats gegen die zusätzliche Belastung aus dem Wohlfahrtsetat in diesem Winter schützen. Sie werden dabei auch an einer Senkung ihrer Gehälter und Wiederherstellung der alten Gehaltsklassen nicht vorbeigehen können. Erst wenn es gelingt, durch Ausgabensenkung in Reich, Ländern und Gemeinden eine erhebliche Steuerentlastung zu erzielen, wird eine der Voraussetzungen für den Dauererfolg des Reformwerks erfüllt sein.

Neben den Steuern fallen als fixe Produktionskosten besonders die Lohn- und Gehaltssummen ins Gewicht. Auch ihre Senkung ist nicht zu vermeiden. Härten können aber durch gleichzeitiges Sinken des Preisniveaus ausgeglichen werden. Die Selbstkostensenkung ist Voraussetzung für einen erfolgreichen Preisabbau, der heute schon weitgehend durchgeführt ist. Die Selbstkostensenkung ist weiter Voraussetzung für die notwendige Exportausdehnung, die unseren Betrieben wieder erhöhte Beschäftigung bringt. Nur so ist auch die organische Eingliederung der Arbeitslosen in den Wirtschaftsprozess zu erreichen, nicht aber durch künstliche Hilfsmittel, die mehr schaden als nutzen.

Kürzung der Arbeitszeit. Der Plan, durch Kürzung der Arbeitszeit der in Arbeit Stehenden einen Teil der Arbeitslosen von der Straße wegzubringen, ist nur dann möglich, wenn dadurch die notwendige Senkung der

Selbstkosten nicht beeinträchtigt wird. Eine Aufrechterhaltung des bisherigen Selbstkostenniveaus würde ja an unserer Konkurrenzfähigkeit nichts bessern. Eine Erhöhung der Selbstkosten gar würde unsere Produktionsmöglichkeit noch wesentlich einschränken. Eine Arbeitszeitkürzung ist also undurchführbar immer dann, wenn sich dadurch eine Erhöhung des Kapitalaufwandes oder eine Erhöhung der Lohnsumme ergibt.

Weiter ist zu bemerken, daß schon nach den Feststellungen des Konjunkturforschungsinstituts 1,8 Millionen der industriell Beschäftigten verkürzt arbeiten, so daß hier jede weitere Verkürzung von selbst ausscheidet. Was soll aber mit der generellen Arbeitszeitkürzung erreicht werden? Möglichst viele Arbeiter wieder einzuschalten. Dazu scheint es mir doch zweckmäßiger zu sein, wenn ein freiwilliger Lohn- und Gehaltsabbau der Arbeitenden, der auch im Falle der Arbeitszeitkürzung erfolgen müßte, die notwendige Selbstkostenlage schafft, und zwar die Selbstkostenlage, die es den Betrieben ermöglicht, die Produktion auszudehnen und neue Arbeitskräfte wieder organisch einzugliedern. Nur dieser Weg führt zum Ziele und nicht der, neue Arbeitskräfte durch Arbeitszeitstreckung zu den alten Selbstkostensätzen, die ja nur anders verteilt werden und dann keine Entlastung bedeuten, zwangsweise zu beschäftigen. Die Folge dieses zweiten Weges wäre zweifellos ein weiterer Produktionsrückgang.

Auch in dem Selbstkostenfaktor „Lohn“ wird das Reformprogramm der Reichsregierung dem Zwang der wirtschaftlichen Verhältnisse, die eine Kostensenkung gebieterisch verlangen, Rechnung tragen müssen. Nur dann wird es in der Richtung einer gesunden Aufwärtsentwicklung erfolgreich sein können. Daneben ist aber auch ein rascher und energischer Wiederaufbau des inneren Marktes durch Sanierung und Modernisierung der Landwirtschaft und eine rasche Hilfe für den Osten nach den Vorschlägen des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, die sich heute als die einzig brauchbaren erweisen, Voraussetzung für die Überwindung der innerwirtschaftlichen Krise.

Die bis jetzt vorgesehenen Regierungsmaßnahmen sowie ihre zukünftigen Pläne können aber nur dann den erhofften Erfolg haben, wenn statt Gegeninnderarbeit vertrauensvolles Zusammenstehen und einmütige Zusammenarbeit aller Kräfte der Wirtschaft Richtschnur des Handelns wird.

Aber selbst wenn uns alles dies gelingt und wir die wirtschaftspolitisch bedingte Krise überwinden, werden wir zu einer echten und dauerhaften Gesundung unserer Verhältnisse nur unter zwei weiteren Voraussetzungen kommen:

1. Ausschöpfung aller Revisionsmöglichkeiten des Youngplanes und damit Senkung der unerfüllbaren fixen Belastung von dieser Seite her;
2. Sicherung einer Exportbasis, um eine gesteigerte verbilligte Produktion unterbringen zu können.

Revision des Youngplanes. Zum ersten Punkt ist zu sagen: Es dürfte heute Gemeingut des ganzen deutschen Volkes geworden sein, daß auch der Young- oder Neue Plan undurchführbar ist und zu schwersten

Schädigungen nicht nur der eigenen Wirtschaft, sondern auch der Wirtschaft der Gläubigerländer führt. Während die Industrie von jeher den Standpunkt der Undurchführbarkeit vertrat, haben sich dieser Ansicht jüngst auch die freien Gewerkschaften angeschlossen. Unsere in der Zwischenzeit weiterhin verschärfte Lage macht es zur Pflicht, alle irgendwie im Neuen Plan vorhandenen Möglichkeiten auszuschöpfen, um zur gegebenen Zeit auf legalem Wege zu einer neuen Diskussion über die Reparationsfrage zu kommen. Die Folgen einer überspannten Belastungspolitik zeigen sich heute politisch und wirtschaftlich aufs eindringlichste. Ich bin der festen Überzeugung, daß sich eine Beseitigung der untragbaren Reparationsregelung für alle Partner durch die Klärung der Situation und die Entgiftung der Atmosphäre auf die Dauer segensreich auswirkt. Dadurch wird auch die europäische Sicherung geschaffen, die notwendig ist, um dem Kapital, das sich heute in Frankreich und Amerika staut, Betätigungsreiz zu bieten. In Europa endlich zu einer Konsolidierung zu kommen, ist um so mehr notwendig, als überall in der Welt die Dinge in Bewegung geraten. Ich denke nur an Südamerika, wo englisches und amerikanisches Kapital in den letzten Wochen Riesenverluste erlitt, an die Unsicherheit der Lage und der Währung auf dem asiatischen Markt, in China, Indien und Rußland.

Weltwirtschaftskrise. Die Sicherung unserer Exportbasis ist durch die Weltkrise wesentlich schwieriger geworden. Große sichere Abnehmer sind entweder durch politische Erschütterungen oder Krisen der Überindustrialisierung und Überproduktion zu einem unsicheren Faktor in der Absatzberechnung geworden. Je mehr heute ein Land seine Wirtschaft auf die weltwirtschaftliche Verflechtung eingestellt hat, desto größer ist seine Empfindlichkeit gegen Krisen. Desto härter wirken auch die in jüngster Zeit von bisher als sicher geltenden Absatzgebieten ausgehenden Störungen auf die Binnenwirtschaft zurück. Es ist ein typisches Zeichen für das sinkende Vertrauen unserer Zeit auf den Weltfrieden, der Voraussetzung für eine sicher funktionierende ausgeprägte Weltwirtschaft ist, daß sich allenthalben große nationale Wirtschaftsräume entwickeln, deren Tendenz dahin geht, durch wirtschaftlichen Ausgleich innerhalb des Raumes immer höhere Prozentsätze der Produktion auf dem erweiterten Binnenmarkt unterzubringen.

Besonders aktuell ist diese Frage für Länder, die hochprozentig exportabhängig sind. Dazu zählt in besonders hohem Maße Deutschland, das 1929 für 12,6 Milliarden RM exportierte.

Wo finden wir Raum für diesen notwendigen Export, der doch zum größten Teil auf das Gebiet der Fertigwaren entfällt? Die skizzierten Schwierigkeiten auf den internationalen Märkten und die Industrialisierungsbestrebungen, die wir allenthalben festgestellt haben, lassen nur geringen Raum für eine wesentliche Exportausdehnung. Trotzdem aber ist es in jedem Falle notwendig, durch planvolle staatliche und private Exportförderung alle Möglichkeiten wahrzunehmen und auszunutzen, die uns am Weltmarkte geboten sind.

Mitteleuropäischer Wirtschaftsraum. Ist uns aber darüber hinaus irgendwelche Möglichkeit gegeben, um zu einer sicheren Exportbasis zu gelangen? Wie liegen die Dinge denn in unserer unmittelbaren Heimat, in Mitteleuropa? In einer eigenartigen Gegenüberstellung finden wir dort hochindustrialisierte Staaten, wie Deutschland, die Tschechoslowakei und auch zum Teil Österreich, während diesen im Osten dieses Raumes reine Agrarstaaten, wie Rumänien, Jugoslawien und als gemischter Industrie- und Agrarstaat Ungarn gegenüberstehen. Diese Verhältnisse verlangen geradezu gebieterisch einen Ausgleich. Die Agrarstaaten haben schon die Initiative ergriffen und in einigen Konferenzen versucht, unter sich zu einem geschlossenen Block zu kommen. Für sie kommt es in der heutigen Situation weniger darauf an, neue Kapitalien zu bekommen, wie sie ihnen von Frankreich angeboten werden, als vielmehr sichere Absatzgebiete für ihre Standardproduktion, nämlich die landwirtschaftlichen Produkte, zu finden. Diese Absatzgebiete können naturnotwendig in der Hauptsache nur in den vorwiegend industriellen Weststaaten, wie Deutschland, Tschechoslowakei und Österreich liegen. Andererseits bildet eine Sicherung des agrarischen Exports der erstgenannten Länder die Voraussetzung für eine Ausdehnung und eine Steigerung der Aufnahmefähigkeit ihrer Binnenmärkte für industrielle Produkte.

Deutschland, die Tschechoslowakei und Österreich müssen für ihre industrielle Überproduktion sicheren Absatz suchen. Die Schwierigkeit dabei ist, daß die Sicherung des industriellen Absatzes ohne Schädigung der agrarischen Interessen dieser Länder geschehen muß und ohne Erschütterung der Handelsbeziehungen zu den übrigen Völkern. Schon bei den Verhandlungen der Agrarstaaten unter sich und mit Polen haben sich große Schwierigkeiten zollpolitischer Art gezeigt, die hier im Wege stehen. Es scheint mir aber doch notwendig zu sein, zur gegebenen Zeit in Mitteleuropa zu Verhandlungen zu kommen, die die Interessen beider Teile an einem erweiterten nationalen Binnenmarkt sicherstellen. Es wird Aufgabe einer zielbewußten Außenpolitik und Wirtschaftspolitik sein, alle Möglichkeiten, die für uns im mitteleuropäischen Raum gegenwärtig gegeben sind, aufs sorgfältigste zu prüfen, um im entscheidenden Moment die Initiative ergreifen zu können.

Gelingt es uns, in Zukunft eine sichere Exportbasis zu schaffen, so werden wir damit auch die Widerstandsfähigkeit unserer Wirtschaft gegen weltwirtschaftliche Krisenstöße erhöhen und auch den dritten Teil unserer gegenwärtigen Krise, das weltwirtschaftlich bedingte Element, abmildern.

Es ist ein Vorzug der Deutschen, so sehr sie in guten Zeiten durch Meinungsverschiedenheiten der politischen Überzeugung und der Weltanschauung getrennt sind, doch in Notzeiten sich zusammenzufinden, um mit zusammengebissenen Zähnen sich Schulter an Schulter durchzukämpfen. Nur muß das Volk ein Ziel und einen Weg sehen.

Das Ziel ist unsere politische und wirtschaftliche Freiheit und allgemeiner Wohlstand. Der Weg ist:

1. Wiederherstellung des Vertrauens durch Entgiftung der politischen Atmosphäre und verantwortungsfreudige Arbeit.

2. Ordnung der Grundlagen von Staat und Wirtschaft durch rasche Sanierung der Finanzen. Senkung des Kostenniveaus, Sparsamkeit und Opferbereitschaft aller Teile des Volkes. Ausbau des Binnenmarktes durch Sanierung und Organisierung der Landwirtschaft, dadurch gesteigerte Konkurrenzfähigkeit und steigender Absatz sowie steigende Beschäftigung.

3. Energische Förderung unseres Exports nach allen Märkten der Welt. Erweiterung der nationalen Wirtschaftsbasis in Mitteleuropa als Grundlage für industrielle Exportausdehnung und als Sicherung gegen weltwirtschaftliche Rückschläge.

Hoffen wir, daß unser Volk und seine berufenen Vertreter den Mut finden, diesen Weg beharrlich bis zum Ziele durchzuhalten.

Auf der Vollversammlung der Industrie- und Handelskammer zu Solingen vom 12. November 1930 hielt C. Duisberg einen Vortrag über die Zukunft der deutschen Handelspolitik. Dieser Vortrag wurde später vom Reichsverband der Deutschen Industrie in nachstehender, etwas veränderter Fassung als Broschüre veröffentlicht.

Die Zukunft der deutschen Handelspolitik.

Vorwort.

Um zur Klärung in dem Meinungsstreit um die künftige Gestaltung der deutschen Handelspolitik beizutragen, habe ich mich veranlaßt gesehen, in meiner Eröffnungsansprache bei der letzten Vollversammlung der Industrie- und Handelskammer zu Solingen eingehend die Problematik unserer Handelspolitik zu untersuchen. Da sich inzwischen auf handelspolitischem Gebiet die Verhältnisse immer mehr zugespitzt haben, wurde ich von verschiedenen Seiten aufgefordert, den Text meiner Rede zu veröffentlichen. Ich entspreche diesen Anregungen in folgenden Blättern und hoffe, damit größeres Verständnis für die Schwierigkeiten und Notwendigkeiten unserer Handelspolitik zu werben und zur Klärung unserer handelspolitischen Linie beizutragen.

Leverkusen, im Dezember 1930.

* * *

Wir alle sind erfüllt von der Sorge, ob es gelingen wird, den nunmehr von der Reichsregierung beschrittenen Weg, Volk und Wirtschaft aus der Krise zu führen, energisch bis zum Ziele eines Wiederaufstiegs durchzuhalten. Die Durchführung des Reformwerks stellt an alle Kreise unseres Volkes hohe Anforderungen an unermüdlicher Arbeit und Opfermut. Es ist daher begreiflich, daß im gegenwärtigen Augenblick alle Kräfte und die ganze Aufmerksamkeit darauf verwandt werden, ein sicheres Fundament für den Neubau unserer Wirtschaft zu schaffen. Wir dürfen dabei aber nicht vergessen, daß ent-

scheidende Voraussetzung für den Wiederaufstieg unserer innerlich sanierten Wirtschaft eine ausreichende Exportmöglichkeit ist. Es handelt sich nicht allein darum, die bestehende Exportposition in der Welt zu behaupten, sondern die deutsche Bevölkerungsziffer, deren Existenzsicherung an die volle Ausnutzung des Produktionsapparates geknüpft ist, zwingt geradezu dazu, alle Möglichkeiten auszuschöpfen, um eine Erweiterung der Exportbasis zu erzielen. Eine wesentliche Steigerung unseres Exports, der sich ja an und für sich in den letzten Jahren nicht unerfreulich entwickelt hat, wird uns auch durch unsere Reparationslasten aufgezwungen. Da wir, wie alle Welt heute weiß, unsere Reparationslasten nur durch unsere Warenausfuhr bezahlen können, ist es gerade im Hinblick auf unsere Forderung nach einer Ermäßigung der Reparationslasten notwendig, den Zwang zur Exportsteigerung, der von den Reparationen ausgeht, auch dem Ausland möglichst deutlich vor Augen zu führen.

Die Lage auf dem Weltmarkt ist durch die allenthalben feststellbare Industrialisierung wesentlich verschärft. Es kommt heute darauf an, mit besseren Qualitäten oder niedrigeren Preisen Absatz für deutsche Produkte zu erzielen. Mehr noch als früher gilt es, die in allen Ländern errichteten Zollschranken zu überwinden und in vielen Fällen herangezöchtete Industrien zu bekämpfen, die in den natürlichen wirtschaftlichen Verhältnissen der betreffenden Länder keine Existenzberechtigung finden. Die augenblickliche Krise auf dem Weltmarkt ist sicherlich auch zum großen Teil dieser oft fehlgeleiteten Industrialisierung und der damit verbundenen Kapitalverschwendung zuzuschreiben.

Während eine derartige Industrialisierung besonders ausgeprägt in ehemaligen reinen Agrarstaaten festzustellen ist, zeigt sich bei den Staaten mit überwiegender Industrie in zunehmendem Maße die Notwendigkeit, aus bevölkerungspolitischen Erwägungen heraus die Landwirtschaft gegen das billigere Angebot des Auslandes durch Zölle zu schützen. In diesem Raum zwischen schutzverlangender Landwirtschaft und Expansionszwang der Industrie liegen die schwierigen Aufgaben der Handelsvertragspolitik. In jüngster Zeit ist nun der Streit um die künftige Linie der deutschen Handelspolitik wieder besonders heftig entbrannt.

Das Ergebnis ist bestimmend nicht nur für die Durchführung bestehender Handelsverträge, sondern auch für die zukünftige Gestaltung der deutschen Handelspolitik. Während, wie die landwirtschaftlichen Vertreter auf der letzten Tagung des Vereins für Sozialpolitik in Königsberg deutlich ausgesprochen haben, die deutsche Landwirtschaft anscheinend darauf ausgeht, das deutsche Preisniveau für landwirtschaftliche Erzeugnisse vom Weltmarkt weitgehend unabhängig zu machen, also Deutschland in eine Insel hoher Agrarpreise zu verwandeln, mit anderen Worten eine Handelspolitik der Autarkie anstrebt, hat die Exportindustrie ein lebenswichtiges Interesse an Handelsverträgen, die die Meistbegünstigung sicherstellen und Zollsenkungen vorsehen. Ein ungefähres Bild von dem Gewicht der beiderseitigen Stellungnahme ergibt

die Gegenüberstellung von rund zehn Milliarden RM industrieller Fertigwaren-Exportinteressen und rund vier Milliarden RM agrarischer Einfuhr (im Jahre 1929).

Unter voller Würdigung des Standpunktes der schwerkämpfenden Landwirtschaft, die möglichst hohe Zölle und möglichste Ausschaltung agrarischen Imports erstrebt, muß doch festgestellt werden, daß eine Sanierungsaktion der Landwirtschaft nicht auf Kosten der Exportindustrie durchgeführt werden darf. Handelt es sich doch hierbei um die Industrie, die durch ihre künftige Expansion unsere in der Krise freigesetzten Arbeitslosenziffern wieder aufsaugen soll, um dadurch wieder geordnete wirtschaftliche Verhältnisse zu stabilisieren. Denn während es keineswegs sicher ist, daß Zölle allein die Landwirtschaft wieder auf die Beine bringen können — im Gegenteil lassen wie schon seit langer Zeit die Erfahrungen Hollands und Dänemarks, so in jüngster Zeit auch die Erfahrungen Deutschlands mit seinen fortwährenden Agrarzollerhöhungen, erkennen, daß auf die Dauer nur die Selbsthilfe die Landwirtschaft weiterbringen kann —, so ist es doch zweifellos sicher, daß durch Gegenmaßnahmen des Auslandes auf zollpolitischem Gebiet bisher noch rentabel arbeitenden Exportindustrien der Vernichtung anheimfallen können.

Welche Folgerungen ergeben sich aus dieser Situation:

1. für die bestehenden Handelsverträge;
2. für die zukünftige Neuregelung der Handelsverträge?

Hier muß alles vermieden werden, was dazu beitragen könnte, den Ruf Deutschlands als loyaler Vertragspartner zu untergraben. Die bekannten Vorfälle anlässlich des Butterkontingents, das man Finnland gewähren wollte, haben die drohenden Gefahren deutlich aufgezeigt. Ich will hier auf die Berechtigung oder Nichtberechtigung von Gegenmaßnahmen des Auslandes nicht näher eingehen. Ich will nur das eine feststellen, daß selbst deutschfreundliche ausländische Zeitungen in den Vorgängen des vergangenen Sommers einen Verstoß gegen den Inhalt abgeschlossener Verträge sahen. Wir müssen uns darüber klar sein, daß das Ausland nicht zögern wird, etwaige Verstöße gegen die loyale Durchführung der auf der Basis der Meistbegünstigung abgeschlossenen Handelsverträge mit entsprechenden handelspolitischen Maßnahmen oder gar Boykott zu beantworten.

Bei den bestehenden Handelsverträgen kann es sich also für uns nur darum handeln, übernommene Verpflichtungen in loyalster Form durchzuführen, um damit die Berechtigung zu haben, auch von dem Vertragspartner eine loyale und strikte Durchführung der übernommenen Vertragsverpflichtungen zu verlangen.

Wie steht es nun um die künftige Linie unserer Handelspolitik? Es stehen hier vier verschiedene Prinzipien zur Diskussion:

1. Die bisherige Methode der Meistbegünstigung.
2. Ein Präferenzsystem.
3. Ein Prinzip der Reziprozität.
4. Ein Prinzip der kollektiven Regelung.

Die Vor- und Nachteile des bisherigen Systems will ich zuletzt behandeln und zuerst die praktische Brauchbarkeit der übrigen drei beleuchten.

Präferenzsystem bedeutet, daß gewisse Staaten sich gegenseitig Zollvergünstigungen gewähren, welche anderen Ländern, die außerhalb dieses Systems stehen, nicht zukommen.

Eingehend diskutiert wird zur Zeit dieser Gedanke von einigen südosteuropäischen Agrarstaaten. Unsere deutschen amtlichen Stellen haben eine gewisse Sympathie den Vorschlägen gegenüber zum Ausdruck gebracht. Es handelt sich darum, daß Deutschland zusammen mit einigen anderen Staaten von diesen südöstlichen Agrarländern (Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien und Ungarn) zu einem Vorzugstarif Agrarprodukte übernimmt.

In diese südöstlichen Länder geht aber nur 3,4% der deutschen Gesamtausfuhr und auch nur 3,4% der deutschen Chemieausfuhr (wobei ich natürlich eine Steigerungsmöglichkeit nicht verkenne).

Derartige Präferenzsysteme haben aber die unabwendbare Folge, daß sie zu Konflikten mit denjenigen Ländern führen, die sich diesem System nicht angeschlossen haben. Daß aber andere Länder nicht eingeschaltet sind, ist ja gerade der Sinn dieses Systems. Denn in dem Augenblick, wo es alle Länder umfaßt, ist man ja wieder bei der allgemeinen Meistbegünstigung. Es dürfte aber wirtschaftlich kaum zu verantworten sein, wenn wir, um 3,4% unseres Exports sicherzustellen, 96,6% unseres Exports gefährden. Das Präferenzsystem scheint mir daher keine Lösung der Schwierigkeiten zu bringen. Die Situation wäre erst dann anders, wenn die Präferenz die Form einer Zollunion annimmt. An einer derartigen Zollunion im mitteleuropäischen Raum, die auch unserer bisherigen Handelspolitik nicht widersprechen würde, hätte ja auch unsere Wirtschaft gegebenenfalls erhebliches Interesse.

Die Verfechter des Reziprozitätsgedankens wollen gegenseitige Zollermäßigungen nur insoweit gewähren, als die gegenseitigen Konzessionen materiell den gleichen Inhalt haben.

Dieser Gedanke ist eine Selbstverständlichkeit, solange er nichts weiter besagen will, als daß ein Handelsvertrag die beiderseitigen Handelsbeziehungen gleichmäßig fördern und nicht ein Partner dem andern gegenüber benachteiligt sein soll. Insoweit ist dieser Gedanke bereits von jeher zur Anwendung gekommen, soweit nicht politische Machtverhältnisse oder Unzulänglichkeit der Unterhändler dem entgegenwirken haben.

Politische Machtverhältnisse wird es immer geben. Die Unzulänglichkeit der Unterhändler hat aber nichts mit den zugrundeliegenden Prinzipien zu tun. Hierauf soll nachstehend noch kurz eingegangen werden. Die augenblicklichen Verfechter des Reziprozitätsgedankens wollen aber nicht die eben erwähnte Selbstverständlichkeit propagieren, sondern streben einen ziffernmäßigen Ausgleich des gegenseitigen Warenverkehrs an, das heißt, der eine Partner soll in das Land des anderen Partners wertmäßig nicht mehr liefern als umgekehrt.

Das hat aber zwei Konsequenzen:

1. Die gegenseitige Ein- und Ausfuhr muß weitgehend kontingentiert werden. Kontingente setzen aber zentrale Stellen voraus, welche die Ein- und Ausfuhr überwachen und Kontingentsscheine ausstellen. Der Gedanke der Reziprozität führt also unvermeidlich zu einer Zwangswirtschaft, wie wir sie nach dem Kriege gehabt haben. Die Erfahrungen der Industrie mit der Zwangswirtschaft sind alles andere als erfreulich gewesen. Wir hätten diese Zwangswirtschaft aber alsdann nicht nur in Deutschland, sondern sie wäre international verankert. Die Steigerung unserer Ausfuhr beruht in der Hauptsache darauf, daß verfeinerte Qualitäten und neue Produkte herausgebracht worden sind. Einer solchen Ausdehnungsmöglichkeit wäre unter dem Reziprozitätssystem ein Riegel vorgeschoben.

2. Reziprozität bedeutet, wie erwähnt, daß der Warenausgleich zwischen zwei Ländern sich künftig gegenseitig bilanziert, d. h. daß wir keinem Lande gegenüber aktiv sind, aber auch keinem Lande gegenüber passiv. Wenn wir einem anderen Lande gegenüber das Reziprozitätsprinzip anwenden, so kann dieses Land ja nicht anders, als dieses Prinzip auch uns gegenüber zur Geltung bringen.

Nun ist aber unser ausländischer Warenverkehr keineswegs so gestaltet, daß wir auch nur mit der Mehrzahl der anderen Länder einen ausgeglichenen Warenverkehr haben. Nach europäischen Ländern z. B. führte Deutschland im letzten Jahre für 9,9 Milliarden RM Waren aus, aber von diesen nur für 7,0 Milliarden RM Waren ein, d. h. daß der Ausfuhrüberschuß 2,9 Milliarden RM betrug. Diese 2,9 Milliarden RM Überschuß würden mehr oder weniger zwangsläufig verschwinden.

Den Überseeländern gegenüber ist Deutschland in der Hauptsache passiv. Diese Passivität ist aber nicht aus der Welt zu schaffen, da sie insbesondere auf der Einfuhr von unentbehrlichen Rohstoffen beruht.

Der Versuch, den Reziprozitätsgedanken im geschilderten Sinne durchzuführen, würde also dazu führen, daß unsere Handelsbilanz in weitem Ausmaß wieder passiv werden müßte.

3. Reziprozität bedeutet praktisch eine völlige Unsicherheit für die kaufmännische Kalkulation. Da unsere Ausfuhrindustrien nicht sicher sind, daß ihren Konkurrenten, die heute vielleicht einen höheren Zoll als Deutschland in dem Absatzland zu entrichten haben, morgen ein niedrigerer Zoll zugestanden wird, so ist das ganze Ausfuhrgeschäft dauernden Störungen unterworfen. Auf dieser Grundlage kann natürlich eine auf einigermaßen gleichmäßigen Geschäftsgang angewiesene Absatzorganisation nicht aufgebaut werden. Auch der inländische Produzent befindet sich in derselben Lage.

Wie bereits bei Gelegenheit der Präferenzsysteme gesagt worden ist, müssen kollektive Regelungen Konflikte bringen mit all den Ländern, die einer solchen kollektiven Regelung nicht angeschlossen sind. Denn Kollektivverträge laufen letzten Endes auf nichts anderes hinaus als auf Präferenzzölle, die sich die Partner solcher Verträge gegenseitig gewähren, von deren Mitgenuß sie aber Staaten außerhalb dieses Kollektivsystems ausschließen wollen.

Es stehen also gewisse direkte Vorteile ebenso gewissen indirekten Nachteilen gegenüber. Es läßt sich für jede bislang zur Diskussion gestellte kollektive Regelung ohne weiteres errechnen, daß die Nachteile die Vorteile überwiegen, da die deutsche Gesamtausfuhr viel zu gleichmäßig über die Welt verteilt ist.

Dieses gilt natürlich nicht ohne weiteres für echte Zollunionen und für kollektive Abmachungen, welche so umfassend sind, daß die Differenzen, die Außenstehenden gegenüber entstehen, keine Rolle mehr spielen.

Letzteres wäre z. B. in gewissem Ausmaß der Fall bei Abmachungen, welche den ganzen Bereich des Völkerbundes umfassen würden.

Allerdings scheinen mir in der Einschaltung des Völkerbundes in das engverzwigte Handelsvertragssystem große Gefahren zu liegen. Die Freiheit der Wirtschaft verlangt es auch, daß die internationalen Handelsbeziehungen durch gegenseitige Verträge der interessierten Partner abgeschlossen und nicht von irgendeiner Zentralstelle diktiert werden. Die Schwierigkeiten bei dem Abkommen über die Aufhebung der Ein- und Ausfuhrverbote haben gezeigt, daß an einer einzigen Regierung große internationale Abkommen leicht scheitern können.

Das bisher vorherrschende System für den Abschluß von Handelsverträgen ist das der Meistbegünstigung.

Die unbedingte und unbeschränkte Meistbegünstigung sichert der deutschen Wirtschaft unparteiisch Gleichberechtigung im Ausland zu. Für dieses Recht müssen wir allen ausländischen Konkurrenzländern auf dem deutschen Markt untereinander ebenfalls die Gleichberechtigung zugestehen.

Hat nun dieses Meistbegünstigungssystem die Aufgabe einer erfolgreichen Handelspolitik erfüllt? Hat es der deutschen Ausfuhr eine möglichst günstige Entwicklungsmöglichkeit gegeben und andererseits der Politik der Förderung der heimischen Produktion möglichst wenig Fesseln angelegt? Bei objektiver Prüfung der vorliegenden Fälle muß man diese Fragen mit ja beantworten. Dem Meistbegünstigungssystem wird von seinen Gegnern vorgeworfen, daß es gerade die überseeischen Staaten, vor allen Dingen die Vereinigten Staaten von Amerika, nicht daran gehindert habe, eine rücksichtslose Zollpolitik gegenüber ihren Bezugsländern, besonders auch gegenüber Deutschland zu treiben. Demgegenüber ist festzustellen, daß die Meistbegünstigung ja weder eine liberale Zollpolitik, noch eine prohibitive unmöglich macht. Der Wert der Meistbegünstigung liegt vielmehr darin, daß sie eine Sonderbegünstigung oder Benachteiligung bestimmter Wirtschaftsgruppen und bestimmter Länder bis zu einem hohen Grade ausschließt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß sich die Meistbegünstigung als bester Bürge für eine stabile Handelspolitik erwiesen hat. Ja, man kann geradezu sagen, daß ohne die Meistbegünstigung die günstige Außenhandelsentwicklung der letzten Jahre undenkbar gewesen wäre. Allein der Vertrag mit England hat in den Jahren 1925 bis 1929 eine Ausfuhrsteigerung von 936 Millionen RM auf 1305 Millionen RM ermöglicht, und unsere Ausfuhr nach den außereuropäischen Ländern, die sich

gleichfalls auf der Basis der Meistbegünstigung vollzieht, ist von 2,4 auf 3,5 Milliarden RM in diesem Zeitraum gestiegen.

Wie die Dinge gegenwärtig liegen, ist auch in der Zukunft ein Festhalten an dem System der Meistbegünstigung unbedingt notwendig. Die Berechtigung dieser Ansicht zeigt auch eine kurze Betrachtung zweier typischer Exportindustrien: nämlich der chemischen Industrie als Großindustrie und der Schneidwarenindustrie als Typus der Kleinbetriebsform. Die Ausfuhr der chemischen Industrie stieg von 962 Millionen RM im Jahre 1925 auf 1420 Millionen RM im Jahre 1929. Das sind 28% der chemischen Gesamtausfuhr aller Länder der Welt. Diese Ausfuhrentwicklung war nur unter dem System der Meistbegünstigung möglich. Dies ergibt sich auch schon aus dem Charakter des Chemieexports, dessen Steigerung immer nur durch Qualitätsverbesserung und Herausbringung neuer Produkte möglich ist. Im Reziprozitätssystem wäre diese Entwicklung zweifellos abgeschnitten. Aber darüber hinaus würde auch der bisherige Export an chemischen Produkten infolge der Kontingentsbemessungen kaum aufrecht erhalten werden können. Ähnliche Folgen würden sich für die Chemie auch bei der Durchführung eines Präferenzsystems ergeben, da der Chemieexport derart über alle Länder verteilt ist, daß eine Bevorzugung einzelner Länder durch die sofort hervorgerufene Gegenwirkung der benachteiligten Länder auf den gesamten Export schwerste Schäden auslösen würde.

Ähnliches trifft auch auf die deutsche Schneidwarenindustrie zu. Für sie ist der Grundsatz der uneingeschränkten Meistbegünstigung eine Lebensfrage. Liefert sie doch den weitaus größten Teil ihrer Erzeugung auf den Weltmarkt. Sollte von dem Grundsatz der Meistbegünstigung abgegangen werden, so kann die Schneidwarenindustrie mit Sicherheit damit rechnen, daß sie, sobald sie auf irgendeinem Markt diskriminiert wird, sofort den betreffenden Markt an die Konkurrenzindustrie des betreffenden Auslandes verliert. Unter der Meistbegünstigung ist es gelungen, in den Jahren 1925 bis 1930 die Schneidwarenausfuhr ungefähr auf derselben Höhe von 70 Millionen RM zu halten. Es ist nicht abzusehen, welche Entwicklung die Ausfuhrkurve ohne Meistbegünstigung genommen hätte, wenn die deutsche Schneidwarenindustrie hinsichtlich der Zölle im Ausland verschiedener Behandlung unterworfen worden wäre.

Wir können also feststellen, daß die deutsche Handelspolitik ihre Aufgabe nur dann erfüllen kann, wenn sie an der Meistbegünstigung festhält. Das besagt natürlich nicht, daß nicht auch auf dem Gebiete der Handelspolitik Reformarbeit geleistet werden kann.

Da ist zunächst das Instrument der Zollunion, vor dessen Anwendung man sich nach reiflichster Prüfung seiner Vor- und Nachteile nicht scheuen sollte. Wir sind ja auf diesem Gebiete nicht ohne Erfahrungen. Der Deutsche Zollverein ist geradezu das Musterbeispiel einer erfolgreichen handelspolitischen Reform. Es ist uns in der Nachkriegszeit von Belgien und Luxemburg nachgemacht worden mit dem Ergebnis, daß die Gegner, die in beiden Ländern sehr zahlreich waren, heute zum Schweigen gekommen sind, und ein über-

einstimmendes Lob über die Wirkungen der Zollunion aus belgischen und luxemburgischen Wirtschaftskreisen zu hören ist. Eine Ausweitung des Wirtschaftsraumes durch Abschluß von Zollunionen sollte daher der deutsche Gegenvorschlag sein gegen alle Angriffe, die von außen gegen die Meistbegünstigung kommen. Daß dieser Weg schwierig ist, wissen wir alle. Daß er schwieriger ist als das Präferenzsystem oder gar die Reziprozität, muß nach den schlechten Erfahrungen, die mit beiden Systemen bisher gemacht worden sind, bestritten werden.

Besonders wichtig erscheint mir auch die rechtzeitige Organisation der Vorbereitung und Durchführung von Handelsvertragsverhandlungen. Die deutschen Handelsvertragsdelegationen sind in der Regel wesentlich größer als die Delegationen anderer Länder. Dies beruht darauf, daß meist außer den zuständigen Reichsministerien auch Länderregierungen in den Delegationen vertreten sind. Ich will zu der Frage, ob die Beteiligung von Ländervertretern in den Delegationen notwendig ist, nicht Stellung nehmen, muß aber feststellen, daß die große Zahl der Delegationsmitglieder die Arbeitsfähigkeit der deutschen Delegationen beeinträchtigt.

Auch in anderer Weise sollte man versuchen, den Wirkungsgrad der Arbeiten unserer Handelsvertragsdelegationen zu erhöhen. Das Verfahren anderer Länder, in denen fast die gleichen Persönlichkeiten an allen Handelsvertragsverhandlungen teilnehmen, erscheint nachahmenswert, da es auf diese Weise bei sorgfältiger Auswahl möglich ist, einen kleinen, aber sehr sachverständigen Kreis von Delegationsmitgliedern zu bilden.

Weiterhin hat es sich als Mißstand erwiesen, daß der Verhandlungsführer, der doch nach außen hin die Vollmacht zum Abschluß eines Vertrages besitzt, intern an Instruktionen der verschiedenen Ressorts — man denke daran, daß Reichswirtschaftsministerium, Reichsfinanzministerium, Reichsernährungsministerium und Auswärtiges Amt in jeder Delegation vertreten sind — gebunden wird, und oft auch noch Entscheidungen des Reichskabinetts eingeholt werden müssen. Diese Abhängigkeit des Verhandlungsführers erschwert die Verhandlungen wesentlich und setzt auch an Stelle der klaren Verantwortung des Verhandlungsführers eine Verwischung jeder Verantwortung. Statt dessen sollte, von schwerwiegenden Fällen abgesehen, dem Delegationsführer die alleinige Vollmacht, Entscheidungen zu treffen, übertragen werden. Er wird in seinem eigenen Interesse schon dafür Sorge tragen, daß der Gesamthalt des abzuschließenden Vertrages seiner Regierung und den gesetzgebenden Körperschaften, die ja die letzte Entscheidung haben, genehm ist.

Ich halte es für wichtig, diese organisatorischen Fragen rechtzeitig vor Beginn der nächsten Handelsvertragsperiode genau zu prüfen. Gewiß hängt die Güte eines Handelsvertrages zum Teil von objektiven Umständen ab, der politischen Macht, der Größe des Inlandsmarktes und dem handelspolitischen Rüstzeug. Aber zu einem wesentlichen Teil wird jeder Handelsvertrag auch von der Energie und der Geschicklichkeit des Unterhändlers und von den Kenntnissen der Delegationsmitglieder abhängen.

Dritte Vollversammlung des Verbandes der Bergischen Industrie- und Handelskammern in Düsseldorf am 1. April 1931.

(Nach Manuskript.)

Die europäische Öffentlichkeit wird zur Zeit durch den in Aussicht genommenen Vertrag einer Zollunion zwischen Deutschland und Österreich in Atem gehalten. Der ganzen Angelegenheit wird besonders von seiten Frankreichs eine eminent politische Bedeutung beigelegt, die ihr nach der erklärten Absicht der Vertragspartner nicht zukommt. Der Vertrag ist allein und ausschließlich von wirtschaftlichen Gesichtspunkten diktiert. Schon seit 1927 beschäftigt sich der Völkerbund sehr eingehend mit den unhaltbaren europäischen Wirtschaftsverhältnissen. Er hat zwar unzählige Entschlüsse gefaßt und Entwürfe ausgearbeitet, aber all seine Versuche konnten keinerlei praktische Verwirklichung finden. Mit dem Scheitern des Genfer Zollfriedensabkommens haben die Bemühungen des Völkerbundes endgültig versagt. Ungefähr vor Jahresfrist trat dann Briand mit seinem Vorschlag eines paneuropäischen Zusammenschlusses hervor und versandte Fragebogen an die einzelnen Staaten Europas. Bei den diesbezüglichen Verhandlungen in Genf fand Schober mit seiner Formulierung, dieser wirtschaftliche Zusammenschluß Europas müsse durch regionale Zusammenschlüsse vorbereitet werden, allseitige Zustimmung.

Es berührt daher sehr eigenartig, daß der erste Versuch eines derartigen regionalen wirtschaftlichen Zusammenschlusses, der nach der Absicht beider Vertragspartner dazu beitragen soll, die wirtschaftliche Organisation Europas in die Wege zu leiten, von demselben Briand aufs schärfste und heftigste verurteilt wird. Die Demarche unter der Führung Frankreichs behauptet vor allem die Verletzung des sogenannten Genfer Protokolls vom Jahre 1922 durch Österreich. Entgegen den Bestimmungen dieses Protokolls würde die Selbständigkeit Österreichs durch den Zollunionvertrag verletzt. Man beabsichtigt daher, die Entscheidung des Völkerbundsrats anzurufen. Eine Prüfung durch den Völkerbundsrat kann sich natürlich nur auf die rechtliche Seite erstrecken, und rechtlich ist für uns die Sachlage völlig einwandfrei.

Der Vorvertrag für den Abschluß der Zollunion zwischen Deutschland und Österreich nimmt sinngemäß Bezug auf die Briandschen Anstrengungen zur Organisation Europas mit der Formulierung in Artikel I:

1. Unter voller Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit der beiden Staaten und unter voller Achtung der von ihnen dritten Staaten gegenüber übernommenen Verpflichtungen soll der Vertrag dazu dienen, den Anfang mit einer Neuordnung der europäischen Wirtschaftsverhältnisse auf dem Wege regionaler Vereinbarungen zu machen.

2. Insbesondere werden beide Teile sich in dem Vertrage verbindlich dazu bereit erklären, auch mit jedem anderen Land, auf dessen Wunsch, in Verhandlungen über eine gleichartige Regelung einzutreten.

Aus diesem Artikel ergibt sich, daß es allen übrigen europäischen Staaten frei steht, sich der Zollunion anzuschließen und daß die völlige Unabhängigkeit Österreichs und Deutschlands gewahrt bleibt. Diese Versicherung wird noch bekräftigt in den folgenden Bestimmungen, wonach auch die Zölle von den beiden Partnern selbständig erhoben und ebenso die Handelsverträge selbständig abgeschlossen werden.

Für Deutschland und besonders für Österreich bedeutet die Zollunion eine wünschenswerte Erweiterung der Wirtschaft. Es ist der erste praktische Versuch, zwei aneinander grenzende Wirtschaftsgebiete zusammenzufassen und eine Bresche zu schlagen in die unsinnigen Zollmauern der Welt. Die deutsch-österreichische Zollunion kann die Basis sein, um in Mittel- und Südosteuropa überhaupt zu vernünftigen handelspolitischen Verhältnissen zu kommen. Für die deutsche und österreichische Wirtschaft ergibt sich die unbedingte Notwendigkeit, von den beteiligten Regierungen zu verlangen, daß sie in jedem Falle, was auch kommen mag, festbleiben und den klaren Standpunkt des Rechts, das unbedingt zu unseren Gunsten spricht, nicht verlassen. Es ist das erstemal, daß Deutschland und Österreich nach dem Kriege eine wirtschaftliche Aktion größeren Ausmaßes gemeinsam durchführen. Es handelt sich jetzt darum, starke Nerven zu behalten und trotz aller Widerstände und Anfeindungen durchzudringen.

Was bedeutet die Zollunion für die deutsche Wirtschaft? Sie bedeutet:

1. Erweiterung des Binnenmarktes,
2. eine Brücke nach dem Südosten und
3. Verstärkung der Position bei Handelsvertragsverhandlungen.

Der deutsche Binnenmarkt erweitert sich nach Abschluß der Zollunion um ein Zehntel. Zweifellos ergibt sich daraus schon eine gewisse Chance für erhöhten industriellen Export. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß trotz des Wegfalls der handelspolitischen Hemmungen die Produktionskostenunterschiede noch bestehen bleiben. Auf jeden Fall wird es aber gesund fundierten und konkurrenzfähigen Industrien auf beiden Seiten sehr gut möglich sein, aus dem Wegfall der handelspolitischen Hemmungen Nutzen zu ziehen.

Für die deutsche Landwirtschaft zeigen sich die Vorteile der Zollunion insbesondere auf dem Gebiete des Vieh- und Zuckerexports, während umgekehrt Österreich einen erhöhten Absatz an hochwertigem Zuchtvieh findet, wie überhaupt Österreich seinen Binnenmarkt um ungefähr das zehnfache vergrößert. Ich bin fest überzeugt, daß Übergangsschwierigkeiten ausgeglichen werden und der größere Binnenmarkt, der sich nach Abschluß der Zollunion ergibt, zum Besten beider Volkswirtschaften sich auswirken wird.

Für die deutsche Exportindustrie kommt als weiteres wichtiges Argument hinzu, daß die deutsch-österreichische Zollunion den Anfang

der wirtschaftlichen Erschließung des südosteuropäischen Raumes bedeutet. Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß hier noch besonders große Schwierigkeiten auf dem Agrargebiet zu überwinden sind. Aber ich glaube bestimmt, daß auch eine erweiterte mitteleuropäische Zollunion sehr wohl einen weitgehenden wirtschaftlichen Ausgleich in sich finden wird.

Bedenkt man dann noch, daß nach Abschluß der Zollunion die vereinigten Partner Deutschland und Österreich bei Handelsvertragsverhandlungen ein weit größeres Gewicht in die Wagschale zu werfen haben, als bei ihrer derzeitigen Trennung, so sieht man, daß die Vorteile der deutsch-österreichischen Zollunion die Schwierigkeiten, die in der Übergangszeit zweifellos in einzelnen Wirtschaftszweigen sowohl hüten wie drüben auftreten werden, übertreffen. Letzten Endes darf diese Frage ja nicht nur materiell-wirtschaftlich, sondern sie muß auch ideell gesehen werden.

Wenn es ein Mittel gibt, um die schwere Notlage, in der sich die beiden Länder der großdeutschen Nation, Deutschland und Österreich, befinden, zu überwinden und eine hoffnungsvollere Zukunft einzuleiten, so muß dieses Mittel selbst dann ergriffen werden, wenn für die Erreichung des Endzieles in der Gegenwart Opfer gebracht werden müssen. Ich bin überzeugt, daß die deutsch-österreichische Zollunion ein historischer Wendepunkt im Nachkriegsschicksal Deutschlands und Österreichs sein wird.

Und nun noch ein Wort zu den Agrarzöllen. In den Kreisen der Exportindustrie sind vielfach Befürchtungen laut geworden, daß durch die der Regierung vom Reichstag gegebene Ermächtigung die Agrarzölle erhöht und dadurch Gegenmaßnahmen des Auslandes hervorgerufen würden, die dann den industriellen Export gefährden. Insbesondere befürchtet man, daß die Regierung jetzt Handelsverträge kündigt, um so Bindungen agrarischer Zollsätze zu beseitigen. Ich glaube, daß diese Befürchtungen stark übertrieben sind. Schon im Wortlaut der Ermächtigung ist ein Passus enthalten, aus dem hervorgeht, daß Zollerhöhungen nur insoweit vorgenommen werden dürfen, als dadurch die handelspolitische Position nicht gefährdet wird. Ebenso hat auch der Reichskanzler ausdrücklich erklärt, daß eine Erhöhung unserer Agrarzölle nur insoweit in Betracht kommt, als diese auf dem Verhandlungswege ohne Kündigung von Handelsverträgen und ohne Gefährdung der deutschen industriellen Exportmöglichkeiten erreicht wird.

Die Ereignisse im Südosten werden die deutsche Wirtschaft in den kommenden Monaten und Jahren noch vor schwere Aufgaben und ernste Nervenproben stellen. Es muß gelingen, in Deutschland zwischen der Industrie und der Landwirtschaft wenigstens in den großen wirtschaftspolitischen Fragen, die mit der Zollunion eingeleitet sind, eine Einheitsfront zustandezubringen. Weder Landwirtschaft allein noch Industrie allein darf jetzt in Deutschland die Losung sein. Beide zusammen müssen vielmehr in einträchtigem Zusammenwirken die deutsche Wirtschaft und damit das deutsche Volk rüsten für kommende Entscheidungen auf dem Gebiete der internationalen Wirtschaftspolitik.

100-Jahr-Feier der Industrie- und Handelskammer zu Düsseldorf am 23. Juni 1931 in Benrath.

(Nach Manuskript.)

Meine Herren!

Den Wünschen, die Herr Präsident von Mendelssohn im Namen der Spitzenorganisation des Deutschen Industrie- und Handelstags der Industrie- und Handelskammer Düsseldorf zu dem seltenen Jubiläum des hundertjährigen Bestehens dargebracht hat, möchte auch ich die herzlichsten Glückwünsche zweier regionaler Handelskammerverbände hinzufügen, deren Mitglied die Handelskammer Düsseldorf ist, nämlich des „Verbandes der Bergischen Industrie- und Handelskammern“ und der „Vereinigung von Industrie- und Handelskammern des niederrheinisch-westfälischen Industriegebietes“. In ganz besonderem Maße bringe ich ferner die Glückwünsche der freien Verbände der Wirtschaft, an ihrer Spitze des „Reichsverbandes der Deutschen Industrie“, zum Ausdruck.

Ich habe mich immer bemüht, darauf hinzuwirken, daß sich die Spitzenverbände der Wirtschaft, insbesondere der Reichsverband der Deutschen Industrie und der Deutsche Industrie- und Handelstag gegenseitig harmonisch ergänzen. Im Rahmen des Konsolidierungsprozesses unserer Wirtschaft wird es mehr denn je nötig sein, alle Doppelarbeit und Energieverschwendung zu vermeiden. Dies kann und muß geschehen, wenn sich die Handelskammern und die Wirtschaftsverbände, insbesondere ihre Spitzenorganisationen, auf ihr eigentliches Tätigkeitsgebiet beschränken. Während die freien Verbände die speziellen Interessen sachlich oder regional organisierter homogener Wirtschaftszweige vertreten und erst in ihren Spitzenverbänden in grundsätzlichen Fragen eine gemeinsame Stellungnahme der gesamten Wirtschaft herbeiführen können, kommt den Industrie- und Handelskammern in ganz besonderem Maße der Ausgleich der lokalen Interessen der einzelnen Wirtschaftsgruppen zu. Daneben haben sie als halbamtliche Stelle für die Verbindung der lokalen Wirtschaft zu den lokalen Behörden eine große Bedeutung.

Meine Herren! In der schweren Zeit, in der wir heute leben, tritt aber neben den wirtschaftspolitischen Aufgabenkreis ein Arbeitsgebiet von ausschlaggebender Bedeutung. Es ist dies das Problem der psychologischen Einwirkung auf die Wirtschaftstätigkeit in den Handelskammerbezirken und auf die Einstellung der Gesamtbevölkerung zu wirtschaftlichen Fragen. Die besondere Krisis der letzten Wochen und Tage, die hoffentlich hinter uns liegt, hat wieder einmal gezeigt, welche große Bedeutung die Vertrauensfrage für die Entwicklung unserer Geschicke hat. Die unter dem Druck der Reparationszahlungen stehende Weltkrise hat bisher eine Besserung der deutschen wirtschaftlichen Verhältnisse unmöglich gemacht. Durch die infolge eines plötzlichen Vertrauensschwundes vorgekommenen Devisenabzüge und Kreditkündigungen, die sich an einzelnen Tagen auf Hunderte von Millionen und im ganzen auf weit über eine Milliarde beliefen, wurde die in Deutschland an sich

schon angespannte Kreditlage von außen her noch so verschärft, daß man eine Katastrophe befürchten mußte.

Welches auch die Gründe für die einsetzende Verschärfung von außen her sein mögen: Für uns Deutsche ist meines Erachtens eine Rettung aus dieser schwierigen Situation ebenso wie aus der allgemeinen Depression, unter der wir leiden, nur möglich, wenn wir die Nerven nicht verlieren und mit aller Energie Front machen gegen jede Kapitalflucht, die ich nicht anstehe, gerade im heutigen Zeitpunkt als Fahnenflucht zu bezeichnen. Wie ich schon wiederholt betont habe, ist die erste Voraussetzung für erfolgreiche Verhandlungen in der Reparationsfrage, die in allernächster Zeit kommen müssen, die Ordnung unserer finanz- und wirtschaftspolitischen Verhältnisse. Allem Anschein nach ist die Einsicht von der Verknüpfung der Reparationszahlungen mit der weltwirtschaftlichen Krisis auch im Auslande schon so weit, daß die Verhandlungen auch kommen werden. Der neueste Vorschlag Hoovers ist für dieses Verständnis ein eindrucksvoller Beweis.

Diese Ordnung muß auch dann erreicht werden, wenn dies nur unter großen, gewaltigen Opfern aller Kreise des Volkes möglich ist. Aber bei neuen Verhandlungen müssen die Vertreter des deutschen Volkes den Rücken frei haben und dürfen nicht der ständigen Gefahr ausgesetzt werden, daß katastrophale Finanzzusammenbrüche in der Heimat zu überstürzten Entschlüssen führen.

Fortwährend ruft das deutsche Volk nach einem Führer, der es aus seiner unerträglichen Lage befreit. Kommt nun ein Mann, der bewiesen hat, daß er keine Hemmungen hat, und der gesonnen ist, den Geist der Frontgeneration in friedlicher Befreiungsarbeit einzusetzen und zu verwirklichen, so muß diesem Mann auch unbedingt Folge geleistet werden.

Hoffen wir, daß es gelingt, Deutschland von den Fesseln, die ihm den Aufstieg verwehren, zu befreien und damit unser arbeitswilliges und jetzt so notleidendes Volk wieder besseren Zeiten entgegenzuführen.

Vollversammlung der Industrie- und Handelskammer zu Solingen am 22. September 1931.

(Nach Manuskript.)

Meine Herren!

Die Flutwelle der Weltwirtschaftskrise, die unser eigenes Land und Österreich zusammen mit ganz Mitteleuropa mit Ausnahme von Frankreich so verheerend getroffen hat, durchbrach am letzten Sonnabend plötzlich und unerwartet den unerschütterlich erscheinenden Damm der Bank von England. Es läßt sich heute noch nicht übersehen, welche Bedeutung für alle Volkswirtschaften der Welt diesem historischen Beschluß der Bank von England zukommt, die Einlösung der Noten in Gold aufzuheben. Es muß aber

heute schon gesagt werden, daß auch dieses Ereignis letzten Endes zurückzuführen ist auf die systematische Vergiftung der Vertrauensatmosphäre unter den Völkern. Bei der gegenwärtigen Verflechtung der Weltwirtschaft ist ein ordentliches Funktionieren undenkbar, wenn plötzlich alle Guthaben abgezogen und in Gold umgewandelt in zwei Staaten der Welt, in Frankreich und Amerika, thesauriert werden; befinden sich doch heute schon mehr als 65% des Goldvorrates der Welt in den Kellern der Bank von Frankreich und der Federal Reserve Bank von Amerika. Ich bin der Überzeugung, daß die Ereignisse in England ein letztes entscheidendes Warnungssignal für die Welt sind. Eine Lösung und eine Rettung aus den Erstarrungen und Zusammenbrüchen, die diese Krise verursacht, kann es nicht dadurch geben, daß sich jetzt jedes Land durch Zollmauern und Einfuhrverbote hermetisch abschließt und versucht, zu einer längst nicht mehr möglichen Autarkie zurückzukehren. Es muß so schnell als möglich eine Konferenz autorisierter wirtschaftlicher Sachverständiger aller Länder zusammentreten, um Maßnahmen zur Verteilung des gehorteten Goldes und damit die Wiederherstellung des politischen und wirtschaftlichen Vertrauens zu veranlassen. Die Ereignisse der letzten Monate stellen die furchtbare Reaktion einer jahrzehntelangen Vernachlässigung wirtschaftlicher Grundgesetze im Interesse politischer Utopien dar. Voraussetzung für den Erfolg dieser Weltwirtschafts- oder Gold-Konferenz ist die endgültige Bereinigung der politischen Atmosphäre, in besonderem Maße zwischen Deutschland und Frankreich. Das Interesse daran liegt auf beiden Seiten, denn selbst Frankreich wird sich als eine Insel in der Brandung der Weltwirtschaftskrise auf die Dauer auch nicht halten können.

In allen Ländern geht schon seit Jahren ein klar erkennbarer Deflationsprozeß vor sich. Deutschland erlebte nach der Stabilisierung keine den Verhältnissen der übrigen Welt entsprechende Senkung des wirtschaftlichen Gesamtniveaus. Die finanziellen Anforderungen, die unmittelbar an die Wirtschaft und mittelbar über den Staat an die Wirtschaft gestellt wurden, wuchsen ständig. Es war nicht mehr möglich, aus eigener Kraft allen Ansprüchen gerecht zu werden. Der Schleier einer lang- und kurzfristigen Verschuldung von etwa 20 Milliarden täuschte die deutsche Öffentlichkeit darüber hinweg, daß die wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland nach dem Kriege zum großen Teil auf einer geborgten Basis ruhte. Nur durch die Auslandsverschuldung war es möglich, die Staatsausgaben in einer Höhe von ca. 20 Milliarden aufzubringen.

Da plötzlich wurde der Schleier der kurzfristigen Verschuldung vom Bilde der deutschen Wirtschaft weggerissen. Durch einen in der kapitalistischen Welt ohne Beispiel dastehenden Vorgang erfolgten in kürzester Frist Kreditkündigungen und Zurückzahlungen von 3—4 Milliarden Reichsmark. Feierjahr und Stillhaltung können aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß nur eine Selbsthilfeaktion größten Umfanges unsere wirtschaftliche Existenz auf die Dauer sicherstellen kann. Wir müssen damit rechnen, wenn wir wieder einigermaßen unabhängig sein wollen, die Verschuldung von beinahe 20 Milliar-

den Reichsmark langsam und allmählich zurückzuzahlen. Dazu muß das deutsche Gesamtniveau auf das Deflationsniveau der Welt hinabgeschraubt werden. Denn nur so wird es möglich sein, unsere Verschuldung mit steigender Warenausfuhr abzudecken, vorausgesetzt, daß das Ausland, wie die Schweiz, England usw., sich nicht gegen die deutsche Einfuhr absperrt. Ich bin mir völlig darüber klar, daß dieses Hinabsteigen nicht von heute auf morgen mit sofortiger Wirkung erfolgen kann. Nur schrittweises Vorgehen kann helfen. Aber die Gesamtrichtung muß festliegen.

Eine so geartete Selbsthilfe setzt ein energisches und umfassendes Zusammenwirken aller eigenen Kräfte unseres Volkes voraus und erfordert zweifellos von allen Beteiligten ein großes Maß von Opfern. Wir dürfen uns in keinem Falle damit aufhalten, heute nach dem Schuldigen zu suchen, sondern es muß in Deutschland gelingen, eine breite Front des nationalen Wollens für die Rettung aus wirtschaftlicher Not und die politische Freiheit noch in diesem Winter zu schaffen. Aber auch der Staat muß sich frei machen von einer falschen Einschätzung der Tragfähigkeit der deutschen Wirtschaft. Dies gilt sowohl in bezug auf Reparationszahlungen als in bezug auf die innerpolitischen Entscheidungen.

Fragen Sie mich nun nach dem Weg, der gegangen werden muß, um den Anschluß an die Welt wieder zu erreichen und damit auf einer normalen Basis neu aufbauen zu können, so ist zu sagen, daß der Einsatz bei dem Faktor der Selbstkosten und den Preisen beginnen muß. Die Verbilligung der Preise darf aber nicht durch eine plötzliche und erzwungene Preisabbauaktion erfolgen, die nur zur Verwirrung und Erstarrung des Marktes führt, sondern durch eine organische Entwicklung der Preisgestaltung. Die Wirtschaft muß von sich aus alle Hemmungen, die einer Verbilligung entgegenstehen, auflockern und beseitigen.

Eine Senkung der Selbstkostenfaktoren hat in erster Linie eine richtige Kreditpolitik zur Voraussetzung. Dazu ist erforderlich eine umgehende Senkung der Kreditkosten, vor allem aber eine sorgfältige Verwaltung des Kreditvolumens. Es geht nicht an, daß die Organe der öffentlichen Hand weiterhin wie bisher die ausreichende Kreditversorgung der Privatwirtschaft hemmen und für unproduktive Zwecke Teile des Kapitalvorrats abziehen. Auch von der Reichsbank muß verlangt werden, daß sie keine schematische Krediteinschränkung vornimmt, sondern das vorhandene Kreditvolumen nach volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten aufteilt.

Betrachten wir nun noch die weiteren Faktoren der Selbstkosten, so stoßen wir auf Forderungen, die von seiten der Wirtschaft schon seit Jahren erhoben werden und deren Richtigkeit heute augenscheinlich bewiesen ist. Vor allen Dingen ist eine Senkung der Steuern und Abgaben an die öffentliche Hand nicht zu umgehen. Die Relation zwischen Steuerlast und Wirtschaftsvolumen muß durchgreifend geändert werden. Mindestmaß für eine Ausgaben-senkung sind 2 Milliarden, die aber der Wirtschaft durch eine entsprechende Senkung der Steuersätze zugute kommen müssen.

Auch auf dem Gebiete der Reichs- und Verwaltungsreform haben entscheidende Handlungen durch Verträge zwischen Reich und Ländern zu erfolgen. Die Fehlbeträge der Länder und Gemeinden können nur durch Sparmaßnahmen der Länder und Gemeinden selbst Deckung finden. Um den katastrophalen finanziellen Zusammenbrüchen bei einzelnen Gemeinden für die Zukunft einen Riegel vorzuschieben, muß eine Finanzordnung für die Kommunen mit zwingenden Bestimmungen über deren Haushalts- und Kreditgebarung und bindenden Grundsätzen für die Finanzwirtschaft bei der Verwaltung der öffentlichen Betriebe und sonstigen kommunalen Organisationen erlassen werden. Die erschreckend hohe kurzfristige Verschuldung der Gemeinden, die ein wesentlicher Grund für die Verschärfung unserer Finanzkrisis war, kann durch Ausgabe von Reichsschatzanweisungen konsolidiert werden, aber in einer Form, die dem Reiche genügenden Einfluß auf die Finanzgebarung der Gemeinden sichert.

Weiterhin wird es unumgänglich notwendig sein, die Tarife der Reichspost, Reichsbahn und der kommunalen Versorgungsbetriebe an die allgemein gesunkenen Preise anzupassen.

In unmittelbarem Zusammenhang mit all diesen Maßnahmen steht die Beseitigung aller Reste der Zwangswirtschaft, insbesondere auch die Aufhebung der Zwangswirtschaft im Wohnungswesen. Der Baumarkt kann nur dann wieder organisch belebt werden, wenn die Belastung des Haus- und Grundbesitzes in Form der Hauszinssteuer beseitigt wird. Als Folge davon wird sich dann eine Mietermäßigung ergeben.

Allerdings hängt der Erfolg all dieser Maßnahmen entscheidend davon ab, ob es gelingt, eine sprunghafte Steigerung der Erwerbslosenziffern im Herbst zu vermeiden. Schon jetzt müssen dazu außerordentliche Vorkehrungen getroffen werden. Das sicherste Mittel in diesem Sinne sind Aufträge an die Wirtschaft durch öffentliche und halböffentliche Auftraggeber, wie Reichsbahn, Reichspost. Die Mittel dazu könnten durch eine steuerfreie Reichsanleihe zu 4½% flüssig gemacht werden, die zugleich als Ergänzung für die Steueramnestie dienen kann, wie sie seit einigen Tagen durch Notverordnung gefordert ist.

Mit der Durchführung des Selbsthilfeprogramms parallel hat eine konsequente Verfolgung der Politik auf Neuregelung oder Beseitigung der Reparationsverpflichtungen zu gehen.

Meine Herren! Wiederholt ist im Meinungsstreit der letzten Wochen und Monate behauptet worden, die Privatwirtschaft und ihre Führer hätten in dieser schweren Krisis versagt. Ich glaube heute mit vollem Recht feststellen zu können, daß nicht die Privatwirtschaft und ihre Führer versagt haben, sondern das System der Wirtschaftspolitik, das die Privatwirtschaft so eingeengt, daß sie an ihrem natürlichen Funktionieren behindert ist. Trotzdem dürfen wir nicht verkennen, daß auch in der Privatwirtschaft schwere, sehr schwere Fehler vorgekommen sind. Es ist Pflicht jedes verantwortungsbewußten Unternehmers, in seinem Tätigkeitskreise und in seinen Verbänden

gegen alle Auswüchse und Mängel, die ihm zur Kenntnis kommen, im nationalen Interesse energisch anzukämpfen.

Die eben geschilderten Gedankengänge habe ich am letzten Freitag zusammen mit den stellvertretenden Vorsitzenden und Geschäftsführern des Reichsverbandes der Deutschen Industrie dem Reichskanzler unterbreitet. Ich habe nicht verfehlt, ihn auf die ganze Schwere der Situation besonders draußen im Lande aufmerksam zu machen und ihm vor Augen zu führen, daß das Vertrauen in seine Person Gefahr laufe, aufs schwerste erschüttert zu werden, wenn nicht von seiten der Regierung in allernächster Zeit schnelle entscheidende Schritte in der erwähnten Richtung erfolgen. Auf den Kanzler machten unsere Ausführungen sichtlichen Eindruck, wie mir von den beteiligten Herren der Regierung gesagt wurde. Er erwiderte in längeren, fast einstündigen Ausführungen und zeigte den festen Willen, diesen schweren Winter mit allen staatlichen Machtmitteln durchzuhalten, Unruhen niederzuschlagen und alles zu tun, um das Ziel zu erreichen. Allerdings hat er nicht die Absicht, einen großen Plan zu veröffentlichen, auch nicht überstürzte Maßnahmen durchzuführen, sondern er will wie bisher Schritt für Schritt mit wohlüberlegten Maßnahmen vorgehen. Die bei der Besprechung beteiligten Herren hatten alle den Eindruck, daß der Kanzler sich des Ernstes der Lage sehr wohl bewußt und gesonnen ist, auch solche Maßnahmen zu treffen, die unpopulär sind, aber zum Ziele führen.

Vorbedingung für jede erfolgreiche Wirtschaftspolitik in diesem Winter, ebenso wie für jede feste und würdige Außenpolitik, ist nach wie vor die Zusammenfassung aller Kräfte unseres Volkes auf nationaler Grundlage zu gemeinsamer Arbeit im Dienste der Nation. Dieses scheint mir das entscheidende Problem zu sein, aber es liegt leider in weiter Ferne.

Vollversammlung des Verbandes der Bergischen Industrie- und Handelskammern am 11. November 1931 in Solingen.

(Nach Manuskript.)

Meine Herren!

Mehr als wir es alle ahnten, hat die mit unverminderter Wucht anhaltende Weltkrise die Folgen der Fehler gezeigt, die die Menschen des 20. Jahrhunderts in wirtschaftlichen Angelegenheiten gemacht haben. Der erste und wesentlichste Irrtum ist sowohl inner- wie außenpolitisch der, daß man politische Beschlüsse und machtpolitische Erwägungen ohne weiteres in der Wirtschaft glaubte realisieren zu können. Der zweite Irrtum ist der, daß man es in dem historisch gewordenen Zustande der wirtschaftlichen Zusammenarbeit und Wechselwirkung unter den Völkern noch für möglich hielt, einzelne Volkswirtschaften aus der Gesamtzusammenarbeit isolieren und entwickeln zu

können. Aus diesen beiden grundsätzlichen Fehlern folgt, daß heute das feingliedrige Netz der Kreditbeziehungen der Welt zerrissen ist und die wichtigsten in der produzierenden Wirtschaft führenden Länder, wie die Vereinigten Staaten, wie England und Deutschland, gefolgt von den übrigen Ländern der westlichen Zivilisation, unter einer allgemeinen Erstarrung des Wirtschaftslebens und unter nie gekannter Arbeitslosigkeit zu leiden haben. Nur Frankreich bildet vorläufig noch einzig und allein eine Insel in dieser die Welt erregenden Brandung.

Es ist erstaunlich und wird sicherlich bei allen Historikern, die in den kommenden Jahrhunderten einmal die Geschichte unserer Zeit zu schreiben haben, mehr als ein Kopfschütteln hervorrufen, daß es der Menschheit unserer Tage, die in allen wissenschaftlichen und geistigen Problemen so eng und erfolgreich zusammenwirkte, in politischen und wirtschaftlichen Fragen nicht gelungen ist, die Erkenntnis der Gemeinsamkeit des Schicksals auf unserem Planeten in die Tat eines zielbewußten gemeinsamen Handelns umzusetzen. Gerade auf wirtschaftlichem Gebiet braucht ja gar nicht so viel Forschergeist und Erfindungsgabe aufgewandt zu werden, um die Probleme dieser Krisis zu erkennen und ihre Lösungen ausfindig zu machen. Die Feststellungen, die dazu notwendig sind, wurden in zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten hinreichend geklärt.

Meine Herren! Durch die Ereignisse der letzten Monate ist mehr denn je allen Menschen, die es sehen wollen, klar geworden, daß die Wurzel unserer Krisis in dem politischen Diktatsystem von Versailles zu suchen ist, ja daß sie letzten Endes erst den wirtschaftlichen Rückschlag der großen Welle des Weltkrieges darstellt. Die riesenhafte Kapitalvernichtung im Weltkriege und der Kapitalverzehr durch die Liquidierung des Weltkrieges und seiner Folgen, abgesehen von den Tributzahlungen, machten eine Kapitalbildung in der Nachkriegszeit nur schwer möglich, zumal ja die Finanzierung des Kriegsbedarfs durch Zahlungsverpflichtungen auf die Zukunft erfolgte, die heute in Form von Kriegsschulden die Kapitaldisposition beeinträchtigen. Von der gesamten Kapitalbildung der Nachkriegszeit sind dann noch die Summen abzusetzen, die auf das Konto der Fehlinvestitionen fallen, worunter ich alle die Kapitalanlagen verstehe, die letzten Endes keinerlei produktiven Zwecken dienten. Dazu gehörten auch die Kapitalinvestitionen für solche Industrien, die vielfach aus falschverstandenen nationalen Prestige Gründen entwickelt wurden, ohne die natürlichen wirtschaftlichen Grundlagen zu besitzen.

Aber selbst der dann noch vorhandene Rest der Kapitaldispositionen in der Welt würde ausreichen, um die einzelnen Volkswirtschaften, wenn auch auf einem infolge der Kapitalverluste niedrigerem Niveau, zu stabilisieren. Aber dazu wäre eine vernünftige Verteilung der vorhandenen Kapitalmenge nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten erforderlich. Statt dessen hat die Politik der Wirtschaft die Disposition über das vorhandene und sich neubildende Kapital aus der Hand genommen. Aus politischen Gründen wurden in der Nachkriegszeit Anleihen auf Anleihen manchmal zu Zinssätzen gegeben,

die in sich schon die Unmöglichkeit ihrer Erfüllung trugen. Die heute überall eingefrorenen Kredite dieser Art stellen einen weiteren Verlustposten der in der Welt vorhandenen Kapitalmenge dar.

Die endgültige Zerstörung der wirtschaftlichen Verteilung des allenthalben verengten Kapitalvorrats der Welt erfolgte dann aber, als man dazu überging, an bestimmten Stellen die Grundlage für das Geld und damit die Grundlage für die Anweisung auf das Kapital, nämlich das Gold, zu horten, was man durch eine in unserer modernen Wirtschaftsentwicklung noch nie dagewesene Kreditkündigung zu erreichen suchte. Auf diese Weise trat an einzelnen Stellen ein totaler Vertrauensschwund ein, und so ist es verständlich, daß sich dieser in allen Volkswirtschaften fortsetzte. Unsere moderne Wirtschaft beruht in einem Maße auf der Wechselwirkung zwischen Gläubiger und Schuldner und auf der dynamischen Entwicklung des Kreditverhältnisses, daß es einfach unmöglich ist, an einem bestimmten Termin alle Fäden zu durchschneiden, um nun plötzlich so etwas wie eine Inventur des Kapitalbesitzes vorzunehmen. Die zwangsweise Realisierung wirtschaftlich arbeitender Kredite bedeutet einen Verlust einer solchen Unsumme von Kapital, das bisher wirtschaftlich gearbeitet hat, daß auch dieses Moment noch zu den schon erwähnten Kapitalverlusten hinzugezählt werden muß. Ich bin davon überzeugt, daß die Welt noch auf lange Jahre hinaus an diesen schwersten Erschütterungen zu tragen haben wird, und daß nur, wenn sich die Einsicht unter den Völkern der Welt von der Gemeinsamkeit des wirtschaftlichen Schicksals durchsetzt, auf einer Basis wieder aufgebaut werden kann, die weit unter dem Niveau von 1929, dem Niveau vor dem Beginn der schwersten aller Krisen, liegt.

Wenn Sie mich fragen, was von uns aus geschehen kann, um rechtzeitig auf eine gesunde Basis zu kommen, so muß ich Ihnen sagen, daß darüber kein Programm mehr aufgestellt zu werden braucht. Selbstkostenanpassung, Verwaltungsvereinfachung, Ersparnisse an allen Stellen sind Momente, die heute in Deutschland allgemein bekannt sind. Die Durchführung wird aber davon abhängen, ob es gelingt, die Macht und die Kraft aufzubringen, um ein solches Programm durchzuführen, das alles, was wir tun können, um unser Zukunftsschicksal wieder einmal günstiger zu gestalten, erfüllt. International gesehen ist es heute wirklich die zwölfte Stunde, wie dies Viscount d'Abernon neulich in ausgezeichnet klaren Ausführungen betont hat. Stabilität und Kooperation sind hier das Gebot, Vertrauen ist die Voraussetzung, endgültige Liquidierung der Vergangenheit, Beseitigung des unseligen Teilungskomplexes in Sieger und Besiegte und das Wohlergehen aller Völker ist das Ziel.

Meine Herren! Es ist in dieser Situation, in der die Not am höchsten steht, doppelt unverständlich, daß die Völker, statt nach Wegen zu suchen, um einander näher zu kommen und sich wirtschaftlich zu ergänzen, um so in gemeinsamer Kraft die Welt wieder aufzubauen, plötzlich in Gebräuche von wirtschaftlichen Epochen zurücksinken, auf deren Überwindung wir stolz waren. Oder ist es vielleicht eine besondere Leistung der Zivilisation, daß wir jetzt

sogar einen Tauschverkehr aufzuweisen haben, den afrikanische Negerstämme durchführen? Oder ist es eine besondere Leistung der Zivilisation, daß einzelne Völker dazu übergehen, Zollmauern auf Zollmauern zu türmen, um eine in den meisten Fällen unmögliche Autarkie durchzuführen und damit dem Schuldner noch die einzige Möglichkeit zu nehmen, seinen Verpflichtungen nachzukommen? Wird dieses System in dem bisherigen Ausmaße auf die Dauer beibehalten, so wird nicht nur die Verarmung, sondern der Ruin aller, auch solcher Völker die Folge sein, die noch glauben, sich auf der Insel der Seligen isolieren zu können.

Es scheint Europa nicht zu genügen, die wirtschaftliche Vorherrschaft der Welt verloren zu haben. Während in anderen Räumen Entscheidungen heranreifen, die die politische und wirtschaftliche Struktur unseres Planeten grundlegend verändern können, während im Fernen Osten (China, Japan, Indien, Rußland) weit über eine Milliarde Menschen in Bewegung gerät, versinkt Europa immer mehr in kleineuropäische Zustände. Ich kann nicht daran glauben, daß die weiße Rasse, die heute noch in engster Zusammenarbeit geistige Höchstleistungen vollbringt, keine Einigung auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet herbeiführen soll. Dies wird aber eintreten, wenn der heutige Zustand des Mißtrauens, der wirtschaftlichen Zerrüttung und der politischen Diktate fortgesetzt wird.

Vollversammlung des Verbandes der Bergischen Industrie- und Handelskammern in Düsseldorf am 3. Juni 1932.

Die weltwirtschaftliche Lage.

(Nach Manuskript.)

Mit Sorge haben wir in den ersten Monaten dieses Jahres die weiter fortschreitende Abwärtsbewegung der deutschen Konjunktur und die immer größer werdende Erstarrung des deutschen Wirtschaftslebens verfolgt; verzweifelt blicken wir in die Zukunft, die, dunkler verhangen denn je, keine Besserung verspricht. Die große Krise, die über uns hereinbrach, findet die Welt in wirtschaftlicher Uneinigkeit und Zerrissenheit vor. Jegliche Zusammenarbeit der Völker und Nationen wird unmöglich gemacht, da das gegenseitige Vertrauen, die Grundlage erspriesslicher wirtschaftlicher Arbeit, vernichtet ist. Argwohn und Mißtrauen unterbrechen die bestehenden Verbindungen, unterhöhlen das große Kreditgebäude, das die Welt umspannt, und ließen es in kurzer Zeit restlos zusammenbrechen. Wir stehen jetzt inmitten eines gigantischen Trümmerhaufens.

Die Entwicklung, die zu dem gegenwärtigen Zustand des wirtschaftlichen Kampfes aller Völker gegen alle geführt hat, setze ich als bekannt voraus. Verschiedene Anlässe im Herbst und Winter 1930/31 ließen die internationale Finanzwelt plötzlich die große Gefährlichkeit der Doppelbelastung der deutschen Wirtschaft einerseits durch politische und andererseits durch private

Schulden erkennen. Die dann dämmernde Erkenntnis führte zu dem Run auf Österreich und Deutschland und darüber hinauswachsend ganz allgemein zu einer Erschütterung des Vertrauens in die Sicherheit von kurzfristigen Auslandskrediten. Da die zwischenstaatliche Realisierung von Milliardenforderungen nicht durch entsprechende Warenbewegungen durchgeführt werden konnte, kam es zu riesigen Goldverschiebungen. Die Goldwährungen etwa der Hälfte der Welthandelsländer brachen zusammen, und Devisenzwangswirtschaft in fast allen übrigen Ländern war die Folge. Als Endergebnis müssen wir den Zusammenbruch des freien Waren- und Kapitalaustausches buchen.

Die fortgesetzten Kreditabzüge des vorigen Jahres haben zweierlei Wirkungen gehabt, je nachdem es sich um Schuldner- oder Gläubigerländer handelte: die Schuldnerländer bekämpften diese Abzüge mehr oder weniger glücklich von der Geldseite her durch Devisen- oder Währungsmaßnahmen. Dabei war die zwangsläufige Folge die Absperrung der inländischen Warenmärkte. Die Gläubigerländer dagegen hatten sich gegen die Warenüberschwemmung zu wehren, die in den Schuldnerländern ihren Ursprung hatte. Denn diese mußten notwendigerweise bestrebt sein, durch verstärkten Export Devisen zur Schuldentilgung zu erhalten. Die Mittel, die die Gläubiger hierbei zur Anwendung brachten, sind weit gefährlicher als die der Schuldnerländer, da sie rein protektionistischen Charakter tragen. Selbst große Gläubigerländer schlossen sich vom Welthandel ab, obwohl weder ihre Währung noch ihre Handelsbilanz sie dazu nötigten. Sie sind im Grunde genommen die Schuldigen an der ungeheuren Verschärfung der Krise, denn sie mußten voraussehen, daß nach Aufzehrung der geringen Gold- und Devisenvorräte eine Zahlung von seiten der Schuldnerländer nur in Warenform erfolgen konnte. Entweder hätten sie die Abzüge unterlassen oder ihre Grenzen der Wareneinfuhr ihrer Schuldnerländer offen halten müssen. Das hätte der wirtschaftlichen Vernunft entsprochen. Sie taten es nicht. Den Schaden trugen beide: Schuldner- und Gläubigerländer. Heftiger denn je rüttelte die Krise an den Volkswirtschaften und erschütterte sie bis in die Grundfesten.

Die von allen Ländern gegen die Ausbreitung der Krise getroffenen Maßnahmen laufen letzten Endes auf eine Ablösung der nationalen Volkswirtschaft von der Weltwirtschaft hinaus. Diese Abschnürung und Ablösung des einen Volkes vom anderen wird heute von vielen Menschen als wirtschaftliches Ideal angesehen. Unter dem Druck der wachsenden Krise wird die Autarkie als wünschens- und erstrebenswertes Ziel hingestellt. Der Gedanke der Autarkie entspringt der Idee der politischen Befreiung und will vollständige Selbstversorgung, um dadurch außenpolitische Bewegungsfreiheit zu erhalten. Diejenigen, die in Deutschland mit Wort und Schrift für eine Autarkie Reklame machen, führen als Hauptargument ihrer Bestrebungen die Stärkung des Binnenmarktes an. Wie durch vollkommene Selbstversorgung, also durch Sperrung jeglicher Einfuhr und durch Verzicht auf jegliche Ausfuhr, die größtmögliche Stärkung des Binnenmarktes erreicht werden

soll, also die bisher ergiebigen Ausfuhrmärkte durch den Binnenmarkt ersetzt werden sollen, darüber ist man bis heute noch den Beweis schuldig geblieben.

Es ist nicht richtig, Binnenmarkt und Weltwirtschaft einander gegenüberzustellen. Auch die Industrie sieht in der Erstarkung des Binnenmarktes eines ihrer Hauptziele, weil sie eine nationale Notwendigkeit ist. Der Weg, den sie begehen will, ist wesentlich anders. Er führt über die Weltwirtschaft. Außenhandel und Binnenwirtschaft stehen in wechselseitiger Beziehung. Der Außenhandel stärkt, solange seine Bilanz aktiv ist, den Binnenmarkt, und umgekehrt macht ein starker Binnenmarkt den Außenhandel wettbewerbsfähig. Diese Schicksalsgemeinschaft zu erkennen, sollten die vergangenen Jahre, in denen Deutschland, um seinen Verpflichtungen nachzukommen, das Land mit dem größten Ausfuhrüberschuß wurde, gelehrt haben. Deutschland bedarf der Einfuhr. Es muß die Industrie mit Rohstoffen versorgen und die zusätzliche Lebensmittelversorgung beschaffen. Es bedarf der Ausfuhr, um dem Ausland den Gegenwert für die Einfuhr zu liefern. Es bedarf der Ausfuhr um so mehr, als es seine starke private Verschuldung, eine Folge des Kapitalentzugs durch die Reparationen, zu verzinsen und zu amortisieren hat. Es muß ausführen, um ungefähr 14 Millionen Menschen zu versorgen, die vom Export leben. Und auf lange Sicht ist die Ausfuhr notwendig, um wieder nationales Kapital zu sammeln, das Krieg und Krise zerstört haben.

Die deutsche Wirtschaft ist also auf Gedeih und Verderb mit der Weltwirtschaft verbunden. Sie muß die auf den Auslandsmärkten erkämpfte Position verteidigen und zu erhalten suchen. Die mächtige Stellung, die Deutschland sich auf dem Weltmarkt in scharfem Wettbewerb mit Ländern, die unter viel günstigeren Kosten und günstigeren Wettbewerbsbedingungen arbeiten, errungen hat, darf freiwillig nicht aufgegeben werden, wenn es nicht auch in der Kraft und Entfaltung seines Volkstums und politisch herabsinken will. Unter dem Druck der Kreditkrise sind allerdings die Schwierigkeiten der weltwirtschaftlichen Behauptung für Deutschland überaus stark. Der zur Zeit geführte wirtschaftliche Krieg, die einseitigen politischen und autarkisch wirtschaftlichen Absperrungen und Vergewaltigungen der natürlichen Gesetze des Austausches von Waren und Kapital haben Deutschland zwangsläufig zu wirtschaftlichen Gegenmaßnahmen veranlassen müssen. Wir müssen uns auf Abwehrmaßnahmen beschränken, um unsere Wirtschaft und uns selbst zu erhalten. Unser Weg darf keine Flucht in die Autarkie sein. Von einer Einschränkung des Importes würden zwar einige Produktionszweige profitieren können, aber die Kaufkraft, die für die anderen zur Verfügung steht, wird entsprechend vermindert, da Einfuhrbeschränkung mit Verteuerung der importierten Waren und aller anderen Güter, denen sie als Produktionsmittel dienen, verbunden ist. Wir könnten unsere Einfuhr noch mehr beschränken, indem wir auf gewisse Luxusgüter verzichten, und die Rohstoffeinfuhr noch mehr beschneiden. Aber man muß sich darüber klar sein, daß eine Einschränkung der Einfuhr Gegenmaßnahmen des Auslandes und besonders durch die Schwächung der Kaufkraft

in den Exportländern eine Verminderung der Ausfuhr zur Folge hat, wodurch eine neue Schädigung des Binnenmarktes entsteht.

Die hier und da beobachtete Stimmung des Auslandes gegen deutsche Erzeugnisse, die zum Teil sogar schon die Form eines Boykotts angenommen hat, läßt jedoch außer Betracht, daß die Armut des deutschen Volkes und die hierdurch notwendige Einschränkung des Bedarfs die Einfuhr fremder Erzeugnisse beeinträchtigt. Das deutsche Volk darf Anspruch darauf machen, daß man seiner besonders schwierigen Lage Rechnung trägt und nicht sich zu einem Kampf gegen deutsche Erzeugnisse entschließt, der keine Rechtfertigung durch unsere Handelspolitik findet, sondern vielmehr durch die überaus schwierige Lage der deutschen Wirtschaft begründet ist.

Der Weg, den wir gehen wollen, um die Weltkrise zurückzudrängen und zu beheben, ist klar und einfach, aber so lange nicht zu begehen, als das Ausland noch immer nicht willens ist, aus der Weltlage die für den Wiederaufbau Deutschlands und der Welt notwendigen politischen Folgerungen zu ziehen. Zum Wiederaufbau der aus ihren Fugen gegangenen wirtschaftlichen Welt bedarf es im Grunde genommen eines nur sehr einfachen Auftriebes, nämlich des Entschlusses der Wirtschaftler oder Kapitalisten, ihre Mittel wieder an die wirtschaftliche Zukunft der Welt zu wagen. Die Voraussetzungen hierfür können weder Autarkie noch alle anderen Abschließungsmaßnahmen mehr oder minder starken Grades der einzelnen Länder sein. Sie liegen in der politischen Sphäre. Die Entscheidungen müssen so getroffen werden, daß neues Vertrauen für die Zusammenarbeit der Völker in der Welt entsteht. Die wichtigste Etappe auf diesem Weg ist die baldige endgültige Bereinigung der Kriegsschulden- und Reparationsfragen.

Zusammenfassend muß also zu dem Problem unserer handelspolitischen Orientierung gesagt werden, daß ein freiwilliger Verzicht auf Absatzgebiete, die uns noch offenstehen, nur dem Ideal einer absoluten Autarkie zuliebe, vollkommen verfehlt wäre. Wir müssen unsere wirtschaftlichen Positionen in der Welt, dort, wo wir sie noch haben, mit allen Kräften zu verteidigen suchen. Selbstverständlich müssen wir aber auch vorübergehende Abwehrmaßnahmen treffen, wo wir handelspolitisch heftig angegriffen werden. Es ist heute in der Landwirtschaft und in der Industrie allgemein anerkannt, daß der Binnenmarkt als die kräftigste Stütze der deutschen Wirtschaft, soweit es irgendwie geht, ausgebaut werden muß. An der Tatsache ist aber nicht vorbeizugehen, daß wir aus eigener Kraft am eigenen Markt viele Millionen von Menschen nicht mehr ernähren können. Diese Aufgabe fällt dem Export zu. Das ist seine Aufgabe, und die ist von großer Bedeutung. Schlagen wir daher nicht selbst die Türen dort zu, wo sie uns noch offengehalten werden.

Wenn sich die von uns vertretenen Wirtschaftskreise für eine größere Freiheit des Warenaustausches zwischen den benachbarten Ländern aussprechen, so bringen sie damit zum Ausdruck, daß sie Anhänger der freien individuellen Wirtschaft sind, die man möglichst wenig durch staatliche Eingriffe beschränken soll. Das bezieht sich aber nicht nur auf den Handels-

verkehr mit dem Ausland, sondern auch auf das Wirtschaftsleben im Innern. Auch dieses muß möglichst frei bleiben von staatlichen Eingriffen, weil es sich nur dann zu entwickeln vermag. Deshalb müssen wir die Individualwirtschaft als die beste Form der Wirtschaft, sowohl für den Weltmarkt wie auch für den inneren Markt, anerkennen.

Vollversammlung des Verbandes der Bergischen Industrie- und Handelskammern in Wuppertal am 15. November 1932.

(Nach Manuskript.)

Meine sehr verehrten Herren!

Es ist das beste Zeichen für die Kraft eines Volkes, wenn in Zeiten, in denen die ganze Welt vom Krisenfieber geschüttelt wird, die Jugend den Kopf oben behält. Soweit als möglich bemüht sie sich von der dumpfen Lähmung der Arbeitslosigkeit freizukommen. Mit kühnem Mut bietet sie der Problematik der Gegenwart die Stirn, versucht, sich neue Ideale zu schaffen und stellt sie in bewußten Gegensatz zu den überheblichen Schlagworten, die heute die Straße und das öffentliche Leben beherrschen.

Die Jugend will sich also neuen Lebensraum schaffen! Das ist das Fazit, das wir aus der Entwicklung der drei letzten Jahre, die dem deutschen Volk so viel Not und Entbehrungen auferlegten, zu ziehen haben.

Dieser Entwicklung müssen wir Rechnung tragen! Denn die Jugend läßt sich auf die Dauer nicht einengen, wenn ihre Ideale Kraft und Sinn haben.

Untätigkeit und das Wissen, abseits zu stehen, während andere ihre Kraft für die Arbeit an Volk und Vaterland einsetzen konnten, schufen den Willen zur Selbsthilfe. Die ersten Arbeitslager und die Anfänge des freiwilligen Arbeitsdienstes sind so entstanden. Lachend und froh, aber voll ernststen Willens, erfüllen die jungen Menschen die selbstgewählte Pflicht. An ihrem heiligen Eifer zerschellt jede Verunglimpfung und zerstob die Flut von Verdächtigungen, die von mißtrauischer Seite gegen die neue Bewegung anstürmte. Denn aus den ersten Anfängen war schnell eine Bewegung geworden, so schnell, daß die Regierung bald darangehen mußte, ihr gesetzmäßige Form und Grundlage zu geben.

Dienst der Jugend an Volk und Staat, Arbeit am deutschen Heimatboden zur Verbesserung der Lebensbedingungen des deutschen Volkes, das sind die Grundgedanken des freiwilligen Arbeitsdienstes und der Arbeitslagerbewegung.

Von entscheidender Bedeutung ist es, daß der Arbeitsdienst von einer sozialen Fürsorgemaßnahme zur zeitweiligen Beschäftigung unterstützungsberechtigter Erwerbsloser in eine Organisation umgewandelt wurde, die allen jungen Leuten vom 18. bis zum 25. Lebensjahr die Möglichkeit bietet, an Arbeitsdienstlagern teilzunehmen. So konnten auch Studenten und Jung-

akademiker, die dem Grundgedanken des freiwilligen Arbeitsdienstes besonders freudig zustimmten, sich dem Volksdienst anschließen.

Zwar hat es vorher schon eine Reihe von Arbeitslagern gegeben, an denen Studenten teilnahmen, aber jetzt war der Damm, der ihren Betätigungswillen hemmte, gebrochen. Der letzte Sommer und Herbst sahen eine große Anzahl von Akademikern und Studenten an der Arbeit, die die brachliegenden Kräfte der Jugend zu sinnvollem Dienst an der deutschen Volksgemeinschaft bringt.

Eine Reihe guter Nebenwirkungen — wenn man sie als solche bezeichnen will — hat der Arbeitsdienst. Es ist natürlich nicht sein Zweck, mit dem Spaten in der Hand neues Land zu erobern oder den Studenten zum Handwerker oder Handarbeiter zu machen. Nein, aber fühlen soll er, welche Segnungen die Handarbeit für ihn und sein Volk bringt, verstehen lernen soll er die Handwerker und Handarbeiter und den Wert ihrer Arbeit: Denn Arbeit ist nicht lediglich eine Verdienstquelle, sie will getan werden um ihrer selbst willen, als Auswirkung der schöpferischen Kräfte des Menschen, als Dienst am Volk und Vaterland.

Das Wort vom Führertum der deutschen Akademiker wird erst dann Wahrheit, wenn diese die schöpferischen Fähigkeiten, die im deutschen Volke schlummern, kennen, sie zu werten und einzusetzen wissen. Diese Kenntnisse vermag ihnen der freiwillige Arbeitsdienst zu vermitteln.

Neuerdings plant man, für den Studenten direkt nach dem Abitur, bevor er zur Hochschule geht, ein Werkjahr einzuführen, weil sich die Erkenntnis Bahn gebrochen hat, daß damit auch der akademischen Berufsnot gesteuert wird.

Arbeitslager, Arbeitsdienst und Werkjahr, diese drei, die deutsche Jugend beherrschenden Themen, stehen heute zur Debatte. Berufene und verdienstvolle Jugendführer, Herr Staatsanwalt Grauert, Geschäftsführer des Arbeitgeberverbandes für den Bezirk der Nordwestlichen Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller, Herr Dr. Schairer, der Leiter des Deutschen Studentenwerks in Dresden, und Herr Diplom-Volkswirt Gothe aus Kiel, wollen Ihnen diese Begriffe, die ich mir eben kurz zu umreißen erlaubte, näherbringen. Ich begrüße die drei Herren, heiße sie herzlich in unserem Kreise willkommen und danke ihnen schon im voraus dafür, daß sie aus weiter Ferne zu uns gekommen sind und uns hier beraten und helfen wollen.

Vollversammlung der Industrie- und Handelskammer zu Solingen am 17. Januar 1933 in Leverkusen.

(Nach Manuskript.)

Meine Herren!

Zum letztenmal stehe ich hier vor Ihnen als Vorsitzender der Industrie- und Handelskammer Solingen, zum letztenmal versehe ich das Amt, zu dem mich Ihr Vertrauen vor 14 Jahren berief. Es erfüllt mich mit stolzer Freude, daß gerade mir die große Ehre zuteil wurde, unsere heimische Industrie

durch so schwere Notzeiten zu führen. Freilich ohne Ihre Mitarbeit, insbesondere die vorzügliche Hilfe der Geschäftsführung, wäre mir dies nicht möglich gewesen; ich wäre ein Führer ohne Offiziere und Soldaten gewesen. Ihnen allein schulde ich Dank für die Unterstützung, die Sie mir bei der Führung meines Amtes als Ihr Vorsitzender in so großem Maße zuteil werden ließen.

Es war eine lange und schwere Zeit, die ich in Ihrer Mitte als Mitglied, stellvertretender Vorsitzender und als Vorsitzender verleben durfte. Kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges am 17. Juli 1914 wurde ich Mitglied der Industrie- und Handelskammer zu Solingen. Noch während des Krieges — am 9. November 1917 — wählten Sie mich zum stellvertretenden Vorsitzenden, und am 21. August 1918, nach dem Tode des uns allen unvergeßlichen Geheimrats Fritz Beckmann, beriefen Sie mich zu Ihrem Vorsitzenden.

Fast 20 Jahre lang kämpften wir Schulter an Schulter für unsere heimische Industrie, für die Erhaltung unserer Arbeit, für unsere Angestellten und Arbeiter. Es waren oft recht stürmische Zeiten, und es bedurfte vielfach des Einsatzes aller Kräfte, um durchzuhalten.

Wir sahen das Elend eines langen, vierjährigen Krieges, den wir gegen eine Welt von Feinden zu führen hatten. Vier Jahre arbeitete unsere Industrie unter den größten Anstrengungen mit der höchsten Tourenzahl, um den Anforderungen, die Volk und Heer an uns stellten, Genüge zu leisten.

Dann kam 1918 der Zusammenbruch mit seinen Unruhen und Wirren, der uns zwang, mehr denn je auf dem Posten zu sein, um unser Lebenswerk gegen die Angriffe und Übergriffe zum Wohle derer, die uns ihre Arbeitskraft anvertraut hatten, zu verteidigen. Zugleich mußten wir unsere Anlagen und unsere ganze Tätigkeit von den Kriegslieferungen auf die Bedürfnisse des Friedens wieder umstellen. Wir dürfen stolz sein auf die Leistungen, die unsere Industrie in jener Zeit vollbracht hat.

Die Inflation machte dann den größten Teil der geleisteten Aufbauarbeit zunichte. Wieder mußten wir von vorn anfangen. Unverdrossen gingen wir aufs neue an die Arbeit und ordneten die vom Rausch der Inflation außer Rand und Band geratenen wirtschaftlichen Verhältnisse, obgleich der Druck von Versailles auf uns lastete und die Feinde mit blanken Bajonetten und schweren Geschützen vor unseren Toren standen. Es waren Jahre schwerster Arbeit und stärksten politischen Druckes von innen und außen. Wir hielten durch. Langsam ging es wieder bergauf. Wir glaubten, das Schwerste überstanden zu haben.

Da kam Ende 1929 die große Krise, die unsere Hoffnungen aufs neue zerbrach, uns in einem Maße zurückwarf, wie wir es noch nicht erlebt, und uns um die Früchte unserer Arbeit brachte. Der Vertrag von Versailles hatte seinen Zweck, Deutschland wirtschaftlich zu vernichten, erfüllt. Aber seine Bestimmungen wirkten viel weiter, als die Verfasser es geplant und gewollt hatten. Es zeigte sich nämlich sehr schnell, daß eine politische Forderung von dem Umfange und der Art der Reparationen nie und nimmer realisiert werden konnte.

Je weiter sich die Erkenntnis durchsetzte, daß eine solche einseitige Belastung nicht durchführbar ist, um so größer wurde das Mißtrauen in der gesamten Welt, das fortwährend starke Störungen in den Handelsbeziehungen der Staaten und Erdteile untereinander verursachte. Da es trotz mehrfacher Konferenzen nicht gelang, den Reparationskomplex zu bereinigen, wuchs das Mißtrauen, und die Störungen machten sich in einem Maße bemerkbar, auch bei unseren Gegnern, wie diese es nie gedacht hatten.

Allerdings wurde Deutschland zuerst und am allerstärksten von der Krise betroffen, da es infolge des Wiederaufbaues und der auszehrenden Reparationszahlungen keine wirtschaftlichen Reserven zur Verfügung hatte.

Entstehung und Verlauf der Krise zeigen klar und deutlich, daß die Wirtschaft des einzelnen Staates und der Welt ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit unterworfen ist. Jeglicher Eingriff von politischer Seite führt zu Störungen, deren Wirkungen wir gegenwärtig verspüren. Versailles war ein solcher Eingriff. Die Quittung sind Millionen Arbeitslose und die großen Schwierigkeiten, mit denen alle Länder zu kämpfen haben.

Ich brauche Ihnen im einzelnen die Entwicklung und den Fortschritt der Krise nicht zu schildern, da Sie ja täglich ihre Erscheinungsformen vor Augen haben. Die Maßnahmen aber, die die in Schwierigkeiten geratenen Länder ergriffen, um sich von den Krisenwirkungen zu distanzieren, die Politik des „Rette sich wer kann!“ ist nicht dazu angetan, eine Besserung herbeizuführen. Jahrhundertalte Handelsbeziehungen sind nicht mit einem Schlage zu lösen, ohne daß eine solche Lösung schwerste Folgen zeitigt.

Nicht die Abschließung von der Einfuhr, nicht die Zurückziehung der Guthaben haben die Länder vor der Krise bewahren können, sondern diese Schneckenhauspolitik hat im Gegenteil dazu geführt, die Krise immer mehr zu verschärfen.

Endlich machten sich Mitte des letzten Jahres die ersten Zeichen bemerkbar, daß die Abwärtsbewegung im Begriff war, sich zu verlangsamen. Ganz Deutschland atmete auf, und gerne hörte man die Nachrichten, daß im Ausland die Geldmärkte sich verflüssigten, daß die Börsenkurse Miene machten, die Kurven hinaufzuklettern, statt hinabzugleiten, und daß auch die Rohstoffpreise zum Teil anfangen, sich zu erholen. Doch man traute diesen Zeichen noch nicht, zu oft waren die Erwartungen getäuscht, zu oft hatte man im Vertrauen auf baldige Besserung der Konjunktur voreilige Dispositionen getroffen.

In Deutschland war die Regierung von Papen ans Ruder gekommen. Sie befreite durch den Abschluß der Lausanner Verhandlungen das deutsche Volk von seiner größten seelischen Not. Die Zahlung der Reparationen hörte auf. Allenthalben wurde festgestellt, daß der Krisentiefpunkt erreicht sei. Deshalb griff die Reichsregierung mit ihrem großen Wirtschaftsprogramm vom 28. August 1932 ein, um die jetzt folgende Depressionsperiode möglichst abzukürzen und den Konjunkturaufstieg zu beschleunigen.

Und wirklich, es scheint, als ob das große Wagnis gelingen sollte, wenn auch zunächst nur zögernd und schrittweise. Trotz der politischen Wider-

stände und trotz zahlreicher handelspolitischer Schwierigkeiten, entstanden aus der ungeheuren Notlage der Landwirtschaft, muß festgestellt werden, daß Zeichen für eine Besserung vorhanden sind.

Insbesondere die chemische Industrie, die ich bisher in Ihrer Mitte vertrat, hat schon mehrfach von einer Belebung ihrer Geschäftstätigkeit berichten können. Sie hält auch jetzt noch an. Nachdem die I. G. Farbenindustrie seit Oktober bis Ende des Jahres 1932 schon 4000 Arbeiter und Angestellte wieder in Brot und Arbeit nehmen konnte, hat sie im Januar aufs neue 400 Arbeiter in den Leuna-Werken einstellen können.

Voraussetzung für eine Fortsetzung der Besserung ist allerdings, daß die im Herbst vorigen Jahres eingeleitete Wirtschaftspolitik auch von der Regierung Schleicher fortgesetzt wird, denn sie ist geeignet, den Verbrauch zu erhöhen und die Unternehmerlust zu stärken. Vor allen Experimenten aber, die die Unternehmerinitiative lähmen, und vor allen Versuchen, die den wieder klaren privatwirtschaftlichen Kurs in die undurchsichtige Atmosphäre lenken, die Marxismus, Staatskapitalismus und ähnliche Richtungen verbreiten, sei eindringlichst gewarnt.

Klar muß die Linie sein, wollen wir wieder in bessere Zeiten gelangen. Jeder Kompromiß, auch nur die kleinste Richtungsänderung, ist verderblich.

Nicht Deutschland allein hat es in der Hand, durch eine vernünftige Wirtschafts- und Handelspolitik das Krisentief zu verflachen. Mehr und mehr hat sich in der ganzen Welt die Erkenntnis von der Notwendigkeit neuer wirtschaftspolitischer Zusammenarbeit durchgesetzt.

Einiges hat man im letzten Jahre in dieser Hinsicht schon getan; die Vereinbarungen von Lausanne über die Reparationsforderungen waren die erste Etappe auf dem Wege zu dieser Zusammenarbeit.

Eine weitere, aber die wesentlichste Etappe, wird die Weltwirtschaftskonferenz sein, falls sie die in sie gesetzten Hoffnungen erfüllt. Und diese Hoffnungen scheinen gegenwärtig wieder mehr Aussicht auf Erfolg zu haben als vor einem Jahr, da inzwischen die wirtschaftliche Vernunft bei den Völkern und ihren politischen Führern eingezogen ist.

Zwei Hauptaufgaben hat die Weltwirtschaftskonferenz zu lösen: Das internationale Schuldenproblem und die Niederlegung der Handelsschranken.

Es ist inzwischen eine selbstverständliche und feststehende wirtschaftliche Tatsache geworden, daß die Schuldnerländer ihre Schulden nur in Form von Waren begleichen können und daß die Gläubiger ihre Handelspolitik dementsprechend einzustellen haben. Sichere Handelsbeziehungen werden die Arbeitslosigkeit mindern. Die Räder der Weltwirtschaft greifen dann wieder ineinander und beginnen zu laufen.

Es ist ein schönes Zukunftsbild, das ich Ihnen hier zeige, doch nicht zu schön, um wahr zu sein; denn es ist nur das Ergebnis einer konsequenten Überlegung. Die Weltwirtschaftskonferenz hat eine ungeheuere Verantwortung, eine Riesenmenge Arbeitsloser hebt zu ihr die Hände und bittet um

Arbeit und Brot. Möge der Druck dieser ungeheueren Verantwortung sie zu einem befreienden Entschluß kommen lassen.

Die Zeiten der Krise haben die Staaten, insbesondere die europäischen, gelehrt, daß sie ihre Handelspolitik in neue Bahnen lenken müssen. Bisher bestimmten die Grenzen des Staates auch zugleich die Grenzen des Wirtschaftsgebietes. Jetzt haben diese Wirtschaftsgebiete das Bestreben, sich zu größeren Wirtschaftsräumen zusammenzuschließen. Diese Wirtschaftsräume zeichnen sich zum Teil schon jetzt ab. Zu erwähnen sind die nordischen Staaten als Unterzeichner der Oslo-Klausel, die baltischen Staaten als Unterzeichner der baltischen Klausel, Belgien und Holland, die die Konvention von Ouchy schlossen. Die Bestrebungen, die Staaten des Donaubeckens zu einem Wirtschaftsraum zusammenzufassen, gehören ebenfalls hierher.

Überall hat man das Bestreben, aus dem kleinen Raum in ein größeres Gebiet zu gelangen, das eine wesentlich bessere Gestaltung und Ausnutzung der gegebenen wirtschaftlichen Möglichkeiten gestattet.

Sie sehen, meine Herren, das Dunkel, das seit Jahren auf unserem Vaterland lastet und die Kräfte unseres Volkes zu entmutigendem Nichtstun zwingt, beginnt sich am fernen Horizont zu lichten. Der Aufbau beginnt wieder.

Wenn ich gerade in diesem Zeitpunkt, da sich das Spiel der wirtschaftlichen Kräfte wieder entfaltet, diesen Platz verlasse, so tue ich das nicht, weil ich der Arbeit müde bin oder nicht mehr die Kräfte habe, das Werk noch einmal anzufangen. Sie wissen selbst, daß es einen solchen Grund für Männer, die wie wir mit unserer bergischen Heimat verwachsen sind, nicht gibt.

Ich lege meinen Vorsitz nieder, weil ich der Ansicht bin, daß wir Älteren die Pflicht haben, jüngere Kräfte im rechten Augenblick ans Ruder zu lassen.

Die Grundlage zum Wiederaufbau, zu neuem Aufstieg, haben wir geschaffen. Es ist ein langer und schwerer Weg, den die deutsche Wirtschaft zu gehen hat, ehe die Krisenwirkungen aufhören nachzuwirken.

Kräfte schlummern genug in unserem Volk. Werden sie geweckt und gebraucht, so wie wir es unsere Nachfolger gelehrt haben, dann bleibt der Wiederaufstieg nicht aus. Dann wird es wieder wie zu Bismarcks Zeiten ein von Sorgen befreites deutsches Volk geben.

III. Teil.

Andere wirtschaftliche Verbände.

Mitgliederversammlung des Vereins der Industriellen des Regierungsbezirks Köln am 25. März 1925 im Gürzenichsaal zu Köln.

(Kölner Industriehefte Heft 1/1925.)

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Der Herr Vorsitzende hatte die große Freundlichkeit, den neugebackenen Vorsitzenden des Reichsverbandes der Deutschen Industrie willkommen zu heißen. Es ist mir eine große Ehre und Freude, der, wie ich soeben höre, zweitältesten Tochter unseres Verbandes, dem heimischen Verein der Industriellen des Regierungsbezirks Köln, die herzlichen Grüße der industriellen Spitzenorganisation hiermit überbringen zu können.

Es ist das erstemal, daß ich in meiner Eigenschaft als Vorsitzender des Reichsverbandes der Versammlung eines unserer Mitgliederverbände beiwohne. Daß ich das nicht fortsetzen und im Laufe des Jahres zu den Versammlungen aller unserem Verbands angeschlossenen 300 Vereine gehen kann, werden Sie verstehen. Abgesehen von der Unmöglichkeit, sich durchzureden, ist das Verlangen, sich durchzuessen, ganz undurchführbar. Wie schwer es mir überhaupt geworden ist, das verantwortungsvolle Amt eines Vorsitzenden zu übernehmen, das wissen die Kenner der Verhältnisse ganz genau. Zuerst, als man meinen Namen nannte, habe ich mich nach allen Kräften gewehrt und abgelehnt. Dann bin ich selbst auf die Brautschau gegangen und habe geeignete Kandidaten gesucht. Als ich nach langem Mühen einen hervorragend geeigneten Nachfolger für Dr. Sorge gefunden und festgemacht hatte, ist er kurz darauf durch die Lappen gegangen. Dann haben wir einen anderen geeigneten Führer einstimmig auf den Schild erhoben. Auch der hat nach mehrwöchigem Besinnen abgelehnt. Schließlich habe ich alter Mann, dem Drängen meiner Freunde und Kollegen nachgebend, der Pflicht gehorchend, nicht dem eigenen Triebe folgend, zu dem kleinen Geschäft, das ich da draußen in Leverkusen betreibe, und das Sie ja kennen, auch noch das große Reichsverbandsgeschäft hinzugenommen. Ich habe A gesagt, nun muß ich auch B und C sagen. Was man tut, muß man ganz oder gar nicht tun.

Als Vater der großen Organisation darf ich nun die Tochter, die Vereinigung der Industriellen Kölns, nicht im Stich lassen, wenn sie, wie es hier geschehen ist, angegriffen wird. Sehr verehrter Herr Oberbürgermeister! Bei

aller Hochachtung vor Ihren Worten und bei allem Glauben an Ihre Behauptungen: Ein Körnchen Wahrheit liegt doch den Angriffen des Vereins der Industriellen gegen die Gemeinden und insbesondere auch gegen die rheinische Metropole zugrunde.

Der Reichsverband der Deutschen Industrie hat schon seit längerer Zeit über die verschwenderische Wirtschaft, wie sie von einer großen Zahl von Kommunen und Städten getrieben wird, reiches Material gesammelt, das bereits ein dickes Aktenbündel ausmacht. Es wird manchem Bürgermeister und mancher Stadtverwaltung angst und bange werden, wenn wir diesen Akt „Kommunalpolitik“ herausholen. Das ist alles echtes, authentisches Zahlenmaterial, da ist nichts geschwindelt. (Heiterkeit.) Wir sind gerne bereit, es den Herren Oberbürgermeistern und den Stadt- und Gemeindeverwaltungen zur Verfügung zu stellen.

Daß die Städte und Gemeinden große Schwierigkeiten hatten, erkennen wir an, daß sie in höchster Not waren, wissen wir. Aber die bösen Zeiten sind im wesentlichen jetzt vorüber und da muß wieder die altbewährte preußische Einfachheit, Sparsamkeit und Bescheidenheit ihren Einzug halten. Statt uns nun gegenseitig zu schelten und zu streiten, wäre es da nicht das beste und richtigste, wenn wir uns über solche Beschwerden einmal unterhielten und eine Verständigung herbeizuführen suchten? Wir haben es mit der Landwirtschaft ähnlich gemacht. Auch mit dieser haben wir uns früher gezankt und waren Feinde. Jetzt aber haben wir Frieden geschlossen. Wir wollen versuchen, gemeinsam Hand in Hand zu gehen. Wie wäre es, Herr Oberbürgermeister, wenn wir zwischen dem Reichsverband der Deutschen Industrie und dem Deutschen Städtetag eine ähnliche Vereinbarung treffen würden? Nur auf dem Wege friedlicher Verständigung kommen wir weiter. Wir haben doch alle als Bewohner der Städte und Kommunen ein großes Interesse an deren Wohlergehen. — Auf dem Wege des Wahlrechts können wir nichts erreichen. Da hat jeder nur eine Stimme, und diese Stimmen werden nicht gewogen, sondern nur gezählt. In dieser Beziehung ist uns die Masse über, und wenn wir dieser noch so laut predigen, das hilft alles nichts. Wenn Sie, Herr Oberbürgermeister, also damit einverstanden sind, werde ich in der nächsten Präsidialsitzung des Reichsverbandes einen solchen Vorschlag machen und dann wieder an Sie herantreten.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn ich nunmehr hier als Bußprediger auftrete. Ich halte es aber für meine Pflicht, die Wahrheit zu sagen, um wenigstens alles getan zu haben, was möglich ist, damit unsere Wirtschaft und damit das deutsche Volk nicht in den Abgrund stürzt, an dem wir nun schon seit Jahren stehen.

Daß die Lage unserer Wirtschaft ganz außerordentlich ungünstig ist, haben Sie heute aus dem Vortrag des Herrn Geschäftsführers Dr. Mayer gehört. Das hat Ihnen auch der Festredner, Herr Geheimrat Thiess, gesagt. Ich unterschreibe alles das, was dieser uns in aphoristisch kurzen und schönen Sätzen über die Industrie, ihre Not und ihre Sorgen, vorgetragen hat. Aber er

hat uns auch die Möglichkeiten und Wege der Besserung gezeigt. Es steckt sehr viel Wahrheit in diesem Vortrag. Das werden wir erst erkennen, wenn wir ihn — er wird hoffentlich gedruckt — Satz für Satz durchlesen. Man sollte ihn jedem Angestellten und Arbeiter in die Hand geben. Als unparteiischer Gelehrter, der die Dinge nicht durch die Brille einer Partei ansieht, ist Herr Geheimrat Thiess für uns alle maßgebend.

Unsere Lage ist außerordentlich schlecht. Allein in den letzten drei Monaten haben wir eine Unterbilanz des deutschen Außenhandels von ca. 1 ½ Milliarden gegenüber 2,7 Milliarden im ganzen Jahre 1924 gehabt. Noch wesentlich deutlicher tritt dies zutage, wenn man sich die Entwicklung in den einzelnen Monaten ansieht. Während die Passivität im Oktober 244 Millionen betrug, war sie im November auf 405 Millionen, im Dezember auf 569 und im Januar auf 674 Millionen Mark gestiegen. Der Februar 1925 ist auch sehr schlecht und ergibt bei 28 Tagen eine Passivität von 493 Millionen gegen 252 Millionen im Februar 1924. Und dabei befinden wir uns zur Zeit in einem Stadium des Überganges. Nach dem Dawes-Plan sollen wir uns langsam und allmählich vorbereiten auf das Jahr 1928 mit der von da an vorgesehenen Zahlung von 2,5 Milliarden an unsere Gläubiger.

Es ist kaum zu glauben, daß unsere Einfuhr an Fertigwaren, die im Jahre 1913 im Monatsdurchschnitt 120 Millionen betrug, im Januar 1925 den großen Betrag von 255 Millionen Mark erreicht haben soll. Jeder an seiner Stelle muß darauf drängen, daß wir so wenig als möglich einführen und so viel als irgend erreichbar ausführen.

Am vergangenen Sonntag bei der Messeeröffnung habe ich gesagt, man solle über die Kölner Messe die schönen Worte schreiben: „Gut und billig“. Gut, von prima Qualität, muß alles das sein, was wir fabrizieren und verkaufen. Es muß aber auch billig sein, d. h. niedrig im Preis im Vergleich zu unserer ausländischen Konkurrenz. Bei dieser Gelegenheit habe ich auch in dem Kreise der Messebesucher behauptet, wir wären schon über die Schwierigkeiten der Nachkriegszeit hinweg und lieferten wieder genau so gute Waren, wie vor dem Kriege. In diesem, hier im Gürzenich versammelten Kreise der Fabrikanten und Industriellen des Regierungsbezirks Köln muß ich mich berichtigen und dabei folgendes sagen: Heute früh ist unser Cheffingenieur zu mir gekommen und hat mir gesagt: „Wir in Leverkusen haben noch nie so viele bestellte Waren wegen Fehler und mangelnder Qualität zurückweisen müssen als gerade jetzt; etwa viermal mehr als im Frieden.“ Die gute Qualität, die wir dringend brauchen, läßt noch sehr zu wünschen übrig. Das ist schlimm, aber es darf nicht verschwiegen, es muß offen ausgesprochen werden, damit Besserung erfolgt.

Fragen wir nun, woran das liegt, so müssen wir offen und ehrlich antworten, meist an der mangelnden Arbeitsfreudigkeit unserer Arbeiter, an der geringen Sorgfalt, mit der alles geschieht. Fortwährend sind die Kommunisten dabei, ihren Arbeitskollegen klar zu machen, daß sie möglichst wenig arbeiten und möglichst schnell fertig werden sollen. Ein Teil der Schuld liegt

auch bei den Aufsichtsorganen, die, wie es z. B. bei uns der Fall ist, aus Angst, in die linksradikale Presse, z. B. den „Farbenkumpel“ usw., zu kommen, nicht mehr mit der Energie auftreten, die unbedingt erforderlich ist, will man gut und billig arbeiten. Wir alle, die wir für die deutsche Wirtschaft verantwortlich sind, müssen hier mehr als je persönlich eingreifen und nach dem Rechten sehen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Es ist also nötig, daß die Qualitätsarbeit noch mehr als bisher zu Ehren kommt. Denn nur mit der besten Qualität können wir unsere Stellung, die wir vor dem Kriege innehatten und nach dem Kriege verloren haben, wieder erobern. Wir müssen aber auch alles, was wir verkaufen, billig liefern. Das ist leicht gesagt, aber schwer getan. Es bedeutet, daß, wenn wir zur Zeit noch Leerlauf haben — und das ist leider bei vielen Betrieben der Fall —, wir, um unsere Betriebe in Vollauf zu bringen, keine großen, sondern sehr kleine Aufschläge für Generalspesen und Verdienst auf unsere Einstandspreise machen dürfen. Ich stehe in diesem Falle sogar auf dem Standpunkt, daß man bei vielen Fabrikaten z. Z. überhaupt noch auf Gewinn verzichten muß, um so Geschäfte zu machen und dann allmählich wieder in die Höhe zu kommen. Sie werden sagen: Der hat gut reden. Die Farben sind teuer und die pharmazeutische Industrie verdient viel Geld. Weit gefehlt! Das trifft nicht zu. Denken Sie nur daran, daß die chemische Industrie, vor allem die Interessengemeinschaft der deutschen Teerfarbentfabriken, ihre Stickstoffprodukte etwa 30 % unter dem Weltmarktpreis verkauft, und zwar ohne Druck und Zwang, lediglich getrieben von der Erkenntnis, daß wir der Landwirtschaft unsere Ware so billig als möglich anbieten müssen, um so eine Steigerung des Konsums und damit bei größerer Produktion eine Verbilligung unserer Produkte zu erzielen.

Wir müssen also die weitestgehende Ökonomie treiben, wie wir es nie zuvor zu tun brauchten, wir müssen möglichst wenig ausgeben, überall an Material und Arbeit sparen und so wenig als möglich verbrauchen. Daß wir alle ohne Ausnahme in Deutschland viel zu viel ausgeben, unterliegt für mich keinem Zweifel. Nun werden viele von Ihnen meinen, der hat gut predigen und redet schön, aber ohne Hoffnung auf Besserung ist keine Arbeitsfreudigkeit vorhanden; er soll uns deshalb auch einmal sagen, ob Hoffnung auf Besserung möglich ist! Meine Damen und Herren! Auch diese ist möglich. Ich bin von Natur aus Optimist und glaube bestimmt, daß es zu einer Besserung kommt. Das deutsche Volk ist wie kein anderes befähigt, mit seinem Interesse für und seiner Liebe zur Technik und Wissenschaft alles zu tun, was denkbar ist, um wieder in die Höhe zu kommen. Beispiele dafür sind die elektrische, die optische und die chemische Industrie. Bei diesen spielt die Wissenschaft und der Wissenschaftler, der Chemiker, der Elektroingenieur und der Physiker eine sehr große Rolle. Mit Hilfe der Wissenschaft wird hier dauernd Neues gemacht und erfunden, Besseres an die Stelle des Guten gesetzt. Obgleich wir z. B. draußen in Leverkusen, durch die Ungunst der Konjunktur gezwungen, 3000 Arbeiter und fast 1000 Beamte abbauen mußten,

haben wir die Zahl unserer Chemiker von 280 auf 340 vermehrt, lediglich um unsere Basis zu verbreitern und alles, auch das Neue, durch Besseres zu ersetzen. In dieser wissenschaftlichen Betätigung liegt unsere Hoffnung und unser Erfolg.

Sie werden erwidern: Was auf dem Gebiete der Chemie möglich ist, läßt sich nicht so ohne weiteres auf das Gebiet der Mechanik übertragen. Das ist richtig und dennoch darf man den Kopf nicht in den Sand stecken, sondern muß trotz aller Schwierigkeiten nicht darauf verzichten. Man muß wenigstens dann, wenn man, wie es in der Schwerindustrie bei einzelnen Firmen der Fall ist, derartige wissenschaftliche Laboratorien und Einrichtungen hat und nun vor der Frage steht, sie aufzugeben, weil der Betrieb die Unkosten nicht mehr tragen kann, trotzdem alles tun, um sie durchzuhalten. Das wäre das Allerletzte, was ich tun würde, selbst wenn mir nichts mehr übrig bliebe, aber die wissenschaftlichen Einrichtungen behielte ich bei, weil nur so allein ein Wiederaufstieg möglich. In der letzten Woche erzählte in einem Ausschuß des Reichsverbandes der Deutschen Industrie der Geschäftsführer des Vereins Deutscher Maschinenbauanstalten, Herr Lange, folgendes: Mit Hilfe einer neuen landwirtschaftlichen Sämaschine, die es fertig bringt, die Weizenkörner ganz langsam in bestimmten Abständen in den Boden zu legen, und unter Ausnutzung der Fortschritte auf dem Gebiete der Saatbeizung und der Stickstoffdüngung sei es möglich, eine Steigerung des Ertrages von 6—10 Zentner Weizen im Durchschnitt pro Morgen auf etwa 26 Zentner zu erreichen, also ein ganz kolossaler Erfolg auf dem Gebiete der Landwirtschaft mit neuen Mitteln und neuen Geräten.

Kurz, meine sehr verehrten Damen und Herren, was ich bezwecke und will, ist, daß wir zwar auf der einen Seite uns bemühen, so ökonomisch als möglich zu arbeiten, auf der anderen Seite aber alles zu tun, um wissenschaftlichen Geist in die Industrie hineinzubringen, um so eine Steigerung der Erfolge und damit einen Wiederaufbau unserer Wirtschaft herbeizuführen.

In diesem Sinne, meine sehr verehrten Damen und Herren, bitte ich Sie, mit mir einzustimmen in den Ruf: Die zweitälteste Tochter des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, der Verein der Industriellen des Regierungsbezirks Köln, lebe hoch, hoch, hoch!

100 Jahre Industrie- und Handelskammer Magdeburg.

(Magdeburgische Zeitung Nr. 245 vom 16. Mai 1925.)

Der Industrie- und Handelskammer zu Magdeburg spreche ich zur seltenen Feier ihres hundertjährigen Jubiläums herzlichste Glückwünsche aus. Ihr Geburtstag fiel in ähnliche traurige Zeiten wie heute. Um in die Höhe zu kommen, erstrebte man damals den deutschen Zollverein, der dann die Voraussetzungen für Bismarcks stolzes Lebenswerk schuf.

Heute ist das Deutsche Reich durch den verlorenen Krieg herabgestoßen von sonniger Höhe, auf die es seine Gründer führten, in dunkle Niederungen.

Nur durch unermüdliche, zähe Arbeit kann und wird es uns gelingen, das kostbare Erbe unserer Väter wieder zur Weltgeltung zu bringen. An der Erreichung dieses Zieles mit allen Kräften mitzuwirken, ist unser aller Pflicht, auch die der verdienstvollen Jubilarin, die darin sicherlich ihre vornehmste Aufgabe erblicken wird.

Geleitwort für den „Führer für Industrie und Handel“ anlässlich der Hauptversammlung des Verbandes der Mitteldeutschen Industrie am 22. u. 23. September 1925 in Gotha.

(Führer für Industrie und Handel Nr. 32 vom 19. September 1925.)

Die vorjährige Hauptversammlung des Verbandes der Mitteldeutschen Industrie stand unter dem Zeichen des Dawesplanes. Dieser war kurz zuvor durch das Londoner Abkommen von unserer Regierung gutgeheißen worden. Die deutsche Wirtschaft hatte unter dem harten Druck der obwaltenden Verhältnisse den Abmachungen zugestimmt. Sie tat es nicht ohne wesentliche Vorbehalte. Es hieß damals ausdrücklich, daß die Wirtschaft die ihr zugemuteten Lasten nur dann tragen könne, wenn sie von den innerpolitischen wirtschaftlichen Hemmnissen befreit würde. Diese Hemmnisse sind zwar gemildert, aber bei weitem nicht beseitigt. Ihre Folgen, die wir vorausgesagt, machen sich von Tag zu Tag mehr bemerkbar.

Schwere Gewitterwolken zeigen sich am Horizont. Sie werden sich über uns entladen, wenn nicht bald bessere Einsicht bei allen Schichten unseres Volkes Einkehr hält. Eile ist geboten. Preisabbau heißt das Programm, das der Herr Reichskanzler verkündet hat — ein Programm, dessen Erfüllung auch die deutsche Industrie mit allen ihren Kräften erstrebt. Dieses Ziel wird sich jedoch nur dann erreichen lassen, wenn man von allen Parteidoktrinen abrückt und auf allen Gebieten wieder zu den natürlichen Gesetzen des Wirtschaftslebens zurückkehrt.

Freie Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte! Arbeiten, produzieren, fleißig und intensiv arbeiten! Bei jeder Arbeit Bezahlung nur nach Leistung! Dabei einfach leben — einfacher und bescheidener als bisher —, damit Geld zum Sparen übrig bleibt! Nur so ist der Weg zum Aufstieg möglich, aber auch sicher.

Diese Leitworte sollten von jedem Deutschen ohne Ausnahme, wo immer er stehen mag, ob hoch, ob niedrig, beherzigt werden. Mögen sie auch dem Verbands der Mitteldeutschen Industrie zur Richtschnur seines Handelns dienen.

Jubiläumstagung des Bayerischen Industriellen-Verbandes E. V. am 5. Mai 1927 in München.

(Nach Manuskript.)

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Es ist mir eine große Freude, als Vorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen Industrie dem Bayerischen Industriellen-Verbande zu seinem 25jährigen Jubiläum die herzlichsten Glückwünsche der Spitzenorganisation der deutschen Industrie zu übermitteln.

Unter den vielen Töchtern des Reichsverbandes der Deutschen Industrie ist die bayerische Schwester der landschaftlichen Verbände mit ihrem Kranz von Enzian und Edelweiß im Haar und dem Strauß der heimischen Alpenrosen, dem Almenrausch an der Brust, eine der lieblichsten. Möge dir, du liebe, holde, du fleißige und erfolgreiche Tochter, noch viel Glück und Segen und ein weiteres Wachsen, Blühen und Gedeihen beschieden sein.

Bayern hat infolge seines politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Einflusses seit jeher eine bedeutende Rolle in der deutschen Geschichte gespielt. So war auch die Gründung des Deutschen Reiches vor 56 Jahren weder gegen noch ohne Bayern möglich. Es muß vielmehr auf die historische Tatsache hingewiesen werden, daß wir die Reichsgründung wesentlich der Initiative Bayerns verdanken. Seitdem ist die Einigkeit der deutschen Stämme so fest besiegelt, daß weder der Weltkrieg, noch der uns aufgezwungene Friede von Versailles, noch die leider auch heute noch andauernde Besatzung mit ihren geistigen und wirtschaftlichen Nöten am Rhein und Ruhr, in der Pfalz und in Hessen, wie unsere Gegner es gern gesehen und bemüht waren, uns auseinanderzusprengen vermochte.

Es darf aber auch selbst weder mit Gedanken noch Gebärden jemand der Idee einer Trennung des deutschen Volkes nach irgendeiner Richtung hin Raum geben, am wenigsten bei Erörterungen von solchen politischen Fragen wie dem Finanzausgleich, die doch im Vergleich zum großen Ganzen von untergeordneter Bedeutung sind.

Die letzten Reden Poincarés sollen uns in dieser Beziehung eine bleibende Mahnung sein.

Parallel mit der politischen Entwicklung des deutschen Volkes hat sich auch die deutsche Wirtschaft nur weiter, nur stärker und mächtiger entfaltet. Dies ist besonders seit der Gründung des Deutschen Reiches an allen Stellen mehr oder weniger stürmisch geschehen, bis sie vor dem Kriege eine solche Höhe erreichte, daß sie den Neid und die Mißgunst der ganzen Welt hervorrief.

In Bayern ging diese Entwicklung langsam und allmählich mehr in mittleren und kleineren Betrieben vor sich, während sich an Ruhr und Rhein und auch in Schlesien infolge der Rohstoff produzierenden Fabriken mehr größere Firmen bildeten, die jetzt infolge der Nöte der Zeit und der Nachwirkungen des Krieges zu größeren Verbänden zusammengeschlossen werden mußten.

Der Krieg und seine Folgen hat uns dann von unserer stolzen und lichten wirtschaftlichen Höhe hinabgeschleudert in das tiefe Tal der Beschäftigungs- und Arbeitslosigkeit. Wenn es auch seit Mitte vorigen Jahres langsam und allmählich wieder bergauf gegangen ist, so werden wir doch noch lange nicht auf der früheren Höhe angelangt sein. Es wird auch, das ist meine feste Überzeugung, bei der weltwirtschaftlichen Einstellung der uns umgebenden Nationen noch sehr lange dauern, bis wir wieder dahin kommen, aber dank der Zähigkeit und Energie, dank der Begabung des deutschen Volkes für wissenschaftliche Betätigung werden wir durch Qualitätsarbeit Gutes und Neues an die Stelle des Alten setzen. So mancher von Ihnen wird hierbei an den unbegreiflich hohen Kurs der Börse denken. Sie ist für uns Industrielle kein maßgebliches Barometer mehr. Ihr Optimismus schadet der deutschen Wirtschaft außerordentlich. Mir fehlt das Verständnis, und ich habe keinen Sinn für diese Spekulationen. Ich kann nur mein tiefstes Bedauern aussprechen und sehe in ihr eine Inflation, deren Folgen mit demnächst kommenden schwarzen Montagen nicht ausbleiben werden.

Im Verhältnis zu dieser frühzeitigen Entwicklung der deutschen Industrie haben sich die Verbände nur sehr langsam und sehr spät gebildet. Zuerst örtlich und nach Fachgebieten und dann erst in der Form landschaftlicher Organisationen.

So feiern wir heute erst das 25jährige Jubiläum des Bayerischen Industriellen-Verbandes, nachdem wir vor einiger Zeit das gleiche Jubiläum des Verbandes Sächsischer Industrieller gefeiert haben. Dort und hier sind es in erster Linie mittlere und kleinere Betriebe, um die es sich handelt. Das ist in Anbetracht der aus der Not geborenen großen Zusammenschlüsse hocherfreulich. Alles, was möglich, muß und soll geschehen, um diese kleinen Firmen zu schützen und dafür zu sorgen, daß sie erhalten bleiben. Der Reichsverband der Deutschen Industrie ist erst 1919, also vor 8 Jahren, durch Zusammenschluß der damals nicht mit-, sondern mehr gegeneinander arbeitenden Verbände, dem Centralverband Deutscher Industrieller und dem Bund der Industriellen gegründet worden. Dafür herzlichen Dank an alle, die an diesem Zusammenschluß mitgewirkt und auch herzlichen Dank an Herrn Geheimrat Dr. Kuhlo.

„Seid einig, einig, einig.

Das sind die starken Wurzeln unserer Kraft.“

Herzliches Glückauf!

(Führer für Industrie und Handel, Sonderausgabe zur Jenaer Tagung des Verbandes der Mitteldeutschen Industrie am 30. Sept./1. Okt. 1927.)

Dem Verband der Mitteldeutschen Industrie rufe ich zu seiner diesjährigen Tagung ein herzliches Glückauf zu.

Die soeben ausgeklungene eindrucksvolle Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie hatte in den Mittelpunkt ihrer Er-

örterungen die Qualitätsfrage gestellt. Gerade im Wirtschaftsgebiet des Mitteldeutschen Industrieverbandes finden sich zahlreiche kleine und große Firmen, die ihren guten Ruf daheim und draußen in der Welt durch die Güte ihrer Ware erworben haben.

Es ist mein aufrichtiger Wunsch, daß der Verband der Mitteldeutschen Industrie die Bestrebungen auf immer bessere und billigere Erzeugnisse auch weiterhin fördert. Er wird damit nicht nur den Unternehmungen seines engeren Bezirkes, sondern darüber hinaus der ganzen deutschen Wirtschaft auf dem Wege zu einer besseren Zukunft wertvolle Dienste leisten.

Leverkusen, im September 1927.

15 Jahre Weltwirtschaftliche Gesellschaft.

(Weltwirtschaft Nr. 2 vom Februar 1929.)

Wenn auch dem Wohlergehen der nationalen Wirtschaft unsere Haupt Sorge gelten muß, so hat doch die Entwicklung in der Welt die Notwendigkeit der Verbindungen und Verflechtungen der einzelnen Länder ergeben. So sind Aufgaben und Probleme gezeitigt worden, an deren Lösung Wissenschaft und Praxis in allen Ländern der Welt mitzuarbeiten berufen sind.

Ausführungen über das Problem der Gasfernversorgung auf der Tagung des Verbandes Rheinischer Industrieller am 3. November 1927 zu Neuß a. Rh.

(Nach Manuskript.)

Wenn ich mir vom Standpunkt des Chemikers aus die Wärmewirtschaft im Kokereibetrieb ansehe, so muß ich sagen, daß dort ein außerordentlich großer Raubbau getrieben worden ist. Es ist deshalb erfreulich, daß jetzt die zur Aktiengesellschaft für Kohleverwertung zusammengeschlossenen Koksproduzenten dazu übergehen, neue Wege zu wandeln.

Wir, die Vertreter der Industrie, haben alle ein großes Interesse daran, diese neue Bewegung zu fördern. Wir müssen eben unsere Wärmewirtschaft so billig wie möglich zu betreiben suchen. Von der Kommunalwirtschaft, die immer darauf bedacht ist, uns in bezug auf den Gaspreis so hoch wie möglich zu nehmen, können wir Besserung nicht erwarten.

Wir haben deshalb auch in der I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft, Werk Leverkusen, beschlossen, zukünftig Kokereigas an Stelle von selbst hergestelltem Kohlengas zu verbrauchen. Schon vor dem Kriege waren unsere Leverkusener Fabriken durch eine Rohrleitung mit den Zechen des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerkes verbunden. Als wir die Leitung in Betrieb nehmen wollten, brach der Krieg aus. Es gab so viel Störungen, daß wir uns

nicht auf die Lieferung von Koksgas verlassen konnten. Deshalb haben wir den geschlossenen Vertrag rückgängig gemacht und uns entschlossen, eine neue Gasfabrik zu bauen. Diese ist nach den neuesten Prinzipien errichtet worden und seit etwa zwei Jahren in Betrieb. Wir versorgen auch die Stadt Wiesdorf mit Heiz- und Leuchtgas. Trotzdem werden wir wahrscheinlich demnächst diese Gasanstalt stilllegen und einen Koksgas-Lieferungsvertrag mit der Aktiengesellschaft für Kohleverwertung abschließen. Der Preis, den man von uns fordert, ist gegenüber dem Preis des Gases, das wir selbst erzeugen, so niedrig, daß wir nicht nur das selbsterzeugte Gas mit großem Vorteil durch das uns gelieferte Gas ersetzen, sondern darüber hinaus auch unseren Gaskonsum ganz wesentlich steigern können. Wir werden nämlich neben der Gasanstalt auch noch die Generatoren, die uns das aus Koks erzeugte Generatorgas für bestimmte technische Zwecke liefern, stilllegen. Auch eine Reihe von Staubfeuerungen, die wir haben, soll verschwinden und der Reinlichkeit, Sauberkeit und der größeren Ausbeute wegen durch Koksgasfeuerungen ersetzt werden.

Wenn der Ersatz des Kohlengases und sogar des Generatorgases durch Koksgas für uns Vorteile hat, dann wird das sicherlich auch für eine Reihe von anderen Industrien der Fall sein. Selbstverständlich müssen wir zu dem Preis, zu dem man uns zu liefern bereit ist, auch noch die ziemlich erheblichen Amortisationskosten der stillzulegenden neuen Gasfabrik hinzurechnen. Ja, wir gehen sogar so weit, daß wir für die ersten Jahre die Retorten dieser Gasfabrik warm halten wollen, um sie bei Störungen und Stockungen im Koksgasbezug sofort in Betrieb zu nehmen. Unsere ununterbrochen durchlaufenden Fabrikationsbetriebe können solche durch Zufall oder Streik entstehenden Lieferungsschwierigkeiten nicht vertragen. Obgleich wir also den Einstandspreis des Koksgases noch mit Amortisations- und Betriebszuschlägen belasten, kommen wir nach den vorliegenden Rechnungen doch auf unsere Kosten, ja sehen darin wirtschaftlich und technisch große Vorteile.

Was nun die hier angeführten wirtschaftlichen Nachteile aller Art anbetrifft — wenn z. B. der Kohlenkonsum zurückgeht oder der Kohlen- und Kokstransport auf der Eisenbahn nachläßt —, so müssen wir diese mit in den Kauf nehmen. Wir kommen dafür dann aber auch um so länger mit unserem Kohlenvorrat aus, und die Kohlen- und Kokstransporte der Eisenbahn werden sicherlich bei verbilligter Produktion durch größeren Absatz an Fertigprodukten im In- und Ausland ersetzt. Aber selbst wenn das nicht der Fall sein sollte: Fortschritte, und um solche handelt es sich hier, kann man nicht hemmen und aufhalten. Wer sich dem Rad des Fortschritts in die Speichen wirft, wird nun einmal zermalmt. Unsere Parole muß eben sein: „Immer vorwärts!“

Aber auch die Braunkohlenindustrie hat ein lebhaftes Interesse an der Förderung der Ferngaslieferung. Abgesehen davon, daß auch hier, wie z. B. bei der Schwelung der Braunkohle, große Gasmengen für Fernlieferungszwecke auftreten, wird, darüber ist bei mir kein Zweifel, die Kohleverflüssigung, die sich in erster Linie auf die Braunkohle stützt, den dabei wahrscheinlich abfallenden Braunkohlenkoks in Generatorgas umwandeln und so der um-

liegenden Industrie ebenfalls Gas in billiger Weise zur Verfügung stellen können.

Also fördern Sie die Bestrebungen der Aktiengesellschaft für Kohleverwertung, die in erster Linie für uns im Westen in Betracht kommt, wo immer Sie können. Es bedeutet einen ganz gewaltigen Fortschritt Deutschlands gegenüber der Produktionswirtschaft der übrigen Welt, wenn es gelingt, die im Ruhrbezirk als Nebenprodukt abfallenden großen Mengen Koksgas rationell zu verwerten.

Tagung „Wirtschaft in Not“ des Bayerischen Industriellen-Verbandes in München am 24. März 1931.

Die Ansprache erschien in der Veröffentlichung des Bayerischen Industriellen-Verbandes E. V. Nr. 11 „Wirtschaft in Not“. Ein Auszug aus dieser Rede ist in dem Buch „Deutschlands Weg an der Zeitenwende“, das von Universitäts-Professor Dr. Karl Haushofer und Dr. Kurt Trampler herausgegeben wurde, erschienen.

Gegenwarts- und Zukunftsprobleme der deutschen Industrie.

Meine Herren!

Mit äußerster Kraftanspannung der ganzen Nation und unter schwersten Opfern ist es — gottlob! — gelungen, den katastrophalen Krisenwinter 1930/31 ohne Störung der öffentlichen Ordnung zu überwinden. Wie aber in der Natur neues Leben durch die Schnee- und Eisdecke des Winters sich Bahn bricht und die ersten Knospen den kommenden Frühling künden, so lassen auch in unserer deutschen Wirtschaft vereinzelte Anzeichen die baldige Sprengung des lähmenden Druckes der Krise erhoffen.

Ich denke an den Höchststand der Arbeitslosigkeit, der jetzt, so hoffen wir, überwunden ist. Der Handel schreitet infolge der geleerten Läger wieder zu zunehmenden Bestellungen. In einzelnen Zweigen der Textilindustrie ist bereits eine allmähliche Belebung festzustellen. In den Hauptländern der Rohstoffproduktion beginnt sich das Anziehen der Rohstoffpreise wieder in Nachfragezunahme umzusetzen, die letzten Endes den Exportindustrien zugute kommen muß. Auch die Börse hat schon in ihrer feinen Empfindsamkeit auf die ersten fühlbaren Anzeichen der kommenden Besserung reagiert. Dies war ihr um so leichter möglich, als die Aktienkurse in vielen Fällen, sogar unter Berücksichtigung des noch herrschenden hohen Zinssatzes, heute noch weit unterhalb des realen Wertes der Aktien liegen. Ich bin mir bewußt, daß diese ersten schwachen Anzeichen auch zum Teil saisonbedingt sind. Aber bei jedem Konjunkturumschwung ist es ein relativ sehr kleiner Anstoß, der die Unternehmungslust wieder wachruft, dem Kapital Anlagereiz bietet und so die Räder wieder zum Drehen und die Schornsteine wieder zum Rauchen bringt.

Selbst wenn auch die völlige Überwindung des Tiefstandes und die wirkliche Belebung unserer Wirtschaftslage noch bis zum Herbst andauern sollte: Aufgabe eines mutigen und wagenden Unternehmertums und Aufgabe einer vernünftigen und zielbewußten Regierung wird es sein, die ersten schüchternen Frühlingspflanzen der Belebung zu hegen und zu pflegen und günstigen Boden für ihr Wachstum und für ihr Blühen und Gedeihen zu schaffen.

Ebenso wichtig wie neues Wollen, neues Wagen und neuer Mut unternehmender Menschen gerade im jetzigen Zeitpunkt ist, ebenso unerläßliche Voraussetzung für einen gesunden und wohlfundierten Konjunktumschwung ist eine klare und zielbewußte Wirtschaftspolitik des Staates, die aus den schweren Fehlern des vergangenen Jahrzehntes gelernt hat. Sie darf nicht an Dogmen und politischen Prestigefragen festhalten, sondern muß das begonnene Reformprogramm so ausbauen, daß alle Ursachen gründlich beseitigt werden, die uns in die schwere, jetzt bald zwei Jahre dauernde Krise hineingetrieben haben.

Welche Forderungen sind nun für die künftige Gestaltung der Wirtschaftspolitik zu erheben?

Die Beantwortung dieser Frage erheischt entsprechend der Verschmelzung unserer deutschen Krise mit der weltwirtschaftlichen Krise eine Zweiteilung des Problems:

1. Maßnahmen, die die innerdeutschen Hemmungen beseitigen und eine Belebung einleiten sollen.

2. Internationale Maßnahmen zur Überwindung der Hemmungen, die der weltwirtschaftlichen Belebung im Wege stehen.

Ich weiß, daß keine der beiden Aufgaben für sich allein betrieben zum Ziele führen kann. Es handelt sich heute darum, auf beiden Gebieten, national wie international, die Kräfte der Einsicht und der Vernunft, des klaren Willens und der Energie aufzurufen, um die politische Sturheit und Verrantheit, die mit roher Gewalt in das feingliedrige Räderwerk der wirtschaftlichen Beziehungen der Welt eingegriffen und den ganzen Apparat so gut wie zum Stillstand gebracht haben, zu überwinden und mit dem Siege der Vernunft eine neue Ära des wirtschaftlichen Wohlergehens der Völker heraufzurufen.

Trotzdem so die endgültige Überwindung der Weltkrise und damit auch des deutschen Weltkrisenanteils nur von dieser Seite her kommen kann, ist doch die vorherige Konsolidierung der wirtschaftlichen Grundlagen Deutschlands von entscheidender Bedeutung. Derjenige wird aus einer Belebung des Wirtschaftsablaufes in der Welt den größten Nutzen ziehen können, der innerlich gekräftigt und gerüstet ist und sich so erfolgreich im Wettbewerb der Völker auf den Märkten der Welt durchsetzen kann.

Dazu kommt, daß eine neue Regelung der Reparationen, über die noch zu sprechen sein wird, nur dann für uns erfolgreich werden kann, wenn unsere Wirtschaft in sich die Kraft hat, einen länger andauernden Verhandlungszeitraum ertragen zu können, und wenn nicht, wie es bei den

Young-Plan-Verhandlungen war, hinter dem Stuhl der Verhandlungsführer ständig das drohende Gespenst krisenhafter Katastrophen in der Heimat steht.

Meine Herren! Die innerwirtschaftlich begründete Ursache der deutschen Krise ist in der Überspannung des Belastungsbogens bei Konsumtion und Produktion zu suchen. In der Konsumtion wirkte sich diese Tatsache in einem ständigen Kaufkraftschwund aus. Sind doch im Jahre 1929 mehr als 30 % des deutschen Volkseinkommens, 1930 sogar über 40 %, für öffentliche Zwecke in Anspruch genommen worden. Bei der Produktion wirkte sich die überspannte Belastung im Zusammenhang mit den übrigen Kostenfaktoren, wie zu hoher Lohn, gesteigerte Sozialabgaben und zu hoher Zins als ruinöse Existenzgefährdung aus, wenn auch die einzelnen Faktoren in der industriellen und der landwirtschaftlichen Produktion verschieden zur Geltung kommen.

Für die Notlage der landwirtschaftlichen Produktion ist neben der steuerlichen Belastung die Verschuldung und infolge der Übererzeugung die Absatznot bestimmend. Die Absatznot läßt sich kaum durch ein dauerndes Emporschrauben von Agrarzöllen beseitigen. Die tiefste Ursache europäischer landwirtschaftlicher Not ist in der technisierten Bebauung riesiger Agrarflächen Nord- und Südamerikas und in der Rationalisierung tropischer Anbauflächen zu suchen. Die nordischen Staaten, wie Dänemark, Holland, sogar Litauen und Finnland, haben aus der Tatsache, daß auf dem Gebiet der Getreidewirtschaft mit den Kosten der landwirtschaftlichen Produktion Nord- und Südamerikas nicht konkurriert werden kann, rechtzeitig die Schlüsse gezogen und sich weitgehend auf agrarische Veredelungsprodukte umgestellt. Die deutsche Landwirtschaft wird darauf ihr Hauptgewicht legen müssen. Es wurde in einsichtigen Kreisen der Landwirtschaft in letzter Zeit wiederholt betont, daß es nicht im Interesse der Landwirtschaft liegt, auf die Dauer als notleidend auf Staatshilfe angewiesen zu sein. Man will so bald wie möglich wieder durch eigene Rentabilität zur sicheren Existenzgrundlage kommen. Dazu ist allerdings neben der Beseitigung der drückenden steuerlichen Belastung und neben der Konvertierung der landwirtschaftlichen Verschuldung zu tragbaren Zinssätzen Selbsthilfe in Produktion und Absatz unumgänglich. Wesentliche Voraussetzung für eine Gesundung der Landwirtschaft und damit auch für die Belebung des Binnenmarktes ist aber eine rentabel produzierende Industrie. Die Einschaltung des Arbeitslosenheeres durch die volle Ausnutzung des industriellen Apparates bringt an sich schon eine derartige Steigerung der Kaufkraft industrieller Arbeitermassen, daß damit rückwirkend Stauungen im Absatz agrarischer Produkte beseitigt werden können. Landwirtschaft und Industrie sind also am Binnenmarkt gegenseitig eng aufeinander angewiesen.

Was ist nun zur Belebung der industriellen Produktion notwendig?

Meine Herren! In der Industrie hat der hohe Selbstkostendruck Verringerung des Exports, teilweise Vernichtung der Rentabilität und damit Einschränkung der Produktion gebracht. Voraussetzung für jede Belebung ist

also die Wiederherstellung der deutschen Konkurrenzfähigkeit und die Ermöglichung einer rentablen Produktion. Für beides ist eine Selbstkostenreduzierung erforderlich.

Wie kann dies im einzelnen geschehen?

Die deutsche Industrie hat heute noch mit einer Zinsbelastung von 8 bis 12% und darüber zu rechnen, gegen eine Zinsbelastung der amerikanischen Industrie mit 4 bis 10%, der englischen Industrie mit 4 bis 6% und der französischen Industrie mit 2 bis 4%. Es ist kaum denkbar, daß die deutsche Privatwirtschaft unter diesem hohen Zinsdruck einer Verschuldung von etwa 53 Milliarden Reichsmark wieder zur vollen Arbeitsfähigkeit emporsteigen kann. Es wird auch hier notwendig sein, sobald wie möglich Konvertierungen zu billigen Zinssätzen durchzuführen. Wir müssen eben alle nach einer so schweren Krise, die das Gebäude unserer Wirtschaft bis in die Grundfesten erschüttert hat, einfacher und bescheidener leben und uns den Gürtel enger schnallen. Jeder muß zu seinem Teil mit an dem Verlust, den die Krise der Gesamtwirtschaft zugefügt hat, tragen.

Dies gilt besonders auch für den Staat und den staatlichen Finanzbedarf. Abgesehen von den Verpflichtungen aus dem Young-Plan ist der öffentliche Finanzbedarf vom Jahre 1913 bis zum Jahre 1929/30 von 7,2 auf 20,5 Milliarden Reichsmark gestiegen, also um 185%. Die Aufbringung dieser schweren Steuerlast steht in unüberbrückbarem Gegensatz zu jeder Belebung der Wirtschaft. Es muß also noch viel mehr als bisher in Reich, Ländern und Gemeinden aufs schärfste gespart und immer wieder gespart werden.

In engem Zusammenhang mit dem notwendigen Aufgabenabbau in Reich, Ländern und Gemeinden steht auch die schleunige Bereinigung all der Fälle, in denen mit öffentlichen steuerfreien Betrieben der Privatwirtschaft Konkurrenz gemacht wird, einer Privatwirtschaft, von der man die Aufbringung der Steuern erwartet, die dann zur Deckung der Defizite dieser Experimentalbetriebe herangezogen werden. Zweifellos liegen auch hier in größtem Umfange Fehlinvestitionen mit Anleihemitteln vor, die jetzt als Zins- und Amortisationszahlungen den Bürgern zur Last fallen.

Eine weitere Erfahrungstatsache, die die Krise gelehrt hat, ergibt sich auf dem Gebiete der Lohngestaltung. Dem Einsatz der politischen Macht ist es gelungen, die Lohnfestsetzung aus der Bedingtheit wirtschaftlicher Tatsachen herauszulösen und in das starre System einer unabdingbaren Tarifgestaltung zu pressen. Man hoffte mit diesem Panzergürtel die einmal in günstiger Konjunkturlage erreichte Lohnhöhe für alle Zeiten stabilisieren zu können. Man hat sie stabilisiert, aber auf Kosten eines Arbeitslosenheeres von 5 Millionen, das durch die zusammenbrechenden Betriebe keine Möglichkeit der Arbeit findet. Das Prinzip hat gesiegt auf Kosten des Lebens. Es ergibt sich die klare Folgerung, daß auch die Löhne an das Auf und Ab des Konjunkturverlaufs angeglichen werden müssen. Das setzt allerdings ein Aufgeben des starren Prinzips der allgemeinverbindlichen Tarife zugunsten dynamischer Tarifvereinbarungen voraus.

Daß sich die Löhne bisher weder der schlechten Konjunktur noch der in letzter Zeit gestiegenen Kaufkraft angepaßt haben, ergibt sich auch aus einer Untersuchung, die ich in einem der größten Werke meiner Firma, der I. G., nach dem Durchschnitt des Effektivverdienstes anstellen ließ. Ich habe festgestellt, daß von 1913 bis 1931 der wöchentliche Nominallohn eines gelernten Arbeiters von 35 auf 62, also um 27 RM gleich 77% gestiegen ist, während der Reallohn von 35 auf 44,30, also um 9,30 RM gleich 26% gestiegen ist. Dabei liegt 1913 der Berechnung eine 54stündige Arbeitszeit zugrunde und 1931 nur eine 48stündige Arbeitszeit. Bei den ungelernten Arbeitern beträgt der Unterschied nominal 21,20 RM und real 6,40 RM.

Selbst bei Kurzarbeit mit dem Ziel, wie wir sie in unseren Betrieben durchführen, neue Arbeitskräfte einzustellen, ergibt sich, daß der heutige wöchentliche Reallohn eines gelernten Arbeiters bei 40stündiger Arbeitszeit mit 36,90 RM noch um 1,90 RM über dem Lohn von 1913 bei 54stündiger Arbeitszeit liegt, unter Zugrundelegung eines Index von 140.

Bedenkt man dabei, daß auch die Sozialabgaben von 1,6 Milliarden Mark im Jahre 1913 auf 6,1 Milliarden Reichsmark im Jahre 1929 gestiegen sind, so erkennt man die schwere Selbstkostenkrise der deutschen Wirtschaft, auf der anderen Seite aber auch die Notwendigkeit des Staates, hier einzugreifen.

Geordnete Finanzen, tragbare Besteuerung, wiederhergestellte Konkurrenzfähigkeit, Rentabilität der Wirtschaft und damit Einschaltung der deutschen Arbeitskräfte und Ausnutzung des Produktionsapparates sowie die Belebung des Binnenmarktes müssen das Ergebnis eines zielbewußt fortgeführten Reformprogramms staatlicher Instanzen sein.

Es kann nicht dringend genug davor gewarnt werden, wie es leider jetzt schon wieder versucht wird, durch politische Konzessionen längst als falsch erkannte Maßnahmen zu treffen. Ich denke hier an die Kommissionsbeschlüsse des Reichstags auf dem Steuergebiet, die wegen Abwesenheit der rechten Opposition von einer Mehrheit von Sozialdemokraten und Kommunisten gefaßt werden konnten. Sollten diese Beschlüsse Gesetz werden, so würde dadurch die dringend notwendige Eigenkapitalbildung empfindlich getroffen, die Kapitalflucht gefördert. Gerade die Eigenkapitalbildung ist für unsere deutsche Wirtschaft unerläßlich, wenn sie je wieder auf gesunden Füßen stehen will. Sicherlich brauchen wir auch heute noch ausländisches Kapital. Aber wir sollten doch bedenken, daß unsere Wirtschaft per Saldo schon mit etwa 17 Milliarden an das Ausland verschuldet ist, die an Zinsen jährlich über eine Milliarde erfordern, neben 1,7 Milliarden für Reparationszahlungen. Unser Bestreben muß darauf gerichtet sein, so rasch wie möglich wieder zur wirksamen Kapitalbildung im Inland zu kommen, um unsere private Verschuldung und vor allem die Abhängigkeit vom Auslandskapital allmählich zu beseitigen.

Damit kommen wir zum Problem der internationalen Verschuldung. Wir haben hier zu trennen zwischen den privaten Schulden und den politischen Schulden. Schon die private Verschuldung erweist sich international durch ihre hohen Zinssätze und den gestiegenen Goldwert als eine schwere

Hemmung der wirtschaftlichen Belebung. Insbesondere in all den Ländern, wo die Auslandsanleihen, die jetzt verzinst und amortisiert werden müssen, zu unproduktiven Investitionen, z. B. im Rahmen eines künstlich forcierten Industrialisierungsprozesses oder für agrarische Investitionen, die jetzt durch die schwere Agrarkrise notleidend geworden sind, angelegt wurden. Hier kann nur eine rasche Konvertierung der Anleihen auf einen niedrigeren Zinsfuß Hilfe bringen.

Geradezu prohibitiv gegen eine Belebung wirkt sich aber die politische Verschuldung in der Welt aus. Diese kann als der eiserne Vorhang bezeichnet werden, der der wirtschaftlichen Freiheit in der Welt und einem neuen Aufblühen der niedergebrochenen nationalen Wirtschaften im Wege steht. Auf der einen Seite bedeutet die politische Verschuldung einen dauernden Kaufkraftentzug der Konsumentenmassen in den Schuldnerländern. Auf der anderen Seite erzeugt die Tilgung der politischen Schulden, die ja letzten Endes nur durch den Überschuß der Handelsbilanz erfolgen kann, in den Schuldnerländern einen derartigen Exportzwang, daß dadurch die Wirtschaft der Gläubigerländer ernsthaft gefährdet ist. Insbesondere bei den deutschen Reparationsleistungen handelt es sich um rein willkürlich, politisch erzwungene, unerfüllbare Zahlungsverpflichtungen. Sie müssen für den Schuldner wie für den Gläubiger ruinös wirken, weil sie nicht die Liquidierung eines vorangegangenen wirtschaftlichen Prozesses bedeuten, sondern als Verminderung des Sozialproduktes, als zusätzliche Verschuldung und gesteigerter Exportdruck in Erscheinung treten. Die mangelnde Kaufkraft in Deutschland, die sich für den amerikanischen Export äußerst gefährlich auswirkt — ist doch der Export der Vereinigten Staaten nach Deutschland im letzten Fiskaljahr um 28% gefallen —, ist letzten Endes auch eine Folge dieses Kaufkraftentzuges durch die politischen Schuldzahlungen.

Die Reparationszahlungen und die politischen Zahlungen, die sich in Frankreich und in den Vereinigten Staaten anhäufen, wirken sich entweder als Goldhortung aus und schaffen damit ein weiteres Moment für die Anspannung des internationalen Kapitalmarktes und die Steigerung des Goldwertes, oder aber sie zwingen zu oft unwirtschaftlichen Kapitalanlagen im In- und Ausland. Besonders in den letzten Jahren wurde auf diese Weise eine überstürzte Industrialisierung gezüchtet sowie die Rohstoffproduktion derart aufgebläht, daß darin ebenfalls ein wesentliches Moment für den Ausbruch der Weltkrise liegt.

Es ergibt sich also, daß eine Beruhigung der weltwirtschaftlichen Atmosphäre nur dann eintreten kann, wenn dieser eiserne Vorhang der politischen Schuldverpflichtungen aufgezogen wird. Solange dies nicht geschieht, können alle Stockungen, Krisen und Erschütterungen in der Weltwirtschaft dem kapitalistischen oder besser individualistischen System nicht zur Last gelegt werden. Ein ungestörtes Funktionieren dieses Systems würde es bedingen, daß in Zeiten der Depression allenthalben billiges Kapital angeboten wird und auf diese Weise die Konjunktur allmählich wieder von selbst

zur Belebung kommt. Die politischen Schulden aber verhindern diesen natürlichen Kreislauf und stabilisieren Kapitalknappheit und hohe Zinssätze in den wichtigsten Ländern der Weltwirtschaft.

Die endgültige Überwindung der internationalen Krise hängt wesentlich davon ab, ob die vereinzelt Stimmen der Einsicht, die aus den Vereinigten Staaten schon zu uns gedrungen sind, so starke Resonanz auch in Frankreich und England finden, daß sie ein aktives Handeln auslösen können. Zweifellos haben hier die Vereinigten Staaten den Schlüssel der Weltkrise in der Hand. Entschließen sie sich zu radikalen Mitteln, zur Sprengung der politischen Schuldgefesseln, die die Weltwirtschaft an ihrem ungestörten Funktionieren hindern, so werden sie damit nicht nur ihrer eigenen Krise eine entscheidende Wendung verleihen, sondern der Welt eine neue wirtschaftliche Blüte schenken.

Unter diesen Gesichtspunkten muß auch eine Neuregelung des Reparationsproblems von seiten Deutschlands betrachtet werden. Sicherlich haben wir im Rahmen des Young-Planes die Möglichkeit, einen Aufschub zu beantragen. Dies halte ich aber für äußerst gefährlich, zumal damit an unserer Schuldverpflichtung durchaus nichts geändert ist, da wir ja in zwei Jahren den gesamten gestundeten Betrag zuzüglich der Zinsen nachbezahlen müssen. Wir können auch mit der Begründung, „daß die Währung und das Wirtschaftsleben durch den Transfer des aufschiebbaren Teils der Jahreszahlungen ernstlich in Gefahr gebracht werden könnten“, den beratenden Sonderausschuß anrufen, wenn auch dessen Empfehlungen weder für Gläubiger noch Schuldner bindend sind. Es zeigt sich hier immerhin eine Möglichkeit, zu neuen Verhandlungen zu kommen. Allerdings sind dazu im gegenwärtigen Zeitpunkt unsere inneren Verhältnisse noch nicht genügend konsolidiert. Eine Zerreißung des Vertrages liegt gleichfalls außerhalb des Bereichs des Möglichen, da wir uns damit selbst jeder Vertrauenswürdigkeit und Kreditsicherheit, die wir im heutigen Zustand noch dringend benötigen, berauben würden, ganz abgesehen von den politischen Folgeerscheinungen. Es bleibt uns also gegenwärtig lediglich, mit aller Kraft im Ausland, besonders in den Vereinigten Staaten, für die Überzeugung von der Unsinnigkeit der Kriegsschuldenregelung zu werben.

Daneben aber müssen wir versuchen, unseren Export soweit wie möglich zu forcieren, um damit deutschen Händen erhöhte Beschäftigung zu geben und den Gläubigern am fühlbarsten die Konsequenzen des Young-Planes vor Augen zu führen. Bei dieser Exportsteigerung soll die Bank für Internationalen Zahlungsausgleich nach Absatz 54, 55, 72 des Young-Planes und Artikel 4 des Bankstatuts Deutschland behilflich sein. Bis heute hat sie diese Aufgabe nicht erfüllt. Es muß verlangt werden, daß in Konsequenz des Neuen Planes die Internationale Bank in Basel Leihkapitalien zur wirtschaftlichen Erschließung der Gebiete ansetzt, die für die Ausdehnung des deutschen Exports von besonderer Wichtigkeit sind.

Allerdings ist die notwendige Ausdehnung unseres Exports nicht allein

von unserer Konkurrenzfähigkeit abhängig. In gesteigertem Maße treffen wir überall in der Welt Zollschranken, mit denen sich die Länder gegen unseren Export abschließen. Besonders bei den Reparationsgläubigern widerspricht dies völlig dem Sinn des Neuen Planes, wonach die Gläubiger die Zahlung der Reparationsleistungen in Form von gesteigertem Export in jeder Weise erleichtern sollten.

Welche Zukunftsaufgaben ergeben sich aus dieser protektionistischen Tendenz für unsere Handelspolitik, die dem Export den Weg bahnen soll?

Aus der theoretisch richtigen, in der Praxis aber wegen des Fehlens einer ausreichenden Weltfriedensgarantie undurchführbaren allgemeinen Freihandelstendenz ist die Welt in das andere Extrem, den Überprotektionismus, geraten. Diese Tendenz ist aber gleichbedeutend mit der Unterbindung jedes wirtschaftlichen Fortschrittes in der Welt. Es gibt kaum irgendwo völlig autarke Länder, die sich einen wie heute üblichen hohen Zollschutz auf die Dauer leisten können.

Während bisher durch Handelsvertragsverhandlungen auf der Basis der Meistbegünstigung die Schwierigkeiten des internationalen Protektionismus für unseren Export mühevoll überwunden werden mußten, scheint sich jetzt eine neue hoffnungsvolle handelspolitische Entwicklung anzubahnen. Aus der Enge des nationalen Wirtschaftsraumes streben kräftige Industriestaaten ebenso wie absatzsuchende Agrarstaaten nach größeren übernationalen Wirtschaftsräumen, die für einen größtmöglichen Anteil der Produktion Ausgleich in sich bieten und nach außen hin als starke Handelsvertragspartner auftreten können.

Begonnen wurde diese Tendenz äußerst zielbewußt in den Vereinigten Staaten, die mit Dollar und Gewehr nach Norden und insbesondere nach Mittel- und Südamerika ihre Einflußsphäre ausbreiteten. Als Ziel zeichnet sich der panamerikanische Wirtschaftsraum von Alaska bis zum Kap Horn ab.

Auch in Europa scheint dieses Ziel des regionalen Wirtschaftsraumes allmählich festere Formen anzunehmen. Für die südosteuropäischen Staaten, wie Jugoslawien, Rumänien und Ungarn, wird die Absatzfrage für ihre landwirtschaftlichen Produkte nachgerade zu einer Existenzangelegenheit. Den notwendigen Absatz finden sie zum überwiegenden Teil in Deutschland. Was liegt für diese Staaten näher, als mit Deutschland, dem kräftigsten Partner, eine Verständigung auf wirtschaftlichem Gebiet zu suchen? Deutschland auf der anderen Seite hat mit Österreich erhebliches Interesse an der Entwicklung des südosteuropäischen Absatzmarktes für industrielle Produkte. Wenn im gegenwärtigen Zeitpunkt auch nur 4% unseres Exportes in Südosteuropa Aufnahme finden, so steht doch zweifellos fest, daß die wirtschaftliche Entwicklung dieses Raumes, die durchaus schon in den nächsten Jahrzehnten möglich ist, die Aufnahme industrieller Produkte aus Deutschland um das Mehrfache steigern kann. Handelspolitisch wird letzten Endes eine Verständigung zwischen Deutschland, Österreich und den südosteuropäischen Staaten die Form einer Zollunion finden müssen, da durch Vereinbarungen auf diesem

Gebiete der übrige deutsche Export nicht gefährdet werden darf. Nur die Zollunion bleibt im Rahmen des Meistbegünstigungsprinzips, das unbedingt aufrechterhalten werden muß.

Durch diese regionale Wirtschaftskombination kann das europäische Problem von der Südostecke aus aufgerollt werden. Selbst wenn es gelingt, im Südosten zu einer tragbaren Regelung zu kommen, bleibt doch für eine endgültige Regelung des europäischen Problems die Frage einer wirtschaftlichen Verständigung mit Frankreich zu lösen. Erst ein geschlossener Wirtschaftsblock von Bordeaux bis Sofia wird Europa das wirtschaftliche Rückgrat geben, dessen es zur Behauptung seiner Bedeutung in der Welt bedarf. Denn während überall in der Welt neue Wirtschaftsräume zur Aktivierung schreiten, während sich ein panamerikanischer, ein indischer, ein chinesischer Wirtschaftsraum vorbereitet, droht Europa durch seinen inneren Zwist immer mehr an Bedeutung zu verlieren, zumal Rußland als mächtiger Wirtschaftsraum aus dem europäischen Gefüge ausgebrochen ist und England seine Interessen in seinem überseeischen Imperium gebunden sieht. Eine Konsolidierung und eine neue Blüte Europas kann nur von der gezeichneten Linie aus erfolgen. Während im Südosten die wirtschaftliche Vernunft über politische Starrheit zu siegen scheint, werden im Westen zur Zeit die Stimmen der Einsicht und der Klugheit noch von dem Geschrei chauvinistischer Agitatoren übertönt. Die Völker Mitteleuropas werden bald zu wählen haben, ob sie in vertrauensvoller wirtschaftlicher Zusammenarbeit eine neue Zukunft aufbauen wollen, oder ob sie in ihrer Zerrissenheit eine willkommene Angriffsfläche, wirtschaftlich und politisch, fremden Rassen und fremden Mächten bieten wollen.

Ebenso wie im Einzelleben handelt es sich auch im Völkerleben darum, persönliche Interessen, liebgewordene Ansichten und Traditionen zurückzustellen hinter die Interessen der ganzen Nation. Wir Deutschen werden die schwerste Leistung seit dem Kriege vollbracht haben, wenn die Krise überwunden ist. Den neuen Aufschwung aber werden wir nur mit einer Gemeinschaftsgesinnung erkämpfen können, die das Schicksal des einzelnen zurücktreten läßt und über alles das Wohl der Nation stellt.

Nur dann wird uns ein sicherer und dauernder Aufstieg gelingen, wenn wir das Wort unseres großen Philosophen Fichte zum Geleit nehmen:

„Es wird sicherlich nie wieder irgendein Wohlsein an uns kommen, wenn nicht jeder einzelne unter uns in seiner Weise tut und wirkt, als ob lediglich auf ihm das Heil des künftigen Geschlechtes beruhe.“



IV. Teil.

**Verein zur Wahrung der Interessen der
chemischen Industrie Deutschlands E. V.**

Die Lage der chemischen Industrie 1923—1924.

Eröffnungsrede auf der Hauptversammlung des Vereins zur
Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands

E. V. in Kissingen am 27. September 1924.

(Sonderdruck.)

Meine sehr verehrten Herren!

Lassen Sie mich, was die Vergangenheit angeht, wie bisher über den verlorenen Krieg, so auch über die Nachkriegszeit und vor allem über den Wirtschaftskrieg an der Ruhr mit der für so viele Unternehmungen folgen-schweren Inflation, den Schleier der Vergessenheit breiten. Es hilft nichts, wenn man immer wieder auf Trauriges, das der Vergangenheit angehört, zurück-kommt. „Blicke vorwärts, nicht zurück, froher Mut bringt Lebensglück!“

Ich habe leider allzusehr recht gehabt, als ich in meiner letzten Eröffnungs-rede vor zwei Jahren im September 1922 in Leipzig die Vermutung aussprach, daß wir uns damals in Eilzugsgeschwindigkeit auf der Fahrt über Wien nach Moskau befänden, und mit den Worten schloß: „Sie haben gesehen, wie schlecht es mit uns steht, in welch trostloser Lage wir uns befinden. Nirgends zeigt sich ein Ausblick auf Besserung, überall schwarze, tiefhängende, von Blitzen durchzuckte Gewitterwolken, beängstigende politische Schwüle, finanzielle Ohnmacht ohnegleichen usw.“

Vier Monate darauf stießen die Franzosen und Belgier unter nichtigstem Vorwande und, wie die besten Zeugen für uns, die englischen Kronjuristen, von Anfang an bestätigt haben, unter Verletzung des Vertrages von Ver-sailles in das industrielle Herz Deutschlands, ins Ruhrgebiet, vor.

Damit trat dann der völlige Zusammenbruch unserer Währung und nach einer Scheinblüte der Industrie auch der Zusammenbruch der deutschen Wirt-schaft ein.

Wir wollen heute nicht untersuchen, ob der passive Widerstand, mit dem wir im besetzten Gebiet ausnahmslos unseren Gegnern ihre Arbeit erschwert haben, richtig war oder nicht. Wirtschaftlich hätten wir uns sicher besser ge-standen, wenn wir uns, wie vom Spätherbst 1923 an nicht mehr anders mög-lich, ins Unvermeidliche gefügt hätten. Aber, wie schon Schiller sagt „Nichts-würdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre“ oder, um mit Kant zu reden „Wer sich zum Wurm macht, kann nachher nicht klagen, daß er mit Füßen getreten wird“.

Moralisch und innerpolitisch hat wenigstens uns, die Bewohner der besetzten Gebiete, nichts mehr in unserem Deutschtum geeint, gestärkt und gefestigt als dieser passive Widerstand. Das im Trüben und Geheimen gärende gefährliche Gift des Separatismus ist — darüber ist gar kein Zweifel — dadurch ganz unwirksam geworden. Gewiß, wirtschaftlich haben wir viel gelitten und sehr, sehr viel verloren. Manche Firmen, insbesondere die der Kohlen- und Eisenindustrie, haben in dieser Zeit erheblich an Substanz eingebüßt. Jahrzehnte werden vergehen, bis wir wirtschaftlich wieder unseren alten Stand erreicht haben. Trotzdem haben wir die Verletzung des Vertrages von Versailles nicht ohne Widerspruch und Widerstand hingenommen und würden es auch zukünftig nicht tun.

Doch nun hinweg von der Vergangenheit und hinüber zur Gegenwart. Wie sieht es denn zur Zeit bei uns in Deutschland in der Wirtschaft aus? Ganz bestimmt nicht gut. Es ist schlecht, insbesondere auch bei uns in großen Teilen der chemischen Industrie. Aber nicht nur bei uns in Deutschland allein, sondern auch in den anderen Ländern Europas, ja selbst in Amerika und in der ganzen Welt. Die überklugen Verfasser des uns aufgezwungenen Vertrages von Versailles ernten jetzt die schlecht und bitter schmeckenden Früchte ihres unwirtschaftlichen Denkens und Handelns. Dabei ist wie durch ein großes Wunder die Grundlage jeder gesunden Wirtschaft, unsere im vorigen Jahr total ruinierte Währung, heute wieder vollkommen gesund und in Ordnung. Die in erster Linie auf Vertrauen und besonders auf das Vertrauen auf das Eigentum des Grund und Bodens begründete Rentenmark hat sich, wenigstens für unsere innerfinanziellen Verhältnisse, über alles Erwarten gut bewährt. Daher Dank den Männern, die diese Lösung vorgeschlagen und durchgeführt haben.

Auf die Dauer kann und wird sie uns nicht helfen, aus dem Abgrund, in den wir hinabgerutscht sind, wieder herauszukommen. Dazu bedürfen wir, neben intensivster, ehrlicher Arbeit, der zur Zeit einzig wahren Grundlage aller Währungen, der Goldbasis, schon allein des Verkehrs mit dem Auslande und der großen Auslandskredite wegen, die bei der Verarmung Deutschlands, man kann wohl sagen, jedes deutsche Unternehmen benötigt. Hoffentlich wird uns die im Dawes'schen Gutachten vorgesehene Goldbank diese Hilfe ohne Schwankungen bringen.

Bei dieser Gelegenheit ein offenes Wort über die Kredite, das ich besonders an die Vertreter der deutschen Banken richten möchte. Es ist ja begreiflich, daß, wenn die Nachfrage nach Kapital groß, das Angebot aber gering ist, die vom Geldnehmer zu zahlenden Zinsen hoch sein werden. Wenn aber, wie es tatsächlich der Fall war und teilweise heute noch ist, die deutschen Banken lediglich für die Vermittlung ausländischer Kredite $\frac{1}{2}\%$ pro Monat oder 6% pro Jahr gerechnet haben und noch die Hälfte, 3% , fordern, während sie sich vor dem Krieg mit im ganzen $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}\%$ begnügten, so heißt dies bei allen großen Unkosten, die die Banken in der Zeit des Abbaues haben mögen, den Bogen überspannen, und zwar zum Schaden der Banken selbst. Sie ver-

lieren damit ihre alte Kundschaft und treiben sie dem Ausland in die Arme. Bei der großen Belastung, die der Vertrag von Versailles und neuerdings das auf Grund des Dawes'schen Gutachtens abgeschlossene Londoner Abkommen der Industrie aufbürdet, kann und darf diese die bisher üblichen hohen Zinssätze von 14, 16, 20% und mehr nicht bezahlen. Wenn Geld in Amerika bei einem jährlichen Zinssatz von 2 bis 3% keine Unterkunft findet, dann ist ein Zinssatz von 8% für an gute deutsche Unternehmungen gegebene Kredite viel zu hoch, zumal wenn ihre Goldbilanzen ergeben, daß sie in der Inflationszeit nicht nur nichts verloren, sondern ihre Substanz vermehrt haben. Das Risiko, das die amerikanischen Geldgeber bei uns in Deutschland laufen, ist nicht größer als in Amerika selbst. Wir Deutschen müssen nun einmal, um leben zu können, exportieren. Das ist aber wiederum nur möglich, wenn wir billig produzieren und billig verkaufen. Letzteres können wir nur, wenn wir neben billigen Fabrikationskosten für das Kapital, das wir zum Arbeiten nun einmal, und zwar im Gegensatz zu früher, leihen müssen, möglichst niedrige Zinssätze zahlen. Das liegt im Grunde der Dinge auch im Interesse der Geldgeber selbst. Ich hoffe also, daß unsere deutschen Banken dies einsehen und uns bei der Beschaffung von billigem Kapital helfen und unterstützen, wie sie das früher in vorbildlicher Weise getan haben.

Wie stehen wir in der chemischen Industrie nun zum Dawes'schen Gutachten und dem Pakt von London? Genau so, wie das in der Resolution¹⁾ zum Ausdruck gekommen ist, die vor kurzem der Reichsverband der Deutschen Industrie zusammen mit dem Deutschen Industrie- und Handelstag und dem Wirtschaftsausschuß für die besetzten Gebiete beschlossen hat und bei deren Abfassung wir mitwirken konnten.

Wir haben dieser Resolution auch heute nichts hinzuzufügen. Die nur aus Siegerstaaten stammenden Verfasser des Dawes'schen Gutachtens haben, das merkt man deutlich aus seiner Fassung heraus, sich nicht in die Lage besiegter Nationen nach einem so langen und schweren Kriege mit den während

¹⁾ „Die Voraussetzungen, unter denen die von uns vertretenen Wirtschaftskreise sich mit der Annahme des Dawes-Gutachtens abgefunden hatten, sind im Londoner Abkommen im wesentlichen unerfüllt geblieben. Unerfüllt geblieben ist insbesondere die Vorbedingung der Wiederherstellung der wirtschaftlichen und finanziellen Souveränität Deutschlands. Denn die Fortdauer der militärischen Besetzung schließt sie aus. Schärfsten Widerspruch erheben wir gegen eine Aufnahme handelspolitischer Verhandlungen unter dem Druck der Besatzung. Wir sind wirtschaftlich so geschwächt, daß Zugeständnisse auf handelspolitischem Gebiet mit den von uns nach dem Dawes-Gutachten übernommenen Verpflichtungen nicht vereinbar sind.“

Wir haben stets den Standpunkt vertreten, daß die in dem Dawes-Gutachten auferlegten Lasten sich als die Leistungsfähigkeit Deutschlands übersteigend erweisen werden. Jede weitere Hinausschiebung des wirtschaftlichen und politischen Friedens muß diese Leistungsfähigkeit weiter schwächen.

Trotz alledem glauben wir unter dem schweren Druck der gegenwärtigen wirtschaftlichen und politischen Lage, vor allem bei der Unhaltbarkeit der Zustände im besetzten Gebiet, die Verantwortung für eine Ablehnung des Londoner Abkommens und die sich aus ihr ergebenden wirtschaftlichen und politischen Folgen nicht übernehmen zu können. Wir müssen uns daher zur Empfehlung der Annahme entschließen.“

desselben und nach demselben gebrachten großen Opfern versetzen können. Schon der eine Satz, daß „Deutschland keine nennenswerten Verwüstungen erlitten habe“, beweist dies. Deshalb haben sie unsere Leistungsfähigkeit bei weitem überschätzt, wie dies Professor Cassel aus Stockholm vor kurzem sehr treffend offen und ehrlich nachgewiesen hat. Auch wir wollen und dürfen heute nicht schweigend an dieser Tatsache vorbeigehen. Immer und immer wieder muß dies gesagt werden, genau so wie es bei der Lüge von unserer alleinigen Schuld am Kriege nötig ist. Wir wollen verhindern, daß man uns, falls uns, wie ganz sicher, bei allem ernstesten Bemühen die Aufbringung jener uns aufgebürdeten 2,5 Milliarden Goldmark pro Jahr nicht möglich ist, wiederum, wie schon so oft, und wie auch ganz unverständlicherweise beim Verfall unserer Währung, absichtliches Verschulden und schlechten Willen vorwirft.

Als praktische und erfahrene Wirtschaftler haben die Gutachter allerdings endlich eingesehen, was wir immer und immer wieder gesagt haben, daß wir in Wirklichkeit nur das als Kriegsschuld in Gold zahlen können, was uns als Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr übrigbleibt — mehr nicht. Hierbei ist es nicht etwa in unser Belieben gesetzt, ob wir arbeiten und das ausführen, was unsere deutsche Wirtschaft zu leisten imstande ist. Auch hier sind uns und unseren Gegnern Grenzen gesetzt. Sobald die letzteren, die Nutznießer des Vertrages von Versailles, einsehen, daß die in London vereinbarten Sachlieferungen ihre eigene Industrie schädigen oder beeinträchtigen und damit die, wenigstens in England schon jetzt herrschende große Arbeitslosigkeit vermehrt wird, werden sie sich sicherlich gegen die Einfuhr von deutschen Wirtschaftsgütern aller Art ebenso durch hohe Zollmauern und Sperren wehren, wie dies einzelne dieser Länder, wie Amerika, England, Frankreich, Italien und neuerdings auch Japan gegenüber den Gütern der sogenannten Key-Industrien der deutschen Teerfarben, der pharmazeutischen Produkte und der Industrien der Feinchemikalien schon getan haben.

In Frankreich, wie auch in den anderen Ländern, wo sich während und nach dem Kriege unter dem Schutze der Regierungen, teils durch Einfuhrsperren, teils durch exorbitant hohe Zölle, eine einheimische Farbenindustrie entwickelt hat, ist die Lage der deutschen Teerfarbenindustrie nicht einfach und leicht, sondern ungünstig und schwierig. Das müssen auch die Vertreter der deutschen Regierung mehr als bisher beachten, die uns nicht nur gegen unseren ausdrücklichen Willen die Verlängerung der Farblieferungen aufgebürdet, sondern darüber hinaus, auch bei der Zumessung der Dawes'schen Industrie-Obligationen mehr als andere Zweige der Industrie belastet haben.

Herr Reichsminister Hamm hat vorhin in seiner Rede gezeigt, daß er diese Verhältnisse genau kennt und würdigt. Ich hoffe aber auch, daß sich das auf seinen Kollegen von der Reichsfinanzverwaltung und dessen Räte überträgt. (Geheimrat Dr. Bücher: Sehr richtig!)

Nach dem in Paris bzw. London getroffenen Abkommen soll die deutsche chemische Industrie mindestens 8% jener 5 Milliarden, das sind rund 400 Millionen, Industrieobligationen übernehmen. Nach einer von Dr. Frank und mir

aufgemachten Schätzung, die bei anderen Industriegruppen gar nicht durchzuführen und bei uns nur möglich ist, weil wir die Interessengemeinschaft der Teerfarbenindustrie als Grundlage haben, sind wir wahrscheinlich um 20 bis 25% = ca. 100 Millionen zu hoch eingeschätzt. Wenn auch bei der nächsten Vermögensdeklaration in zwei Jahren eine Korrektur vorgesehen ist, so bleibt doch die uns zufallende, allzu hohe Zahl der Individual-Obligationen bestehen.

Endlich werden wir in der chemischen Industrie und besonders in der neuen jungen Stickstoffindustrie, die dritte, dem deutschen Volk durch den Londoner Pakt auferlegte Last der Zinstragung und Amortisation jener 11 Milliarden Eisenbahnobligationen ebenfalls sehr stark zu spüren bekommen. Fast alles, was wir herstellen, wird aus billigen und schweren Naturprodukten gemacht, die wie Kohle, Schwefelkies, Steinsalz, Gips, Rohphosphate usw. große Transportkosten erfordern. Wie wir erst vor kurzem zu unserer eigenen Überraschung erfahren haben, ist die zu einer Interessengemeinschaft zusammengeschlossene Teerfarbenindustrie nach der deutschen Reichseisenbahn die größte Kohlenverbraucherin Deutschlands. Während die Reichsbahn heute pro Jahr etwa 7,2 Millionen Tonnen Kohle verbraucht, benötigt die Interessengemeinschaft allein für Heizungs- und Gaserzeugungszwecke einschließlich Koks etwa 2,8 Millionen Tonnen Steinkohle. Zählen wir noch die Braunkohle, die in Form von Rohkohle oder Briketts in großen Massen verbraucht wird, in Steinkohle umgerechnet, mit etwa 1,2 Millionen Tonnen dazu, so kommen wir auf einen Gesamtverbrauch von rund 4 Millionen Tonnen Steinkohle. Das ist wesentlich mehr als der größte Konzern der Schwerindustrie überhaupt benötigt. Der nächstfolgende größte Verbraucher ist Krupp mit etwa 2,4 Millionen Tonnen, dann folgt Siemens-Schuckert, Rhein-Elbe-Union mit etwa 2,3 Millionen Tonnen. Sie sehen also, die Frachten spielen bei uns eine sehr große Rolle. Das um so mehr, als auch unsere Endprodukte, wenigstens in der anorganischen Industrie, wie Schwefelsäure, Salzsäure, Salpetersäure und Sulfat und vor allem in der Stickstoffindustrie die Düngemittel die Eisenbahn stark belastende Massenprodukte sind. Die chemische Industrie wird also durch die unvermeidlich hohen Frachten, die zur Deckung der Zinsen und Amortisationsquoten der großen Eisenbahnobligationen nötig sind, wiederum ganz besonders hart betroffen.

Für uns Chemiker und Fabrikanten chemischer Produkte ist also der Londoner Pakt eine außerordentlich schwere Last, die uns das Fabrizieren und den Kampf auf dem internationalen Markt erheblich erschwert. Wir glauben aber und hoffen, daß das deutsche Volk, trotz Druck und Drang oder gerade dadurch erst recht wieder gesund und kräftig werden wird, und dann mehr als andere Völker, nicht nur wirtschaftlich, sondern auch kulturell, leisten kann. „Gezeiten gibt's in menschlichen Geschäften, nimmt man die Flut wahr, führt sie zum Erfolg“, und das wird hoffentlich der Fall sein.

Was nun unsere Zukunft anbetrifft, so ist sie nicht rosig, sondern sicher schwer, schwerer als die meisten, vor allem die Ausländer, glauben. Wir haben aber in unseren wissenschaftlich gebildeten Chemikern und Ingenieuren, in

unseren, in eigener Schule erzogenen und in der Welt erfahrenen Kaufleuten einen so ausgezeichneten Stab von Helfern zur Seite, daß wir — daran ist für mich kein Zweifel — sicherlich manches Neue erfinden und machen und Besseres an die Stelle des Guten setzen können und werden, wie wir es bisher immer getan haben.

Es ist auch nicht so leicht wie es aussieht — selbst das Verkaufen chemischer Artikel und insbesondere von Farbstoffen —, das haben wir bei unserer Konkurrenz im Auslande gesehen, etwas gleich gut und zumal ebenso billig nachzumachen, was wir früher erfunden und auf Grund von mehr als fünfzigjährigen Erfahrungen und Traditionen fabriziert und in den Handel eingeführt haben. Allerdings gehören, wollen wir das Feld behaupten und den Vorsprung, den wir, wenn auch nicht ganz, so doch zum Teil verloren haben, wieder ein- bzw. überholen, Männer mit Fleiß und eiserner Energie, mit Wollen und Können dazu. Auch müssen sich charakterfeste Führer an die Spitze stellen, die die richtigen Leute an die rechte Stelle setzen, damit diese den dornenvollen Weg, den wir zu gehen haben, ebnen und die Lasten, die uns aufgebürdet sind, tragen, ohne daß wir zusammenbrechen.

Wir Alten sind bald am Ende unserer Kraft und am Ende des uns von der Natur gesteckten Ziels. Es gehört frische, fröhliche Jugend, gesund an Körper und Seele dazu. Sie muß an unsere Stelle treten. Ihr darf neben Fleiß, Energie und Intelligenz aber auch der wissenschaftliche Geist nicht fehlen. Nur durch gründliche wissenschaftliche Vor- und Ausbildung, nur durch weitere Förderung des chemischen Unterrichts und der Forschung kann und wird es uns gelingen, das uns gesteckte hohe Ziel zu erreichen.

Wir müssen also — und damit komme ich zum Schluß — die schwierige Lage, in der wir uns befinden, meistern, um wieder auf die Höhe hinauf zu kommen, auf der wir gestanden haben. So müssen wir also nicht nur die Ausbildung der kaufmännischen, sondern auch der technischen, insbesondere der akademischen Jugend, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln und Kräften fördern. Besonders die letztere, die akademische Jugend, ist in solch schwieriger Lage wie nie zuvor. Auch ihr werden wir weiter unsere Hilfe leihen, auch sie soll weiter unserem Herzen am nächsten stehen.

Sein deutsches Vaterland in all seiner Not und Erniedrigung werktätig lieben, heißt daher heute mehr als je: arbeiten, helfen, fördern!

Hauptversammlung des Vereins zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands E. V. und die Feier des 50jährigen Bestehens am 11. u. 12. November 1927 in Frankfurt am Main.

(Chemische Industrie Nr. 47 vom 26. November 1927.)

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Wie Sie gestern abend aus dem Munde des Herrn Geheimrat Haeuser gehört haben, ist der Verein zur Wahrung

der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands mehr als 40 Jahre lang als selbständige Spitzenorganisation neben dem damaligen Centralverband Deutscher Industrieller und dem Bund der Industriellen seinen Weg gegangen. Er hat sich dann, als im Jahre 1919 die beiden eben genannten Organisationen zum Reichsverband der Deutschen Industrie zusammentraten, entschlossen, seine Spitzentätigkeit aufzugeben und sich als Fachorganisation in den Rahmen dieser großen zusammengeschlossenen Organisation einzugliedern. Der Reichsverband der Deutschen Industrie umfaßt zur Zeit 28 Fachgruppen, 21 landschaftliche Verbände, 37 örtliche und allgemeine Verbände, 68 Industrie- und Handelskammern und Gewerbegruppen sowie 17 Sammelverbände, also im ganzen 171 große Verbände, ferner die enorme Zahl von 1015 namentlich aufgeführten Unterverbänden, die aber wahrscheinlich noch wesentlich zahlreicher sind. Der Reichsverband der Deutschen Industrie bildet also, wenn ich so sagen darf, eine große Familie mit vielen Kindern und Kindeskindern, Enkeln und Urenkeln. Es ist erfreulich, daß, wenn auch wie in jeder großen Familie eine innerliche Harmonie nicht immer nötig und möglich ist, nach außen hin eine vollkommene geschlossene Einheitsfront gebildet worden ist, und zwar trotz der früher sehr oft als Sprengbombe wirkenden Zollverhandlungen, die ja damals auch den Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands veranlaßt haben, aus dem Centralverband, dem der Verein seiner Zeit angehörte, auszuscheiden.

Als derzeitiges Oberhaupt dieser großen Familie ist es mir nun eine ganz besondere Freude, unserer liebsten, schönsten, erfolgreichsten Tochter die allerherzlichsten Glückwünsche zu ihrem 50. Jubelfest darbringen zu dürfen. Diese Tochter ist zur Zeit schon in einem gesetzten Lebensalter. (Heiterkeit.) Aber sie ist eine außerordentlich prächtige Mutter und eine ganz ausgezeichnete Hausfrau. Wenn ich mir so die Kinder ansehe, die sie in die Welt gesetzt hat, so möchte ich zuerst einmal den ältesten Sohn nennen, jenen großen, man kann schon sagen ziemlich schweren Jungen, der sich mit der Fabrikation der schweren Chemikalien und anorganischen Produkte beschäftigt, der im wesentlichen seine Tätigkeit in den verschiedensten Teilen Deutschlands, weniger außerhalb, betreibt. Es folgt dann die schönste, in buntfarbigen Gewändern stets einhergehende, der ganzen Welt bekannte Tochter, die Teerfarbenindustrie. Leider hat sich diese Tochter den verlorenen Krieg allzusehr zu Herzen genommen und ist infolgedessen so abgemagert, daß sie zur Zeit nur das halbe Gewicht wie vor dem Kriege besitzt. (Heiterkeit.) Sie hat deshalb auch ihre ganzen Gewänder ändern müssen, hat sich ein schlichtes, einfaches Gewand angeschafft, sieht jetzt elegant und gut aus und wird sicherlich ihren Weg erneut nehmen und hoffentlich dann auch wieder an Körpergewicht zunehmen.

Zur Seite steht ihr eine liebliche, wohlgeformte, aber äußerst zarte Schwester, die pharmazeutische Industrie. Sie hat sich als Krankenschwester ausbilden lassen, trägt meist das Gewand der Roten-Kreuz-Schwester und beschäftigt sich damit, Kranken und Schwachen Produkte aller Art, der Natur,

der Kunst und der Wissenschaft, zu geben, um so helfend und tröstend zu wirken. Diese beiden Schwestern führen ein unstetes Leben. Im Gegensatz zu ihrem schweren, älteren Bruder bereisen sie die ganze Welt, sind dort auch überall bekannt und — was das Schlimmste ist — erregen die Bewunderung der Welt und werden damit eitel. In ihrer Eitelkeit werden sie vielfach photographiert und kinematographiert. So haben sie sich denn schließlich auch der photochemischen und der kinematographischen Kunst zugewendet und die Fabrikation photographischer Artikel begonnen. Da sie auch sehr viele Gewänder auf ihren Reisen verbrauchen, und zwar meistens sehr kostbare Gewänder, haben sie sich seit kurzem der Fabrikation der Seide zugewandt und erzeugen heute auch Kunstseide.

Endlich kommt nun der jüngste der Knaben, kaum 17 Jahre alt, aber schon erwachsen, mächtig entwickelt und sehr kräftig; auch ein schwerer Junge, der sich von Jugend an mit der Wissenschaft beschäftigt hat, und zwar nach einer ganz besonderen Richtung hin, indem er Apparate mit enorm hohen Drucken und hohen Temperaturen konstruierte und nun in dieser Apparatur den Stickstoff der Luft zwang, sich mit dem Wasserstoff des Wassers zu vereinigen und so das Ammoniak, daraus die Salpetersäure sowie all die schönen Produkte zu erzeugen, auf die wir heute ganz besonders stolz sind, die Produkte der Stickstoffindustrie.

Neuerdings hat die Mutter noch ein Baby bekommen, einen Nachkömmling, hoffentlich nicht das letzte Kind. Dieses Baby wendet sich einer ganz besonderen Tätigkeit zu. Es fängt schon damit an, Produkte zu machen (Heiterkeit), die wir bisher noch gar nicht hergestellt haben, Benzinöl und dergleichen; also es verflüssigt die Kohle. (Erneute Heiterkeit.)

Sie sehen: unsere Jubiläumsmutter ist eine ganz hervorragende Frau und kann stolz auf ihre Kinder sein, von denen ich nicht alle, sondern nur einige genannt habe. Eigentümlich ist nun in dieser Familie, daß sie eine merkwürdige Sprache gebraucht, die Außenstehende meist nicht kennen und meist nicht verstehen, allerlei Geheimzeichen und Zauberformeln, die alles mögliche andeuten. Das kommt daher, weil die Hausfrau, was auch charakteristisch für sie ist, einen prächtigen Hausfreund besitzt, einen Hausfreund, der immer ein- und ausgeht, den sie liebt und verehrt und der sie liebt und verehrt und dem sie nach allen Richtungen zugetan ist. Das ist die Wissenschaft. Auf diesen Freund ist sie ganz besonders stolz; sie herzt ihn, und wenn Sie wollen, küßt sie ihn auch. Sie ist aber daneben, wie ich schon sagte, eine ganz ausgezeichnete Hausfrau, die eine prächtige Wirtschaft führt, in der Ordnung, Sauberkeit und Fleiß herrschen. Bei ihr geht alles so zu, daß es vorbildlich für andere Hausfrauen sein muß.

Ihr langjähriger geschäftsführender Vorsitzender, und zwar vom Jahre 1919 an, war der schon eben genannte, leider allzufrüh verstorbene, für uns so außerordentlich wertvolle Kommerzienrat Dr. Frank. Neuerdings ist an seine Stelle ein ebenso fähiger und hervorragend tüchtiger Mann getreten, Herr Dr. Pietrkowski. Wir freuen uns ganz besonders, daß er seine bisherige

Tätigkeit in der chemischen Industrie aufgegeben und es übernommen hat, die dort gewonnenen Kenntnisse nun zum Wohle unserer gesamten chemischen Industrie zu verwerten.

Ebenso hilft unser Geschäftsführer Dr. Ungewitter der Hausfrau getreulich. Man braucht nur von einem Ministerium zum Geschäftshause dieser Hausfrau, künftig neuen und eigenen Geschäftshause, zu senden: die Karthothek wird aufgeschlagen, und von den tausenden und abertausenden von Produkten wird sofort festgestellt, was man nur haben und wissen will. Es ist wirklich eine ganz ausgezeichnete Ordnung in unserem Büro. Auch Herr Ministerialdirektor Dr. Posse wird bestätigen können, wie sehr ihm bei den Verhandlungen mit Frankreich, der Tschechoslowakei und allen anderen Ländern dadurch geholfen worden ist. Ich brauche das hier nicht besonders zu betonen.

Unsere Hausfrau treibt auch eine gute Finanzwirtschaft, was man ja sonst von den Hausfrauen nicht immer sagen kann. Sie treibt eine ausgezeichnete Finanzwirtschaft, indem sie in größter Ökonomie mit der geringsten Zahl von Menschen alles das leistet, was ich eben geschildert habe. Sie will allerdings jetzt, nachdem sie bisher mietweise bei der Berufsgenossenschaft gewohnt hat, sich ein eigenes Wohnhaus zulegen. Neben ihrem scharfen Verstand hat sie aber auch ein warmes Herz für alle öffentlichen Interessen, vor allem für die bei ihr beschäftigten Beamten und Arbeiter. In dieser Beziehung ist sie nach vielen Richtungen hin ein Vorbild und wird es hoffentlich noch weiter sein und bleiben.

So sehen Sie also in dieser Frau eine der schönsten und lieblichsten Töchter des Reichsverbandes, Daß sie auch für unsere nationale Wirtschaft von Wert ist, möchte ich nur mit ein paar Zahlen beweisen, indem ich darauf hinweise, daß in ihrer Wirtschaft Produkte für über drei Milliarden Reichsmark hergestellt werden — das ist ein Siebentel bis ein Achtel der gesamten Industrieerzeugnisse — und daß die Mehrzahl dieser Produkte noch dazu fast ausschließlich mit inländischen Rohstoffen erzeugt wird. Die Ausfuhr der chemischen Industrie betrug im Jahre 1926 1020 Millionen gegenüber 910 Millionen im Jahre 1913.

Es ist mir nun als dem Oberhaupt dieser Familie eine ganz besondere Freude, nicht nur hier erscheinen zu können, sondern auch die allerherzlichsten Glück- und Segenswünsche darzubringen; das werden Sie verstehen. Ich hoffe und wünsche, daß diese Tochter dem Reichsverband der Deutschen Industrie treu zugetan bleibt wie bisher und daß sie auch innerhalb des Reichsverbandes in derselben Weise wie seither helfend und fördernd wirkt.
(Lebhafter Beifall.)

* * *

Im weiteren Verlauf der Verhandlungen nahm C. Duisberg das Wort zu folgenden Ausführungen:

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Der Vorstand hat den Wunsch geäußert, daß eines der Ehrenmitglieder nunmehr das Wort nehmen möchte, um Beschlüsse, die die gestrige Hauptversammlung gefaßt hat, bekannt-

zugeben. Die Reihe wäre natürlich in erster Linie an unserem Altmeister gewesen, an dem hier sitzenden jugendlichen Vierundachtziger, der gestern mit einer Beredsamkeit und einem Feuer gesprochen hat, daß es eine wahre Freude war, und dem wir wünschen, daß er sich diese Frische des Geistes und des Körpers noch lange erhalten möge. (Bravo!) Herr Geheimrat Gans hat aber gebeten, daß ein anderer das Wort nehmen möge, nachdem er gestern gesprochen habe. Dann käme Herr Geheimrat Weber an die Reihe. Leider ist Herr Geheimrat Weber nicht mehr in der Lage zu reisen; er konnte deshalb nicht zu uns kommen. Infolgedessen muß ich als jüngstes Ehrenmitglied nach ihm sprechen und Ihnen nun folgendes bekanntgeben:

Die Jubiläumsfeier bildet wie keine andere Feier den willkommenen Anlaß, einer Reihe von Mitgliedern, die sich in langjähriger treuer Arbeit um den Verein verdient gemacht haben, die höchste Auszeichnung zu teil werden zu lassen, die der Verein zu vergeben hat, die Ehrenmitgliedschaft. So ist denn gestern in der Hauptversammlung beschlossen worden, acht Mitglieder des Vereins zu Ehrenmitgliedern zu ernennen.

Unser hochverehrter Vorsitzender, Herr Geheimrat Dr. Gustav Aufschläger, hatte die Bitte ausgesprochen, mit dem jetzt eintretenden Ablauf seiner Amtsperiode von einer Wiederwahl abzusehen. Unter diesen Umständen ist es Pflicht und Bedürfnis, ihm durch die Wahl zum Ehrenmitglied unseren herzlichsten und aufrichtigen Dank für alles das abzustatten, was er während seiner Amtsperiode als Vorsitzender für den Verein getan und geleistet hat. (Bravo!) Dazu kommen die großen Verdienste, die sich Herr Dr. Aufschläger um die Pulver- und Sprengstoffindustrie, der er sein ganzes Leben erfolgreich widmete, vor dem Kriege und vor allem während des Krieges, besonders auch als Vorsitzender der Kriegs-Chemikalien-Aktiengesellschaft erworben hat. Ich danke Ihnen, Herr Aufschläger, und darf Ihnen hiermit Ihr Ehrendiplom überreichen. (Lebhafter Beifall!)

Herr Geheimrat Dr. Adolf Haeuser hat in sechsjähriger Amtsdauer, darunter in vier schweren Kriegsjahren, die an den Verein in organisatorischer Beziehung außerordentliche Ansprüche stellten, die Geschäfte des Vereins als Erster Vorsitzender mit sicherer Hand geführt. Als langjähriger Leiter der Höchster Farbwerke — er feiert demnächst sein vierzigjähriges Geschäftsjubiläum — hat er sich große Verdienste um die Entwicklung der Farbenindustrie und der pharmazeutischen Industrie erworben. Deshalb habe ich die Ehre, Herr Geheimrat Haeuser, auch Ihnen Ihr Ehrendiplom überreichen zu dürfen. (Lebhafter Beifall!)

Herr Geheimrat Dr. Franz Oppenheim ist unser langjähriger, in Friedens-, Kriegs- und Inflationszeit stets bewährter Schatzmeister, der dieses zeitweise recht dornenvolle Amt ein Vierteljahrhundert verwaltet hat. In fast 50jähriger Dienstzeit hat er als Leiter der Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation zu Berlin dieses Unternehmen entwickelt und auf eine große Höhe gebracht. Auch Ihnen, Herr Oppenheim, überreiche ich hiermit das Diplom und bitte Sie, es in Empfang zu nehmen. (Lebhafter Beifall!)

Nun kommt unser lieber und verehrter Freund Dr. Otto Wenzel an die Reihe, von dem Sie schon gestern abend gehört haben, daß er den Verein mitbegründete und ihm als spiritus rector und Geschäftsführer während der ersten 33 Jahre seines Bestehens vorgestanden hat. Seine großen Verdienste um den Aufbau und die Entwicklung des Vereins sind mit goldenen Lettern in die Annalen der Geschichte des Vereins eingegraben. (Bravo!) Daher überreiche ich auch Ihnen dieses Dokument. (Lebhafter Beifall!)

Herr Professor Dr. Bernhard Lepsius hat als Vorsitzender in den Jahren 1907—1909 und als Nachfolger von Herrn Kommerzienrat Dr. Holtz die schwierige Aufgabe gehabt, Herrn Dr. Holtz nach 25jähriger Amtszeit zu ersetzen und den von diesem hochgebrachten Verein auf seiner Höhe zu erhalten. Herr Lepsius, auch Ihnen überreiche ich hiermit das Diplom. (Lebhafter Beifall!)

Herr Dr. Wilhelm Haarmann, auch eines unserer ältesten Mitglieder, hat seit langen Jahren unserem Gesamtausschuß angehört. Er hat sich um den Aufbau der deutschen Riechstoffindustrie hervorragende Verdienste erworben. Leider haben wir wegen seiner Erkrankung nicht die Freude, ihn unter uns zu sehen. Wir werden ihm deshalb das Diplom zusenden. (Lebhafter Beifall!)

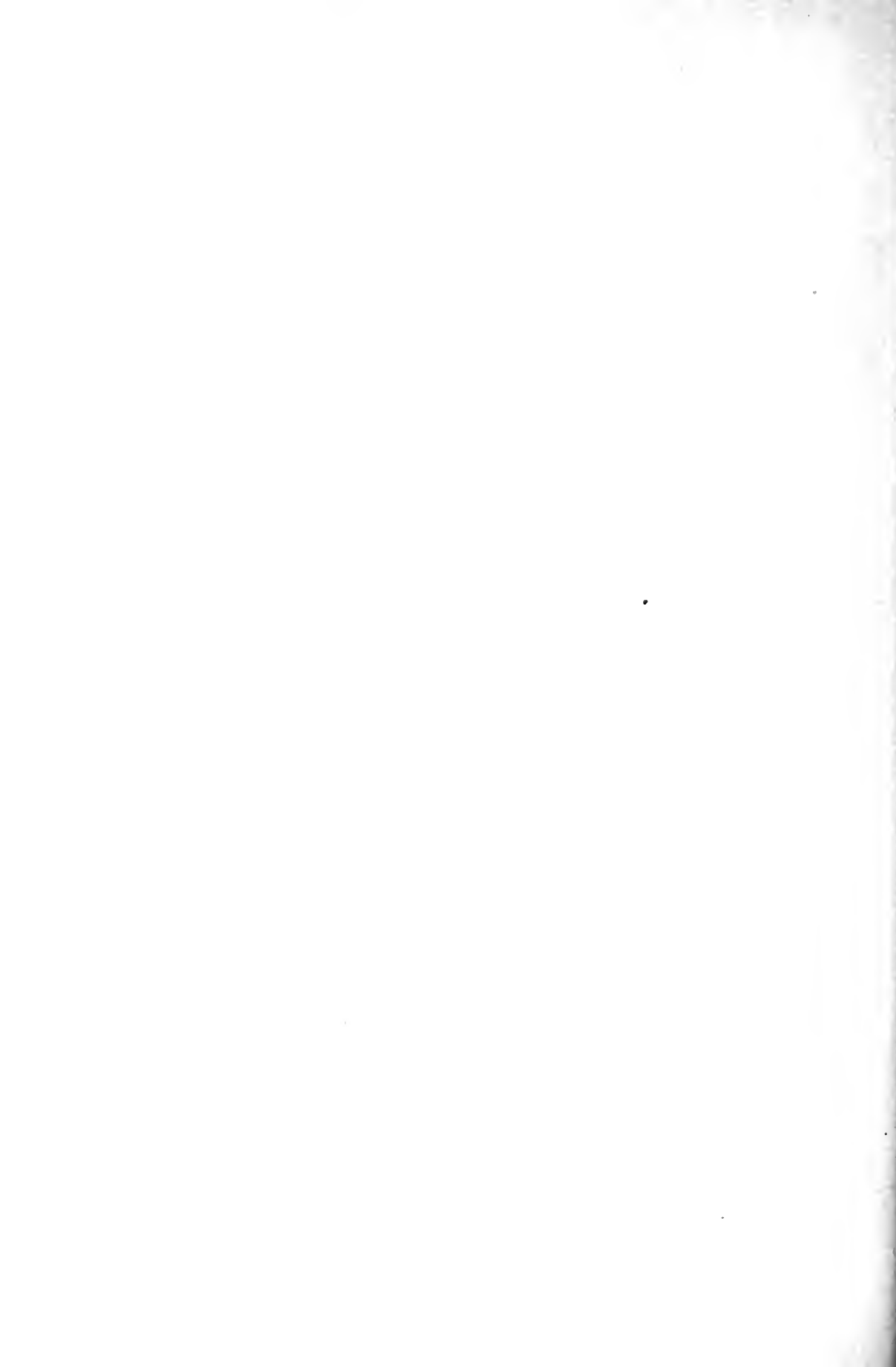
Herr Direktor Dr. Hermann Krey, der verdienstvolle Leiter und Förderer der Riebeck'schen Montanwerke nach der chemischen Richtung hin, hat dem Gesamtausschuß 11 Jahre lang angehört und ist uns in dieser Zeit stets ein rühriger und treuer Helfer und Mitarbeiter gewesen. Deshalb überreiche ich Ihnen, Herr Krey, ebenfalls das Diplom und begrüße Sie als Ehrenmitglied. (Lebhafter Beifall!)

Herr Dr. Theodor Plieninger, das langjährige Mitglied unseres Arbeitsausschusses, war uns in allen Fragen, welche die Vereinsleitung in den Jahren der Kriegs- und Nachkriegszeit zu erledigen hatte, ein treuer, stets hilfsbereiter und immer anwesender Berater. Er hat die schwere Aufgabe, als Nachfolger des Herrn Dr. Stroof die chemische Fabrik Elektron weiterzuentwickeln und immer höher zu bringen, glänzend gelöst. Daher ist auch er zum Ehrenmitglied ernannt worden, und ich überreiche ihm hiermit das Diplom. (Lebhafter Beifall!)



V. Teil.

Chemische Industrie.



Zum Geleit!

(Aus dem „Achema-Jahrbuch“ 1925.)

Es ist das Kennzeichen des genialen Experimentators und des vorbildlichen Technikers, daß sie ihre Zwecke mit den einfachsten Mitteln zu erreichen verstehen, aber die Zeiten, in denen der wissenschaftliche Chemiker sich bei seinen Untersuchungen im wesentlichen auf Reagensrohr, Kolben und dergleichen beschränken, und der technische Chemiker mit Druckkessel, Bottich, Filterpresse und ähnlichen einfachen Einrichtungen den Anforderungen des Betriebes genügen konnte, sind längst vorüber. Je mehr die Grenzen zwischen Chemie und Physik sich in Wissenschaft und Praxis verwischen, um so mehr gewinnt die Apparatenfrage an Bedeutung. Hängt doch in manchen Fällen die technische Durchführbarkeit eines Verfahrens ausschließlich von der Überwindung von Apparatuschwierigkeiten ab!

Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß die Fachgruppe für chemisches Apparatewesen es unternommen hat, den Fachgenossen ein anschauliches Bild von den Fortschritten auf dem Gebiete des Apparatebaus vorzuführen. Möge die geplante Ausstellung zu weiteren Fortschritten anregen.

Leverkusen, den 15. Mai 1925.

Der Artikel: „Von der Entwicklung und den Arbeitsmethoden der deutschen chemisch-pharmazeutischen Großindustrie“ ist in der französischen Zeitschrift *L'Illustration économique et financière*, Année 1926, Nr. 10, Supplément au No. du 11 Décembre 1926, veröffentlicht worden unter dem Titel:

„Sur le Développement et les Méthodes de travail de la Grande Industrie Chimico-Pharmaceutique Allemande“

par M. le Professeur *Carl Duisberg* Président du Conseil d'administration de la I. G. Farbenindustrie A. G.

Après les succès décisifs remportés par la chimie, vers le milieu du siècle dernier, dans la préparation artificielle des substances organiques, on ne saurait s'étonner qu'un certain nombre d'entre ces substances nouvellement découvertes aient été expérimentées au point de vue de leur valeur curative.

C'est cependant une circonstance extraordinairement fortuite qui a donné à l'industrie chimico-pharmaceutique l'impulsion grâce à laquelle elle a atteint, depuis quelques dizaines d'années, à un si prodigieux développement. L'éther et le chloroforme étaient déjà connus comme anesthésiques généraux. L'acide salicylique avait conquis une place importante comme anti-rhumatismal et anti-putride; c'est alors qu'une confusion accidentelle et toute banale orienta les chercheurs vers un domaine tout nouveau et presque entièrement inexploré. Vers l'année 1880, deux médecins strasbourgeois se proposèrent d'étudier l'action de la naphthaline sur les vers intestinaux. Le pharmacien chargé de l'exécution de l'ordonnance se trompa de flacon, mit dans les cachets, au lieu de naphthaline, de l'acétanilide, et l'on découvrit alors, grâce à cette erreur, les propriétés antipyrétiques de ce qu'on appela alors l'«antifébrine». La notion de l'effet surprenant de cette substance chimique connue depuis fort longtemps se répandit rapidement dans le monde savant, et l'acétanilide devint, en chimie pharmaceutique, l'exemple et la preuve typique du fait que des remèdes antipyrétiques pouvaient être obtenus non seulement à partir de bases cycliques analogues à la quinine, mais encore par la synthèse de corps de constitution plus simple. Ainsi commença une période de production extrêmement active, dont le premier résultat fut la mise au jour de la «phénacétine». Dans la cour des anciennes «Elberfelder Farbenfabriken», s'amoncelaient plus de 30.000 kilos de paranitrophénol, inutilisables pour la fabrication des matières colorantes, et les stocks de ce sous-produit malencontreux de la fabrication de la dianisidine s'accroissaient de jour en jour. C'est alors que Duisberg et Hinsberg réussirent à en retirer l'éthoxyacétanilide, qui fut le premier antipyrétique synthétique, et connu sous le nom de phénacétine un succès sans précédent. Aujourd'hui, d'ailleurs, près de quarante ans après sa découverte, cette substance est encore utilisée en quantités considérables dans le monde entier. Quelques années plus tard, Knorr découvrit un corps d'une constitution chimique toute différente, auquel il attribua une structure quinolique analogue à celle de la quinine, et auquel il prêta, pour cette raison, des propriétés antipyrétiques. Cette substance possédait effectivement des propriétés antithermiques accentuées, et reçut par suite le nom d'«antipyrine». Plus tard, on put établir que ce corps avait une constitution toute différente, à laquelle on donna le nom de pyrazolone.

Le succès considérable de l'antifébrine, de la phénacétine et de l'antipyrine que préparaient les «Hoechster Farbwerke», à l'occasion de l'épidémie extrêmement violente de la grippe qui sévit vers 1880, incita de la façon la plus pressante à poursuivre les recherches dans le sens indiqué. Un domaine d'une étendue illimitée s'ouvrait devant les chercheurs: des substances chimiques de structure atomique complètement différentes ne s'étaient-elles pas montrées également efficaces contre la redoutable vague de grippe ayant déferlé sur tout le monde civilisé? Et des possibilités incalculables ne s'offraient-elles pas, par des modifications des éléments connus, par formation d'homologues, de dérivés, de sels doubles, de produits de substitution et de condensation, pour découvrir des remèdes nouveaux?

Il n'est pas surprenant que les fabriques allemandes de colorants d'aniline se soient, les premières, tournées vers ce nouveau champ d'action. Les matières premières indispensables à la synthèse des médicaments sont en effet les mêmes, en principe, que celles nécessaires à la fabrication des colorants organiques. En fait, les succès qui devaient être dévolus à cette nouvelle branche de la science ont dépassé toutes les prévisions. Les progrès réalisés rendirent bientôt indispensable la construction de laboratoires spéciaux de recherches scientifiques, dans lesquels toute une série de chimistes spécialement préparés travaillaient à l'élaboration de nouveaux médicaments synthétiques, en se fondant sur les connaissances acquises jusqu'alors et sur les idées directrices relatives à l'action de certains groupements chimiques. Les connaissances sur les rapports entre la constitution chimique et l'action physiologique des corps étaient encore trop limitées pour qu'on ait pu prévoir, parmi les innombrables combinaisons ainsi préparées, celles qui seraient douées de propriétés curatives. L'expérimentation sur l'animal permet une discrimination préalable. Jusqu'alors, c'étaient les laboratoires de pharmacologie des Facultés qui procédaient à ces recherches. Mais les laboratoires existants se révélèrent bientôt insuffisants pour l'étude des préparations nouvelles qui naissaient en nombre considérable; et ce fait, joint au désir de réunir le plus grand nombre possible d'observations originales, fit que la grande industrie en vint à annexer à ses usines des laboratoires d'étude et d'essais. C'est ainsi qu'à l'heure actuelle, les entreprises les plus importantes de la grande industrie chimico-pharmaceutique allemande possèdent toutes sans exception des laboratoires particuliers pour la pharmacologie, la bactériologie et la chimiothérapie.

Il est intéressant de montrer au lecteur comment se crée un médicament conçu d'après les principes scientifiques les plus rigoureux, dans une entreprise pourvue d'une installation moderne de ce genre, telle, par exemple, que la *I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft*. Ses éléments sont complexes et multiples. Dans les grands laboratoires de recherches chimiques, pourvus de l'installation la plus moderne, on s'efforce constamment de trouver des substances nouvelles, pouvant être utilisées comme médicaments synthétiques simples, privés de substances inertes inutiles, à la place des préparations «galéniques» de composition inconstante et d'action, par suite, irrégulière (telles que l'ergot, l'hydrastis, la rhubarbe, la poudre de Goa, etc.) ou surpassant les médicaments synthétiques existant déjà dans le commerce par quelques propriétés importantes au point de vue thérapeutique. Lorsque de telles substances chimiques sont découvertes et que leur pureté chimique est bien établie, il appartient aux grands laboratoires de pharmacologie de déterminer, par des expérimentations sur l'animal, l'action des substances nouvellement découvertes sur l'organisme vivant. Ces expérimentations présentent elles-mêmes toute une série de difficultés. Les animaux les plus employés sont les grenouilles, les souris, les rats, les cobayes, les chiens, les chats, et même les singes et les canaris. Mais pour un grand nombre de médicaments, les espèces animales réagissent d'une manière différente les unes des autres; de longs et patients essais permettent seuls de

déterminer dans chaque cas l'espèce la plus appropriée. Cette dernière étant trouvée, de nouvelles difficultés surgissent; du mode d'action d'une substance chimique sur tel ou tel animal, il serait prématuré de conclure à l'effet de la substance étudiée sur l'organisme humain. Car l'expérimentation sur l'animal donne des éléments d'appui, mais ne fournit en aucune façon des données directement applicables à l'action de la substance chimique considérée sur le corps humain. C'est ainsi qu'elle ferait croire souvent à des effets qui, chez l'homme, sont très faibles ou nuls, ou sont masqués par des actions secondaires. Dans d'autres cas, des substances remarquablement actives lorsqu'on les essaie sur l'animal, ainsi certains hypnotiques, échouent complètement lorsqu'on les administre à l'homme, et la clinique ne retient rien de ce qu'avait promis l'expérimentation sur l'animal.

Tandis que dans les laboratoires de pharmacologie on détermine l'action des substances chimiques sur l'organisme vivant normal, au laboratoire de chimiothérapie on étudie l'effet thérapeutique de ces produits sur des animaux atteints d'infections provoquées artificiellement, c'est-à-dire qu'on recherche dans quelle mesure la substance chimique étudiée est susceptible de détruire les germes pathogènes se trouvant dans l'organisme infecté. Mais ici aussi, rien n'est plus dangereux que de vouloir généraliser les résultats obtenus avec une espèce animale donnée. C'est ainsi, par exemple, que certaines substances qui *tuent radicalement* les trypanosomes, agents de la maladie du sommeil et d'épizooties voisines, lorsque ceux-ci se trouvent dans l'organisme de la souris, n'exercent chez les ruminants qu'une action à peine appréciable. Le laboratoire de bactériologie donne, d'autre part, des renseignements relatifs à l'intensité d'action de substances antiseptiques. Le degré d'action des médicaments de cette catégorie est déterminé d'après la grandeur de leur pouvoir d'inhibition et le temps que mettent ces antiseptiques, introduits dans les milieux de culture, pour tuer des microbes donnés.

On voit que les essais biologiques d'un médicament nouveau comportent des difficultés non négligeables. Rappelons encore, par exemple, qu'il n'est pas possible d'étudier sur l'animal les propriétés antirhumatismales d'un remède, de même qu'il n'existe pas, jusqu'à présent, de sujet d'expérience satisfaisant pour l'étude du paludisme.

Quoi qu'il en soit, une fabrique véritablement consciencieuse et travaillant dans un esprit vraiment scientifique a besoin de la façon la plus expresse de l'expérimentation sur l'animal pour établir la valeur réelle d'un produit à l'étude. Et c'est pourquoi les laboratoires de pharmacologie, de chimiothérapie et de bactériologie des grandes fabriques chimico-pharmaceutiques sont tous pourvus des perfectionnements techniques les plus récents, et seront encore ainsi complétés par la suite. Ce ne sont plus là de simples ateliers d'étude systématique des produits reçus, mais plutôt des laboratoires particuliers de recherches scientifiques, dans lesquels les questions à l'ordre du jour en pharmacologie et en physiologie sont l'objet de vérifications, où l'on établit de nouvelles méthodes de recherches, et où des travaux scientifiques importants sont

entrepris pour l'édification de connaissances nouvelles et l'élaboration de nouvelles hypothèses de travail.

Les écueils de l'essai biologique de la préparation étant franchis, il s'agit maintenant pour le nouveau remède, de traverser des eaux encore plus périlleuses. Car, dans la mesure où l'expérimentation sur l'animal a permis d'espérer que les propriétés de la substance étudiée pourraient être utilisées avec profit pour l'organisme humain, celle-ci doit faire l'objet d'essais prudents sur les malades dans les différents hôpitaux. Là aussi, de nombreuses difficultés se présentent. S'il s'agit, par exemple, d'un remède qui doit agir contre certaines maladies exotiques, on conçoit qu'il sera difficile de trouver des sujets à cet effet, et le temps prolongé nécessaire, en raison de l'éloignement, pour que parviennent les observations, retarde considérablement le moment où le remède peut être introduit dans la thérapeutique. C'est ainsi, pour ne donner qu'un exemple, que la médication antilépreuse préparée par la *I. G. Farbenindustrie A. G.*, l'«Antiléprol», dut être expérimenté en Égypte, aux Indes, à Cuba, au Mexique et à Hawaï. Les choses ont été encore plus difficiles pour la préparation du remède de la maladie du sommeil de l'Afrique, le «Bayer 205» ou «Germanine», dont il sera encore question plus loin.

Lorsque les espérances fondées sur les résultats des épreuves pharmacologiques ont été confirmées par des maîtres autorisés après essais cliniques prolongés sur l'homme et que les propriétés en ont été en outre finalement corroborées par des praticiens capables auxquels la substance à l'étude a été confiée, le chimiste entre en scène à nouveau. Il s'agit à présent d'adapter la préparation de la substance en question, — fabriquée jusqu'alors en petites quantités, pour les besoins de l'expérimentation, dans les récipients de verre du laboratoire, — aux possibilités de la fabrication industrielle en grand. La chose ne va généralement pas sans difficultés et nécessite encore une somme importante de travail, de temps et de frais.

La nouvelle préparation étant, enfin, définitivement livrée au commerce, n'en est pas moins l'objet d'une attention continuelle. La fabrication du produit est surveillée avec le même soin, la même rigueur, le même esprit critique et le même choix minutieux qui ont présidé à son élaboration. De nombreuses méthodes, appropriées à la nature de chaque médicament particulier, remplissent ce but. Le pouvoir bactéricide des antiseptiques est constamment vérifié par l'expérimentation bactériologique. L'expérimentation sur l'animal est à nouveau utilisée pour contrôler l'efficacité des substances chimico-thérapeutiques. Des animaux atteints d'affections expérimentales servent d'instruments de mesure pour étalonner le pouvoir curatif de ces médicaments. Et c'est ainsi qu'aucune dose de «Salvarsan» ou de «Germanine» ne quitte le lieu de sa fabrication sans qu'une expérimentation appropriée sur l'animal ait vérifié son efficacité uniforme et régulière vis-à-vis des germes pathogènes correspondants. Il en est de même pour les sérums, dont la préparation constitue aujourd'hui une branche importante de la grande industrie chimico-pharmaceutique, et qui ont été préparés et mis dans le commerce pour la

première fois en Allemagne, par les usines de Hoechst, de la *I. G. Farbenindustrie A. G.*, à l'instigation de Robert Koch, auteur de la découverte du bacille de la tuberculose, et de von Behring, qui a découvert le sérum curatif antidiptérique.

Ce bref aperçu de la création d'un médicament fondé sur des bases rigoureusement scientifiques montre combien c'est là un chemin difficile et sinueux, combien la discrimination doit être soigneuse et que l'ensemble des essais et des expériences, avec toute leur longueur, leur complexité et les frais qu'ils entraînent, aboutit bien souvent à des déceptions inattendues. Il en résulte que, sur les milliers de substances chimiques ainsi méthodiquement étudiées depuis des années, un très petit nombre, relativement à la quantité de produits essayés, ont été finalement livrés au public, et que, par conséquent, il y a « beaucoup d'appelés mais peu d'élus ». On voit, d'après la description de la marche des essais, qu'entre le moment où une nouvelle combinaison chimique est découverte au laboratoire et celui où elle entre dans la pratique, il s'écoule un temps prolongé, qui n'est que rarement inférieur à un an, et qui s'étend souvent sur plusieurs années. C'est ainsi que s'explique parfois le prix élevé de certaines préparations originales, que n'est nullement démesuré, si l'on considère que la majorité des remèdes ont déjà coûté des sommes considérables, et parfois des millions avant d'avoir été introduits sur le marché. Ce sont là les valeurs impondérables que renferme chacun des médicaments connus; et si l'on songe à la quantité de temps et de frais ainsi représentés dans tous les cas, on s'étonnera encore plus que la législation française n'en soit pas encore venue à protéger les spécialités pharmaceutiques par des brevets. Le facteur déterminant de la joie de découvrir, qui pousse sans cesse à de nouvelles recherches et à de nouveaux essais est ainsi supprimé. N'est-il pas mille fois plus simple de présenter sous une forme nouvelle un produit découvert par autrui, que de créer par un travail assidu, demandant beaucoup de temps et d'argent et des recherches de laboratoire durant souvent plusieurs années, quelque chose de véritablement nouveau?

L'activité scientifique, ainsi largement comprise et prête aux sacrifices, trouve d'ailleurs en elle-même sa récompense, ce que démontre le succès qui a accueilli, au bout de peu de temps, parmi les médecins et dans les hôpitaux du monde entier, certains des produits de la grande industrie chimico-pharmaceutique allemande. Nous ne mentionnerons, parmi les plus importantes, que l'« Aspirine Bayer », connue dans le monde entier, et découverte à l'usine de Leverkusen de la *I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft*, et la « Novocaïne », succédané inoffensif de la dangereuse cocaïne, destinée à l'anesthésie locale, et qui vit le jour en 1904 aux usines de Hoechst de la *I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft*; puis, en 1909, la découverte par Paul Ehrlich du remède de la syphilis, le « Salvarsan », toujours préparé à Hoechst depuis lors, et qui a déterminé un abaissement général de la morbidité syphilitique, comme il a été établi à la dernière Conférence Internationale pour la lutte contre les maladies vénériennes; enfin, le « Bayer 205 » ou « Germanine », objet de l'attention

de la médecine tropicale dans le monde entier, en tant que remède le plus efficace, à l'heure actuelle, contre la maladie du sommeil. La mise au point de cette dernière préparation montre particulièrement l'importance considérable des sacrifices d'argent nécessaires pour l'élaboration et l'expérimentation d'un médicament, alors qu'on n'a nullement la certitude que tous ces efforts ne seront pas inutiles.

Les Usines de Leverkusen de la I. G., malgré les difficultés créées par la guerre, organisèrent une expédition particulière qui, sous la direction d'un collaborateur de Robert Koch, le professeur *Kleine*, se dirigea vers les régions du centre de l'Afrique infestées par la maladie du sommeil, pour y poursuivre des études durant deux années. Le résultat de ces travaux confirma les espoirs que l'on avait fondés sur ce produit. Le «Bayer 205» est un remède grâce auquel on peut combattre victorieusement le fléau qui dépeuple d'immenses territoires de l'Afrique et les rend inhabitables. L'esprit de recherche et d'entreprise avait remporté une victoire nouvelle et avait ajouté un remède d'une importance et d'une valeur considérables à la série de médicaments éprouvés ayant déjà apporté le soulagement et la guérison à des centaines de milliers de malades.

Une destinée tragique a voulu que l'Allemagne découvrit la «Germanine», qui trouve naturellement ses applications principales dans les régions tropicales des colonies, au moment même où elle a perdu toutes ses colonies. Mais le fait que les bénéfices de la découverte ne pouvaient être appliqués sur le sol national n'a pas empêché les chercheurs allemands de travailler à la mise au point et au perfectionnement de la médication nouvellement née, conformément au principe suivant lequel la science et la recherche ne doivent pas connaître de frontières.

Le succès de la «Germanine» n'incita pas l'Allemagne à se reposer sur les lauriers acquis. Des travaux ont été activement poursuivis dans d'autres domaines de la synthèse médicamenteuse, et à la 89^e Session de la Société des Naturalistes et Médecins allemands, que a eu lieu à Dusseldorf à la fin de septembre, le professeur Muehlens, connu pour ses travaux de pathologie exotique, a fait une série de communications relatives aux *nouveaux médicaments synthétiques contre le paludisme, préparés par les usines de la I. G. Farbenindustrie à Elberfeld*. Bien que le temps depuis lequel cette nouvelle médication du paludisme est à l'étude soit encore relativement restreint, on peut dire, cependant, dès aujourd'hui, que les résultats sont très encourageants, surtout en ce qui concerne la fièvre intermittente à rechutes. Et si toutes les observations actuellement acquises ne nous trompent pas, la science allemande pourra bientôt mettre à la disposition de la thérapeutique internationale un médicament synthétique du paludisme, qui fera faire un nouveau pas en avant d'une importance considérable dans la voie de l'assainissement des régions tropicales et sub-tropicales.

Von der Entwicklung und den Arbeitsmethoden der deutschen chemisch-pharmazeutischen Großindustrie.

(Eine deutsche Übersetzung dieses in der *L'Illustration économique et financière* veröffentlichten Artikels erschien in etwas abgeänderter Form in der Zeitschrift „Stein der Weisen“, Heft 21, 1927.)

Nach den bahnbrechenden Erfolgen, die der Chemie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der künstlichen Darstellung organischer Stoffe beschieden war, schien es nicht verwunderlich, daß diese und jene der neugefundenen Substanzen auch auf ihre Verwendbarkeit als Heilmittel geprüft wurden. Und doch war ein beinahe unwahrscheinlich anmutender Zufall notwendig, um den Stein ins Rollen zu bringen und den Anstoß zu jener erstaunlichen Entwicklung zu geben, die die chemisch-pharmazeutische Industrie in den letzten Jahrzehnten genommen hat. Schon waren Äther und Chloroform als Betäubungsmittel erkannt, schon hatte die Salizylsäure wesentliche Bedeutung als fäulnishinderndes und Rheumatismusmittel gewonnen: da war es eine banale Zufallsverwechslung, die die Augen der Forscher auf ein ganz neues, bis dahin noch so gut wie gar nicht bearbeitetes Gebiet lenkte. Mitte der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts wollten zwei Straßburger Ärzte die Wirkung des Naphthalins gegen Eingeweidewürmer probieren. Der dispensierende Apotheker vergriff sich in der Flasche, schüttete statt des gewünschten Naphthalins Acetanilid in die Pulverkapseln, und zugleich mit der Aufklärung der Verwechslung kam die temperaturherabsetzende Wirkung des nachmaligen „Antifebrins“ ans Licht. Rasch verbreitete sich die Kunde von der überraschenden Wirkung des so lange schon bekannten chemischen Körpers in der wissenschaftlichen Welt, und das Acetanilid wurde für den pharmazeutischen Chemiker nunmehr insofern zum Prototyp, als es den Beweis erbracht hatte, daß nicht nur durch die verwickelte Synthese chininartiger ringförmiger Basen, sondern auch aus einfacher konstituierten Körpern fieberherabsetzende Arzneimittel zu gewinnen waren. Damit setzte eine Periode ungemein fruchtbaren Schaffens ein, deren nächstes Kind das „Phenacetin“ werden sollte. Für die Farbstoff-Fabrikation unbrauchbar, lagerten auf dem Hofe der damaligen Elberfelder Farbenfabriken mehr als 30000 kg Paranitrophenol, und ständig vermehrte sich noch der Vorrat an diesem unerwünschten Nebenprodukte des Dianisidins. Da gelang es Duisberg und Hinsberg, aus dem unbenutzbaren Stoff das Aethoxyacetanilid zu schaffen, das als erstes synthetisches Fiebermittel unter dem Namen „Phenacetin“ zu einem Riesenerfolg wurde. Wird das Präparat doch noch heute, fast 40 Jahre nach seiner Entdeckung, in sehr beträchtlichen Mengen auf der ganzen Welt gebraucht! Einige Jahre früher hatte Knorr einen völlig anders konstituierten chemischen Körper gefunden, von dem er eine dem Chinin ähnliche chinolinartige Konstitution annahm und in welchem er daher fieberherabsetzende Eigenschaften vermutete. Tatsächlich besaß er eine kräftige temperaturmindernde Wirkung und wurde daher „Antipyrin“ genannt.

Später stellte sich indessen heraus, daß dieser Körper eine ganz andersartige Konstitution hatte, die man Pyrazolon nannte.

Recht eigentlich der Riesenerfolg des Antifebrins, Phenacetins und des von den damaligen Höchster Farbwerken herausgebrachten Antipyrins bei der mit außerordentlicher Heftigkeit aufgetretenen Grippe-Epidemie der achtziger Jahre war es, der zu intensiver Weiterarbeit in der gegebenen Richtung anspornte. Ein unerschlossenes Gebiet von unermeßlicher Ausdehnung lag vor den Forschern; hatten doch chemische Produkte von ganz verschiedenartigem Atomaufbau sich als gleich wertvolle Heilmittel gegen die die ganze Kulturwelt heimsuchende Influenzawelle erwiesen. Gab es also nicht ungezählte Möglichkeiten, durch Modifikation des Bekannten, durch Bildung von Homologen, Derivaten, Doppelsalzen, Substitutions- und Kondensationsprodukten usw. neue Heil- und Arzneimittel ausfindig zu machen?

Daß in erster Linie die deutschen Teerfarbenfabriken es waren, die sich diesem neuen Gebiete zuwandten, nimmt nicht wunder. Sind doch die notwendigen Ausgangsstoffe bei der Arzneimittelsynthese im Prinzip dieselben, wie man sie auch zur Darstellung von organischen Farbstoffen benötigt. Und wirklich, die Erfolge, die dem neuen Zweige der Wissenschaft beschieden waren, überstiegen alle Erwartungen. Ja, angesichts der überraschenden Fortschritte erwies sich bald der Bau eigener wissenschaftlicher Forschungs-Laboratorien als erforderlich, in denen sich auf Grund bisher erworbener Kenntnisse und bestimmter Leitgedanken über die Wirkung gewisser chemischer Gruppen eine Reihe speziell vorgebildeter Chemiker mit der Darstellung neuer synthetischer Arzneimittel beschäftigten. Bei der nur begrenzten Kenntnis des Zusammenhanges zwischen chemischer Konstitution und physiologischer Wirkung war freilich nicht ohne weiteres vor auszusehen, ob irgendeine der zahllosen auf diese Weise hergestellten Verbindungen als Heilmittel anzusprechen sein würde. Vorläufigen Aufschluß hierüber übermittelte indessen die erste Prüfung am Tier. Bisher hatten die pharmakologischen Universitätsinstitute solche Versuche ausgeführt. Dem nun hereinbrechenden Ansturm neu zu untersuchender Präparate erwiesen sich aber die vorhandenen Institute nicht annähernd mehr gewachsen; und diese Tatsache sowie der Wunsch, möglichst viele eigene Erfahrungen zu sammeln, führten dazu, daß die Großindustrie dazu überging, sich eigene Forschungs- und Prüfungsinstitute in ihren Werken anzugliedern. So verfügen die führenden Unternehmen der deutschen chemisch-pharmazeutischen Großindustrie heute ausnahmslos über eigene pharmakologische, bakteriologische und chemotherapeutische Laboratorien.

Es wird für den Leser von Interesse sein, zu erfahren, wie sich in einem solchen modern eingerichteten Werke, z. B. bei der „I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft“, der Werdegang eines auf streng wissenschaftlichen Prinzipien aufgebauten Arzneimittels vollzieht. Weitläufig und verschlungen ist dieser Weg. In den großen, mit allen modernen Einrichtungen versehenen chemischen Erfinder-Laboratorien wird ständig nach neuen Substanzen gesucht, die als einheitliche synthetische, keinerlei unnütze Ballaststoffe mehr

enthaltende Arzneimittel an die Stelle der ungleichmäßig zusammengesetzten und daher in ihrer Wirkung unregelmäßigen „galenischen“ Präparate (z. B. Secale, Hydrastis, Rhabarber, Goapulver usw.) treten könnten oder die bereits im Markte befindlichen synthetischen Arzneistoffe in irgendwelchen therapeutisch wertvollen Eigenschaften zu übertreffen vermöchten. Sind solche Substanzen dargestellt und steht ihre chemische Reinheit fest, so folgen in den ausgedehnten pharmakologischen Laboratorien eingehende Tierversuche, durch welche die Wirksamkeit der neu gefundenen chemischen Körper auf den lebenden Organismus experimentell ermittelt wird. Schon diese Tierversuche bringen allerlei Schwierigkeiten mit sich. Frösche, Mäuse, Ratten, Meerschweinchen, Hunde, Katzen, ja Affen und Kanarienvögel sind die beliebtesten Versuchstiere. Aber auf gar manche Medikamente spricht jede Tierart verschieden von der anderen an; hier gilt es, in langwierigem Probieren zunächst das geeignetste Versuchstier herauszufinden. Und selbst wenn dieses ermittelt ist, stellen sich neue Schwierigkeiten ein; wäre es doch verfrüht, aus der Wirkungsweise eines chemischen Stoffes auf dieses oder jenes Tier bereits voreilige Schlüsse auf die Wirkung der untersuchten Substanz auf den menschlichen Organismus ziehen zu wollen. Denn der Tierversuch vermag wohl Anhaltspunkte, aber durchaus keinen für alle Fälle gültigen Aufschluß über das Verhalten eines chemischen Präparates im menschlichen Körper zu geben. So täuscht er z. B. manchmal Wirkungen vor, die bei Menschen gar nicht oder doch nur in geringem Grade sich einstellen oder durch begleitende Nebenwirkungen verdeckt werden. In anderen Fällen wieder versagen im Tierexperiment ausgezeichnet wirksame Mittel, z. B. gewisse Schlafmittel, bei der Anwendung am Menschen vollkommen, und die klinische Prüfung hält nichts von dem, was der Tierversuch versprach.

Während nun in den pharmakologischen Instituten die Wirkung der chemischen Substanzen auf den normalen lebenden Organismus ermittelt wird, dient das chemotherapeutische Laboratorium dem Zweck, den therapeutischen Effekt eines Präparates am künstlich infizierten Tier zu studieren, d. h. zu prüfen, wie weit der in Untersuchung befindliche chemische Körper imstande ist, die im Organismus des infizierten Tieres befindlichen Krankheitserreger zu schädigen. Aber auch hier wieder zeigt es sich, daß nichts gefährlicher ist, als etwa die an einer bestimmten Tierart gewonnenen Befunde verallgemeinern zu wollen. So findet man z. B., daß gewisse Stoffe auf Trypanosomen, die Erreger der afrikanischen Schlafkrankheit und verwandter Tierseuchen, im Mäusekörper radikal abtötend wirken, während sie auf die gleichen Krankheitserreger bei Zweihufern kaum noch einen erkennbaren Effekt ausüben. — Das bakteriologische Laboratorium wiederum gibt Aufschluß im besonderen über die Wirkungsintensität desinfizierender Substanzen. Aus dem Grade der Wachstumshemmung und der Dauer der Zeit, in der die „Antiseptika“ — dem Nährbodenmaterial zugesetzt — gewisse Bakterienarten abzutöten imstande sind, wird der Wirkungsgrad dieser Gruppe von Arzneikörpern ermittelt.

Man sieht, daß die biologische Prüfung eines neuen Arzneimittels mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft ist. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang noch, daß sich z. B. die Brauchbarkeit einer Substanz als Rheumatismusmittel am Tier überhaupt nicht erweisen läßt; ebensowenig, wie es bis jetzt ein durchaus zuverlässiges Versuchsobjekt für Malaria gibt.

Nichtsdestoweniger bedarf eine wirklich gewissenhafte und nach streng wissenschaftlichen Gesichtspunkten arbeitende Fabrik zur Feststellung des tatsächlichen Wertes eines Präparates des Tierexperiments aufs dringendste; und so sind denn auch die pharmakologischen, chemotherapeutischen und bakteriologischen Laboratorien der großen chemisch-pharmazeutischen Fabriken auf das vorzüglichste mit allen technischen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattet und werden fortgesetzt noch vervollkommenet. In diesem Sinn sind sie nicht nur Stätten der systematischen Untersuchung für die eingelieferten Präparate, sondern stellen vielmehr geradezu eigene wissenschaftliche Forschungsinstitute dar, in denen allgemeine Tagesfragen der pharmakologischen und physiologischen Wissenschaft nachgeprüft, neue Untersuchungsmethoden ersonnen und ausgedehnte wissenschaftliche Studien zur Erlangung neuer Kenntnisse und Aufstellung neuer Arbeitstheorien unternommen werden.

Ist die Klippe der biologischen Prüfung des Präparates umschifft, dann gilt es für das neue Heilmittel, ein noch gefahrenreicheres Wasser zu durchsegeln. Denn an den Tierversuch schließt sich, sofern derselbe zu Hoffnungen berechnete, die Wirkung der Substanz auch für den menschlichen Körper ausnützen zu können, eine vorsichtige Erprobung am Patienten in den verschiedensten Krankenhäusern an. Auch hier stellen sich nicht selten neue Schwierigkeiten ein. Handelt es sich z. B. um ein Mittel, das gegen außer-europäische Krankheiten angewendet werden soll, so hält es aus naheliegenden Gründen besonders schwer, Prüfer dafür zu finden, und die Herausgabe des Mittels wird infolge der durch die räumliche Entfernung bedingten langsamen Berichterstattung sehr verzögert. So mußte, um nur ein Beispiel heranzuziehen, das Lepramittel der I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft, das „Antileprol“, in Ägypten, Indien, Kuba, Mexiko und Hawaii auf seine Wirksamkeit untersucht werden. Und noch viel schwieriger lagen die Verhältnisse bei der Schaffung des Heilmittels gegen die afrikanische Schlafkrankheit, des „Bayer 205“ oder „Germanin“, von dem weiter unten noch die Rede sein wird.

Bestätigen die maßgebenden Autoritäten nach längerer Prüfung am Menschen die Erwartungen, die man nach den pharmakologischen Ergebnissen auf das Präparat setzte, und wurden schließlich die Vorzüge dann auch noch von tüchtigen Praktikern anerkannt, denen das Mittel an die Hand gegeben wurde, dann erst setzt wieder die Tätigkeit des Chemikers ein. Nun erst verlohnt es sich nämlich, die Darstellung der chemischen Verbindung, die bisher nur in kleinen, für die Prüfung bestimmten Mengen im gläsernen Kölbchen im Laboratorium gewonnen wurde, in den fabrikatorischen Großbetrieb zu übertragen, was sich in den meisten Fällen keineswegs ohne Schwierigkeiten

vollzieht und wiederum eine beträchtliche Summe von Arbeit, Zeit und Kosten erfordert.

Auch mit dem endgültigen Erscheinen des Präparates im Handel hören die Sorgen für das neue Arzneimittel durchaus nicht auf. Mit derselben Sorgfalt und Unbestechlichkeit, mit derselben scharfen Kritik und Auslese, wie sie beim Werdegang des Medikamentes zur Anwendung gelangten, wird nun in ständiger, scharfer Kontrolle die fortlaufende Herstellung des Präparates überwacht. Zahlreiche, den besonderen Verhältnissen der einzelnen Arzneimittel angepaßte Methoden dienen diesem Zweck. Die Antiseptika unterliegen fortlaufend der Prüfung auf ihre Desinfektionskraft im bakteriologischen Experiment. Zur Prüfung der chemo-therapeutisch wirksamen Substanzen wiederum dient der Tierversuch, künstlich infizierte Tiere werden als Gradmesser für die Heilkraft dieser Heilmittel benutzt. Und es verläßt keine Partie Salvarsan, keine Partie Germanin den Ort ihrer Herstellung, ohne daß die gleichmäßige und vorschrittsmäßige Wirksamkeit dieser Substanzen auf die entsprechenden Krankheitserreger in gewissenhafter Erprobung am Tier festgestellt worden wäre. Das gleiche gilt für die Sera, die heute einen gewichtigen Zweig der chemisch-pharmazeutischen Großindustrie darstellen, und die in Deutschland zum ersten Male vom Höchster Werk der I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft, auf Anregung Robert Kochs, des Entdeckers des Tuberkelbazillus, und v. Behrings, des Erfinders des Diphtherieheilsersums, hergestellt und in den Handel gebracht wurden.

Die kurze Schilderung des Werdegangs eines auf streng wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebauten Arzneimittels zeigt, daß dessen Weg weitläufig und verschlungen, daß die Auslese ungemein scharf ist, und daß das Prüfungsverfahren bei aller Umständlichkeit, Langwierigkeit und Kostspieligkeit oft gar unerwartete Enttäuschungen bringt. Damit hängt es zusammen, daß von den Tausenden im Laufe des Jahres auf solche Weise methodisch durchgeprüften chemischen Substanzen im Verhältnis zur Zahl der untersuchten Präparate nur recht wenige den Weg in die Öffentlichkeit finden, denn „viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt“. Die Beschreibung des Prüfungsganges läßt ferner erkennen, daß von dem Augenblick an, wo eine neue chemische Verbindung im Laboratorium hergestellt wird, eine lange Zeit, in den seltensten Fällen weniger als ein Jahr, bisweilen aber auch eine ganze Reihe von Jahren vergeht. Zum Teil auch hieraus erklärt sich der oft glossierte, anscheinend hohe Preis mancher Originalpräparate, der nicht mehr unangemessen erscheint, wenn man bedenkt, daß die meisten Arzneimittel schon Hunderttausende, ja, manche gar Millionen, verschlungen haben, bevor sie auf den Markt kommen. Das sind die imponderablen Werte, die in jedem der bekannten Arzneimittel stecken; und wenn man bedenkt, wie groß in allen Fällen das Maß der aufgewendeten Zeit und Unkosten ist, so will es um so befremdlicher erscheinen, daß die französische Gesetzgebung bis heute noch nicht dazu übergegangen ist, Arzneimittel durch Patente zu schützen. Der Dienst, den Frankreich dadurch, daß es auf Grund seines Patentgesetzes alle

Patentrechte auf Heilmittel verweigert, seiner pharmazeutischen Industrie leistet, ist sicherlich nur ein scheinbarer. Denn dort, wo die Möglichkeit gegeben ist, in bequemer Weise die Früchte der anderen zu ernten, wird der eigene Erfinder- und Forschungsgeist gelähmt; ganz abgesehen davon, daß durch die offizielle Sanktionierung des Arzneimittel-Plagiates einer skrupellosen Winkelindustrie Tür und Tor geöffnet wird. Das treibende Moment der Schöpferfreude, das zu immer neuem Suchen und Probieren anspornt, geht verloren; ist es doch tausendmal einfacher, ein auswärts gefundenes Mittel in neuer Aufmachung herauszubringen, als in mühsamer, zeit- und geldraubender Forschung und nach oft jahrelanger Laboratoriumstätigkeit wirklich Neues zu schaffen.

Wie sehr andererseits so großzügige und opferfreudige Forschertätigkeit ihren Lohn in sich selbst trägt, das beweisen am besten diejenigen aus der deutschen chemisch-pharmazeutischen Großindustrie hervorgegangenen Arzneimittel, die in kürzester Frist Eingang bei den Ärzten und Kliniken der ganzen Welt gefunden haben. Erwähnt seien in diesem Sinne von den vielen wichtigeren Präparaten nur das in aller Welt bekannte „Aspirin Bayer“, das von dem Werk Leverkusen der I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft gefunden wurde, und das der örtlichen Betäubung dienende „Novocain“, das als Ersatzmittel des gefährlichen Cocain 1904 im Höchstwerk der I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft das Licht der Welt erblickte; ferner das 1909 von Paul Ehrlich entdeckte Syphilis-Heilmittel „Salvarsan“, das seitdem ebenfalls in Höchst hergestellt wird und das, wie auf der letzten Internationalen Konferenz zur Bekämpfung von Geschlechtskrankheiten festgestellt wurde, geradezu zu einer Abnahme dieser Volksseuche geführt hat, sowie schließlich das in den Leverkusener Betrieben aufgefundene „Bayer 205“ oder „Germanin“, das als derzeit wirksamstes Arzneimittel gegen die afrikanische Schlafkrankheit die Tropenmediziner aller Länder beschäftigt. Gerade der Werdegang dieses letzteren Präparates zeigt am deutlichsten, welche enormen Geldopfer die Auffindung und Auswertung neuer Arzneimittel erfordert, ohne daß die Gewißheit besteht, ob nicht die ganze Anstrengung umsonst war. Mußten doch die Leverkusener Werke der I. G., um die durch den Krieg geschaffenen Schwierigkeiten zu umgehen, eine eigene Expedition auszurüsten, die unter Leitung eines Mitarbeiters von Robert Koch, des Geheimrats Professor Kleine, ihren Weg ins Innere Afrikas in schlafkrankheitsverseuchte Gegenden suchte und dort zwei Jahre hindurch ihren Studien oblag. Der Erfolg dieser Arbeiten bestätigte die Erwartungen, die man an das Präparat gesetzt hatte; es war im „Bayer 205“ ein Mittel gefunden worden, mit dem sich die unheimliche Seuche, die riesige Gebiete Afrikas entvölkert und unbewohnbar macht, wirksam bekämpfen läßt. Erfindungsgeist und Unternehmungsfreudigkeit hatten einen neuen Sieg davongetragen, hatten der großen Zahl bewährter Arzneimittel, die schon so vielen hunderttausenden Leidenden Linderung und Heilung brachten, ein weiteres hochwertiges und bedeutungsvolles Medikament angereicht.

Ein tragisches Geschick hat es gewollt, daß Deutschland das „Germanin“, dessen Hauptanwendungsgebiet naturgemäß in tropischen Kolonialgebieten liegt, gerade in einem Zeitpunkt fand, als es aller seiner Kolonien verlustig gegangen war. Aber die Tatsache, daß man den Segen der neuen Erfindung nicht auf eigenem Grund und Boden auswerten konnte, hat die deutsche Forschung nicht davon abgehalten, tatkräftig und zielstrebig — dem Grundsatz getreu, daß Wissenschaft und Forschertätigkeit keine nationalen Begrenzungen kennen dürfen — an der Vervollkommnung des gefundenen Heilmittels weiterzuarbeiten. Und es darf erwartet werden, daß Deutschland eines Tages in der Lage sein wird, auch auf eigenem Kolonialgebiete wieder verdienten Nutzen aus der Entdeckung seines Schlafkrankheitsmittels zu ziehen. Der Erfolg des „Germanin“ war für Deutschland nicht Veranlassung, auf den erworbenen Lorbeeren auszuruhen. Tatkräftig ist auch auf anderen Gebieten der Arzneimittelsynthese weitergearbeitet worden, und auf der 89. Tagung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte, die Ende September vorigen Jahres in Düsseldorf abgehalten wurde, sind von dem bekannten Tropenmediziner Professor Mühlens Mitteilungen über neue von der I. G. Farbenindustrie, Werk Elberfeld, hergestellte synthetische Arzneistoffe gegen Malaria angekündigt worden. Wenn auch die Prüfungszeit des neuen Malariaheilmittels erst verhältnismäßig kurz ist, so darf doch schon heute gesagt werden, daß die Erfolge — besonders bei dem rezidivierenden Wechselfieber — sehr vielversprechend sind. Und falls nicht alle berechtigten Erwartungen täuschen, so wird die deutsche Forschung dem internationalen Arzneimittelschatz in Bälde ein synthetisches Malariaheilmittel zur Verfügung stellen können, das einen weiteren gewichtigen Schritt vorwärts bedeutet auf dem Wege zur Sanierung tropischer und subtropischer Länder.

„Brennstoffchemie.“

(Aus der Zeitschrift „Brennstoff-Chemie“, Essen-Ruhr, September 1927.)

Als die „Brennstoffchemie“ im Oktober 1920 zum erstenmal erschien, skizzierte Herr Geheimrat F. Fischer in seiner Einführung („Brennstoffchemie“ Heft I S. 1) in kurzen Worten die Ziele, die man sich bei Herausgabe der neuen Zeitschrift gestellt hatte. Sie sollte eine Lücke in der Zeitschriftenliteratur ausfüllen, die sich bei dem steigenden Interesse an Brennstoffen und Brennstoffprodukten immer störender bemerkbar gemacht hatte.

Von der großen Zahl von Problemen, die F. Fischer erwähnt, sind manche ihrer Lösung durch unermüdliche Arbeit der Chemiker nähergekommen. Hierzu hat die „Brennstoffchemie“ durch Vermittlung des Gedankenaustausches in hervorragender Weise beigetragen. Außerdem haben viele der Originalabhandlungen grundlegend neue Anregungen gegeben.

Durch die Einteilung in Originalarbeiten, Brennstoffchemische Umschau, Umschau auf verwandten Gebieten, Zeitschriftenschau, Patentbericht und

Wirtschaftliche Nachrichten orientiert die Brennstoffchemie über jeden Teil des weitverzweigten Gebietes.

In dankenswerter Weise bringt sie auch Referate aus ausländischen Zeitschriften, die z. T. schwer zugänglich sind. Wenn an dieser Stelle ein Wunsch ausgesprochen werden darf, so wäre es wohl im Interesse vieler Leser, daß diese Referate zeitweise noch etwas ausführlicher gehalten würden. Sie geben nämlich interessante Hinweise auf Fortschritte im Auslande und sind deshalb für den deutschen Chemiker besonders wertvoll. Auch die Patentberichte bilden in ihrer Zusammenstellung eines bestimmt abgegrenzten Gebietes ein wertvolles Hilfsmittel bei Bearbeitung der Literatur.

So hat die „Brennstoffchemie“ die Aufgabe, die sie sich vor 7 Jahren stellte, bisher in ausgezeichnete Weise gelöst. Es ist ihr für die Zukunft zu wünschen, daß sie weiter in gleicher Weise ihren Zielen gerecht werde.

Zum Geleit.

(Aus: „Achema-Jahrbuch“ 1928—30.)

Der Aufforderung, auch in diesem Jahre dem Achema-Jahrbuch einige Geleitworte mit auf den Weg zu geben, komme ich gern nach. Ich habe mit großer Freude die glänzende Entwicklung verfolgt, welche die Ausstellungen für chemisches Apparatewesen in ihrer nunmehr zehnjährigen Geschichte aufzuweisen haben. Wenn auch der Erfolg dieser Veranstaltungen in erster Linie der aufopferungsvollen und fachkundigen Tätigkeit ihres verdienten Leiters zu verdanken ist, so würde er doch auf die Dauer nicht möglich gewesen sein, wenn die mit großen Kosten für die Aussteller verbundenen Schaustellungen nicht einem von Jahr zu Jahr steigenden Bedürfnis der Fachkreise entgegengekommen wären. Die Entwicklung der chemischen Industrie bringt es ja mit sich, daß Material, Form und Anordnung der Apparate immer größere Bedeutung für den Chemiker erlangen. Hochdrucksynthesen und katalytische Verfahren z. B. erfordern immer schwierigere und immer sorgfältiger durchdachte Apparaturen, und das steigende Bedürfnis, den Verlauf der Reaktionen im Betriebe zu jeder Zeit messend zu verfolgen, zwingen den Chemiker immer mehr, sich die Mitarbeit des Ingenieurs und des Physikers zu sichern.

So möge denn auch in Frankfurt a. M. die Achema sich würdig ihren Vorgängerinnen anschließen und dazu beitragen, der chemischen Industrie und der mit ihr zusammenarbeitenden Industrie des Apparatebaus den schweren Wirtschaftskampf zu erleichtern.

Leverkusen, den 17. Januar 1930.

Zur Eröffnung der Achema VI.

Ausstellung für chemisches Apparatewesen und Hauptversammlung des Vereins Deutscher Chemiker in Frankfurt am Main,
10.—22. 6. 30.

(Frankfurter Zeitung vom 8. Juni 1930.)

Daß Deutschland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf dem Gebiete der chemischen Technik und besonders auf dem Gebiet der organischen chemischen Industrie die Führerrolle übernehmen konnte, verdankte es in erster Linie dem einzigartigen Bunde, der die deutsche chemische Technik mit der reinen Wissenschaft verband. Die organische chemische Industrie, deren Anfänge in England und Frankreich entstanden waren, wurde in Deutschland von Männern aufgenommen, die in deutschen chemischen Laboratorien von Gelehrten von Weltruf, wie A. W. von Hofmann, Kekulé, Adolf von Baeyer, ausgebildet waren. Diese brachten die notwendige Neigung zu selbständigem Forschen in ihr neues Arbeitsfeld mit. Sie machten sich und ihre Unternehmungen von den Zufallserfindungen, die bis dahin der industriellen Betätigung als Grundlage gedient hatten, durch neue, planmäßig gefundene Erfindungen unabhängig und konnten so auf immer breiterer Grundlage die Werke ausbauen und erweitern.

Bei der engen Verbundenheit von chemischer Wissenschaft und Technik hat nun in den letzten Jahrzehnten mit dem Fortschreiten der wissenschaftlichen Chemie auch die chemische Technik eine Erweiterung und Umwandlung erfahren. Die Grenzgebiete zwischen Chemie und Physik sind auch für die chemische Industrie immer bedeutungsvoller, und damit ist der Physiker und Ingenieur ein unentbehrlicher Mitarbeiter für sie geworden. Während früher der Apparatebau für den technischen Chemiker eine zwar nicht unwichtige, aber doch nicht ausschlaggebende Rolle spielte, ist heute die Beschaffung geeigneter Apparaturen für die Durchführung vieler neuen chemischen Reaktionen eine Lebensfrage für die betreffenden Industrien. Es sei hier nur an die Verwertung des Stickstoffs der Luft zu Düngemitteln, an die Verflüssigung der Kohle und viele chemische Großtaten erinnert. Derartige Arbeiten sind erst dann im großen ausführbar, wenn die überaus schwierigen Fragen des geeigneten Materials für die Apparaturen und deren Einrichtung und Anordnung gelöst sind.

Es ist das Verdienst des Leiters der Achema, des Herrn Dr. Buchner, diesem Bedürfnis der chemischen Technik schon frühzeitig Rechnung getragen und vor zehn Jahren die mit der Tagung des Vereins Deutscher Chemiker verbundene „Achema“ ins Leben gerufen zu haben, die alles, was an Neuem und Wertvollem im Apparatebau geschaffen worden ist, dem Fachmann vor Augen führt. Der von Jahr zu Jahr zunehmende Umfang der Achema zeigt, wie fruchtbar der Gedanke Buchners war, den Chemiker und den Apparatebauer auf diese Weise in Verbindung zu bringen, um sich gegenseitig anzuregen

und zu fördern. Möge die diesjährige Jubiläums-„Achema“, die an Umfang und Bedeutung alle früheren Ausstellungen weit übertrifft, diesen schönen Zweck in vollem Maße erreichen. Hierzu bietet die diesjährige Tagung in Frankfurt, das von einem Kranze unserer wichtigsten chemischen Industrierwerke umgeben ist, die besten Aussichten.

Leverkusen, im Juni 1930.

Die chemische Industrie in Deutschland.

(Veröffentlicht in der niederländisch-indischen Zeitschrift „De Indische Post“ [Deutschland-Nummer] vom Oktober 1930.)

Für andere Länder mag die Ausbildung einer chemischen Industrie nicht viel mehr als eine gewisse Vervollständigung ihrer Industriewirtschaft bedeuten, erstrebenswert nur, um das Bewußtsein zu haben, auf keinem Gebiet in der technischen Leistungsfähigkeit zurückgeblieben zu sein. In Deutschland aber ist die chemische Industrie ein wesentlicher und charakteristischer Bestandteil der deutschen Wirtschaft.

Die großen Fortschritte der chemischen Technik, die von Deutschland ausgingen, sind bekannt genug. Sie wurden ermöglicht durch besondere Eigenschaften, die die deutsche Veranlagung und den deutschen Volkscharakter auszeichnen. Um auf chemischem Gebiet Erfolge zu haben, ist unumgänglich nötig: eine wissenschaftliche Einstellung, die Fähigkeit zu langwierigem Experimentieren, das viel unfruchtbare Kleinarbeit, Geduld und Zähigkeit erfordert, und schließlich die Bereitwilligkeit, im Vertrauen auf die organisatorische und technische Leitung ein großes Risiko einzugehen.

Allerdings waren es nicht allein die ideellen Voraussetzungen, die die deutsche chemische Industrie zu ihrem heutigen Umfang erstehen ließen, sondern es kam dazu noch ein sehr wirksamer materieller Zwang. Die chemische Industrie war für Deutschland unentbehrlich als Ergänzung der unzureichenden natürlichen Rohstoffvorkommen. Durch den Verlust wertvoller Rohstoffquellen durch das Versailler Diktat ist heute dieser Zwang zur chemischen Produktion für Deutschland größer denn je.

Durch die Höhe der auf ihr lastenden Zahlungsverpflichtungen an das Ausland steht die deutsche Wirtschaft dauernd unter einem gewaltigen Druck, der sie zu den größten Anstrengungen antreibt und sie zwingt, das Äußerste aus dem deutschen Boden und der deutschen Arbeitskraft herauszuholen. Der Reichtum Deutschlands an natürlichen Hilfsquellen ist gering. Der Ackerboden vermag ohne künstliche Düngung nur kärgliche Ernten hervorzubringen. Von wichtigen industriellen Rohstoffen sind im Lande nur Kohle, Kali und Steinsalz reichlich vorhanden. So befindet sich die deutsche Wirtschaft in einem schlimmen Dilemma. Sie ist, um ihren Verpflichtungen an das Ausland nachkommen zu können, zur Erzielung eines erheblichen Überschusses im Export gezwungen. Das kann sie aber wiederum nicht ohne vermehrte In-

anspruchnahme ausländischer Rohstoffe und Hilfsquellen. Die chemische Industrie eröffnet hier den einzigen Ausweg.

Sie ist imstande, aus Rohstoffen, die Massenbestandteile des deutschen Bodens darstellen, durch Stoffumwandlung wertvolle Produkte herzustellen. Sie hat es fertig gebracht, Stickstoffdüngemittel aus der Luft mit Hilfe von Kohle, Kalk und Gips zu gewinnen. Sie hat Motortreibstoffe und andere Kohlenwasserstoffverbindungen aus der Kohle geschaffen. Es ist ihr gelungen, Futtermittel, künstliche Textilfasern und mannigfache Spezialstoffe aus der Cellulose, sowie neue Werkstoffe aus Tonerde und billigen Abraumsalzen zu machen. Alle diese Materialien verdrängen allmählich ausländische Rohstoffe und stellen zugleich infolge vielseitiger Verwendungsmöglichkeit begehrte Ausfuhrartikel dar.

Die anderen Industrien können ihre Ausfuhr nur steigern, indem sie gleichzeitig ihren Einfuhrbedarf an ausländischen Rohstoffen erhöhen. Die chemische Industrie vermag jedoch die Ausfuhr zu mehren, wobei sie gleichzeitig die Einfuhr entlastet. Die Ersetzung ausländischer Rohstoffe durch künstliche chemische Produkte bedeutet außerdem eine starke Verbilligung, die wiederum konsumanregend wirkt. So ist es der deutschen chemischen Industrie durch die Erzeugung synthetischer Stickstoffprodukte nicht nur gelungen, die Einfuhr von Chilesalpeter, die vor dem Kriege 150 bis 200 Millionen Reichsmark jährlich erforderte, gänzlich entbehrlieh zu machen, sondern darüber hinaus hat sie auch einen Ausfuhrüberschuß an diesen Produkten in Höhe von 250 Millionen Reichsmark erzielt. Die deutsche Landwirtschaft konnte gleichzeitig ohne erheblichen finanziellen Mehraufwand ihren Stickstoffverbrauch von 185000 t Reinstickstoff auf über 400000 t erhöhen und damit reichlichere Ernten hervorbringen. Hätte die deutsche Landwirtschaft den Stickstoff zu den Preisen von 1913 bezahlen müssen, anstatt zu den heutigen Preisen, die um mehr als ein Drittel niedriger liegen, so hätte sie z. B. für das laufende Erntejahr allein 250 Millionen Reichsmark mehr aufwenden müssen.

Die Nachfrage nach chemischen Erzeugnissen ist auf der ganzen Welt in raschem Anstieg begriffen. Dies hat zwei Ursachen. Einmal sind ganz neue Massenbedarfsarten für chemische Erzeugnisse entstanden, und dann haben verschiedene Industrien, und darunter gerade die noch in großer Entwicklung begriffenen jüngeren Industrien, und die Landwirtschaft in erhöhtem Umfang die Mitarbeit der chemischen Industrie in Anspruch genommen.

Ein großer Teil des neuen Massenbedarfs ging von der Frauenmode aus und zeigte sich insbesondere auf dem Kunstseidegebiet. Zur Herstellung dieser Kunstseide wurde eine Reihe von Hilfschemikalien gebraucht, von denen fast alle in Deutschland hergestellt werden. Die Mode bevorzugte weiterhin in zunehmendem Maße auffällige Farbtöne. Da hierbei die geringsten Ausbleichungen sichtbar werden, wurden hohe Ansprüche an die Echtheit der Farbstoffe gestellt. Hierbei ist man im wesentlichen auf die deutsche Teerfarbenindustrie angewiesen, die diese echten Farbstoffe unter dem Namen „Indanthrenfarben“ in großer Anzahl und jeder Nuance herstellt. Als Schutz

gegen Mottenfraß der Wolle und aller Gegenstände aus Wolle wurde das bekannte „Eulan“ in den Handel gebracht.

Gleichzeitig mit der Umwälzung in der Frauenmode trat ein Massenbedarf an kosmetischen Erzeugnissen neu in die Erscheinung. Puder, Lippenstift, Parfümerien, Badesalze, Mund- und Haarwasser, früher Luxusbedarf kleiner Kreise, jetzt Gegenstand des täglichen Gebrauchs von Millionen. Die deutsche chemische Industrie machte hauptsächlich für die Parfümeriewarenherstellung künstliche Riechstoffe und für eine entsprechende Verpackung der kosmetischen Erzeugnisse und für die Ausstattung des Toiletentisches Kunsthorn, sonstige künstliche Schnitzstoffe und plastische Massen. Zum Teil im Zusammenhang mit der Steigerung des Bedarfs an kosmetischen Mitteln, zum Teil als Folge des Krieges sind auch verschiedene pharmazeutische Erzeugnisse, vor allem antineuralgische Mittel und Schlafmittel, Gegenstand des gewohnheitsmäßigen Bedarfs von Millionen geworden. Die deutsche chemische Industrie verfügt hier über weltbekannte Mittel, wie Aspirin, Phenacetin, Aspiphenin, Pyramidon, Compral, Adalin, Phanodorm usw. usw.

Die Mitarbeit der chemischen Industrie wird von fast allen Zweigen der Wirtschaft in Anspruch genommen. Die Eisen- und Metallindustrie bezieht von der chemischen Industrie die Legierungszusätze, die Textilindustrie die Farbstoffe und alle Hilfsstoffe zum Waschen, Bleichen und Appretieren, die Bauindustrie die Anstreichmittel, die Holzindustrie die Klebstoffe, Beizen und Imprägniermittel, die Lebensmittelindustrie die Konservierungsmittel, der Haushalt und das Hotelwesen Putz-, Polier- und Reinigungsmittel, nötigenfalls Desinfektionsmittel, die elektrotechnische Industrie Isoliermaterial.

Besondere Bedeutung aber gewann für die chemische Industrie die Entwicklung der Photographie zum Liebhabersport, der Aufschwung des Lichtbildwesens und des Rundfunks, die Ausdehnung der Automobil- und Flugzeugindustrie. Dazu kam die zunehmende Geneigtheit der Landwirtschaft, sich zum Zweck der Bekämpfung von Pflanzenkrankheiten und tierischen Schädlingen und zur Erzielung einer richtigen Ernährung der Pflanzen wissenschaftlich beraten zu lassen. Die unentbehrliche Mitarbeit der deutschen chemischen Industrie bestand für die Flugzeug- und Automobilindustrie in der Lieferung neuer Leichtmetalle wie Elektronmetall, besonders hochwertiger Lacke wie Nitrocelluloselack und feuersicherer Firnisse, für das Lichtbildwesen in der Lieferung schwer entflammbarer Filme, für die Radiotechnik in der Lieferung neuer plastischer Stoffe für den Bau von Apparaten, für die Landwirtschaft in der Lieferung hochwertiger Mischdünger, die sämtliche Ernährungsbestandteile der Pflanzen, wie Kali, Stickstoff und Phosphor, in der für die einzelnen Böden jeweils richtigen Zusammensetzung enthalten, und in der Lieferung von Spezialmitteln gegen jede Art pflanzlicher oder tierischer Schädlinge.

Der allseitig große Bedarf an chemischen Erzeugnissen führte zu einer Ausweitung der chemischen Industrie der ganzen Welt auf mehr als den doppelten Umfang gegenüber der Vorkriegszeit. Überraschenderweise hat jedoch der Welthandel mit der Steigerung der Weltproduktion nicht Schritt gehalten.

Es wird heute nur noch ein Viertel der chemischen Weltproduktion international gehandelt gegenüber einem Drittel vor dem Kriege. Deutschland konnte trotz der gewaltigen Entwicklung seiner Stickstoffindustrie und trotz aller sonstigen Erfolge auf chemischem Gebiet seinen Anteil am Welthandel chemischer Erzeugnisse nur knapp behaupten. Er betrug 1913 28½ % und beträgt heute 26 %. Wie ist das zu erklären?

Die verschiedenen während des Krieges neu gegründeten chemischen Industrien haben versucht, durch hohe Zollmauern und sogar durch Einfuhrverbote die chemischen Erzeugnisse der alten Produktionsstätten von ihren Märkten fernzuhalten und möglichst den gesamten Bedarf an Chemikalien, wenn auch zu höheren Preisen, selbst zu decken. Lediglich Deutschland behielt seine niedrigen Zölle bzw. seine Zollfreiheit für chemische Produkte bei. Wie auf der Weltwirtschaftskonferenz festgestellt wurde, betragen die Zölle auf chemische Erzeugnisse in den meisten Ländern zwischen 20 und 50 % des Wertes dieser Erzeugnisse, in Spanien, Polen und Südamerika sogar 70 und 80 %.

Die Folge davon ist, daß das Preisniveau für chemische Erzeugnisse in Deutschland niedriger ist als in jedem anderen Land und daß trotzdem die deutschen chemischen Produkte nicht ungehindert auf den Weltmarkt abfließen können. Der Index der Chemikalienpreise unter Zugrundelegung des Vorkriegspreises steht in Deutschland ziemlich stabil auf 118 bis 120 %, während er in England zwischen 130 und 140 % und in den Vereinigten Staaten sogar zwischen 140 und 150 % schwankt.

Erst in den letzten drei Jahren ist es dem Welthandel und vor allem auch dem deutschen Chemikalienexport möglich gewesen, größere Fortschritte zu machen. Aus der folgenden Tabelle geht hervor, wie Deutschland seinen Anteil am Weltmarkt langsam und stetig im harten Konkurrenzkampf hat zurückgewinnen können:

Internationaler Handel der chemischen Industrien, zusammengestellt auf Grund der amtlichen Außenhandelsnachweise.

Länder	Ausfuhrwerte in Millionen RM			
	1925	1926	1927	1928
Deutschland	962	1062	1190	1319
U.S.A.	650	700	710	730
Großbritannien	640	580	615	675
Frankreich	555	555	560	590
Chile	520	365	450	.
Italien	170	180	235	250
Schweiz	130	135	155	160
Niederlande	140	145	170	175
Belgien	175	120	145	170
Österreich	40	40	45	47
Tschechoslowakei	50	70	55	55
Ungarn	5	5	10	10
Polen	15	15	15	20
Schweden	75	75	85	80
Norwegen	65	60	60	.
Japan	90	90	80	70

Leverkusen, im Dezember 1929.

Das Interesse der chemischen Industrie am gewerblichen Rechtsschutz.

(Gewerblicher Rechtsschutz und Urheberrecht, Zeitschrift des Deutschen Vereins für den Schutz des gewerblichen Eigentums, Nr. 12, vom Dezember 1931¹⁾.)

Wohl auf keinem Gebiete industrieller Arbeit spielt der gewerbliche Rechtsschutz eine so ausschlaggebende Rolle wie in der chemischen Industrie. Nur unter ihm ist es möglich, wissenschaftliche Forschungsergebnisse in diesem Produktionszweig industriell auszuwerten. Man hat daher schon frühzeitig die große Bedeutung eines wirksamen Patent- und Warenzeichenschutzes in dieser Industrie erkannt, ohne die Schwierigkeiten zu übersehen, die sich gerade beim Schutz chemischer Verfahren ergeben. Noch heute besteht der für die Patentgesetzgebung der ganzen Welt charakteristische Unterschied zwischen Erfindungen der mechanischen Technologie und solchen der chemischen Technologie, auf den schon vor vielen Jahren O. N. Witt hingewiesen hat. Der Rechtsschutz, den die chemische Industrie benötigt, muß sich auf das engste den Erkenntnissen, Zusammenhängen und Gesetzen der Naturwissenschaften anpassen.

So ergibt sich die Sonderstellung des chemischen Patentess schon aus der Tatsache, daß es sich in der Chemie sehr oft um sogenannte Reihenerfindungen, um homologe und isomere Körper handelt. Bekanntlich bilden z. B. die gesättigten Kohlenwasserstoffe eine Reihe, bei der sich stets das nächste Glied von dem vorhergehenden um ein Mehr von CH_2 unterscheidet. Diese Körper nennt man Homologe. Etwas anders liegen die Verhältnisse bei den Isomeren, bei denen zwei Kohlenwasserstoffe bei der gleichen Zahl ihrer Atome eine verschiedene Lagerung dieser Atome aufweisen. Diese Isomerie spielt besonders bei aromatischen Verbindungen, bei denen sie ringförmig zusammengeschlossen sind, eine große Rolle. Es fragt sich nun, ob in dem Ersatz eines Gliedes einer solchen Reihe durch ein anderes, ihm also ähnliches, noch eine Erfindung gesehen werden kann, d. h. ob man nicht genau den Erfolg des Ersatzes vorausberechnen kann.

Diese Homologie und Isomerie hat einen großen Einfluß auf das Patentwesen ausgeübt, da es sich dabei um ganz bestimmte Gesetzmäßigkeiten handelt. Ich verweise auf die grundlegende Arbeit von Geheimrat Dr. von Hofmann²⁾, der betont hat, daß aus Verbindungen homologer oder analoger Reihen sowohl ähnliche Körper, aber auch solche mit gewerblich wertvolleren Eigenschaften hervorgehen können.

Naturgemäß hat sich die heute bestehende gewerbliche Rechtsschutzpraxis in der chemischen Industrie erst allmählich entwickelt und ist auf diesem schwierigen Wege nicht frei von Irrtümern geblieben, die rechts- und industriegeichtlich gesehen nicht uninteressant sind: Ich denke dabei an

¹⁾ Sondernummer zum 40jährigen Jubiläum des Deutschen Vereins für den Schutz des gewerblichen Eigentums, 19. 12. 1891 bis 19. 12. 1931.

²⁾ Siehe Verhandlungen der Patentenquete, Seite 104.

zwei große Erfindungen vor Einführung des jetzt geltenden Reichspatentgesetzes (1. Juni 1877). Damals lehnte die auf Grund des preußischen Patentgesetzes in Preußen bestehende Patentprüfungskommission die Patentierung des Bessemer-Prozesses und des Alizarins ab. Nach der auf genauem Aktenstudium der Vorgänge bei der Alizarin-Anmeldung beruhenden intimen Kenntnis dieser Dinge bei Witt hat sich die Sache damals folgendermaßen abgespielt:

Die Erfinder reichten zuerst ein Verfahren ein, nach dem aus Anthrazen das Anthrachinon, aus diesem Bibromanthrachinon und aus letzterem Alizarin gewonnen wurde. Dieses Patent wurde erteilt für einen roten Farbstoff des Anthrazens. Der Beweis dafür, daß es sich hier um das bekannte Alizarin der Krappwurzel handelte, wurde nicht erbracht. Später reichten dann dieselben Erfinder ein Verfahren zur Herstellung desselben Farbstoffs unter Verwendung von Sulfosäure des Anthrachinons ein. Dieses Patent wurde versagt, weil das neue Verfahren dem früher beschriebenen derart verwandt sei, daß es nicht als eine neue und patentfähige Erfindung angesehen werden könne. Dies geschah im Jahre 1869, zu einer Zeit, wo man in England, Amerika und Frankreich schon längst den hohen Wert des synthetischen Krappfarbstoffes erkannt und Patente für die beiden Verfahren erteilt hatte.

Verfolgt man die Geschichte des gewerblichen Rechtsschutzes in der chemischen Industrie weiter, so stößt man auf die Verhandlungen des chemischen Patentkongresses vom 20. September 1879, also zwei Jahre nach dem Inkrafttreten des deutschen Reichspatentgesetzes, in Baden-Baden unter dem Vorsitz von Herrn Kalle, Biebrich. Dort trat der Direktor der Badischen Anilin- und Sodafabrik, Dr. Caro, Ludwigshafen, für die Vorprüfung ein, wobei er betonte, daß dieselbe aber eine sehr gründliche und strenge sein müsse. In den beiden ersten Jahren des deutschen Patentgesetzes betrug die Durchschnittszahl der Anmeldungen in Deutschland 6323, für England 5000. Übrigens war man damals der Ansicht, daß der absolute Schutz eines neuen Produktes für die Industrie schädlich sei. Wie Dr. Martius in der Versammlung zu Baden-Baden mitteilte, hatte man hierbei vor allem das bekannte französische Fuchsin-Patent vor Augen. Hiermit im Einklang steht auch die Eingabe der Deutschen Chemischen Gesellschaft an den Reichstag aus dem Jahre 1877, unterschrieben von A. W. Hofmann und Ferdinand Tiemann, wonach einzig und allein die Methode zur Darstellung, nicht aber das Produkt selbst Gegenstand des Patents sein solle.

Damals bildete sich auch die Lehre vom technischen Effekt heraus. Das Patentamt gab in einer Entscheidung vom 12. Juni 1888 der Meinung Ausdruck, daß die Verwendung eines bisher dazu nicht benutzten Phenols oder Amins zur Bereitung von Farbstoffen nur dann patentfähig sei, wenn dadurch ein neuer hervorragender technischer Effekt erzielt wird. Hier kommt also ein Begriff in die Rechtsprechung hinein, der bei sogenannten chemischen Analogieverfahren, wie man solche Verfahren nennt, helfen soll, die Patentfähigkeit zu begründen, nämlich der Begriff des bedeutungsvollen technischen Effekts.

Das Reichsgericht hat sich mit dieser Frage in seinem bekannten Urteil in der Nichtigkeitklage gegen das Kongo-Patent beschäftigt. Es handelte sich um das Patent Nr. 28753, betreffend die Darstellung von Azofarbstoffen aus Benzidin mit Naphthylaminen oder ihrer Sulfosäuren. Die Methode, diese Azofarbstoffe durch Kuppelung der Tetrazoverbindung des Benzidins mit den Sulfosäuren des Naphthylamins nach Peter Grieß herzustellen, war bekannt und bot nichts Neues. Unbekannt waren aber die so erzielten Farbstoffe selbst. Da aber bei der Herstellung dieser Farbstoffe ein großer technischer Fortschritt erzielt wurde, nämlich der, daß im Gegensatz zu den bis dahin bekannten Azofarbstoffen die neuen Produkte die Eigenschaft besaßen, Baumwolle ohne Beize zu färben, sah das Reichsgericht in dem Verfahren der Herstellung dieser Produkte eine patentfähige Erfindung. Der damals gemachte Einwand, es handele sich hierbei um eine Entdeckung, wurde mit folgender Begründung zurückgewiesen:

„Eine Entdeckung liegt dann vor, wenn eine neue Eigenschaft an einem vorhandenen Körper gefunden wird. Sobald aber menschliche Tätigkeit angewendet wird, um vorhandene Körper zu bearbeiten und infolge dieser menschlichen Arbeit ein Naturgesetz in die Erscheinung tritt, welches vor der Arbeit und ohne dieselbe sich nicht betätigte, hat die Entdeckung die Bedeutung einer Erfindung.“

Das Reichsgericht hat damals die schönen Worte geprägt:

„Wenn der Chemiker durch Anwendung der Methode auf einen Fall, auf welchen sie noch nicht angewendet ist, neue Bahnen erschließt, so hat er patentrechtlich ein neues Verfahren erfunden.“

Blickt man anlässlich des 40jährigen Bestehens des Vereins für den Schutz des gewerblichen Eigentums auf die Fülle anderer Fragen zurück, die besonders die chemische Industrie angehen, so erinnert man sich vor allem des bekannten Kampfes um die Patente für Legierungen, bei dem das Patentamt nach ständiger Übung Legierungen nicht als Stoffe ansah, die auf chemischem Wege herzustellen sind, ferner der Frage, ob Patente für Zwischenprodukte berechtigt seien, d. h. ob man z. B. ein Patent erteilen kann für die Herstellung eines Zwischenproduktes, für das man noch keine weitere Verwendung kennt, was bis jetzt vom Reichspatentamt bejaht wurde. Dazu kommen die langen Verhandlungen wegen der Patentfähigkeit der analytischen Verfahren, soweit dieselben ausschließlich wissenschaftliche Feststellungen bezwecken. Solche Patente werden bis jetzt vom Reichspatentamt als patentfähig anerkannt.

Erwähnen möchte ich noch die besonderen Schwierigkeiten, die Patente zum Schutz von Arzneimitteln bieten. Hier war das Patentamt lange im Zweifel, ob bei vielen Anmeldungen auf diesem Gebiete ein technischer Effekt vorlag oder ein therapeutischer Effekt. Nach der neuen Praxis des Patentamtes wird aber auch der sogenannte therapeutische Effekt bei solchen Verfahren nunmehr anerkannt.

Es kommen hier noch zahlreiche andere Fragen in Betracht, wie Patentverletzungen durch äquivalente Verfahren, der akzessorische Charakter des Markenschutzes, Auslegung der Pariser Konvention usw.

Auch an den Arbeiten der Internationalen Vereinigung für gewerblichen Rechtsschutz ist die Chemie lebhaft beteiligt.

Entsprechend der materiellen Bedeutung des gewerblichen Rechtsschutzes für die chemische Industrie hat sich die chemische Verbandsarbeit mit der Lösung der vielen Probleme beschäftigt, die Theorie und Praxis hier stellen. Einen Höhepunkt in der Vertiefung dieser wissenschaftlichen Arbeit bildeten die Kongresse des Vereins Deutscher Chemiker (Fachgruppe für gewerblichen Rechtsschutz) und des Deutschen Vereins für den Schutz des gewerblichen Eigentums.

Wenn so bisher durch engste Zusammenarbeit aller Beteiligten an der Lösung der Fragen des gewerblichen Rechtsschutzes gerade für die chemische Industrie große Erfolge erzielt worden sind, so hoffe und wünsche ich am heutigen Tage, daß diese wichtige Arbeit, die gerade in der gegenwärtigen schwierigen Situation der deutschen Wirtschaft besondere Bedeutung hat, auch in den kommenden Jahren zum Segen der chemischen Industrie und zum Segen der deutschen Gesamtwirtschaft reiche Früchte trägt.

Im Zaubergarten der Farbenchemie.

(Der Aufsatz erschien zuerst in der Schriftenreihe: „Forschung tut not“, Heft 6, 1933 und wurde nachher von vielen Zeitungen nachgedruckt.)

Wohl kein Zweig der Wirtschaft ist besser geeignet, die Wahrheit des Spruches „Forschung tut not“ zu erweisen, als die Teerfarbenindustrie. Ihren Grundstein legte der Engländer W. H. Perkin, der im Jahre 1856 die zufällige Beobachtung, daß Anilin bei der Behandlung mit Oxydationsmitteln eine stark färbende Substanz liefert, zu einer fabrikmäßigen Herstellung des „Mauvein“ genannten Farbstoffes ausgestaltete. An die Erzeugung des Indigo schloß sich wiederum die Erfindung und technische Herstellung zahlreicher analoger Farbstoffe an, die durch ihre Schönheit und durch die Vielfältigkeit der Farbabstufungen das Naturerzeugnis überflügelt haben. Die nächsten künstlichen Farbstoffe wurden in Frankreich hergestellt, das heute noch wertvolle „Fuchsin“ (1859) und das ebenfalls heute noch verwendete „Anilinblau“ (1861). Sie erregten durch ihre ungewöhnliche Farbenpracht Aufsehen und fanden reißenden Absatz, so daß sie in ihren Heimatländern eine sehr gewinnbringende Industrie ins Leben rufen konnten. Es ist nun sehr auffällig, daß diese in ihren Ursprungsländern nicht weiter gefördert wurde. Dies geschah vielmehr erst in der Schweiz und vor allem in Deutschland, das den ersten Entdeckungen fernstand, später aber die Entwicklung auf die gewaltige Höhe führte, die so viel zu Deutschlands Weltgeltung beigetragen hat und die Teerfarbenindustrie jetzt als eine spezifisch deutsche Industrie erscheinen läßt.

Diese merkwürdige Tatsache ist leicht zu erklären. Während man in England und Frankreich bei den Zufallserfindungen stehenblieb und sich nur bemühte, sie möglichst schnell und vorteilhaft auszubeuten, setzte in Deutschland eine tiefeschürfende Forschungsarbeit auf dem neuerschlossenen Gebiete ein. Bedeutende deutsche Gelehrte, wie A. W. Hofmann, Emil und Otto Fischer, leuchteten mit der Fackel der Wissenschaft in das Dunkel der Farbstoffbildung und wiesen neue Wege zur Farbstoffsynthese. Unternehmungslustige Techniker, die von jenen Forschern ausgebildet waren, griffen die Offenbarungen der Gelehrten auf und führten sie in die Praxis über. Dank der wissenschaftlichen Erziehung der Gründer und Leiter der neu entstandenen Farbstoff-Fabriken begnügte man sich nicht mit der Nutzbarmachung der vorhandenen Erfindungen, sondern blieb in enger Verbindung mit den Hochschulen und gründete auf den Werken selbst sich allmählich immer mehr ausdehnende Forschungslaboratorien, in denen auf rein wissenschaftlicher Grundlage das vorhandene Material bearbeitet und durch neue Erfindungen ergänzt wurde. Die ursprünglich kleine Zahl von künstlichen Farbstoffen ist inzwischen zu vielen Tausenden angewachsen, von denen jeder seinen bestimmten Verwendungszweck hat, so daß heute für alle Zwecke der Farbgebung geeignete, den höchsten Anforderungen an Schönheit und Echtheit genügende Farbstoffe vorhanden sind.

Die ersten Farbstoffe der jungen Industrie, wie Fuchsin, Anilinblau, Methylviolett, Malachitgrün, die durch ihre Farbenpracht das Entzücken der Verbraucher hervorriefen, waren leider nur wenig lichtecht. Trotzdem wurden sie anfangs kritiklos auch für Zwecke verwendet, für die Lichtechtheit erforderlich war, und daher rührt auch das heute noch anzutreffende, aber durchaus unberechtigte Vorurteil, daß die künstlichen Farbstoffe den früher verwendeten Naturfarbstoffen an Echtheit unterlegen seien. Seit langem ist die Verwendung jener farbenprächtigen Farbstoffe der Frühzeit auf die Zwecke beschränkt worden, bei denen Lichtechtheit keine Rolle spielt, während man dem Verbraucher für die anderen Zwecke neue Farbstoffe zur Verfügung gestellt hat, die an Schönheit und Echtheit die Naturprodukte nicht nur erreichen, sondern weit übertreffen. Von vielen Erzeugnissen, z. B. den „Indanthrenfarbstoffen“, darf man mit Recht behaupten, daß der Farbstoff länger hält, als der Stoff selbst. Ein besonders treffendes Beispiel für den hohen Stand der Farbenchemie bietet der „antike Purpur“, der, aus der Purpurschnecke gewonnen, als das kostbarste, nur für Herrscher bestimmte Farbmateriale des Altertums galt. Als es 1908 einem deutschen Forscher (P. Friedländer) gelang, die chemische Zusammensetzung des Purpurs aufzuklären und den Stoff selbst auf einfache, wohlfeile Weise synthetisch herzustellen, da zeigte sich, daß kein praktisches Interesse mehr an der fabrikatorischen Gewinnung dieses Naturfarbstoffes vorhanden war. Die Technik hatte bereits die Färbereien mit schöneren und besseren Farbstoffen versorgt.

Auch sonst hat die Farbstofftechnik die Natur nur in beschränktem

Umfang nachgeahmt. 1869 stellten zwei deutsche Forscher (Graebe und Liebermann) das seit dem Altertum bekannte und verwendete „Krapprot“ synthetisch her. Das „Alizarinrot“ genannte Erzeugnis bildete den Ausgangspunkt für zahllose neue, die Natur übertrumpfende Alizarinfarbstoffe. Auch der seit dem Altertum als König der Farbstoffe geltende „Indigo“ wurde 1880 von einem deutschen Gelehrten (Adolf Baeyer) synthetisch gewonnen, und im Laufe der Jahre hat hier gleichfalls die Fabrikation das Naturprodukt aus dem Markte verdrängt. Dieser hat zwar heute keine praktische Bedeutung mehr und wird wohl nur noch zum Bedrucken englischer Briefmarken benutzt, aber als erster technisch hergestellter Teerfarbstoff ist er von unvergänglichem historischen Wert. Die meisten unter den tausenden von künstlichen Farbstoffen sind aber nicht der Natur nachgebildet, sondern gehören ganz neuen Farbstoffklassen an, wie die Azofarbstoffe, die Triphenylmethanfarbstoffe, Azine, Schwefelfarbstoffe, die Naphthol A. S.-Farbstoffe u. a. m.

Mit dem Wachsen der deutschen Teerfarbenfabriken stellte sich begreiflicherweise das Bedürfnis heraus, die zur Fabrikation erforderlichen Hilfsstoffe selbst herzustellen. Es schlossen sich Fabrikationsstätten für anorganische Säuren, Alkalien und zahlreiche sonstige Hilfsprodukte an. Der Drang, anfallende Nebenprodukte der Farbstoff-Fabrikation zu verwerten, führte zur Herstellung von pharmazeutischen Produkten, z. B. des „Phenacetin“. Steinkohlen- und Braunkohlengruben wurden angegliedert, und die Industrien der künstlichen Düngemittel, der Verflüssigung der Kohle, der künstlichen Halbedelsteine, der Leichtmetalle, der Kunstseide und der photographischen Erzeugnisse angeschlossen, so daß die deutsche Teerfarbenindustrie sich schließlich zu einer die gesamte chemische Technik umfassenden Industrie ausgeweitet hat. Es ist daher verständlich, daß, als die Not der Nachkriegszeit die deutschen Teerfarbenfabriken zu einem Zusammenschluß zwang, die neugegründete „I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft“ in Frankfurt a. M. ein weitverzweigtes Riesenunternehmen vorstellte, das von größter volkswirtschaftlicher Bedeutung für Deutschland ist und zur Zeit 70 000 und mit angegliederten Firmen und Bergwerken über 100 000 Arbeitern und Angestellten Unterkommen bietet.

Die Bedeutung der chemischen Industrie und im besonderen der Teerfarbenindustrie ist dem Auslande im Weltkriege zum vollen Bewußtsein gekommen und hat in allen Kulturländern zur Gründung eigener Erzeugungsstätten geführt. Dadurch ist der deutschen Industrie der Existenzkampf erheblich erschwert und kann nur erfolgreich durchgehalten werden, wenn Deutschland die von zwei Forschergenerationen aufgebaute chemische Industrie durch unausgesetzte intensive weitere Forschungsarbeit sichert und immer weiter ausgestaltet.

VI. Teil.

I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft.



Sechstes Jubilarfest der Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. in Leverkusen am 30. September 1923.

(Die Erholung 1923, S. 105ff.)

Liebe Freunde, Kollegen und Mitarbeiter!

Gestern vor 40 Jahren wurde ich von Carl Rumpff, dem damaligen Vorsitzenden des Aufsichtsrats unserer Firma, engagiert. — Da sicherlich die wenigsten von Ihnen wissen, wer Carl Rumpff gewesen ist, so will ich hier einschaltend bemerken, daß er zuerst Vertreter der Firma Friedr. Bayer & Co. in Nordamerika war, dann die älteste Tochter des Gründers unserer Firma heiratete und darauf als Teilhaber, kaufmännischer Leiter und Organisator in das Elberfelder Geschäft eintrat. Er gehört zu den Männern, denen unsere Firma wegen ihrer Tatkraft und ihres Weitblicks außerordentlich viel verdankt und den wir deshalb zu den Mitgründern zählen müssen.

Mein Vertrag verpflichtete mich, nicht wie sonst üblich, in den Laboratorien der Elberfelder oder Barmer Fabrik, sondern in denen einer Hochschule — ich wählte Straßburg — zu arbeiten. Damals, im Jahre 1883, war die Lage unseres Unternehmens wenig günstig. Nach Jahren großer Gewinne und Überschüsse war ein Jahr der Unterbilanz und der Dividendenlosigkeit gekommen. Obgleich der Großaktionär und Vorsitzende des Aufsichtsrats Carl Rumpff zu dieser Zeit keine Einnahmen hatte, engagierte er auf seine Kosten drei Chemiker, die sich im Interesse unserer Firma an deutschen Hochschulen erfinderisch betätigen sollten. Es waren dies die Doctores Herzberg, Hinsberg und Duisberg. Die mir gestellte Aufgabe bestand darin, daß ich ein von den Farbenfabriken erworbenes Patent zur Herstellung von Isatin auf seine technische Verwendbarkeit für die Darstellung von künstlichem Indigo untersuchen sollte. Als ich nach einjähriger Tätigkeit im chemischen Laboratorium der Universität Straßburg bewiesen hatte, daß man auf diesem Wege zu Preisen, die eine Konkurrenz mit dem natürlichen Indigo ermöglicht, synthetisch diesen wichtigen Farbstoff nicht herstellen kann, trat ich im Herbst 1884 in die Elberfelder Fabrik ein. So erklärt es sich, daß ich, obwohl schon seit 40 Jahren im Dienst der Firma stehend, erst vor 39 Jahren in die Fabrik selbst eintrat. Und da mein lieber verstorbener Freund Dr. von Böttinger vor 15 Jahren sein Silberjubiläum hatte, so feierte ich, damit ein Zusammenfallen beider Jubiläen vermieden wurde, mein 25jähriges Jubiläum vor 14 Jahren. Wie Sie sehen, bin ich aber, weil ich schon 1883, wenn auch

nicht direkt, sondern indirekt durch Carl Rumpff engagiert wurde, berechtigt, mein 40jähriges Jubiläum in diesem Jahr zu begehen. Das ist denn auch zu meiner großen Überraschung gestern durch eine so wundervolle, der Zeit entsprechende Feier im schönen Saale unseres Verwaltungsgebäudes geschehen, daß ich heute noch tief bewegt und freudig erregt unter dem Eindruck dieses herrlichen Festes stehe. Ich bin derartig mit Ansprachen, Ehrungen, Glückwünschen, Blumenspenden und sinnigen Geschenken bedacht worden, daß ich, nachdem ich gestern schon fast eine Stunde lang nichts wie Worte heißen Dankes gesprochen habe, auch meine jetzige Ansprache mit innigem und aufrichtigem Danke beginnen muß.

Ich hatte ausdrücklich darum gebeten, heute, am Tage des Jubiläumsfestes, bei mir keine Ausnahme von der Regel zu machen. Ich wollte nichts weiter als Jubilar mit und neben den anderen Neujubilaren der Fabrik sein und mit diesen zusammen als eine Einheit und ein Glied derselben das Jubiläumsfest feiern. Der Jubiläumsverein bzw. sein Vorsitzender, Herr Adolf Buchloh, hat es anders beschlossen, und man hat mir erneut eine große Überraschung und Freude bereitet, indem man mir den Ehrenvorsitz dieses Vereins übertragen und diesen Beschluß der Generalversammlung in die Form einer kunstvoll gearbeiteten Adressenmappe gekleidet hat. Wie ich zum Jubiläumsverein stehe, wissen Sie. Für mich bedeutet er die schon oft erwähnte Garde der Farbenfabriken, und wenn wir in unserem hart bedrängten deutschen Vaterlande unsere militärische Garde auflösen mußten, so brauchen wir die Garde der Fabrikjubilare um so mehr für unsere notleidende Wirtschaft. Wir müssen wieder dahin kommen, daß die Jugend sich ein Beispiel an den tüchtigen, treuen und fleißigen, mehr als 25 Jahre tätigen Jubilaren nimmt. Darum bin ich auch dem Jubiläumsverein, zu dessen Gründern ich zähle, mit Herz und Hand ergeben und danke nochmals herzlichst für die Ehrung und das schöne Geschenk.

Aber noch ein Zweites hat mir große Freude bereitet, das war der so trefflich gelungene Stafettenlauf unseres bewährten und mustergültig geleiteten Turn- und Spielvereins. 40 seiner in Stafettenform aufgestellten Mitglieder haben von unserem Wohlfahrtsgute mit den Ferienhäusern und dem Arbeitererholungsheim in Große-Ledder bei Dabringhausen den Weg von über 23 Kilometer in der kurzen Zeit von 1 Stunde und 31 Minuten zurückgelegt. Als letzter Stafettenläufer hat mir unser so oft schon mit Ruhm gekrönter Turnleiter Cymera mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse auf der Brust diese Rolle überreicht. Es mutete mich an, als wäre ich 2000 Jahre zurückversetzt in die Zeiten des grauen Altertums, wo in Olympia die klassischen Spiele der Griechen stattfanden, oder als sähe ich den Läufer von Marathon vor mir.

Ich will nunmehr die Rolle öffnen und Ihnen verkünden, was diese Urkunde geheimnisvoll birgt:

„Durch's Bergische Land, bergab, bergauf,
Geht Dir zu Ehren der Turner Lauf.

Die droben genesen, senden den Gruß,
 Gestählte Kräfte beflügeln den Fuß.
 Sie konnten wachsen in Müh'n und Geduld
 An würdiger Stätte durch Deine Huld.
 Erhalt' sie uns weiter, daß Herz und Hand
 Die Freiheit erringen dem Vaterland.

Turn- und Spiel-Verein der Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co.
 Große-Ledder, den 30. September 1923.“

Herzlichen Dank nicht allein und vor allem den Stafettenläufern, sondern auch dem gesamten Turn- und Spielverein. Möge er weiter blühen, wachsen und gedeihen, getreu seinem Wahlspruch: „Frisch, fromm, fröhlich, frei“.

Verzeihen Sie, wenn ich nun damit beginne, daß ich Ihnen in kurzen Zügen und Strichen ein Bild meines Werdeganges zu geben versuche. Ich tue das, um Ihnen zu zeigen, daß man aus einfachsten und kleinen Verhältnissen heraus durch eisernen Fleiß und treue Arbeit und Pflichterfüllung Großes erreichen kann.

Ich bin wie die meisten der hier Anwesenden aus ganz bescheiden bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen und entstamme keineswegs, wie vielfach angenommen wird, einer alten bergischen Fabrikantenfamilie. Mein Urgroßvater Peter Caspar Engelbert Duisberg ist Ende des vorvorigen Jahrhunderts aus Breckerfeld nach Barmen übergesiedelt. Dort auf dem Sehlhof, in der Nähe von Wupperfeld, betrieben meine Großeltern neben einem kleinen landwirtschaftlichen Betrieb die Seidenbandweberci. Mein Vater, als ältester Sohn einer Familie mit 9 lebenden Kindern, erlernte deshalb auch dasselbe Handwerk und fing, als er sich mit meiner Mutter, geb. Weskott, einer von Barmen-Heckinghausen stammenden Tochter eines kleinen Bauernhofbesitzers verheiratete, einen eigenen kleinen Betrieb mit zwei Bandstühlen und einem Gesellen an. Daneben wurden zwei bis drei Kühe gehalten, die meine Mutter zuerst allein und später zusammen mit einem Dienstmädchen versorgte, also fütterte, melkte usw.

Erst nach siebenjähriger Ehe erschien ich als Ältester und einige Jahre später meine einzige, jetzt leider dauernd kranke Schwester. Mein Geburtshaus in der Heckinghauserstraße — ein kleines, echt bergisches Schieferhaus — ist in der „Erholung“ abgebildet worden. In diesem einfachen Fachwerkhaus stand meine Wiege neben dem Bandstuhl, während meine Mutter dem Vater und seinem Gesellen die Spulen für die Getau (Bandstuhl) fertig machte und das hin- und hersurrende Schiffchen des Bandstuhls mir meine Wiegenlieder sang.

5½ Jahre alt, bin ich zur Elementarschule auf den Heidt gegangen und habe dort das Abc erlernt, um dann drei Jahre später in die lateinlose Realschule zu Wupperfeld, die jetzige Oberrealschule, einzutreten. Es hat meiner Mutter harte Kämpfe gekostet, bis sie es bei meinem Vater durchsetzte, daß ich eine höhere Schule besuchen durfte. Man behauptet, ich sei als kleiner Junge nicht übermäßig begabt gewesen und das Lernen sei mir nicht besonders

leicht geworden. Auch heute noch, das kann ich wohl bestätigen, fällt mir nichts leicht; im Gegenteil, ich muß mich immer gehörig plagen, wenn ich etwas gut machen will, und gut, das ist allerdings mein Grundsatz, muß alles sein, was ich tue. Ich habe heute früh schon den Mitgliedern des Orchestervereins gelegentlich des meiner Frau und mir gebrachten Morgenständchens erzählt, daß ich in dieser Wupperfelder Realschule auch Mitglied der Schülerkapelle war und das Althorn geblasen habe. „Konnt’ er auch nicht ordentlich blasen, blus er doch so einigermaßen.“ Sie sehen also, daß ich auch Musiker und in dieser Beziehung Kollege des Herrn Rüdiger bin.

Als ich dann in Tertia die ersten Chemiestunden erhielt, lauschte ich mit Begeisterung dem Unterricht und war bald der eifrigste und beste Schüler. Jeden Pfennig, den ich von meinen Eltern als Taschengeld erhielt, benutzte ich, um mir Chemikalien zu kaufen und in Medizinfläschchen und Salbtöpfen in der Waschküche Versuche zu machen. Schon damals faßte ich den Entschluß, Chemiker zu werden, obgleich ich noch nicht einmal wußte, was eigentlich ein Chemiker zu tun hat und wie und wo er Verwendung findet. Das war meinem Vater sehr unangenehm, wollte er doch, daß ich als sein einziger Sohn wie Urgroßvater, Großvater und Vater auch das Bandweben erlernen und in seine inzwischen vergrößerte Bandwirkerei bzw. in das darauf mit seinen zwei Brüdern begründete Verkaufsgeschäft unter der jetzt noch bestehenden Firma Rich. Duisberg u. Co. eintreten sollte.

Um Chemiker zu werden, also studieren zu können, mußte ich das Abiturientenexamen machen. Das war in Wupperfeld an der Realschule, in der wir erst als Untersekundaner das Recht, das Einjährigen-Zeugnis zu erhalten, durch Ableistung des Examens vor einem Regierungskommissar eroberten, nicht möglich. Der Unterricht in dieser Schule endete damals noch mit der Obersekunda. Es war daher nötig, daß ich eine andere neunklassige Schule besuchte. Meinem Vater wurde ganz besonders warm die Oberrealschule auf dem Döppersberg zu Elberfeld empfohlen, wo der Direktor Dr. Artopé als guter Chemielehrer und Chemiker stadtbekannt war. Da ich infolge schnellen Wachstums einen kleinen Herzklappenfehler hatte und unser Arzt der Meinung war, daß weite Schulwege ein gutes Besserungs- und Heilmittel seien, so wurde ich nach Ableistung eines besonderen Examens in die Unterprima der Elberfelder Oberrealschule aufgenommen. So mußte ich jeden Morgen und meist auch abends den mehr als einstündigen Weg von Barmen-Wertherbrücke bis zum Döppersberg in Wind und Wetter zurücklegen. Da die Schule im Sommer schon um 7 Uhr anfang, so mußte ich, um rechtzeitig in Elberfeld zu sein, um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr aufstehen. Das hat nicht wenig zur Stärkung meiner Energie beigetragen, und bei der Gelegenheit bin ich den Herzfehler auch losgeworden.

Nachdem ich mit 16 $\frac{1}{2}$ Jahren das Abiturientenexamen bestanden hatte, glaubte mein Vater, ich sei noch zu jung, um schon zur Hochschule zu gehen. Ich wurde daher Schüler der der Elberfelder Oberrealschule angegliederten Fachschule für Chemie. Dort habe ich quali- und quantitative Analysen erlernt und mich in einem sechsmonatlichen Kursus so gut für den Hochschulunter-

richt vorbereitet, daß ich, als ich als Student nach Göttingen kam, unter Professor Hübner bereits im zweiten Semester eine Aufgabe bearbeitet und gelöst habe, die später von einem anderen als Doktorarbeit verwertet worden ist.

Doch das alles interessiert Sie hier nicht mehr. Ich wollte Ihnen nur zeigen und beweisen, daß ich keineswegs auf Rosen gebettet gewesen bin, und daß jedes Ihrer Kinder auch dasselbe werden kann, was ich geworden bin, wenn die Eltern, was sie sind und was sie haben, ihren Kindern zu opfern bereit sind, und wenn die Kinder ihr ganzes Wollen und Können mit Energie, Eifer und Fleiß einem bestimmten Ziel zuwenden. Selbstverständlich gehört dazu auch Glück. Aber ich huldige dem Spruch: „Jeder ist seines Glückes Schmied.“ Daher ist es Sache der Persönlichkeit, ob ihr ein mehr oder weniger großes Stück des Glückes zufällt.

Dieses, meine sehr verehrten Herren, glaubte ich Ihnen einmal erzählen zu sollen, weil es sicherlich für Sie eine größere Freude ist, wenn ein Mann Ihrer Abstammung, aus Ihren Verhältnissen, aus Ihrem Stande an der Spitze des Unternehmens steht, als wenn er, hochgeboren und vornehm erzogen, von oben herab hineingesetzt wird. „Es kommt eben nicht darauf an, wie und wo man geboren wird, sondern wie man stirbt.“

Nun noch einiges im Vergleich von heute mit früher! Betrachten wir den Aufschwung, den unser Werk in jahrzehntelanger Arbeit genommen hat, so erfüllt uns das mit Stolz und Genugtuung. Während wir vor 40 Jahren im Jahre 1883 490 Arbeiter beschäftigten, haben wir deren jetzt 11506. Aus den 65 Beamten des Jahres 1883 ist der gewaltige Apparat von 2805 Beamten geworden. Im Jahre 1883 waren 16 Chemiker, 2 Ingenieure und 20 Kaufleute in der Firma tätig, zur Zeit beschäftigen wir 368 Chemiker, 74 Ingenieure und 1411 Kaufleute. 1883 hatten wir noch keine Wohnungen für unsere Werksangehörigen. Jetzt besitzen wir in Leverkusen und Elberfeld zusammen 2836 Werkswohnungen. Also auch unsere Firma ist aus ganz kleinen Anfängen heraus das geworden, was sie heute ist.

Daß ich heute erfüllt bin von innigem, heißem Dank an das Schicksal, besonders an meine Eltern und an alle, die für mich gesorgt haben und für mich eingetreten sind, können Sie sich denken. Deshalb habe ich mich riesig auf den Tag gefreut, wo ich vor Sie hintreten kann, um diesem Dank auch tatkräftigen Ausdruck zu geben, was ich nunmehr tun will.

Wie Ihnen vielleicht nicht unbekannt ist, habe ich es in unserer Firma durchgesetzt, daß Mitglieder unseres Direktoriums, wenn sie in anderen Unternehmungen als Aufsichtsräte tätig sind, die ihnen dabei zufließenden Tantiemen nicht, wie es bei anderen Firmen üblich ist, in die eigene Tasche stecken oder mit ihren Kollegen teilen, sondern daß solche Gelder in die Kasse des Unternehmens fließen, also Eigentum der Firma werden. Diese Gelder sollen dann aber nur für wohltätige, bildende oder künstlerische Zwecke zugunsten der Werksangehörigen, und zwar gemäß den Wünschen der betreffenden Aufsichtsratsmitglieder, Verwendung finden. So habe ich mich denn entschlossen, die aus meiner Aufsichtsrats Tätigkeit eingegangenen Beträge, die

seit Beginn des Krieges in wertbeständiger Form angesammelt worden sind und eine ansehnliche Höhe erreicht haben, auf eine Anzahl von Stiftungen zu verteilen.

Das, meine sehr verehrten Freunde, ist es, was ich mir als besondere Herzensfreude für den gestrigen und heutigen Tag ausgedacht habe, um zu zeigen, daß wir weiter gewillt und gesonnen sind, die Wohlfahrtseinrichtungen, die wir haben, trotz der Schwere der Zeit nicht eingehen zu lassen, sondern immer weiter auszugestalten zum Wohle und Vorteil unserer Werksangehörigen und ihrer Familien. Dabei wollen wir zeigen, daß sich Schönheit mit Zweckmäßigkeit vereinigen läßt, und sorgen, daß auch die Kunst dabei zu ihrem Recht kommt.

Nun noch ein Wort, das mir auf der Seele brennt: Wenn ich die heutigen Verhältnisse ansehe, wie sie sich leider nach dem verlorenen Kriege und nach der gewonnenen Revolution herausgebildet haben, dann kommt mir immer der Spruch Wagners in den Sinn, den er Hans Sachs in den Mund legt: „Wahn, Wahn, überall Wahn, wohin ich blicke in Stadt und Welt.“ Überall geht's nicht aufwärts, wie es sein sollte, sondern leider abwärts, nicht nur bei uns, sondern auch bei den Siegern; überall ist Unvernunft an die Stelle der Vernunft getreten. Daß wir Deutschen nicht kriegslustig waren, daß wir den Krieg nicht herbeigesehnt und gewollt haben, sondern daß er uns aufgezwungen worden ist, das wissen Sie alle zur Genüge. Wir waren nicht einmal ordentlich auf ihn vorbereitet, denn uns fehlten die erforderlichen Mengen Salpeter. Wir waren daher tief bekümmert und traurig und gar nicht begeistert, als der Krieg begann. Als er dann aber in das Stadium der Salpeternot und des Munitionsmangels kam, hieß es auch für uns, alles zu tun, um ihn wenigstens zu gewinnen. Da haben wir vom höchsten Beamten bis zum jüngsten Lehrling unser Bestes eingesetzt, um mitzuhelfen und mitzuschaffen. Was wir hier in Leverkusen in der Kriegszeit geleistet haben, ist staunenerregend. Das sieht man erst recht jetzt, wo wir alles, was wir im Kriege für den Krieg gebaut und eingerichtet haben, abbrechen mußten. Einrichtungen für mehr als 60 Millionen Goldmark sind so vernichtet worden.

Wir haben den Krieg verloren, und damit müssen wir uns abfinden. Wir haben auf Grund des Vertrages von Versailles Verpflichtungen übernommen, die wir, soweit wir können, erfüllen müssen. Das wollen wir tun, wenn wir die Sicherheit haben, daß dabei unser deutsches Vaterland uns erhalten bleibt und unsere geliebte Rheinprovinz nicht abgetrennt wird. Doch unsere Gegner haben es anders mit uns vor: Sie wollen uns dauernd unter der Knute und in der Sklaverei halten; wir sollen nicht wieder so groß und glücklich werden, wie wir gewesen sind. Man will sich das linke Rheinufer tributpflichtig machen. Man möchte am liebsten daraus einschließlich der Brückenköpfe unter der Aufsicht des Völkerbundes einen Pufferstaat bilden, obgleich ein solches zwischen den beiden Mühlsteinen Frankreich und Deutschland stehendes Gebilde wirtschaftlich zur Ohnmacht und Entwicklungslosigkeit verurteilt ist. Deshalb muß jeder von uns mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften sich

dagegen und gegen die Separatisten wehren bis zum letzten Atemzug. Wir wollen treu zu Deutschland und Preußen stehen. Unseren Gegnern aber rufen wir zu, sie sollten doch mehr den Ausspruch Napoleons beherzigen, wenn er sagte:

„Was ich am meisten in der Welt bewundere, ist die Ohnmacht der Gewalt, etwas zu organisieren. Es gibt nur zwei Mächte auf der Welt, den Säbel und den Geist. Auf die Dauer wird der Geist den Säbel besiegen.“

Oder, wie Talleyrand sich äußert:

„Man kann mit Bajonetten alles machen, aber man kann auf die Dauer nicht darauf sitzen.“

Wir dürfen daher den Mut nicht sinken lassen. Im Gegenteil, wir müssen immer daran denken: „Mut verloren, alles verloren.“ Wir müssen mit größter Kraftanstrengung versuchen, wieder in die Höhe zu kommen. Das geht nur, wenn wir manche in der Revolutionszeit durchgesetzte Änderungen aufgeben und wieder zu dem zurückkehren, was wir vor dem Kriege waren.

„Harte Zeiten erzeugen harte Menschen.“ Es ist in dieser traurigsten aller Zeiten außerordentlich bedeutungsvoll, daß wir uns vor Augen halten, was einmal der Arzt Dr. Schleich, der Erfinder der Lokalanästhesie, in einem seiner schönen Bücher gesagt hat:

„Gott hat dem Menschen zwei Trösterinnen gegeben, die Arbeit und das Vergnügen, die manchmal umschichtig am Werke sind, einen Verzagten wieder aufzurichten, aber am stärksten wirken, wenn sie so verbunden sind, daß Arbeit, schwere Arbeit zum Vergnügen wird.“ „Arbeit ist Leben, wir müssen arbeiten, um nicht zu verzweifeln.“

Und wenn wir arbeiten, so wird Deutschland leben, denn „Deutschland muß leben, auch wenn wir sterben müssen.“ Das ist der Spruch, den wir deshalb auch auf unser Kriegerdenkmal setzten.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch einen Herzenswunsch äußern: Lassen Sie uns doch von jetzt an die Kolonie I in Erinnerung an die verstorbene Frau Julie Bayer, die Ehefrau des Gründers der Firma, „Kolonie Julia“, die Kolonie II nach der verstorbenen Frau Anna Bayer, der Frau des Sohnes des Gründers der Firma: „Kolonie Anna“, und die Kolonie III nach meiner Frau: „Kolonie Johanna“ nennen. Die Pflege der Tradition gehört auch zu den Tugenden, die einer jeden großen Firma würdig sind.

Nun möchte ich schließen mit dem Spruch, den Fichte vor 100 Jahren an das deutsche Volk richtete:

„Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben,
An deines Volkes Aufersteh'n.
Laß diesen Glauben dir nicht rauben,
Trotz allem, allem, was gescheh'n.
Und handeln sollst du so, als hinge
Von dir und deinem Tun allein
Das Schicksal ab der deutschen Dinge,
Und die Verantwortung wär dein.“

Meine sehr verehrten, lieben Freunde, lassen Sie heute nicht, wie sonst immer bei uns üblich, unsere Nährmutter, die Farbenfabriken, sondern, was höher und wichtiger für uns ist, unser liebes deutsches Vaterland hochleben. Unser deutsches Vaterland, es lebe hoch, hoch, hoch!

Achtes Jubilärfest der Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. in Leverkusen am 31. Oktober 1925.

(Die Erholung, 1925, S. 135ff.)

Liebe Freunde vom Jubilärfestverein, werte Neujubilare!

Das Jahr 1925 wird für die Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. einer der wichtigsten Abschnitte bleiben, die die Firma durchgemacht hat. Wie Sie bereits aus den Zeitungen ersehen haben, planen wir große Dinge. Die sämtlichen acht Firmen der Interessengemeinschaft der deutschen Teerfarbenfabriken sollen zu einer mächtigen Firma im Rahmen einer veredelten Interessengemeinschaft zusammengeschlossen werden. Nicht um eine große Firma zu bekommen; weit gefehlt, sondern der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe! Sie wissen, daß wir es vor 20 Jahren für notwendig befanden, uns, wie man sich heute ausdrückt, horizontal zusammenzuschließen. Das heißt, daß wir schon damals unter dem Druck der Konkurrenz versuchten, die sämtlichen acht Firmen der deutschen Teerfarbenindustrie unter einen Hut zu bringen. Das schlug fehl. Damals gingen die Meinungen der Firmen noch soweit auseinander, daß einige glaubten, das Ganze würde Schaden leiden und der Einzelne müsse allzugroße Opfer bringen, wenn er in einer solch neuen Organisation aufgehen würde. Infolgedessen fingen wir zunächst ein Liebeswerben mit der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik in Ludwigshafen an, weil wir der Meinung waren, daß gerade wir beiden, Ludwigshafen auf der einen und Elberfeld (damals noch nicht Leverkusen) auf der anderen Seite uns am besten ergänzten. Wir planten eine Fusion, denn wir hielten den Zusammenschluß für das einzig richtige. Als wir uns aber, wie es vor einer Hochzeit nötig ist, etwas näher betrachteten, da sahen wir, daß wir für einen solchen Zusammenschluß noch nicht reif waren. Wir entschlossen uns deshalb, was damals noch nicht allgemein bekannt war, wenigstens nicht in dieser weitgehenden und intimen Art, eine „Interessengemeinschaft“ abzuschließen. Wir vereinigten zwar unsere Interessen, die beiden Firmen als solche blieben jedoch in ihren Entscheidungen und Entschlüssen vollkommen selbständig. Nur die beiderseitigen Gewinne wurden geteilt, und zwar zu gleichen Teilen, die wir dann wieder unabhängig voneinander an unsere Aktionäre ausschütteten. Als diese Vereinigung zur Tatsache geworden war, teilte uns die Badische Anilin- und Soda-Fabrik mit, daß sie inzwischen ihrerseits ein Liebeswerben mit der Agfa (Aktiengesellschaft für Anilin-Fabrikation in Berlin) aufgenommen habe, und daß sie gezwungen sei, auch mit dieser zu einer Vereinbarung zu kommen. Dies führte dann zum Anschluß der Agfa an unsere Interessengemeinschaft. Wir bildeten also sozusagen einen Dreibund. Dieser hat sich im Laufe

der Zeit außerordentlich gut bewährt. Durch Austausch der technischen Erfahrungen aller Art und durch Zusammenlegungen von Betrieben sind wir zu ganz wesentlichen Vereinfachungen, Verbilligungen und Verbesserungen gekommen. Gleichzeitig hatten sich kurz vorher, wenn auch nicht so intim, Höchst, Cassella und Biebrich zu einem Dreiverband zusammengefunden. Nur noch Griesheim-Elektron und Weiler-ter Meer standen allein. Trotz der verringerten Konkurrenz war jedoch kaufmännisch an Erfolge nicht zu denken.

Als dann der Krieg ausbrach und wir damit in unserem Absatz von der Welt abgeschnitten wurden — vor dem Kriege exportierten wir 80% unserer Produktion, während nur 20% im Inland verblieben —, schlossen sich im Jahre 1916 sämtliche Firmen des Dreiverbandes, des Dreibundes und außerdem Griesheim und Weiler-ter Meer zu einer großen Interessengemeinschaft zusammen, der wir dann noch eine Reihe kleinerer Firmen angliederten.

Seit nunmehr 10 Jahren besteht also diese Interessengemeinschaft. Sie hat sich in ihrem technischen Teil außerordentlich gut bewährt, aber die Konkurrenz, die auf kaufmännischem Gebiet ja eigentlich hätte beseitigt werden sollen, verschwand trotzdem nicht ganz.

Nach dem Kriege hatten wir soviel von unserem Absatz verloren, daß wir auf dem wichtigsten Gebiete unserer Fabrikation, dem Farbengebiete, nur noch 50% unseres früheren Absatzes besaßen. Was das heißt, meine Herren, können Sie sich denken. Das sehen Sie auch schon an den nicht mehr im früheren Umfange rauchenden Schornsteinen. Wir haben inzwischen in Amerika eine große Konkurrenz bekommen, die durch solch hohe Zollmauern geschützt ist, daß, wie die Statistik zeigt, wir nur noch relativ kleine Mengen nach dort liefern. Ähnlich steht es in England. Dort ist mit Unterstützung der englischen Regierung eine nationale Farbenindustrie entstanden, die „British Dyestuffs Corporation“. Man ist darauf bedacht, diese Industrie mit allen Mitteln zu schützen. Es geschieht dies durch eine fast vollkommene Abschließung gegenüber der ausländischen, vor allem der deutschen Industrie. Wir müssen für jedes Kilo Farbstoff, das wir nach England liefern wollen, eine Lizenz nachsuchen, und können im allgemeinen nur die Farbstoffe einführen, die nicht in England selbst hergestellt werden. Trotzdem geht es der englischen Farbstoffindustrie nicht gut.

In Frankreich stellten wir vor dem Kriege, abgesehen von einer kleinen französischen Fabrik bei Paris, die meisten Teerfarben in eigenen Fabriken selbst her. Diese Werke gingen uns ganz verloren. Außerdem hat uns Frankreich, abgesehen von den Reparationslieferungen, durch besonders hohe Zölle, die nur gegen uns gerichtet sind, jeder Möglichkeit des Absatzes nach dort beraubt. Außer in diesen drei Ländern haben wir noch in Italien einen großen Teil unseres Absatzes verloren, da dort ebenfalls eine eigene Industrie entstanden ist. Ähnliches gilt für Spanien, obgleich dort der Verlust nicht so groß ist. Ferner haben wir in Japan z. Z. keine nennenswerte Möglichkeit der Einfuhr, da wir auch dort differenziert behandelt werden. Während uns die Einfuhr nicht gestattet ist, kann Amerika dorthin mit ermäßigten Zöllen

Farben einführen. Wenn man alle diese Verluste zusammenzählt, kommt man zu der Feststellung, daß tatsächlich 50% unseres Farbstoffabsatzes auf dem Weltmarkt verloren sind.

Dennoch sind wir nicht verloren! Ein Chemiker, der so viele Möglichkeiten der Entfaltung hat, gibt die Hoffnung niemals auf. So haben wir denn auch als Ersatz für den gewaltigen Verlust, den wir auf dem Farbstoffgebiet erlitten haben, nicht nur auf anorganischem Gebiete unsere Produktion zu mehren gesucht — wir erzeugen an anorganischen Produkten (Schwefelsäure, Schwefelnatrium, Chlor, Lithopone usw.) im Augenblick in Leverkusen mehr als das Doppelte unserer Vorkriegsproduktion —, sondern vor allem durch die Entwicklung unserer Stickstoffindustrie, die hauptsächlich in Oppau und Leuna konzentriert ist. Während wir vor dem Kriege sämtlichen Stickstoff für den deutschen Acker in Form von Chilesalpeter einführen mußten, können wir heute den gesamten Verbrauch unserer Landwirtschaft, der inzwischen 50% größer geworden ist, aus eigener Erzeugung decken. Das alles kann uns aber nicht genügen. Wir müssen auf allen Gebieten versuchen, weiterzukommen. Das kann nur gelingen, wenn wir uns nicht nur wissenschaftlich regen, sondern auch technisch bemühen, und zwar im letzteren Fall so rationell wie irgend möglich zu arbeiten. Wie schon vorhin Herr Buchloh in zutreffenden Worten gesagt hat, ist die Lage der Wirtschaft außerordentlich trübe und traurig. Wenn keine Kohle gebraucht wird, können keine Schornsteine rauchen. An diesem Barometer sehen wir am deutlichsten, wie tief der Stand der deutschen Wirtschaft augenblicklich ist.

Wenn ich als Vorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, der ich den Pulsschlag der gesamten deutschen Industrie am besten fühle, in dieser Eigenschaft über die Lage der deutschen Wirtschaft zu Ihnen reden wollte, dann müßte ich diesen Raum mit Pessimismus füllen. Das tue ich jedoch nicht, da ich als Chemiker voll von Hoffnung und Vertrauen bin. Wenn es uns auch im Augenblick nicht gut geht, so wird es uns sicherlich in Zukunft wieder besser gehen. Wenn wir jetzt hier in Leverkusen kurz, und zwar sehr kurz treten müssen, so liegt die Ursache nicht nur darin, daß wir soviel von unserem Absatz verloren haben, sondern auch daran, daß viele Millionen Kilo Farbstoffe in unseren Lägern festliegen. Wir mußten uns daher entschließen, unsere Farbenherstellung und die Herstellung der dazu erforderlichen Zwischenprodukte noch weit unter die Ziffer unseres verlorenen Absatzes herabzusetzen. Leider war damit, was uns am meisten wehe getan hat, auch ein großer Abbau an Beamten und Arbeitern unvermeidlich. Trotzdem leben wir, können unsere Angestellten und Arbeiter, deren Zahl auch jetzt noch nicht wesentlich unter der Vorkriegszahl liegt, beschäftigen. Wir haben heute aber noch einen Vorrat an Farbstoffen, der den Bedarf eines Jahres um mehrere Monate übersteigt. Das heißt also, daß, wenn drei Monate Vorrat als ausreichend zu betrachten sind, wir unsere Fabrik ein ganzes Jahr schließen und trotzdem unsere Kunden versorgen können. Das tun wir aber trotzdem aus betriebstechnischen, besonders aber auch aus sozialen Gründen nicht.

Wie es uns geht, so geht es auch mehr oder weniger allen unseren Freunden innerhalb der Interessengemeinschaft. Infolgedessen mußten wir auf Mittel und Wege sinnen, wie wir diese Zustände bessern, wie wir rationieren, wie wir zusammenlegen, und vor allem wie wir den Verkaufsapparat billiger und einfacher gestalten konnten. Wir kamen daher auf den Gedanken, das zu tun, was wir schon vor 20 Jahren einmal planten, nämlich die acht Firmen zu einer einzigen großen Firma zusammenzuschließen, um damit jedes Sonderinteresse, das bisher dieser Reform im Wege stand, zu beseitigen. Das war leicht gesagt, aber nach verschiedenen Richtungen hin schwer getan. Und wenn ich, nicht nur heute, sondern auch sonst wiederholt heiser geworden bin, so ist das wesentlich darauf zurückzuführen, daß ein ganzes Jahr heftigen Kampfes hinter mir liegt. Wir müssen aber dafür sorgen, daß nunmehr mit dem Zusammenschluß diese größte Kapitalvereinigung Europas nicht von vornherein den Keim des Todes in sich trägt. So durfte nicht, wie es bei dem amerikanischen Trust üblich ist, ein großer Kopf, sagen wir z. B. in Frankfurt, gebildet werden, von dem aus die Kommandos an die verschiedenen Glieder ergehen, ohne daß der gute Wille und die Zufriedenheit aller Mitarbeiter vom jüngsten Lehrling bis zum obersten Direktor gesichert ist. Aus diesem Grunde wurden von uns vier Betriebsgemeinschaften: Oberrhein, Mittelrhein, Niederrhein und Mitteldeutschland gebildet, die die gesamte Fabrikation, einschließlich aller technischen und kaufmännischen Beamten und Arbeiter, mit Ausschluß der zum Verkauf gehörigen Werksangehörigen umfassen. Damit war der Betrieb insoweit schon vereinfacht, als an Stelle der bisherigen acht Betriebsstätten nunmehr nur vier treten. Die so dringend notwendige Zusammenlegung der Fabrikation macht es aber erforderlich, die Herstellung eines Farbstoffes nicht an vier, sondern nur an zwei, höchstens drei Stätten erfolgen zu lassen. Nur auf diese Weise lassen sich die Spesen und die Unkosten der Fabrikation verkleinern.

Nun kommt die Organisation und Vereinfachung des Verkaufs. Der Verkauf mußte, wie nicht anders möglich, nach Produkten zusammengeschlossen bzw. aufgeteilt werden. Es wurden deshalb fünf Verkaufsgemeinschaften gebildet. Wir faßten den Stickstoff, die anorganischen Produkte und die photographischen Artikel zentral zusammen. Der Verkauf der Farbstoffe und der pharmazeutischen Produkte wurde dagegen vorläufig noch regional dezentralisiert bei den vier Betriebsgemeinschaften nach Ländergruppen zusammengefaßt. Auf diese Weise sind an Stelle der acht Verkaufshäuser in den verschiedenen Ländern, Industriebezirken und Städten nur je ein großes Verkaufshaus nötig, in dem die Verkaufsgemeinschaften unterkommen.

Nachdem diese rein sachliche Gliederung geordnet war, kam die Personenfrage. Sie werden es menschlich verstehen, daß hier große Schwierigkeiten zu überwinden waren. Als wir vor 20 Jahren zu einer Interessengemeinschaft zusammengehen wollten, und uns bei einem alten erfahrenen Juristen erkundigten, wie man das am besten machte, da sagte er: „Sind Sie sich über die Personenfrage schon einig? Wenn Sie die geordnet haben, dann ist das

andere juristisch ein Kinderspiel.“ Wir haben ein ganzes Jahr wegen der Personenfrage verhandelt. Nun ist alles zur Zufriedenheit geregelt. Jeder hat Opfer bringen müssen. Wenn ich mich persönlich dazu entschlossen habe, mit dem 1. Januar nächsten Jahres aus dem Vorstand auszuscheiden, um in den Aufsichtsrat überzutreten, dann können Sie begreifen und verstehen, daß mir das nicht leicht geworden ist, denn ich fühle mich, offengestanden, dazu noch nicht alt genug. Ich bekomme aber wahrscheinlich, wenigstens für die ersten Jahre, mehr zu tun als zuvor. Das liegt daran, daß aus dem Aufsichtsrat ein Ausschuß, Verwaltungsrat genannt, gebildet werden soll, der die Kontrolle und Überwachung der weitverzweigten Organisationen zu übernehmen hat, und dessen Leitung und Vorsitz, zusammen mit dem Vorsitz im Aufsichtsrat, in meinen Händen liegen soll. Trotzdem gebe ich viel auf, vor allem die meinem Temperament entsprechende Initiative. Wir wollen also keine örtlich zentralisierte Leitung an einem Ort. Im Gegenteil, wir wollen, wie ich es nennen will, eine „regional dezentralisierte Zentralisation“. Wir treffen mit dieser Benennung den Nagel auf den Kopf, d. h. wir werden versuchen, überall die Zentralisation dahin zu legen, wo die Verhältnisse am besten und geeignetsten sind.

Die neue Firma mußte natürlich einen anderen Namen erhalten. Sie soll heißen: „I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft“ und ihren Sitz in Frankfurt haben. Es war eine schwierige Sache, bis dieser Name gefunden war. Meine Herren, Sie müssen sich klar werden, daß damit die alten Firmennamen verschwinden. Es werden also die Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co., Leverkusen, die als solche 1863 gegründet worden sind und heute auf ein Alter von 62 Jahren zurückblicken, unter diesem Namen im Handelsregister gelöscht und damit aufhören eine juristische Person zu sein. Genau so geht es aber allen anderen Firmen, einschließlich der Badischen Anilin- u. Soda-Fabrik, in die wir der Kostenersparnis wegen „aufgehen“. Den Namen Bayer-Leverkusen, Höchster Farbwerke, Badische Anilinfabrik können und dürfen wir aber nicht verschwinden lassen. Die Bayer-Produkte sind in der ganzen Welt bekannt, und so liegt es auch bei den Produkten der anderen Firmen. Deshalb sollen unsere Fabrikate unter den alten Firmennamen weiter verkauft werden. Aus diesem Grunde wird unsere Firma als Zweigniederlassung eingetragen, so daß die Leverkusener Bezeichnung lauten wird: „I. G. Farbenindustrie A.-G., Zweigniederlassung Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co., Leverkusen“. Wenn ich auch der Überzeugung bin, daß unter dieser neuen Bezeichnung das Geschäft ebenso gut oder, wie wir hoffen wollen, noch besser gehen wird, so wäre es mir persönlich doch lieber gewesen, wenn die alte, von mir ins Leben gerufene Interessengemeinschaft bis zu meiner Abberufung bestehen geblieben wäre. Aber die neue Zeit erfordert neue Wege. Wir können nicht anders, wir müssen den neuen Weg gehen und wir wollen ihn dann auch mutig und mit Vertrauen gehen.

Sie, die Vertreter der Beamtenschaft und der Arbeiterschaft, werden nun gern wissen wollen, in welcher Weise Sie persönlich von dieser Neugestaltung

berührt werden. Bei Ihnen bleibt es im wesentlichen wie es gewesen ist, vor allem sicherlich bei Ihnen meine Herren Jubilare. Es soll keiner von Ihnen durch die Veränderung Not leiden. Aber es geht nicht anders, wir müssen in Deutschland versuchen, billiger als bisher zu fabrizieren, damit wir wieder größeren Absatz auf dem Weltmarkt finden. Denn wie es jetzt ist, kann es nicht bleiben, sonst müssen eben die 20 Millionen Deutsche, von denen der Franzose Clemenceau sprach, untergehen. Das ist aber nicht nötig, wenn wir richtig wirtschaftlich handeln, nicht nötig, wenn die Landwirtschaft, um mit ihr zu beginnen, dazu übergeht, ebenso zu „intensivieren“, wie wir es vorhaben, wenn auch sie versucht, durch Nutzbarmachung der neuesten wissenschaftlichen Ergebnisse, durch Einführung von Maschinen tierische Kräfte zu sparen. Könnte die Landwirtschaft den doppelten Stickstoff wie bisher dem deutschen Acker zuführen, dann gäbe es in Deutschland genug Nahrung für die 63 Millionen, die heute nicht ohne Einfuhr ausländischen Getreides leben können. Es ist unbedingt notwendig, daß wir dieses Ziel erreichen. Doch Jahrzehnte werden vergehen, ehe wir soweit sind. In der Zwischenzeit müssen wir alle Kräfte zusammenfassen und billige, aber gute Waren erzeugen, damit wir mit der Ausfuhr unserer Produkte die ausländischen Nahrungsmittel bezahlen können. Daß wir nach dieser Richtung hin in Leverkusen uns alle Mühe geben, sehen Sie täglich, wenn Sie durch die Fabrik gehen. Sie werden sehen, daß wir nicht stillstanden in technischer und wissenschaftlicher Beziehung und nach dieser Richtung hin nicht geknauert haben. Das sehen Sie vor allem an unserem neuen großen Kraftwerk. Mit diesem gewaltigen Bauwerk, das viele Millionen kostet, werden mit einem Schlage 120 alte Kessel erspart, wird uns billigerer Dampf und Strom als bisher geliefert.

Darüber hinaus müssen wir uns klar sein, daß wir alle, jeder an seiner Stelle, auch intensiver als bisher arbeiten und mehr leisten müssen. Es fehlen uns noch die Vorbedingungen der rationellen Arbeitsmethoden, mit denen eine gesteigerte Leistung verbunden ist. Wir haben noch nicht einmal die Vorkriegsleistung erreicht. Das hängt mit politischen Dingen zusammen. Ich bin kein Parteipolitiker und will, so Gott will, es bis an mein Lebensende auch nicht werden. Aber, wenn gewisse Leute den ganzen Tag unseren Arbeitern und Frauen predigen: ihr seid dumme Kerle, ihr schuftet und seid fleißig, tut das nicht, sondern schlagt alles entzwei, so kann ich diesen Leuten nur raten, Deutschland zu verlassen und woanders unter der Herrschaft von „Freiheit und Gleichheit“ ihr Leben weiter zu fristen. „Leben bedeutet Arbeit, und wer sich regt in der Arbeit, dem bringt sie Segen; trittst du froh ans Werk heran, dann ist die Arbeit halb getan; Glück und Wohlstand lassen sich nur durch ehrliche Arbeit gewinnen.“ So sagt Ford, der amerikanische Automobilfabrikant. Was Arbeit ist, das können wir auch im „Narrenspiegel“ von Zoozmann lesen: „Arbeit versüßt das Leben zu allen Zeiten, aber nicht jeder ist ein Freund von Süßigkeiten.“

Meine sehr verehrten Herren! Ich bin am Ende mit der Schilderung der Veränderungen, wie sie sich nunmehr bei uns vollziehen werden. Ich kann

Ihnen wirklich sagen: Wir brauchen den Kopf nicht hängen zu lassen, sondern können froh und getrost in die Zukunft blicken. Wir, die Vertreter der chemischen Industrie, wir haben nicht nur in dem großen Schatz der Produkte, die wir fast alle in eigenen Laboratorien erfunden haben, die Möglichkeit, den Weltmarkt wieder zu gewinnen. Wir haben in unseren Büros tüchtige Kaufleute, in unseren Laboratorien einen prächtigen Stamm von hervorragenden Chemikern, in den Fabriken tüchtige Betriebschemiker und Ingenieure und darüber hinaus eine reiche Zahl von anderen wissenschaftlichen Kräften, wie Physiker, Juristen, Nationalökonomern usw., die alle mithelfen, daß wir so billig wie eben möglich fabrizieren werden. Damit werden wir dann wieder draußen in der Welt konkurrieren können. Wir wollen alle danach streben, daß das arbeitsame, fleißige deutsche Volk, das mitten im Herzen Europas lebt und leben muß, sein Dasein nicht fristen soll in Betrübniß und Traurigkeit, sondern in Zufriedenheit und Fröhlichkeit.

Meine lieben Neujubilare! Sie haben seit der Jahrhundertwende, dem Jahr 1900, in den 25 Jahren, die Sie bei uns tätig sind, die schöne Entwicklung bis zur höchsten Höhe von 1914 miterlebt. Sie haben, hoffe ich, in Ihrer Arbeit Segen und innere Befriedigung gefunden. Wenn Sie dann während des Krieges dem Tode ins Auge schauen mußten, wenn Sie heil oder auch nicht ganz heil, durch Verwundung geschädigt, zurückgekehrt sind, so konnten Sie hier wieder Ihre Arbeit aufnehmen. In unseren Wohnkolonien und in allem, was wir für Sie geschaffen haben, konnten Sie sich wohl fühlen und ich hoffe, daß dieses immer so bleiben wird. Mögen Sie auch weiterhin innere Befriedigung an Ihrem Schaffen finden, und dann das 40jährige und das 50jährige Jubiläum in Gesundheit erleben. Als Vertreter der Firma danke ich Ihnen von Herzen für all das, was Sie hier Gutes geleistet haben. Sie werden in uns immer Ihre Freunde finden, die Ihnen die Hand reichen, wenn es Ihnen einmal nicht gut gehen sollte, was in jeder Familie vorkommen kann.

Ganz besonders möchte ich aber den vier ältesten Jubilaren, denen, die schon 50 Jahre bei uns tätig sind, herzlichst danken und sie besonders nennen. Es sind dies die Herren Vohwinkel, Lauffenberg, Bindokat und Caspers. Herr Weyerstall, der fünfte Goldjubilär, starb leider am 21. Juli d. J. Wir werden seiner stets in Ehren gedenken. Das fünfzigjährige Jubiläum ist ein ganz seltenes Fest, und da soll auch immer etwas ganz Besonderes geschehen.

Sie alle haben ein Diplom für Ihre 25- bzw. 40jährige Tätigkeit erhalten. Auch die 25jährigen und 40jährigen Jubilare haben ihre Denkmünze bekommen. Für die 50jährigen Jubilare haben wir eine besondere Denkmünze machen lassen, die im Gegensatz zu den anderen Denkmünzen den Namen des betreffenden Jubilars trägt, und der hier auf dieser Plakette eingegossen ist. Dieses schöne Kunstwerk von Professor Klimsch aus Charlottenburg zeigt Ihnen eine knieende Figur, die eine Schale hält und in ihr die Farben des Regenbogens auffängt. Auf der Rückseite befindet sich die Widmung: Dem Jubilär für 50jährige aufopfernde lange Arbeit in Dankbarkeit und Anerkennung gewidmet von den Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. Leverkusen.

Indem ich nunmehr die vier Plaketten den Jubilaren überreiche, fordere ich Sie alle auf, nicht nur auf diese vier Herren, sondern auf die neuen 40jährigen Jubilare und vor allem auf die große Zahl der 25jährigen Jubilare ein Hoch auszubringen und bitte Sie, mit mir einzustimmen: Alle diese Jubilare, sie leben hoch!

Besinnung! „Farben unterwertet.“

(Kölnische Zeitung Nr. 433 vom 10. August 1930.)

Vorbemerkung der Redaktion: Der Kursverfall an den deutschen Börsen hat in dieser Woche wieder erschreckend zugenommen, wodurch der allgemeine Pessimismus neue Nahrung erhält. Weite Kreise des Publikums erwarten, daß ein führender Industrieller oder Bankier zu diesem dauernden Kurs- und Vermögensschwund Stellung nimmt. Wir haben Herrn Geheimrat Duisberg gebeten, sich zu der Kursentwicklung der I. G. Farbenaktie zu äußern. Geheimrat Duisberg ist dieser Bitte dankenswerterweise sofort nachgekommen. Wir geben seine Ansicht im folgenden wieder:

Die I. G. Farbenaktie wurde an der Berliner Börse zum erstenmal am 15. Januar 1926 zum Kurs von 114,50 notiert. Ihr Kurs erfuhr im Laufe des Jahres 1926 eine überaus scharfe Steigerung und erreichte am 4. November mit 384,50 seinen Höhepunkt. Seitdem sank er unter großen Schwankungen zunächst etwa bis Ende 1927, danach erneut während des dritten Vierteljahres von 1929. Seit Herbst 1929 ließ die Kurssenkung wesentlich an Stärke nach und wurde im Frühjahr dieses Jahres von einer kräftigen Erholung abgelöst. Seit Juni sind erneute Kursabschläge eingetreten.

Wie ein Vergleich mit der durchschnittlichen Kursbewegung aller an der Berliner Börse gehandelten Aktien zeigt, hat der Farbenkurs seine stärksten Anregungen aus der Entwicklung der Gesamttendenz erhalten. Die weite Verbreitung der I. G.-Aktie im Publikum hat dieses Papier zu einem Standardpapier der Börse werden lassen, dessen Kursbewegung die Veränderungen der Gesamttendenz in Hausse- und Baissezeiten schärfer als andere Papiere widerspiegelt. So ist der Eigenwert der Farbenaktie, d. h. ihr Kurswert, im Verhältnis zum durchschnittlichen Kursniveau aller Aktien (= 100) während der Hausseperiode von 1926 von 140 auf über 200 gestiegen und ist unter dem Einfluß des bereits über drei Jahre andauernden allgemeinen Kursdrucks wieder etwa bis auf den Stand von 1926 gesunken. Dabei muß jedoch berücksichtigt werden, daß allein die Anrechnung der den Aktionären gewährten Bezugsrechte Kursabschläge in Höhe von $31\frac{3}{4}\%$ Ende 1926, $10\frac{1}{8}\%$ im März 1928 und 5% im Oktober 1929 herbeiführte, die mit zusammen 47% nicht als Kursrückgang zu werten sind.

Die Rendite der I. G. Farbenaktie ist seit 1927 ständig gestiegen, und zwar war die Steigerung während der letzten zwei Jahre — ohne Berücksichtigung der gewährten Bezugsrechte und ohne den für 1929 ausgeschütteten Bonus — wesentlich stärker als für den Durchschnitt aller Aktien. Die gegenwärtige Höhe des Farbenkurses muß demnach vom Standpunkt des anlagesuchenden Publikums im Vergleich zum Kursniveau im ganzen als unterwertet gelten.

Ansprache bei der Übergabe und Einweihung des Verwaltungsgebäudes der I. G. Farbenindustrie Aktien- gesellschaft in Frankfurt am Main am 10. Januar 1931.

(Die Erholung Nr. 1, 1931.)

Meine Herren!

Im Namen des Verwaltungs- und Aufsichtsrates beglückwünsche ich den Vorstand und insbesondere die sämtlichen Herren der Verkaufsgemeinschaften „Farbstoffe und Chemikalien“ sowie die Zentralabteilungen, die Rechts- und Wirtschaftsabteilung und die Zentralbuchhaltung, die ebenfalls in dem neuen Gebäude Platz gefunden haben, zu diesem schönen und vor allem zweckmäßigen Bauwerk, das wir der hervorragenden Tüchtigkeit und Kunst des Herrn Professor Poelzig in Berlin verdanken. Der an sich schon vortreffliche Gesamteindruck des neuen Bauwerks wird noch wesentlich gesteigert werden, wenn erst die terrassenförmig angeordneten gärtnerischen Anlagen vollendet und mit Bäumen, Sträuchern und Blumen versehen sind.

Wenn ich auch von Anfang an der Meinung war, daß die bei der Fusion der 6 bzw. 8 I. G.-Firmen zu einer vierteiligen nach Ländern geordnete Farbenverkaufsgemeinschaft gelegentlich einmal zu einer Einheit zusammengeschlossen werden sollte, so hatte ich doch, als vor 2 Jahren der Bau beschlossen wurde, Bedenken, ob im Hinblick auf die weltwirtschaftliche Lage der Zeitpunkt richtig gewählt war. Nun aber, da das stolze Bauwerk vollendet vor uns steht, da heißt es, nicht rückwärts, sondern vorwärts schauen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Zusammenlegung aller Verkaufsabteilungen für Farben in ein Haus die Zusammenarbeit wesentlich erleichtern und die Einheitlichkeit des Verkaufs verbessern wird. Auch steht schon heute fest, daß die beim Zusammenschluß notwendigerweise eingetretene Rationalisierung (Vereinfachung des Verkaufs und der Buchhaltung, Einsparung an Arbeitskräften usw.) die Amortisation und Verzinsung dieses großen Gebäudes sicherstellen. Selbstverständlich kommt alles auf den Geist an, der hier herrscht, der niemals ein bürokratischer sein darf, wie er sich in solch großen Gebilden leicht festsetzt, sondern ein individualistischer und persönlicher Geist sein muß. Alle leitenden Herren, die hier in diesem Hause tätig sind, dürfen nie vergessen, daß sie nicht Verkäufer, sondern Verkaufsleiter für die verschiedenen Länder sind. Sie sollen die eigentlichen Verkäufer draußen in den Verkaufsfilialen im Verkehr mit der Kundschaft zwar anregen, fördern und beleben, aber nicht allzusehr in Abhängigkeit vom Mutterhause halten. Ich bin überzeugt, daß alle Beteiligten, auch die für den Verkauf bestimmten Chemiker und Techniker, in diesem Sinne wirken und streben werden.

So möge denn im neuen Hause der Geist der Einigkeit, des Miteinanders und nicht des Gegeneinander herrschen. Möge sich auch die Zusammenarbeit der Farben- und Chemikalien-Abteilungen für beide Teile

fruchtbringend gestalten. In diesem Sinne rufe ich: „Das neue Haus am Grüneburgplatz sei und bleibe eine Stätte froher und emsiger Arbeit zum Segen der I. G. Farbenindustrie“.

Wie ich Leverkusen aufbaute.

(Reclams Universum Nr. 2/3 vom 8./15. Oktober 1931.)

Am rechten Ufer des Rheins, etwa elf Kilometer unterhalb Kölns, erheben sich in hochwasserfreier Lage die umfangreichen Anlagen der früheren Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co., dem jetzigen Werk Leverkusen der I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft. Dem Besucher der Farbenfabriken wird die praktische Lage des Werkes auffallen, die es gestattet, durch große Krananlagen das Rohmaterial unmittelbar aus den am Kai ankernden Schiffen in die Lagerhäuser und Betriebe zu überführen. Beim Besuch der Fabrik wird er vor allem bemerken, daß das ganze Werk nach großen, einheitlichen Gesichtspunkten angelegt werden konnte, und in seiner ganzen Bauart ein modernes Gepräge trägt. In der Tat waren die Erbauer des Leverkusener Werkes anderen Fabriken gegenüber in großem Vorteil; sie konnten mit dem Bau beginnen, als man genau wußte, was man wollte — der Plan und die Organisation des Werkes standen vorher fest. Den Farbenfabriken, die früher nur unter dem Namen „Elberfelder Farbenfabriken“ bekannt waren, war es mit der Zeit im Wuppertal, das keine Ausdehnungsmöglichkeit mehr bot, zu eng geworden. Man stand vor einer wichtigen Entscheidung, als man sich über den Ort der Erweiterung schlüssig werden mußte.

Dr. Böttinger, der an Stelle des im Jahre 1889 allzufrüh verstorbenen Carl Rumpff die auswärtigen Angelegenheiten der Firma mit übernommen hatte, wurde mit der Suche nach einem geeigneten Fabrikterrain beauftragt. Selbstverständlich nahm man dafür eine Lage am Rhein, in der Nähe der Eisenbahn und nicht allzu weit von der rheinisch-westfälischen Kohlenindustrie entfernt in Aussicht und dachte an Duisburg oder Ruhrort. Aus diesen Gegenden lagen auch mehrfach Angebote vor, und es wurden verschiedene Terrains besichtigt, aber passendes nicht gefunden.

Zufällig meldete sich dann eines Tages der Prokurist Emil Heyer der Firma Carl Leverkus Söhne in Leverkusen bei Mülheim a. Rh. und teilte Herrn Dr. Böttinger mit, daß diese Firma nicht abgeneigt sei, die Alizarinfabrikation aufzugeben, wenn sie ihr abgekauft würde. Man habe gehört, daß die Farbenfabriken ein geeignetes Terrain suchten, wo sie Anthrazen reinigen und Chinon herstellen könnten. Die Leverkusener Alizarinfabrik sei hierzu sehr geeignet, und man sei bereit, sie zu niedrigem Preis abzugeben. Auf Grund der darauf mit Herrn Carl Leverkus gepflogenen Verhandlungen kam 1891 der Kauf zustande.

Nach dem Ankauf der Leverkusischen Fabriken wurde sofort mit der Herstellung von Plänen zur Verlegung des Anthrazen- und Anthrachinonbetriebes von Elberfeld nach Leverkusen begonnen. Während man in unmittelbarer

Nähe des Rheins ein neues, hohes, luftiges Gebäude errichtete, in dem die Anthrazenreinigung untergebracht wurde, machte man den Fehler, daß man die übrigen Betriebe in alten Gebäuden einrichtete. Man räumte zwar die gesamte Leverkusische Apparatur aus den Lokalen aus, ließ diese selbst aber mit ihren schwachen Mauern, niedrigen Dächern und eng zusammenhängenden Räumen stehen und richtete darin unter Benutzung mancher alten Leverkusischen Apparate die Darstellung des Anthrachinons, seine Trennung, Reinigung und Sublimation, sowie die Chromregeneration ein. Man hätte besser getan, alles abzureißen und vollkommen neue Gebäude zu bauen. Das wäre nicht viel teurer geworden. Man hätte dafür den Betrieb übersichtlicher und vielleicht in mancher Beziehung auch rationeller gestalten können.

Einige Jahre später ist dann die neu installierte Anthrazenreinigung vollkommen umgebaut worden. Man schaffte die erforderlichen Apparate an, um das Anthrazen mit flüssiger schwefliger Säure auf höheren Prozentgehalt zu bringen, als es mit Naphtha möglich war. Die großen Schwierigkeiten, die sich hierbei herausstellten, suchte man mit Hilfe der Erfindung Dr. Schröders zu überwinden, der ein Ölextraktionsverfahren mittels flüssiger schwefliger Säure ausgearbeitet und patentiert erhalten hatte. Auch diesem war es unmöglich, den großen Verschleiß, dem die Bleiapparate unterlagen, zu beseitigen; und infolgedessen mußte sowohl sein Ölverfahren wie das Anthrazenreinigungsverfahren aufgegeben werden, was erneut große Abbruch- und Abschreibungskosten verursachte. Schließlich ging man dann von dem von Dr. Buddeberg ausfindig gemachten und durch DRP. Nr. 78861 geschützten Verfahren der Reinigung des Anthrazens mit Azeton bzw. mit Azetonöl über und baute die Fabrik zum dritten Male um. Aber auch die Anthrazensublimation, die Oxydation, die Chromregeneration, überhaupt alles, was mit der Herstellung von chemisch reinem Anthrachinon, wie es heute dem Alizarinbetrieb zugeführt wird, im Zusammenhang steht, wurde wiederholt apparativ verändert. Heute stellt diese Fabrikation einen Großbetrieb dar, der zwar in alten und unschönen Gebäuden betrieben wird und wenig übersichtlich und zusammenhängend erscheint, der aber technisch so vollkommen und rationell unter Ersparung von Arbeitskräften durchgearbeitet worden ist, daß man von einem Musterbetrieb reden kann, wie man ihn sich in der chemischen Industrie nicht besser zu denken vermag.

Der Verbrauch an anorganischen Rohstoffen, wie Schwefelsäure, Salzsäure, Salpetersäure usw., stieg selbstverständlich mit der größeren Fabrikation der Fertigfabrikate auf dem Anilinfarben- und vor allem auf dem Alizarinfarbengebiet. Auf letzterem Gebiet waren es die Bordeaux- und Alizarinzyaninfabriken, die große Mengen rauchender Schwefelsäure benötigten.

Als nun im Jahre 1892 der Kontrakt mit dem Rheinisch-Westfälischen Schwefelsäuresyndikat erneuert werden mußte, und dieses unter Führung der Rhenania (Hasenclever) dabei beharrte, daß die Farbenfabriken den alten Preis von 3 RM für 60er Säure und von 3,80 RM für 66er Säure weiterbezahlen sollten, erklärten diese, daß sie einen neuen Kontrakt nur dann

schließen würden, wenn man den Preis der 60er Säure auf 2 RM und denjenigen für 66er Säure entsprechend herabsetzen würde. Als das Syndikat dieses ablehnte, wurde von der Direktion überlegt, ob man sich nicht unabhängig machen und jetzt, wo man ein für diesen Zweck geeignetes Terrain in Leverkusen zur Verfügung hatte, diese Rohstoffe selbst herstellen sollte.

Hätte das Syndikat nur halbes Entgegenkommen gezeigt und den Preis auf etwa 2,50 RM ermäßigt, so wäre wahrscheinlich der Vertrag auf weitere fünf Jahre beschlossen und die Aufnahme der Fabrikation der anorganischen Produkte, wenn auch nicht definitiv aufgegeben, so doch vertagt worden. Da aber das Syndikat mit seinem alten Preis durchzudringen hoffte, so wurde ein von Elberfeld gestelltes Ultimatum abgelehnt. Man war nunmehr gezwungen, so schnell wie möglich nach Mitteln und Wegen zu suchen, um eine Schwefelsäure- und Salzsäurefabrik zu bauen. Die erforderlichen Terrains waren bald anschließend an die Chinonfabrik und zu dem damals noch sehr niedrigen Preis von 2000 bis 3000 RM pro Morgen von der Familie Leverkus und den Wiesdorfer Bauern erworben. Nach Ablehnung eines recht günstigen Angebots des belgischen Ingenieurs Delplace, der Beteiligung am Reingewinn verlangte, wurde mit dem sächsischen Schwefelsäuretechniker und Ingenieur Bode, der mit einer einmaligen billigeren Abfindung zufrieden war, ein Vertrag abgeschlossen und der damalige Leiter der Schwefelsäurefabrik der Firma Elbers zu Barmen-Rittershausen, Dr. Voß, ein geborener Barmer, als Chemiker und Leiter der anorganischen Betriebe engagiert.

Bode richtete die Schwefelsäurefabrik nach dem alten bewährten Bleikkammersystem, die Salz- und Salpetersäurefabrik unter Verwendung der sogenannten Aussiger Kondensation ein. Im Herbst 1894 wurde mit der Fabrikation begonnen. Von da an datiert also das Geburtsdatum der nunmehr sich immer intensiver entfaltenden anorganischen Abteilung, die zuerst von Dr. Voß, dann aber unter der umsichtigen Führung von Dr. Quincke das breite und gesunde Fundament der großen Zwischenprodukte-Abteilung geworden ist.

Im allgemeinen herrschten damals in Leverkusen, als nur die Firma C. Leverkus Söhne mit ihrer Ultramarinfabrik, die später in den Betrieb der Vereinigten Ultramarinfabriken A. G. vorm. Zeltner, Leverkus & Consorten überging, mit ca. 100 Arbeitern vorhanden war, noch wenig erfreuliche Verhältnisse. Eine Eisenbahnverbindung existierte nicht, und alle ankommenden und abgehenden Güter, ausgenommen Kies und Salz, die auf dem Rhein transportiert wurden, mußten per Achse auf der meist grundlosen Düsseldorfer Chaussee und der Verbindungsstraße nach Schlebusch zum dortigen Bahnhof gefahren werden. Dort wurde die Schwefelsäure aus dem Landtransportkesselwagen in die Bahnkesselwagen gepumpt und nach Elberfeld gefahren.

Zwei Beamtenhäuser waren zwar schon in der an der Düsseldorfer Straße gelegenen Beamtenkolonie gebaut, die von Chemikern und Ingenieuren bewohnt wurden. Auch ein einfaches provisorisches Kasino wurde in dem alten Beamtenwohnhaus von Leverkus errichtet. Aber im übrigen fühlte man sich ganz wie auf dem Lande, zumal Wiesdorf ein kleines Bauern- und Fischer-

dorf war und die Gemeinde Küppersteg, bestehend aus Wiesdorf und Bürrig, nur 1500 Einwohner zählte, Straßenbahnen mit Mülheim und Opladen auch nicht bestanden und man auf den Wagenverkehr nach diesen beiden Anschlußpunkten der Staatsbahn angewiesen war.

Mit dem Wachsen der anorganischen Abteilung haben sich natürlich Schritt für Schritt auch die anderen Betriebe und Abteilungen in Leverkusen, teils durch Verlegung der Großbetriebe von Elberfeld, teils durch Neugründung, entwickelt. Besser gesagt, mit der Entfaltung der organischen Betriebe hat die anorganische Abteilung Schritt halten müssen, um dem wechselnden Bedarf an Schwefelsäure, Salzsäure, Salpetersäure und den übrigen anorganischen Produkten Genüge zu leisten.

Als die Anthrachinonfabrik von Elberfeld nach Leverkusen verlegt, selbst als die Schwefelsäure-, Salzsäure- und Salpetersäurefabrik gebaut wurde, dachte man in der Leitung der Farbenfabriken noch nicht an eine Gesamtverlegung aller Fabrikationszweige, soweit sie wenigstens Großbetriebe sind oder sich zu solchen entwickeln können, von der Wupper an den Rhein. Man ließ sich in dieser Beziehung von der Bedarfsfrage leiten.

So sind nicht nur die früheren Fabrikationsstätten der Firma, sondern auch die der Konkurrenz und die der anderen Interessengemeinschaftsfirmer entstanden. Selbst die Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation ist, als sie in ähnlicher Lage war wie Leverkusen und keinen Raum mehr in Berlin und ihren beiden Betriebsstätten in Rummelsburg und Treptow hatte, sondern in die Bitterfelder Braunkohlengegend zu gehen beschloß und Terrain in Greppin erwarb, lediglich diesem Gesichtspunkte gefolgt. So stellt Greppin heute eine wenn auch moderne, so doch nicht einheitlich aufgebaute Fabrik dar, die in ihren Abteilungen und Betrieben nicht so scharf gegliedert ist, wie dies heute bei der Fabrik in Leverkusen zu sehen ist.

Wer weiß, ob es Leverkusen nicht ähnlich ergangen wäre. Als mit der Verlegung organischer Betriebe nach Leverkusen begonnen wurde, faßte ich in einer Denkschrift die Gesichtspunkte für die rationelle weitere Entwicklung der Leverkusener Anlagen zusammen.

Die in dieser Denkschrift vorgesehenen technischen Anordnungen und Vorschläge sind seinerzeit einer eingehenden Beratung mit den maßgebenden Chemikern und Ingenieuren der Firma unterworfen und alle zweckentsprechenden Änderungen berücksichtigt worden.

Vergleicht man die Anordnungen und Einrichtungen der heutigen Fabrik mit den in der Denkschrift gemachten Vorschlägen, so wird man finden, daß zwar vieles auf Grund der inzwischen gemachten Erfahrungen verändert und verbessert worden ist, daß aber die großen Gesichtspunkte beibehalten wurden und daß sich alles bewährt hat.

Grundsätzlich sollen alle Anordnungen so getroffen sein, daß die Aufnahme neuer Fabrikationen ein leichtes ist, daß Produkte, die nach gleichen und ähnlichen Verfahren dargestellt werden und für gleiche oder ähnliche Apparate zur Anwendung kommen, im gleichen Raum und in gleicher Appa-

ratur ohne wesentlichen Umbau hergestellt werden können. — Dies ist der eigentliche Grund für die übersichtliche Anordnung und für den eigentlichen Aufbau der durch große, 30 m breite Straßen getrennten Abteilungen und der durch schmalere, aber immer noch 15 m breite Straßen getrennten Betriebe. Dies ist auch die Ursache für die systematische und symmetrische Anordnung und reihenweise Zusammenstellung gleichartiger Büten und Kessel in den Betrieben selbst. Ist die Symmetrie an sich schon in der Kunst ein wichtiger Faktor, so ist sie für die Technik von höchster Wichtigkeit und Bedeutung. Wenn diese und die anderen erprobten Prinzipien beim weiteren Ausbau nicht vernachlässigt werden, dann wird, selbst wenn dereinst einmal der zur Verfügung stehende Raum ausgenützt ist, Leverkusen immer das bleiben, was es heute schon ist und immer noch mehr werden wird, eine Musterstätte der chemischen Industrie, in der in möglichst ökonomischer Weise unter Ersparung menschlicher Arbeitskräfte und unter weitestgehender Ausnutzung der Energien die chemischen Produkte sich in billigster Weise herstellen lassen.

Ich verglich immer und überall die Einrichtungen, wie ich sie auf einer Reise durch Nordamerika im Jahre 1894 kennengelernt, mit dem Bild, das ich mir von der zukünftigen Leverkusener Fabrik gemacht hatte. Wie aber schon erwähnt, war es nicht notwendig, Änderungen irgendwelcher Art an den allgemeinen und großen Grundzügen vorzunehmen. Dagegen empfang ich manche Anregung, im einzelnen vieles nach amerikanischen Prinzipien auszugestalten.

Der geschilderten Herstellung von anorganischen Produkten (Schwefelsäure, Salzsäure, Salpetersäure, Natronlauge, Lithopone u. a.) folgte die Herstellung der zur Fabrikation der Farben notwendigen organischen Zwischenprodukte (Nitrobenzol, Nitrotoluol, Anilin, Toluidin, Salizylsäure, Naphthol, Naphthylamin und ihrer Derivate) und endlich der Teerfarbstoffe selbst. Außerdem wurde auch die Fabrikation von photographischen Papieren aufgenommen. Im Mai 1912 wurde auch der Sitz der Firma von Elberfeld nach Leverkusen verlegt.

Der große Aufschwung des Unternehmens wird gekennzeichnet u. a. durch verschiedene statistische Daten, so z. B. durch die Entwicklung der Belegschaftszahl. Im Jahre 1875 wurden 119 Arbeiter beschäftigt, im Jahre 1900 4515, und 1913 war die Zahl über 8000 gestiegen. Hierzu kamen mehr als 400 Chemiker und Ingenieure sowie etwa 2000 kaufmännische und technische Beamte. Am 1. Januar 1930 wurden in Elberfeld, Leverkusen und Dormagen 10 405 Arbeiter und 3508 Beamte ausschließlich der Direktoren beschäftigt. Das Werk Leverkusen allein beschäftigt 7567 Arbeiter und 3150 Beamte. Davon sind 430 Chemiker, 20 Mediziner und Tierärzte, 52 Apotheker und Pharmazeuten, 5 Fabrikärzte, 7 wissenschaftlich gebildete Landwirte, 9 Juristen und Nationalökonomien, 84 Ingenieure und Architekten, 735 technische Angestellte, 2058 kaufmännische Angestellte (einschl. Bürogehilfen, Büroanwärter, Lehrlinge und Kaufhausangestellte), 193 Angestellte verschiedener Art.

Der Güterumschlag Leverkusen betrug im Jahre 1929 in Tonnen:

a) auf dem Wasserwege: Eingang	361 587
Ausgang	143 332
b) auf dem Bahnwege: Eingang	373 935
Ausgang	366 016
c) mit der Post	1 030
d) mit Auto und Fuhrwerk	59 772
e) Transport innerhalb des Werkes	1 093 359

Die schmalspurige Fabrikbahn hat eine Länge von zirka 80 km. Die Größe des Areals des Werkes Leverkusen beträgt einschließlich der Siedlungen 5,7 qkm.

Es bliebe nun noch übrig, einiges über die sozialen Einrichtungen in Leverkusen zu sagen. Die Farbenfabriken waren seit jeher dem Grundsatz treu, daß sie als Vertreter eines geschäftlichen Unternehmens nicht nur rein wirtschaftliche Interessen zu vertreten, sondern daneben in gemeinwirtschaftlichem Sinne auch für ihre Arbeiter und Angestellten zu sorgen und damit soziale und ethische Pflichten der verschiedensten Art zu erfüllen haben. Dieser Grundsatz ist vor allem in Leverkusen maßgebend, wo die Firma von sich aus eine große Anzahl von Einrichtungen erst schaffen mußte, die in größeren Städten in mehr oder weniger vollkommener Weise vorhanden sind. Daß diese Einrichtungen, wenn sie richtig aufgefaßt und durchgeführt werden, das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen Firma und Werksangehörigen nur stärken können, kann nicht zweifelhaft sein. Diese Erwägungen führten dazu, eine große Reihe von Einrichtungen ins Leben zu rufen, die sowohl die wirtschaftliche und soziale Lage der Werksangehörigen zu heben bestimmt sind, als auch jedem Einzelnen Gelegenheit bieten sollen, sein Wissen, seine Allgemeinbildung und weiterhin auch seine körperliche Tüchtigkeit durch Sport und Spiel zu vervollkommen. Alle diese Einrichtungen wurden unabhängig von der Lohnfrage geschaffen und kommen allen Werksangehörigen zugute.

Da, wie schon erwähnt, die Fabrik in einer bis dahin wenig bewohnten Gegend aufgebaut wurde, so war in erster Linie dafür zu sorgen, daß für die zahlreichen Werksangehörigen gute und billige Wohnungen zur Verfügung standen. 1893 wurde daher mit dem Bau der Wohnkolonien begonnen. Heute sind drei Arbeiterkolonien vorhanden mit 2600 Wohnungen für Arbeiter und Meister. Für die höheren Beamten, die in der Nähe der Fabrik wohnen müssen, sind in Leverkusen rund 200 Wohnungen erbaut worden. Etwa ein Kilometer östlich der Fabrik entstand im Jahre 1911 die sogenannte Eigenheimkolonie, in der Angestellte Häuser nach eigenem Geschmack errichten konnten. Nach dem Kriege wurde diese Siedlung durch Bauten der Firma vergrößert und zählt zur Zeit etwa 60 Villen. Alle Kolonien besitzen umfangreiche Grünanlagen, Spielplätze und Denkmäler. Der Zuschuß des Werkes Leverkusen belief sich z. B. im Jahre 1925 für die Arbeiterwohnungen auf 450 000 RM und für die Beamtenwohnungen auf 273 000 RM.

Seit 1898 wurden zahlreiche Stiftungen errichtet, ferner verschiedene

Kassen, wie z. B. Pensionskasse und Bücherei. Besonders erwähnt sei das 1908 vollendete Erholungshaus, das der Mittelpunkt für das gesellige Leben der Werksangehörigen in Leverkusen ist. Das 1912 eröffnete Fabrikkasino enthält neben einer großen Reihe von Räumen für gesellige Zwecke, für Junggesellenwohnungen und Fremdenbesuch einen großen Speisesaal, in dem über 800 Personen gleichzeitig essen können.

Innerhalb des Werkes schuf man im Laufe der Zeit 120 gemütlich eingerichtete Aufenthaltsräume, verbunden mit Umkleide- und Baderäumen. Im Jahre 1905 wurde das unter Leitung eines Arztes stehende Wöchnerinnenheim eröffnet. Ungefähr um die gleiche Zeit entstand die Haushaltungsschule, in der Söhne und Töchter von Werksangehörigen in vielen praktischen Fächern unterrichtet werden.

Nach dem Kriege wurde das am Nordausgang der Fabrik gelegene sogenannte Ledigenheim gebaut, das eine große Anzahl modern eingerichteter Wohnungen für verheiratete Angestellte und ledige Arbeiter und Angestellte enthält.

Als weitere Wohlfahrtseinrichtungen sind schließlich noch zu erwähnen das Kaufhaus mit 5 Filialen, eine Turnhalle sowie Sport- und Spielplätze usw.

Insgesamt hat das Werk Leverkusen allein im Jahre 1925 3 650 000 RM für Wohlfahrtszwecke ausgegeben, demgegenüber betrugen die gesetzlichen sozialen Leistungen nur rund 1000 000 RM.

Einweihung des „Bayer-Kreuzes“ am 20. Februar 1933 in Leverkusen.

(Nach Manuskript.)

Sehr verehrte Damen und Herren!

Jahrzehntelang haben wir uns den Kopf zerbrochen, wie wir Leverkusen kennzeichnen können, wie wir demjenigen, der hier vorbeigeht und vorbeifährt, zeigen, was ist hier, wer ist hier und wer der Besitzer ist. Die Pharmazeutische Abteilung hat jetzt die Lösung gefunden. Das „Bayer-Kreuz“, das wir heute einweihen, soll ein Symbol sein für den deutschen Unternehmungsgeist. Pharmazeutische Produkte der I. G. Farbenindustrie werden dieses Zeichen in ganz Deutschland, vor allem und hauptsächlich aber in die ganze Welt hinaustragen. Mehr wie je zuvor hat heute der deutsche Kaufmann, der deutsche Unternehmer, mit seinen Angestellten und Arbeitern für die Erhaltung und für die Erweiterung des Exportes zu kämpfen gegen alle Fährnisse und Schwierigkeiten auf dem Weltmarkt, zu kämpfen auch um Verständnis im eigenen Volke. Der Export aber ist und bleibt eine Lebens- und Existenzfrage des deutschen Volkes.

Wie das „Kreuz des Südens“ dem Seefahrer Richtung gebend und Hoffnung spendend leuchtet, so soll dieses „Kreuz des Westens“ im Herzen des deutschen Industriezentrums, dem deutschen Kaufmann, dem deutschen Unternehmer und dem deutschen Arbeiter aufleuchten als Zeichen unseres

Mutes und unserer Zuversicht. Dem Auslande möge es ein Zeichen sein für die Sorgfalt und die Qualität deutscher Arbeit.

„Allen Gewalten / Zum Trotz sich erhalten, / Nimmer sich beugen, / Kräftig sich zeigen, / Rufet die Arme der Götter herbei.“

Mit diesem Weihespruch möge das „Bayer-Kreuz“ aufleuchten!

Einweihung des Schwimmbades in Leverkusen am 15. Juli 1933.

(Nach Manuskript.)

Deutsche Männer, deutsche Frauen!

Am 29. September dieses Jahres sind 50 Jahre verflossen, seitdem ich von dem Vorsitzenden des Aufsichtsrates der Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. zu Elberfeld, dem ältesten Schwiegersohn des Gründers der Firma, Friedrich Bayer sen., als Chemiker engagiert worden bin. Dieser Tag soll zusammen mit dem des Eintritts von Geheimrat Dr. Arthur von Weinberg in die Firma Leopold Cassella & Co. in Frankfurt a. M., der am 3. Oktober dieses Jahres sein goldenes Geschäftsjubiläum feiert, am Samstag, den 30. September, von dem Aufsichtsrat, dem Vorstand und den Vertretern der Arbeiter und Beamten in Leverkusen festlich begangen werden.

Zur Erinnerung an mein goldenes Geschäftsjubiläum habe ich ein Schwimmbad gestiftet, das heute fertiggestellt vor Ihnen liegt und hoffentlich Ihren Beifall findet. Ich danke allen Herren und allen Firmen, die sich um die Konstruktion und die Fertigstellung des Schwimmbades bemüht haben, insbesondere danke ich den Herren Müller und Schmitt vom Baukonstruktionsbüro für den schönen Entwurf und die gute Beaufsichtigung der Bauarbeiten, sodann den „Wiesdorfer Bauwerkstätten G. m. b. H.“ für die treffliche Durchführung aller Arbeiten und endlich allen Arbeitern und Angestellten, die sich um die prompte und reibungslose Abwicklung bei dem Bau des Schwimmbades bemühten. Auch dem Bildhauer Professor Fritz Klimsch-Berlin danke ich verbindlichst für die schöne Bronze, die er unter der Bezeichnung „Die Schauende“ für das Schwimmbad geschaffen hat.

Die Leitung und Aufsicht über das Schwimmbad wird nach Beschluß des Direktoriums von heute ab Herr Gartenbauinspektor Hartnauer übernehmen, der in gewohnter trefflicher Weise die gärtnerischen Anlagen, insbesondere vor dem Schwimmbad, ausgeführt hat.

Nunmehr übergebe ich dieses Schwimmbad dem Direktorium des Werkes Leverkusen, insbesondere dem Leiter der Betriebsgemeinschaft Niederrhein, Herrn Dr. Kühne, zu treuen Händen und hoffe, daß es im Sinne der neuen deutschen Regierung, unter dem Führer Adolf Hitler, den Werksangehörigen des Werkes Leverkusen viel Freude bereiten und zum Nutzen und zur Förderung der Gesundheit aller Besucher dienen möge.

In diesem Sinne begrüße ich Sie alle, die Sie hier erschienen sind, mit einem dreifachen „Sieg Heil!“

VII. Teil.

Industrie und Landwirtschaft.

Die Lage der deutschen Landwirtschaft und ihr Verhältnis zur Industrie.

Tischrede im Industrie-Club zu Düsseldorf im Anschluß an den Vortrag des Herrn Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft Graf von Kanitz über das obige Thema (am 7. März 1925.)

(Gedruckter Bericht.)

C. Duisberg: Herr Reichsminister! Meine sehr verehrten Herren! Zuvor bitte ich um Entschuldigung, wenn ich heute etwas leiser spreche als sonst; ein mit Heiserkeit verbundener Kehlkopfkatarrh zwingt mich dazu. Um diesen Katarrh zu beseitigen, schickte mich mein Arzt an die Riviera Levante nach Rapallo. Dort aber bin ich vom Regen in die Traufe und vom nördlichen Frühling in den südlichen Winter gekommen. In dreiwöchigem Aufenthalt haben wir nur an drei Tagen die wärmende Sonne gesehen, sonst meist immer nur Wind und Sturm mit Regen und Schnee, den man seit 100 Jahren in Rapallo nicht mehr erlebt hat. Zur Zeit ist in der Welt eben alles verdreht (Sehr richtig!), nicht nur das Wetter, sondern vor allem auch die Menschen. Auf der Naturforscherversammlung in Innsbruck hat man sich in den medizinischen Sektionen stundenlang über den Einfluß des Wetters auf das körperliche und seelische Befinden des Menschen unterhalten und dabei eine erhebliche Wirkung festgestellt. Hoffentlich hört dann auch, wenn das Wetter wieder normal wird, der „Wahn in Stadt und Land“ auf und bekommen wir vor allem auf dem inner- und außenpolitischen Gebiet wieder normale Verhältnisse. (Bravo!)

Soweit ich unterrichtet bin, ist es das erstemal, daß uns in unserem Industrie-Club ein Vertreter der Landwirtschaft, und noch dazu der Reichsminister für Ernährung, einen Vortrag gehalten hat. Ich bin voll des Lobes über diese ausgezeichnete Rede und Sie sicherlich mit mir. (Beifall.) Die einfache, schlichte und bescheidene Art und der rein sachliche, von Übertreibungen freie Inhalt hat mir außerordentlich gefallen. Ich kann wohl sagen, daß wir selten einen so schönen und interessanten Vortrag gehört haben. (Sehr wahr! Bravo!) Zumal es sich dabei um ein Gebiet handelt, auf dem der Herr Vortragende selbst erster Sachverständiger ist, während wir, wenigstens die meisten von uns, ihm ferner stehen. Dafür dem Grafen Kanitz in Ihrer aller Namen herzlichen Dank auszusprechen, ist mir aufrichtiges Bedürfnis.

Wie Ihnen wahrscheinlich nicht unbekannt sein dürfte, bin ich vor kurzem wider Willen und nach wiederholten Ablehnungen als Nachfolger des Herrn

Dr. Sorge zum Vorsitzenden des Reichsverbandes der Deutschen Industrie gewählt worden. Das hat mich, neben großen Verpflichtungen, die ich übernommen, in eine wenig angenehme Lage gebracht. Bisher war ich gewohnt, meine Ansicht frank und frei zu äußern, und zu sprechen, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Das hat jetzt aufgehört. Als Vorsitzender des Reichsverbandes muß ich einen Maulkorb tragen. (Heiterkeit.) Ich darf jetzt nicht mehr alles sagen, was ich will und was ich denke und empfinde, denn stets wird man meine Meinung mit derjenigen des Reichsverbandes der Deutschen Industrie identifizieren. Das trifft wohl oft oder meist, aber nicht immer zu, also muß ich vorsichtig sein.

Heute bin ich nun in der angenehmen Lage, dem Herrn Reichsminister offen und ehrlich zu erklären, daß ich Wort für Wort das unterschreiben und sogar noch unterstreichen kann, was er als Reichsernährungsminister und als Vertreter der Landwirtschaft uns über die Beziehungen zwischen Industrie und Landwirtschaft gesagt hat. (Beifall.)

Meine Herren! Früher war das anders, da bestand keine Freundschaft zwischen Landwirtschaft und Industrie. Da waren die Gegensätze groß, da herrschte Kampf und Streit. Die meisten Vertreter der Industrie waren Gegner der Agrarzölle und umgekehrt die Landwirte Gegner der Industriezölle. Auch heute noch gibt es auf beiden Seiten viele, die zwar für sich Schutzzölle, für die andern aber Freihandel fordern. Dabei ist die Frage, ob man Freihandels- oder Schutzzollpolitik treiben soll, überhaupt keine Prinzipienfrage, sondern lediglich und allein eine solche der Opportunität, der Zweckmäßigkeit. Die Verhältnisse, unter denen wir jetzt zu leben gezwungen sind, haben sich nicht nur bei uns, sondern in der ganzen Welt gegenüber früher erheblich verändert. Wenn wir in Deutschland auch danach streben müssen, an Stelle des Schutzzolles oder gar des Hochschutzzolles, der alle mit uns im Warenaustausch stehenden Völker zur Zeit beherrscht, zum Freihandel für die meisten unserer Handelstarifartikel zu kommen, so müssen wir für eine mehr oder weniger lange Zeit des Überganges doch für viele, wenn auch nicht für alle Waren, die wir erzeugen oder herstellen, Schutzzölle haben. Daß diese so niedrig als irgend möglich, also sehr mäßig sein müssen, wollen wir weiter leben und unsere überzahlreiche Bevölkerung durch Steigerung unserer Produktion und Ausfuhr ernähren, unterliegt wiederum keinem Zweifel. Das gilt gleicherweise für die Industrie wie für die Landwirtschaft.

Aus diesen Gründen muß sich die Schicksalsgemeinschaft, die Industrie und Landwirtschaft heute verbindet, zu einer Interessengemeinschaft verdichten, die dann, so hoffen wir zuversichtlich, den im Interesse unseres Vaterlandes so dringend nötigen Erfolg haben wird. So müssen die mit unseren Nachbarn begonnenen Handelsvertragsverhandlungen eiligst zu einem erfolgreichen Ende geführt werden. Dazu gebrauchen wir wiederum, so schnell es geht, einen neuen autonomen Zolllarif und daneben für den Kampf, wenn er nicht zu vermeiden ist, einen von vornherein festgesetzten Obertarif. (Sehr richtig!) In diesen Tarifen muß Raum auch für Agrarzölle sein, die wir als Han-

delsojekt mit solchen Ländern, wie z. B. Kanada, Polen, Rußland, bei denen die Agrarprodukte als Exportartikel jetzt oder später wieder eine große Rolle spielen, ermäßigen können.

Durch den Tod des Reichspräsidenten ist leider in der parlamentarischen Durchführung dieser Tarifgesetze eine Stockung eingetreten. Das Kabinett hat, so wird mir mitgeteilt, beschlossen, alle Gesetze, die nicht einigend, sondern trennend wirken können, ruhen zu lassen, bis die Reichspräsidentenwahl erledigt ist. Hierzu sollen auch, was wir sehr bedauern, die Zollgesetze gehören. Hoffentlich gelingt es den politischen Parteien endlich einmal, sich über den Kandidaten für das Reichspräsidium zu einigen, damit diese die politischen Gegensätze sonst aufs neue entfesselnde Wahl in vier Wochen in aller Ruhe und nicht, wie es sonst unvermeidlich ist, erst in acht Wochen unter neuer Entfesselung von Leidenschaften erledigt wird. (Bravo!) Gelingt das nicht, dann muß, da wir mit den für den Aufbau unserer Wirtschaft so notwendigen Gesetzen, nicht nur den Zollgesetzen, sondern auch den Steuergesetzen, nicht warten können, das Kabinett eine andere Haltung einnehmen.

Industrie und Landwirtschaft gehören also jetzt zusammen; sie sollen und wollen Hand in Hand miteinandergehen. Das ist nötig und geschieht in erster Linie aus dem Grunde, den der Herr Reichsminister schon erwähnt hat, daß wir vorerst wenigstens nicht mehr in dem Maße wie früher exportieren und unsere Arbeiter für Exportarbeit beschäftigen können. Wir müssen daher den Konsum im Innern zu heben suchen, unserm Volk die Produkte so billig als möglich liefern und damit eine Produktionssteigerung erzwingen. Das ist theoretisch richtig.

Dennoch dürfen wir, die Vertreter der Industrie, dabei nicht vergessen, daß es unsere vornehmste Aufgabe ist und bleiben muß, nicht etwa nur für die Landwirtschaft Industrieartikel aller Art so gut als möglich und so billig wie denkbar zu machen, sondern mit allen uns zu Gebote stehenden Kräften dafür zu sorgen, daß der Export trotz aller Hemmungen, trotz aller Schwierigkeiten, trotz aller Widerstände, die wir im Ausland überall finden, vermehrt und gesteigert wird. (Sehr richtig!) Wir können nun einmal in Deutschland, vorerst wenigstens, nur leben und unsere nach dem verlorenen Krieg eingegangenen Verpflichtungen erfüllen, wenn wir neben geringer Einfuhr große Ausfuhr haben. (Zustimmung.)

Um die Einfuhr von Nahrungsmitteln klein zu halten, müssen unsere in der Landwirtschaft tätigen Landsleute — vor allem die kleinen Landwirte und Bauern, auf die 75% der landwirtschaftlichen Bevölkerung entfallen — dazu erzogen werden, die vielen Neuerungen, Verbesserungen und Erfindungen der Neuzeit auf mechanisch-technischem, auf chemischem und biologischem Gebiet sich nutzbar zu machen. Intensivierung der Landwirtschaft ist und bleibt die Parole, weitgehende Belehrung der Klein- und Großbauern, auch mancher Großgrundbesitzer, und eine diesbezügliche neue Organisation unter Einrichtung

von Mustergütern, eine absolute Notwendigkeit. Wir wissen genau, daß es nicht so leicht und einfach ist, neue wissenschaftliche Ideen in das Hirn eines Bauern hineinzuhämmern (Sehr richtig!), aber es muß geschehen.

Was die großen Fortschritte auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Erkenntnisse in der Landwirtschaft angeht, so möchte ich als Chemiker dem, was der Herr Reichsminister vorgetragen hat, noch einiges hinzufügen.

Der Gesamtverbrauch Deutschlands an Kunstdünger aller Art im Jahre 1870 betrug etwa 50 Millionen Goldmark und ist bis zum Jahre 1914 auf etwa 500 Millionen Goldmark gestiegen. Er wird also auch heute noch, wie der Herr Minister bestätigt, etwa eine halbe Milliarde Goldmark betragen. Nun sind, wie Sie wissen, nach Justus Liebig zur Ernährung der Pflanze hauptsächlich drei Elemente nötig: Kalium, Phosphor und Stickstoff. Kaliprodukte aller Art haben wir nicht nur in genügender Menge selbst, sondern wir sind auch — leider heute in Konkurrenz mit den Franzosen, die uns das Elsaß genommen haben — die alleinigen Produzenten der Welt. Phosphorhaltige Produkte aber haben wir leider nur sehr wenig oder, besser gesagt, überhaupt nicht. Die müssen wir aus dem Auslande, aus Florida, Marokko usw. in Form von phosphorsaurem Kalk (Phosphaten) beziehen, soweit nicht die Eisenindustrie unter Verwendung phosphorhaltiger Eisenerze, wie Minette usw., Thomasmehl produziert. Im Frieden haben wir an phosphorhaltigen Produkten etwa 600 000 t verbraucht. Wir sind aber im letzten Jahre auf 350 000 t heruntergegangen, und zwar nicht etwa aus falscher Sparsamkeit, sondern mit Wissen und Willen und mit Recht. Die Wissenschaft hat nämlich gefunden, daß wir früher auf diesem Gebiete große Verschwendung getrieben und viel zu viel Phosphor dem Boden zugefügt haben. Unter geeigneten, mit Kalk oder Mergel regulierbaren Bedingungen hat die Pflanze diese großen Phosphormengen nicht nötig. Sie kommt dann mit viel weniger Phosphor aus. Hoffentlich fällt bei der Eisenerzeugung soviel Thomasmehl ab, daß wir die Einfuhr von Phosphaten weiter klein oder, besser noch, kleiner als bisher halten können.

Was nun den Stickstoff anbetrifft, so hat die deutsche Landwirtschaft vor dem Kriege im Jahre 1913 von dem Jahresverbrauch der Welt von etwa 1 Million t Stickstoff in Form von Stickstoffprodukten aller Art ungefähr 210 000 t verbraucht. Inzwischen ist die Bebauungsfläche Deutschlands durch den Versailler Vertrag um etwa 22% vermindert worden, so daß, wenn man dies berücksichtigt, die obige Zahl sich auf etwa 185 000 t vermindert. Früher haben wir nun den größten Teil dieses Stickstoffs aus Chile als Natronsalpeter importiert und den kleineren Teil in Form von schwefelsaurem Ammoniak als Nebenprodukt bei der Kokerei erzeugt. Inzwischen ist es uns im wesentlichen mit Hilfe des Haber-Bosch-Verfahrens gelungen, den Stickstoff der Luft mit dem aus Koks und Wasserdampf hergestellten Wasserstoff zu Ammoniak zu verbinden, um daraus nicht nur Ammonsulfat, sondern auch die verschiedenen Sorten Salpeter, selbst Harnstoff, zu machen. Der aus Kalziumkarbid und Stickstoff hergestellte Kalkstickstoff spielt bei uns in Deutschland nur noch eine untergeordnete Rolle. Chilesalpeter wird heute

überhaupt nicht mehr importiert. Auch der in Norwegen mit Hilfe billiger Wasserkräfte im elektrischen Lichtbogen durch Vereinigung des Stickstoffs und Sauerstoffs der Luft hergestellte Kalksalpeter (Norgesalpeter), der während des Krieges in größeren Mengen nach Deutschland eingeführt wurde, ist verschwunden. Im wesentlichen wird jetzt in Deutschland nur noch auf künstlichem Wege hergestellter Stickstoffdünger verbraucht; wobei das aus Kohle gewonnene Ammonsulfat mit etwa 18% eine untergeordnete Rolle spielt. Das wichtigste aber ist, daß voraussichtlich 1925 der Verbrauch der deutschen Landwirtschaft an Stickstoff in allen Formen 320 000 t betragen wird, was einer Zunahme gegenüber dem Frieden von mehr als 70% entspricht (Lebhaftes Bravo! Rufe: Hört, Hört!)

Wenn Sie nun fragen, warum die Erzeugung landwirtschaftlicher Produkte nicht entsprechend dem höheren Verbrauch an Stickstoffverbindungen gestiegen ist — Sie haben ja vorhin vom Vortragenden gehört, daß die deutsche Landwirtschaft noch nicht die frühere Produktion erreicht hat —, so müssen Sie berücksichtigen, daß durch den Rückgang der Viehhaltung der Stalldünger sich so erheblich vermindert hat, daß wir im Augenblick mit dem vergrößerten Konsum im wesentlichen nur den ausgefallenen Stalldünger ersetzen. Wir Chemiker sind aber der festen Überzeugung, daß, wenn die Landwirtschaft in der Lage wäre, eine Verdoppelung des heutigen Verbrauchs an Stickstoff durchzuführen, sie imstande sein müßte, auch unsere Produktion an landwirtschaftlichen Erzeugnissen so zu steigern, daß dann eine Einfuhr von Nahrungsmitteln zur Ernährung der 20 Millionen Menschen, die wir bekanntlich zuviel haben sollen, nicht mehr nötig ist. (Bravo!)

Meine sehr verehrten Herren! Nun müssen Sie bedenken, daß die chemische Industrie Deutschlands, die diese synthetischen Stickstoffdüngemittel herstellt, und die Kokereien, die das schwefelsaure Ammoniak gewinnen, ihre Produkte erheblich — etwa 30% — unter den Weltmarktpreisen an die Landwirtschaft abliefern. Das geschieht im wesentlichen deshalb, um durch billigen Preis die Produktion zu heben und mit der größeren Produktion wiederum eine Verminderung der Einstandspreise herbeizuführen.

Und das alles wird aus deutscher Kohle, im wesentlichen aus deutscher Braunkohle von deutschen Chemikern auf Grund von diesen erfundenen und erprobten Verfahren gemacht. (Beifall.) Wir haben also unsererseits dazu beigetragen, daß sich unsere Einfuhr gegenüber dem Frieden um mindestens 400 Millionen Goldmark vermindert hat.

Nun hat der Herr Vortragende darauf hingewiesen, daß in der Landwirtschaft auch noch ein enormer Verbrauch an maschinellen Einrichtungen möglich ist. Ich will hier nur eine Tatsache mitteilen, die Sie in dem Vortrage finden, den Herr Professor Warmbold, der frühere preußische Landwirtschaftsminister, auf dem letzten Eisenhüttenstage hier in Düsseldorf gehalten hat. Dieser Vortrag ist außerordentlich interessant und lesenswert und erfreulicherweise auch beseelt von großem Optimismus. Professor Warmbold sagte dort,

daß der Nährstoff der deutschen Arbeitstiere in der Landwirtschaft zur Zeit etwa dreimal so groß ist als der gesamte Nährstoffimport. Wenn Sie nun bedenken, daß man viele Zugtiere, vielleicht die meisten, durch maschinelle Kräfte ersetzen kann, so sehen Sie, wie auch hier noch große Ersparnisse zu erzielen sind und so eine weitere Bremsung der Einfuhr möglich ist. Die Landwirtschaft muß also dahin streben, möglichst bald das Motorpferd oder die elektrische Kraft an die Stelle der Tier- oder Menschenkraft zu setzen.

Der Herr Reichsminister war gleichzeitig der Meinung, daß die Einführung von Maschinen in die Landwirtschaft durch richtige Typisierung, insbesondere nach amerikanischem Muster, wesentlich erleichtert werden könnte. Wenn im allgemeinen auch durch Typisierung viel gebessert werden kann, so vertrete ich als guter Kenner amerikanischer Verhältnisse in diesem Punkte doch eine etwas andere Ansicht. Ich glaube, auch nach Rücksprache mit meinen Freunden aus der mechanischen Industrie, daß wir nicht gut daran tun, überall die Amerikaner in der Methode und Art, wie z. B. Ford seine Automobile herstellt, nachzuahmen. Selbstverständlich müssen wir daraus lernen und das Gute nehmen, wo wir es finden. Aber wir müssen doch versuchen, das zu bleiben, was wir waren: nämlich Erzeuger erstklassiger und bester Qualitätswaren nach jeder Richtung hin (Zustimmung), wobei wir wie bisher, dem Geschmack und den Gewohnheiten unserer Abnehmer, soweit es irgend geht, Rechnung zu tragen haben.

Die Bestrebungen, zu typisieren, sind vom Verein Deutscher Ingenieure im weiten Umfange in die Wege geleitet worden, und es sind ansehnliche Erfolge erzielt. Zumal bei den Ersatzteilen — das ist der springende Punkt — läßt sich sehr vieles machen; in der Konstruktion der Apparate ist auch schon größere Einheitlichkeit erreicht.

Aber vielleicht läßt sich auf dem Gebiet, auf dem wir Deutsche so viel gepriesen werden, auf dem der Organisation, noch manches machen und das erreichen, was der Herr Reichsminister will. Viele haben ja bekanntlich im Kriege — da war es vielleicht berechtigt — den vertikalen Zusammenschluß der Werke als eine für die deutsche Volkswirtschaft wichtige Aufgabe betrachtet. Inzwischen hat man aber eingesehen, daß man dabei auch leicht zu weit gehen kann. Das Sprichwort „Schuster bleib bei deinem Leisten“ hat seine Berechtigung. Man soll im allgemeinen nur das treiben, was man gut versteht und genau kennt; man soll auch gute Kräfte, die auf einem bestimmten Gebiet tätig sind, nicht zersplittern mit Aufsichts- und Kontrolltätigkeit auf Gebieten, die ferner liegen. (Sehr gut!) Infolgedessen bin ich der Meinung — und hier habe ich, glaube ich, einige Erfahrung —, daß der horizontale Zusammenschluß viel wichtiger und erfolgversprechender ist als der vertikale. Wenn sich z. B. 10 Fabriken, die landwirtschaftliche Maschinen erzeugen, zusammenschließen zu einer Interessengemeinschaft oder zu einer einzigen großen Firma, was ja leider bis jetzt durch allzu hohe Steuern sehr erschwert ist, so werden sie sicherlich nicht die schlechteste Maschine

weiterfabrizieren, sondern von den zehn verschiedenen Modellen die beste. Auch auf diesem Wege, meine sehr verehrten Herren, lassen sich Fortschritte im Sinne des Herrn Vortragenden erreichen.

Daß man weiter auch — damit auch unsere Bankiers auf ihre Kosten kommen (Heiterkeit) — in bezug auf Kreditbeschaffung und Kreditgewährung eine andere Wirtschaft treiben muß, als dies in den vergangenen Jahren geschehen ist, möchte ich nur so nebenbei erwähnen. (Sehr richtig!) Nicht nur die Industrie, sondern vor allem auch die Landwirtschaft braucht noch sehr viel Kapital und Geld. Viele landwirtschaftliche Betriebe sind, besonders infolge allzu starker steuerlicher Inanspruchnahme, bis zur Erfassung der Substanz weißgeblutet und bedürfen nicht nur zur Betriebsführung, sondern vor allem zur größeren Intensivierung Geld. Sowohl bei den großen als auch bei den kleinen Gütern — das wissen auch wir, die wir solche Güter selbst verwalten, sehr wohl — ist das vergangene Jahr fast überall verlustbringend gewesen.

Meine sehr verehrten Herren! Wir sind also, wie Sie sehen, in voller Übereinstimmung mit der Landwirtschaft. Hoffentlich wird es so bleiben. Es ist nicht immer leicht, mit den Herren Landwirten an einem Tisch zu sitzen und ein gemeinsam vereinbartes Mahl zu essen. (Heiterkeit.) Es wird noch manche versalzene Speise dabei vorkommen und böse Gesichter auf beiden Seiten geben. Das sehe ich voraus. Ich habe aber das Vertrauen zu dem Herrn Reichsminister, daß er an seinem Teil alles tun wird, damit Friede und Eintracht zwischen Landwirtschaft und Industrie herrscht.

Wir leben ja, wie ich schon einleitend sagte, in einer merkwürdigen Zeit. Entsinne ich mich recht, so hat von dieser Stelle aus das vorige Mal der Herr Reichsbankpräsident Dr. Schacht gesagt, daß die Erwartungen nicht erfüllt worden sind, die viele auf das Massenwirkungsgesetz gesetzt haben, mit denen in erster Linie die Sozialdemokratie rechnet und arbeitet und das besonders bei der geplanten Sozialisierung zur Geltung kommen sollte. Aber auch das Geld an sich, der reine, krasse Kapitalismus, habe nicht das gehalten, was immer von ihm behauptet worden sei. Ich gehe in dieser Beziehung noch einen Schritt weiter. Ich sage, daß noch zu keiner Zeit seit Bestehen des Sozialismus dieser so schlecht abgeschnitten oder besser gesagt Bankrott gemacht hat, wie gerade in der Gegenwart. (Lebhafte Zustimmung.) Aber auch das nackte Kapital als solches hat wirtschaftlichen Schiffbruch gelitten. Wären nicht Leute dagewesen, die das Kapital richtig verwaltet und richtig geleitet und geführt hätten, so wäre auch hier das Resultat gleich Null gewesen. (Lebhaftes Sehr richtig!) Mit anderen Worten: gegenüber der Massenwirkung und dem Sozialismus einerseits und gegenüber dem Geld und dem Kapitalismus andererseits hat der Individualismus abermals die Herrschaft antreten müssen. Aber, meine sehr verehrten Herren, wie es in solchen Fällen immer geht, er macht sich in übertriebenem Maße, in überspanntem Umfange breit. Im Augenblick tobt sich der Individualismus geradezu aus, nicht nur privatwirtschaftlich, sondern auch rein persön-

lich und menschlich. Jeder sieht nur auf seinen Vorteil. Jeder will leben, wie er es für richtig hält, oder gar sich ausleben; jeder behauptet, der Geeignetste und Fähigste zu sein, und will alles am besten wissen und verstehen. Man spricht nicht von Pflichten, sondern nur noch von Rechten. Keiner fragt mehr: Was bekomme ich, nachdem ich dies oder jenes geleistet habe? Sondern: Was gibt man mir, damit ich Entsprechendes leiste? Meine Herren! Das ist ein falscher, für unsere sozial gerichtete Zeit nicht geeigneter Individualismus. Dieses muß wieder auf das normale Maß zurückgeführt werden. Wir müssen alle lernen, das „Ego“, das „Ich“, das manche haushoch geschrieben haben, wieder klein zu schreiben, und zwar sehr klein, so klein wie noch nie zuvor. Wir müssen alle, jeder bei sich, jeder in seinem Kreise, dahin wirken, daß dies geschieht. Wir sind so arm, wie nie zuvor. Es ist dringendes Erfordernis und ein Gebot der Stunde, daß wir unsere eignen Interessen wieder unter die Interessen der Gesamtheit stellen, daß wir uns bei allem, was wir tun, nur leiten lassen von den Interessen des Gesamtwohls und den Staatsinteressen. Je stärker der Staat — und stark muß er wieder werden —, um so besser und wertvoller für jeden einzelnen, für uns alle. (Bravo!)

Meine Herren! Zum Schluß noch ein Wort über die für uns so notwendige Einigkeit. Ich komme von München, wo ich als Vorsitzender, oder, wie die Studenten sagen, als „Vater der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft“ (Bravo!), der diesjährigen Tagung beiwohnte. Seit einigen Jahren bemühe ich mich, nicht öffentlich, sondern meist ganz im stillen und geheimen, nach besten Kräften den armen Studenten zu helfen, um diesem jungen Nachwuchs unserer Intelligenz ihre überaus schwierige Lage zu erleichtern. Auf dieser Versammlung in München hat — was ich nur so nebenher zur Kenntnis bringen will — der Vertreter des Reichsministers des Innern die erfreuliche Mitteilung gemacht, daß das Reichskabinett beschlossen hat, die bisherige jährliche Unterstützung der „Wirtschaftshilfe“ und der „Darlehnskasse der Deutschen Studentenschaft“ von 1,7 Millionen Reichsmark auf 2,7 Millionen zu erhöhen. (Bravo!)

Gewiß ist gestattet, bei dieser Gelegenheit auch noch zu erwähnen — wes das Herz voll ist, des geht der Mund über —, daß wir in München beschlossen haben, mit dem uns zur Verfügung gestellten Reichsgeld und den uns von der Wirtschaft gegebenen Jahresbeiträgen, die hoffentlich noch reichlicher als bisher unseren Kassen zufließen mögen — ich appelliere auch bei dieser Gelegenheit an Ihr wohlthätiges Herz und bitte Sie alle dringend, hier auch der armen Studenten zu gedenken —, im Jahre 1925 300 Stipendien zu errichten, um ausgelesenen Abiturienten deutscher Mittelschulen, die die Fähigkeit und Charaktereignung haben, einen akademischen Beruf zu ergreifen, deren Eltern aber nicht in der Lage sind, ihre Kinder studieren zu lassen, das Studium zu ermöglichen. Diese jungen Leute sollen für 3 bis 4 Jahre bis zum Ende ihres Studiums pro Jahr etwa 800 Reichsmark bares Geld, da-

neben freie Wohnung und morgens, mittags und abends freien Tisch von der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft erhalten. (Lebhaftes Bravo!)

Möge auch der jetzt erreichte Friede unter und der Zusammenschluß in der Studentenschaft allen deutschen Kreisen als Muster dienen, damit wir überall einig, einig und abermals einig werden. Wie können wir im Deutschen Reiche eine Außenpolitik treiben, durch Handelsvertragsverhandlungen wieder zu einem einigermaßen erträglichen Zustande in unserer Wirtschaft kommen, wenn wir nicht einig sind, wenn wir gegeneinander statt miteinander arbeiten? Einig müssen wir überall, vor allem auch in der Industrie sein. Das Schlagwort „Schwerindustrie“ als Gegensatz gegen die „Fertigindustrie“, mit dem so viel Unfug angerichtet worden ist und noch angerichtet wird, muß wenigstens in unseren Kreisen verschwinden, wenn es auch außerhalb unseres Kreises nie aufhören wird, mißbraucht zu werden. Vielleicht sind früher einmal Sünden begangen worden, wie Herr Dr. Bruhn hier an dieser Stelle vor kurzem gebeichtet hat. Er hat aber gleichzeitig gesagt, daß man auf dem besten Wege der Besserung sei. Hoffentlich wird recht bald, aus Anlaß der französischen Zollvertragsverhandlungen, eine Verständigung zwischen Fertig- und Schwerindustrie zustande kommen. Auch der Gegensatz zwischen „norddeutscher“ und „süddeutscher“ Industrie, der ebenso unberechtigt ist, muß fallen. Kurzum überall müssen wir einig, einig und abermals einig werden.

Heute bitte ich Sie, meine sehr verehrten Herren, dem Gedanken der Einigkeit zwischen Industrie und Landwirtschaft besonderen Ausdruck dadurch zu geben, daß Sie mit mir einstimmen in den Ruf:

„Landwirtschaft und Industrie und ihr Zusammenhalten für alle Zeiten, sie leben hoch! (Lebhafter Beifall.)

Industrie und Landwirtschaft.

(Die Deutsche Arbeitgeberzeitung Nr. 29 vom 19. Juli 1925.)

Die Schriftleitung der „Deutschen Arbeitgeber-Zeitung“ hat mich aufgefordert und legt großen Wert darauf, daß ich auf die von ihr am 5. Juli veröffentlichten Ausführungen des Präsidenten des Reichs-Landbundes, Herrn Karl Hepp, erwidere¹⁾. Ich muß gestehen, daß mir diese Aufgabe nicht leicht gefallen ist. Denn was Herr Hepp zu sagen hatte, konnte fast ebensogut der Vorsitzende des Reichsverbandes der Deutschen Industrie geschrieben haben. Von einer wirklichen Erwidern kann daher auch keine Rede sein. Und doch gibt mir ein Satz Veranlassung, das Wort zu ergreifen.

Herr Hepp sprach davon, daß die Landwirtschaft glauben könne, „der Grundsatz einer verständigen Abwägung von industriellen und landwirtschaftlichen Belangen sei zum Nachteil letzterer in jüngster Zeit verlassen

¹⁾ „Landwirtschaft und Industrie“ in Nr. 27 dieser Zeitung.

worden“. Diese Annahme scheint mir auf der so oft gehörten Behauptung zu beruhen, daß, wenn die deutsche Industrie Zollschutz genieße, dieser Schutz auch der deutschen Landwirtschaft in entsprechender Höhe zuteil werden müsse, nach dem Sprichwort: „Was dem einen recht ist, ist dem andern billig.“ Mit der gleichen Begründung könnte man dann auch sagen, daß, wenn die deutsche Industrie eine Sonderbelastung von 5 Milliarden an Reparationsobligationen zu tragen hat, die Landwirtschaft in ähnlicher Weise belastet werden müßte. Es ist augenscheinlich, daß eine solche arithmetische Gleichstellung nicht am Platze ist. Vielmehr kommt es darauf an, wie die Verhältnisse in den beiden Erwerbsständen gelagert und vor allem, welche Auswirkungen von den zu treffenden Maßnahmen zu erwarten sind.

Die deutsche Industrie steht heute ihrer ausländischen Konkurrenz im Vergleich zur Vorkriegszeit in gänzlich veränderter Stellung gegenüber. Die Industrialisierung hat infolge des Krieges in fast allen Ländern der Erde gewaltige Fortschritte gemacht. Selbst in Staaten wie Südamerika, Kanada, Australien und Japan, denen vor dem Kriege kaum eine industrielle Bedeutung zugemessen werden konnte, haben sich aufstrebende Fabriken in großer Zahl entwickelt. Überall starren uns hohe, fast unübersteigliche Zollmauern entgegen, denen nur auf dem Wege von Handelsvertragsverhandlungen beizukommen ist.

Wenn nun auch die deutsche Industrie im Grunde freihändlerisch eingestellt ist, kann sie doch nicht umhin, dem durch die veränderten Verhältnisse wesentlich verstärkten Konkurrenzkampf auf den Märkten der Welt Rechnung zu tragen. So ist der Wunsch und das Verlangen der meisten Industriezweige nach Schutzzoll für unsere gewerbliche Produktion durchaus begreiflich und auch berechtigt. Er ist schon deshalb unumgänglich notwendig, weil auf der deutschen Industrie Lasten drücken, wie sie nach Art und Höhe dem Ausland unbekannt sind. Es ist müßig, sie alle aufzuzählen.

Auch die deutsche Landwirtschaft leidet schwer, wenn auch nicht im gleichen Maße, unter dem fürchterlichen Druck der inneren und äußeren Verhältnisse. Sie stützt ihre Zollwünsche aber weniger auf diese Umstände als darauf, daß eine mögliche Preisrevolution auf dem Weltgetreidemarkt dem deutschen Ackerbau verderblich werden könnte. Jedenfalls aber sind die Produktionsbedingungen für die deutsche und ausländische Landwirtschaft nicht in dem Maße voneinander verschieden, wie dies für die deutsche Industrie zutrifft.

Herr Dr. Köttgen hat zwar in seiner ausgezeichneten Schrift „Das wirtschaftliche Amerika“ darauf hingewiesen, daß in der amerikanischen Volkswirtschaft 29 Prozent aller Erwerbstätigen notwendig sind, um die Ernährung für die Bevölkerung zu erzeugen, in Deutschland dagegen 43,3 Prozent. Er führt diesen erstaunlichen und zum Nachdenken anregenden Unterschied darauf zurück, daß dort einmal die natürlichen Voraussetzungen günstiger liegen, dann aber auch auf die weit stärkere Anwendung von Maschinen. Es ist auch nicht zu leugnen, daß in der beginnenden intensiveren Verwendung

von Düngemitteln in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die aber auch aus anderen Getreide produzierenden Ländern berichtet wird, eine Gefahr für die deutsche Landwirtschaft liegt. Die deutsche Landwirtschaft kann dieser Gefahr wirksam dadurch begegnen — und hier berühre ich mich wieder in allen Punkten mit Herrn Präsidenten Hepp —, daß sie mit aller Macht nach vermehrter Anwendung von Maschinen, nach Auswertung der neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse und nach weitgehendem Verbrauch von Düngemitteln strebt. Dieser Umstand ist aber auch für die deutsche Industrie von der größten Bedeutung, die bei dem Absatz ihrer Produkte nach dem Ausland auf heftige Widerstände stößt. Die Passivität unserer Handelsbilanz beweist es. So verdient der Binnenmarkt, auf dem die Landwirtschaft gerade wegen ihres großen Bedarfs an industriellen Erzeugnissen eine ausschlaggebende Rolle spielt, nachdrücklichste Beachtung. Deutschland muß ausführen und die Kaufkraft seiner eigenen Bevölkerung stärken. Beides ist notwendig. Nur eine kaufkräftige Landwirtschaft wird ein guter Abnehmer von Industrieprodukten sein.

Hier erhebt sich nun die Frage, ob die Zölle das geeignete Mittel sind. Die Führer unserer Landwirtschaft, an deren ehrlichem Wollen und an deren zielbewußter Tatkraft kein Zweifel ist, sind von dem Nutzen landwirtschaftlicher Zölle überzeugt. Auch die Industrie hält Agrarzölle, um die Landwirte zur Intensivierung anzuspornen, nicht zuletzt aber auch als Waffe bei den Handelsvertragsverhandlungen, für notwendig. Nur in der Frage der Minimalzölle bestehen grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten, doch wird sich auch hier ein Ausweg zum Nutzen des großen Ganzen finden lassen.

Industrie und Landwirtschaft sind heute die Grundpfeiler unseres Staates. Von ihrer Tragfähigkeit hängt das Schicksal der gesamten deutschen Volkswirtschaft ab. Für sich allein ist keine von beiden stark genug, die Zukunft unseres Volkes zu sichern. In dieser Erkenntnis sind die Führer einig und willens, Schulter an Schulter in treuer Waffenbrüderschaft zu kämpfen.

Einiges über das Verhältnis zwischen Industrie und Landwirtschaft.

(Westfälischer Bauer Nr. 44 vom 4. November 1925.)

Den Anlaß der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages des Freiherrn von Schorlemer-Alst, des Begründers des Westfälischen Bauernvereins, nehme ich gerne wahr, um nicht nur als Vorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, sondern gerade auch als Sohn der rheinisch-westfälischen Erde einige Gedanken über die Beziehungen zwischen Industrie und Landwirtschaft zu äußern.

„Hie Industriestaat — hie Agrarstaat“, so lautete vor einigen Jahrzehnten der Schlachtruf, der die Führer unserer Wirtschaft und die Vertreter der

Wirtschaftswissenschaften in zwei verschiedene Lager spaltete. Mit Besorgnis sahen die einen das mächtige und kraftvolle Emporblühen der Industrie, das riesenhafte Anwachsen der Städte, die Flucht vom Lande zur Stadt. Gerade in unserer Heimat wurden in wenigen Jahren aus kleinen Dörfern große Städte, an die Stelle grüner Weiden und fruchtbarer Äcker traten Mietskasernen und rauchende Schloten.

Gewiß mußte diese Entwicklung diejenigen zu ernstem Nachdenken veranlassen, die mit Recht in der landwirtschaftlichen Bevölkerung den Gesundheitsbrunnen unseres Volkes erblickten. Während zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in Preußen von der Gesamtbevölkerung 78% auf die Land- und Forstwirtschaft entfielen, waren es 1895 nur 35,8%, und nach der Berufszählung von 1907 ist dieser Anteil gar auf 28,6% gesunken (27,1% auf den jetzigen Gebietsumfang bezogen).

Aber, so muß man dem entgegenhalten, diese Entwicklung vollzog sich nicht aus freien Stücken. Die gewaltige Zunahme unserer Bevölkerung, die sich seit dem Jahre 1870 um mehr als die Hälfte vermehrt hatte, bildete die treibende Kraft. Hier trat ein Naturgesetz in Wirksamkeit, dem entgegenzuhandeln ein gesundes Volk nicht fähig ist. Wir Deutsche sollen stolz sein auf die unserem Blute innewohnende Kraft.

Die Zunahme unserer Bevölkerung aber verlangte, daß man für die notwendigen Unterhaltungsmöglichkeiten sorgte, sollte nicht der Jahr für Jahr überschießende Teil zum Auswandern gezwungen werden oder einem jammervollen Untergang anheimfallen. Die Landwirtschaft, die zu Beginn des vorigen Jahrhunderts unser Volk auf eigener Scholle ernähren konnte, war hierzu nicht mehr in der Lage. Hier trat die Industrie auf den Plan. Zwar unmittelbar konnte sie kein Brot schaffen, aber durch die Umwandlung und Veredelung von Rohstoffen zu wertvollen Fertigfabrikaten, die bald den besten Ruf in der weiten Welt erlangten, und durch deren Verkauf an das Ausland konnte das uns fehlende Getreide eingetauscht und die uns mangelnden Textilrohstoffe zur Bekleidung unserer stark zunehmenden Bevölkerung beschafft werden.

Je stärker die Bevölkerung anwuchs, desto mehr mußten wir exportieren. So ward Deutschland aus einem Agrarland ein Agrar-Industrieexportstaat. Diese Entwicklung ermöglichte es, bis zum Weltkrieg hin den jährlichen Geburtenüberschuß ungefährdet unterzubringen. Sie darf auch nicht so aufgefaßt werden, als ob die Landwirtschaft zurückgedrängt worden wäre; vielmehr blieb die landwirtschaftliche Bevölkerung konstant, während der Zuwachs fast ausschließlich der Industrie zugute kam.

Es ist der Landwirtschaft auch gelungen, trotz annähernd gleich gebliebener landwirtschaftlicher Fläche immer größere Mengen an Feldfrüchten zu gewinnen. Während 1878/79 im Deutschen Reich auf den Hektar im Durchschnitt 10,6 Doppelzentner Roggen erzielt wurden, war der Hektar-Ertrag im Durchschnitt der Jahre 1901—1910 auf 16,3 Doppelzentner angewachsen. In demselben Zeitraum erfuhr die Kartoffel eine Ertragssteigerung von 71,1 auf 135,1 Doppelzentner. Bessere Auswahl des Saatgutes, außer-

ordentliche Zunahme der künstlichen Düngung und eine vermehrte Anwendung von Maschinen ermöglichten diese Fortschritte.

Heute, nach dem Verlust des Weltkrieges, hat sich die Situation für die Landwirtschaft verschlechtert, d. h. sie besitzt prozentual einen noch geringeren Anteil an der Gesamtbevölkerung als 1914. Trotzdem ist es durch gemeinsame Arbeit von Industrie und Landwirtschaft gelungen, einen großen Teil des ungeheuren Schadens wieder auszumerzen. Aber in Zukunft muß viel, viel mehr in dieser Richtung geschehen. Gerade der bäuerliche Besitz, der für die soziale Beruhigung und für eine gesunde Fortentwicklung unseres ganzen Volkes von der allergrößten Bedeutung ist, kann und muß hier noch Außerordentliches leisten. Freilich fehlt es auch ihm, wie allorts, an den erforderlichen Kapitalien. Aber durch die Gemeinschaftsarbeit läßt sich manches erreichen, was dem einzelnen zu tun unmöglich ist. Der genossenschaftliche Geist, der in den bäuerlichen Kreisen unseres Volkes einen so weiten Raum ausfüllt, wird auch hier Wege finden. Und die Industrie, auf der neben den allgemeinen schweren Sorgen noch insbesondere die Lasten des Dawesplanes ruhen, wird stets bereit sein, nach besten Kräften mitzuwirken. Nicht Landwirtschaft oder Industrie darf es heißen, sondern Landwirtschaft und Industrie. Sie beide müssen an einem Strang und in der gleichen Richtung ziehen. Dann werden auch die vor uns liegenden schweren Zeiten zum Segen unseres gesamten Volkes überwunden werden können.

Landwirtschaftliche Woche 1926.

(Pommersche Tagespost Nr. 14 vom 17. Januar 1926.)

Den pommerschen Landwirten rufe ich als Vorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen Industrie aus der Westmark unseres Vaterlandes herzliche Grüße zu. Die schwere Not der Zeit schließt die schaffenden Stände des Volkes immer fester zusammen. Gerade aber Landwirtschaft und Industrie haben mehr und mehr erkannt, daß des einen Vorteil auch des anderen Vorteil, des einen Schade auch des anderen Schade ist. Und wenn es beiden schlecht geht, so muß notwendig das gesamte Volk unter dem wirtschaftlichen Niedergang leiden. Reichen wir uns daher aufs neue die Hände, um in gemeinsamer Abwehr die drohenden Gefahren zu bannen. Daß die Landwirtschaft nicht müde ist, nach neuen Erfolgen zu streben, davon möge die Landwirtschaftliche Woche Pommerns Zeugnis ablegen. Und auch die Industrie wird alles tun, was in ihren Kräften steht.

Leverkusen, den 12. Januar 1926.

Über das Agrarprogramm.

Enge Zusammenarbeit von Landwirtschaft und Industrie erforderlich.

(General-Anzeiger Leverkusen Nr. 92 vom 19. April 1930.)

Die Vollversammlung der Industrie- und Handelskammer zu Solingen am 16. April 1930 wurde von ihrem Vorsitzenden, Geheimrat Prof. Dr. Duisberg, Leverkusen, durch folgende bedeutungsvollen Ausführungen über das Agrarprogramm und seine voraussichtlichen Einflüsse auf die Industrie eröffnet:

Aus den schweren Stürmen der Parlamentstagungen ist endlich ein Ergebnis hervorgegangen, das zwar durchaus nicht alle Interessen zu befriedigen vermag, aber wenigstens einmal eine Grundlage für die Weiterarbeit abgibt. Während die Deckungsvorlage die Aufgabe erfüllen soll, die durch die bisherige Finanzwirtschaft in arge Unordnung geratenen Reichsfinanzen wieder zu stabilisieren, soll das Agrarprogramm der Landwirtschaft in ihrer anerkannten Notlage Hilfe und Rettung bringen.

Ich möchte von vornherein betonen, daß ich der festen Überzeugung war und bin, und immer und überall dafür eingetreten bin und weiter dafür eintreten werde, daß eine möglichst enge Zusammenarbeit gerade zwischen Landwirtschaft und Industrie unbedingt erforderlich ist. Sind beide doch mit dem Handwerk zusammen die drei starken Pfeiler des Binnenmarktes. Die Anerkennung der landwirtschaftlichen Notlage durch die Industrie hat uns auch veranlaßt, des öfteren im Interesse der Landwirtschaft Maßnahmen zuzustimmen, die zwar für die Industrie Opfer bedeuteten, aber geeignet waren, der Landwirtschaft zu helfen.

Wir haben es getan aus der Erkenntnis heraus, daß das Rückgrat jeder Volkswirtschaft, der Binnenmarkt, in erster Linie gestärkt und gekräftigt werden muß. Eine gesunde und dauerhafte Wirtschaftsblüte hat bei unseren derzeitigen Verhältnissen in Deutschland eine lebenskräftige, gesunde Landwirtschaft als Abnehmer industrieller Produkte zur Voraussetzung. Bringen wir doch 75—80% unserer Produkte auf dem Binnenmarkt unter.

Trotzdem sind wir aber auf Export, insbesondere auf Export industrieller Fertigwaren angewiesen, um unseren Rohstoff- und Kapitalbedarf zu decken und unseren internationalen Verpflichtungen gerecht zu werden. Auch die Struktur unserer Industrie hat nicht nur die Erhaltung, sondern infolge der Kriegslasten auch die Ausdehnung der Exportmöglichkeiten zur Voraussetzung. Während im Durchschnitt ca. 25% der Produktion auf Export angewiesen sind, zeigen einzelne Zweige wesentlich höhere Prozentsätze. So die Musikinstrumente 75%, Spielwaren 60%, Glas 58%, Werkzeuge 50%, Eisen- und Stahlwaren 40%, Solinger Schneidwaren sogar 75%. Auch die Chemie liegt noch mit 30% über dem Durchschnitt.

Die Industriezweige also, die an sich schon beim Absatz auf den Auslandsmärkten auf härtesten Wettbewerb stoßen, würden, wenn das Ausland gegen deutsche landwirtschaftliche Zollerhöhungen Repressalien ergreifen sollte, aufs

schwerste betroffen. Bei der landwirtschaftlichen Reform muß daher Rücksicht darauf genommen werden, daß Maßnahmen, die dem einen Berufsstand in seiner Notlage zugute kommen sollen, auf der anderen Seite nicht den anderen erheblich schädigen. Dieser Zusammenhang macht zweifellos die Lösung der landwirtschaftlichen Krise schwierig, darf aber ohne ernste Gefährdung des nationalen Wirtschaftslebens nicht außer acht gelassen werden.

Man wird daher vom allgemeinen volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt aus die lebenswichtigen Interessen beider Gruppen, Landwirtschaft und Industrie, gegeneinander abwägen müssen, wenn man das große Risiko neuer Handelsvertragsverhandlungen und erhöhter Agrarzollpositionen eingehen will. Auch die deutsche Landwirtschaft findet ihre Hauptabnehmer im Inland. Es wäre daher fürwahr ein großer Fehler, wenn die Landwirtschaft durch übereilte Schutzzollmaßnahmen einen ihrer größten Kunden — von 10 Milliarden landwirtschaftlichen Reinprodukten nimmt die industrielle Bevölkerung 3,4 Milliarden ab — gefährden würde. Soweit eine Zollerhöhung auf dem Verhandlungswege ohne Tarifikündigung erreicht werden kann, ist dagegen nichts einzuwenden.

Zu bedenken ist aber bei allen Maßnahmen, die jetzt im neuen Agrarprogramm der Regierung enthalten sind, daß auch der beste Zollschatz nur ein Mittel sein kann, um der Landwirtschaft eine Schonfrist zu geben zur Umstellung auf die veränderten wirtschaftlichen Notwendigkeiten. Dabei darf aber nicht verkannt werden, daß die landwirtschaftliche Situation nicht allein vom wirtschaftlichen, sondern in erheblichem Maße auch vom soziologischen Gesichtspunkt aus, nämlich der Erhaltung der Volkskraft, betrachtet werden muß. Um auf die Dauer lebensfähig zu sein, muß auch die Landwirtschaft eine Rentabilität aus eigener Kraft erringen.

Genau wie wir in der industriellen Wirtschaft uns in unserer Produktion nach den Bedürfnissen unserer Kunden richten müssen, muß auch die Landwirtschaft in ihrer Gesamtheit erkennen, daß die Zeiten vorbei sind, in denen man denken und sagen konnte: „Ihr müßt essen, was ich produziere.“ Die rasche Entwicklung der landwirtschaftlichen Technik und das große Angebot an landwirtschaftlichen Produkten aller Art zwingt den Landwirt, wenn er erfolgreich sein will, sich als neue Richtschnur vorzunehmen: „Ich muß produzieren, was ihr essen wollt.“ Ich bin überzeugt, daß besonders in der veredelten landwirtschaftlichen Produktion noch große Möglichkeiten der Rentabilität liegen. Sicherlich ist dies neben der Kapitalfrage auch eine Organisationsfrage. Insbesondere für das Genossenschaftswesen ergibt sich noch ein reiches Feld, sowohl in der Produktion als auch ganz besonders beim Absatz.

Die Landwirtschaft muß schon den größten Teil ihrer Reformen durch technische und organisatorische Verbesserungen durchführen, statt alle Hoffnung auf die Zollpolitik zu setzen.

Nur eine verstärkte Anstrengung nach dieser Seite und verständige Zurückhaltung bei der Inanspruchnahme des Zollinstrumentes kann die durchaus

berechtigten Bedenken mildern, die von vielen Seiten der industriellen Wirtschaft dem neuen Agrarprogramm entgegengebracht werden.

Eine, wenn auch noch in weiter Ferne stehende finanzielle Entlastung der Produktion durch Steuerherabsetzung darf auf keinen Fall durch eine entsprechende Erschwerung der deutschen industriellen Ausfuhr in ihrer Wirkung abgeschwächt werden.

Insbesondere ist diese Tatsache auch für unsere Solinger Kammer von größter Wichtigkeit, denn, wie Sie ja alle wissen, ist unsere Industrie zum allergrößten Teil exportorientiert und würde durch Erschwerungen von der Zollseite aus auch in ihrem an sich schon sehr schweren Ringen um Absatz auf den Weltmärkten überaus schwer getroffen werden.

Ich habe die zuversichtliche Hoffnung und das feste Vertrauen, daß die gute Zusammenarbeit und die regelmäßigen Aussprachen, die in den letzten Jahren zwischen Industrie und Landwirtschaft stattfanden, sich jetzt auch praktisch auswirken werden, in einer Lösung, die eine dauernde Besserung der landwirtschaftlichen Situation sicherstellt und dabei die industriellen Exportinteressen nicht allzuschwer beeinträchtigt. Was an uns liegt, soll geschehen, um dabei zu helfen. Handelt es sich doch für uns in Deutschland um die wirtschaftliche Entwicklung in den nächsten Jahrzehnten, die ich, und das möchte ich hier ausdrücklich feststellen, trotz aller gegenwärtigen noch immer unvermindert großen Schwierigkeiten nicht ungünstig beurteile. Ich habe nämlich das feste Vertrauen auf deutsche Kraft und deutschen Mut, daß wir in verständiger Zusammenarbeit auch die derzeitige Notlage der Gesamtwirtschaft überwinden werden, wie wir schon mit ernstern Situationen fertig geworden sind. Die erstarkende Weltgeltung, die uns die Großtaten deutschen Geistes und deutschen Fleißes in dem vergangenen Jahrzehnt erungen haben, sind dafür ein gutes Omen.

Geleitwort.

(Blätter für landwirtschaftliche Marktforschung, 2. Heft, Juli 1930.)

Ich komme der Aufforderung, der vorliegenden Veröffentlichung ein Geleitwort mit auf den Weg zu geben, um so freudiger nach, als die Aufgabe, die sich die „Blätter für landwirtschaftliche Marktforschung“ gesetzt haben, aufklärend im Sinne der Marktbeobachtung und Absatzregulierung zu wirken, meines Erachtens von ausschlaggebender Bedeutung für die Wiedergesundung der deutschen Landwirtschaft ist.

Die lange Isolierung Deutschlands hat in seiner Landwirtschaft zu einer gewissen Rückständigkeit in den Absatzmethoden und in der gesamten Marktbehandlung geführt. Hier können auch Zölle über eine anfängliche Erziehungszeit hinaus nicht helfen. Denn der starke Verbrauch an ausländischen landwirtschaftlichen Erzeugnissen — teilweise zu Preisen, die erheblich über dem

heimischen Preisniveau liegen — basiert im wesentlichen auf der Güte und Aufmachung der Ware sowie auf der Methode des Handels, mit der sie auf den Markt gebracht werden. Nur eine sorgfältige Marktbeobachtung, Qualitätsverbesserung und Marktfähigmachung der heimischen landwirtschaftlichen Erzeugnisse nach ausländischen Vorbildern kann hier auf die Dauer Abhilfe schaffen. Gelingt es Deutschland, den Vorsprung des Auslandes auf diesem Wege einzuholen, so würde nach meiner Überzeugung die Rentabilität der eigenen Landwirtschaft in einem Ausmaße gestärkt werden, wie es durch Zölle oder andere preiserhöhende Maßnahmen meines Erachtens nicht würde bewerkstelligt werden können.

Ich kann daher nur wünschen, daß die „Blätter für landwirtschaftliche Marktforschung“ ihre Mission erfüllen werden. Sie würden damit nicht nur der Landwirtschaft, sondern der gesamten deutschen Volkswirtschaft einen wertvollen Dienst erweisen.

VIII. Teil.

Allgemeine Wirtschaftsfragen.

Wirtschaftsgedanken.

(Wirtschaft und Recht, Heft 2, vom Februar 1922.)

Es liegt nahe, am Beginn des neuen Jahres und des neuen Jahrgangs der vorliegenden Zeitschrift Zukunftswünsche zu hegen, die sich nach den Erfahrungen des vergangenen Jahres uns Wirtschaftlern aufdrängen. Es liegt mir fern, die Schwierigkeiten zu verkennen, unter denen Deutschlands Wirtschaft auch im Jahre 1921 gestanden hat und denen sie trotzdem nicht unterlegen ist; es liegt mir auch fern, nur Kritik üben zu wollen. Betrachten wir „Recht und Wirtschaft“, die unserer Zeitschrift den Namen geben, so sind diese fraglos die beiden Eckpfeiler jedes Staates und so auch Deutschlands, dessen Wirtschaft das wichtigste, dessen Recht deren Stütze sein muß. So möchte ich heute, da uns rückblickend noch der ganze Komplex der Sorgen und Mühen des vergangenen Jahres umwölkt und schon wieder eine Fülle von neuen Aufgaben und Spannungen am Wirtschaftshorizont weiterleuchtet, kurz einiges herausgreifen, was einer Änderung bedarf, damit wir im kommenden Jahr leichter unseren Kampf ums wirtschaftliche Dasein führen können. Ich möchte diesen Ausblick tun von den beiden Eckpfeilern aus: Wirtschaft und Recht.

Wirtschaft.

Stärker als je mußte sich der Wirtschaftler, und zwar gerade der Praktiker, von Arbeitgeber- und Arbeitnehmerseite im vergangenen Jahr mit der theoretischen Behandlung der großen Wirtschaftsprobleme befassen, mußte dem, was später Pflicht und Recht der Erwerbsstände werden sollte, seine Erfahrung leihen und vornehmlich diesen Dienst am Wirtschaftsleben in unserem Wirtschaftsparlament, dem Reichswirtschaftsrat, leisten. Den Voraussetzungen eifriger, selbstloser und pflichtgetreuer Mitarbeit haben wir, seine Mitglieder, alle genügt, aber der praktische Erfolg entsprach bisher nicht dem Aufwand an Kraft. Es fehlt dem vorl. Reichswirtschaftsrat an Anerkennung nach außen und nach innen. Nach außen hinsichtlich seiner Stellung im Etat, seiner Unterbringung und anderem, nach innen — und das ist weit wichtiger — fehlte es ihm an der genügenden Würdigung seiner in mühevoller und sachverständiger Arbeit gewonnenen Gutachten. Man vergesse nicht, daß in diesem Parlament im Gegensatz zum Reichstag die Wirtschaftsprobleme nicht nur von ausschließlich Sachverständigen, Praktikern und

Theoretikern behandelt und die politischen Gesichtspunkte dabei ganz außer acht gelassen werden, sondern daß gerade dort alle Parteien politisch leidenschaftslos werden, zusammengeführt von der Allmutter Wirtschaft. Man erhalte uns also die Freude an der eifrigen Mitarbeit durch ausreichende Würdigung dieser wichtigen Körperschaft.

Es darf jedoch die Tatsache, daß wir in diesem Gremium tätig sind, anderweitig nicht zu einer übergroßen Beanspruchung unserer Erfahrungen und Kenntnisse führen. Welche Fülle von Zeit ging im vergangenen Jahre verloren durch die Fruchtlosigkeit rein informatorischer Sitzungen einer Unzahl von über- und nebengeordneten Verbänden. Es ist fraglos jedem Vereinsmitgliede wertvoll, jeweils den Bestinformierten über die schwebenden Probleme zu hören, aber hierzu wie zu anderen Informationen sind die Spitzenverbände mit ihrem Schriftwechsel, die Protokolle und die Presse da. Sollen die Parlamente und ihre Mitglieder etwas leisten, so muß die große Zahl der Parlamentchen verschwinden. Diesen Luxus können wir uns genau so wenig erlauben wie den jeder anderen Überorganisation in staatlichen und kommunalen Betrieben. Der wahre Wirtschaftler, dessen Natur es sein muß, unmittelbar produktiv zu sein, sollte nicht zum Redner und Journalisten zwangsweise gemacht werden. Braucht man seine Stimme und einen Ausfluß seiner Stimmung, so muß er für diese Zwecke ergänzt oder besser ersetzt werden. Hier sehe ich neue große Aussichten für unsere jungen Volkswirtschaftler. Ich denke mir, daß sie in immer weiterem Maße in Industrie, Banken, Interessenvertretungen usw. beschäftigt werden und nicht nur aufs eingehendste mit dem Betrieb, dem sie angehören, bekannt sein müssen, sondern gerade auch mit der leitenden Persönlichkeit, auf die das deutsche Wirtschaftsleben blickt, aufs innigste abgestimmt und von ihr informiert sein müssen, um so, vollgesogen im Konnex mit diesen Persönlichkeiten, deren Stelle in allen sekundären Phasen einnehmen zu können. Sie müssen nicht nur klingende Schelle, sondern denkender Mund, nicht nur rezeptiv, sondern befruchtend, produktiv sein. Hier ist eine Aufgabe für diesen Wirtschaftszweig, wo dessen eigentliche Natur, Mittler zwischen Wirtschaft und Wissenschaft zu sein, ihre gegebene und produktivste Auswirkung findet.

Ich leugne nicht die Wichtigkeit eines guten Nachrichtensystems innerhalb der beteiligten Wirtschaftskreise, da die gleiche Stellungnahme zum jeweils schwebenden Problem nur durch gegenseitige Information erzielt werden kann. Aber wir müssen Doppelarbeit vermeiden, hier wie in den Staatsbetrieben, wenn nicht der Gewinn des Erzielten übertroffen werden soll vom Verlust durch den Aufwand. Es muß auch durchführbar sein, in der Wirtschaftsverwaltung, also in den Spitzenorganisationen, Kraftzentren zu haben, gewissermaßen eine wirtschaftliche „Wärmewirtschaft“, wie sie technisch jede moderne Industrie einzurichten bestrebt ist. In der Organisation liegt, täglich an Bedeutung wachsend, ein wichtiges Zukunftsziel.

Es ist so viel von einer Hebung der Produktion gesprochen worden. Selbstverständlich kann nur eine qualitative gemeint sein, eine, die in Er-

findung und Verfeinerung, in Schöpfung und Gestaltung liegt. Wir müssen Wirtschaftswissenschaft mit Wissenschaftswirtschaft einen. Das kann für Deutschland nicht nur Rettung, sondern auch Aufstieg werden. Und außerhalb dieser internen Organisation? Wir müssen mit den Resten der Zwangswirtschaft abbauen, wie wir mit den Kriegsgesellschaften und den Lebensmittelrationierungen abgebaut haben, um die wirklichen Verhältnisse aufzudecken. Wir müssen das ökonomische Prinzip nach außen hin je nach Zweckmäßigkeit im einzelnen Falle im horizontalen oder vertikalen Zusammenschluß verwirklichen; dem fachlichen Zusammenschluß tritt dann vielleicht der geographische in den Bezirkswirtschaftsräten helfend zur Seite.

Werfen wir nach diesen Fragen der Organisation einen kurzen Blick auf die Wirtschaftspolitik, also die praktische Auswirkung unserer Theorien, so sehen wir bestimmte Aufgaben klar vor uns, die im kommenden Jahr eingehender denn je behandelt werden müssen. Nach außen hin ein ständiges Arbeiten an der Aufdeckung der weltwirtschaftlichen Notwendigkeiten, an der Aufzeigung des unabweislichen Gebots der internationalen Zusammenarbeit. Und im Innern nicht so sehr eine Wirtschaftspolitik, als vielmehr die Schaffung der festen Basis einer weltwirtschaftlich anerkannten Produktion im starken Rahmen einer theoretischen und praktischen Sozialpolitik. Theoretisch durch ständige Einwirkung auf die Erkenntnis der Zeitnotwendigkeiten, praktisch durch paritätisches Zusammenarbeiten von Arbeitgeber mit Arbeitnehmer an allen wirtschafts- und sozialpolitischen Problemen, organisatorisch unter sichtbarer Würdigung und Berücksichtigung der Arbeitnehmerfragen durch Schaffung einer rein sozialpolitischen Organisation innerhalb jedes großen Betriebes. Inwieweit die Wirtschaftsressorts der Unternehmungen zukünftig direkt oder indirekt sozialpolitische Aufgaben zu lösen haben werden, wie z. B. im Falle der Kruppschen Beteiligung der Arbeitnehmer am Unternehmen, werden deren Erfahrungen lehren.

Endlich sei einer Aufgabe unseres Wirtschaftslebens gedacht, die von weitesttragender Bedeutung ist: Linderung der bitteren Not unserer Studentenschaft. Jeder Erwerbsstand kennt die Notwendigkeit, die Abhängigkeit wirtschaftlichen Handelns von der Wissenschaft in allen ihren Zweigen und ist mehr denn je davon überzeugt, daß in Zukunft unser Heil in Erfindung und Verfeinerung liegt. Zu diesem Ziel bringt uns der denkende Kopf, der geschulte Blick, der erfinderische Geist. Hier dem Nachwuchs zu helfen, ist eine Aufgabe, gleichgeordnet den anderen, von der Wichtigkeit eines Fundamentstückes unserer Weltgeltung.

Recht.

In einer Zeit völliger Labilität, in der die Staatsform noch nicht genügend gefestigt, die Wirtschaft ständig vor neue Aufgaben gestellt wird, das Geld keine konstante Größe mehr ist und der internationale Wirtschaftsverkehr durch die willkürlichen Auslegungen des dehnbaren Friedensvertrages ständig behindert und gestört wird, muß uns ein Fels in der Brandung bleiben:

das Recht. Wenn wir zurückblicken auf das vergangene Jahr, so drängt sich uns als erstes die Tatsache der ungeheuren Fülle von Gesetzen und Verordnungen wirtschafts- und sozialpolitischer Natur auf. Diese Gesetze sind ein getreuer Spiegel der Zeit mit ihren täglichen wirtschaftlichen, sozialen und ethischen Verschiebungen; sie sind aber auch ein getreues Abbild der Unsicherheit unserer Zeit, des Lebens von der Hand in den Mund, der Kurzfristigkeit aller Phasen. Zweifellos hat seit der Revolution die sozialpolitische Gesetzgebung mehr prinzipiell Neues gebracht, die wirtschaftspolitische mehr graduell Verändertes.

Wenn ich als Mitglied des vorl. Reichswirtschaftsrats zurückblicke auf den Gesetzgebungsstoff des letzten Jahres, so leugne ich nicht, daß die Wirtschaft heute weit mehr Gesetze erfordert als früher in den Zeiten der Stabilität und des Aufstiegs. Abgesehen von dem oben über den Reichswirtschaftsrat Gesagten ließe sich auch in der Vorbereitung der Gesetze manches vereinfachen und so verbessern. Der aus der Verwaltungskarriere kommende Referent im Ministerium wird selten mit neuen Gesetzentwürfen ganz die Erfordernisse der Praxis treffen. So kamen uns Wirtschaftlern im letzten Jahre viele Gesetze vor Augen, denen der grüne Tisch allzusehr anzusehen war. Viele der Korrekturen, die der Reichswirtschaftsrat an solchen Gesetzentwürfen vornimmt, könnten vermieden werden, wenn der Praktiker mehr als bisher mit den Verwaltungsstellen in dauernder Fühlung stände. Vielleicht liegt auch hier eine Aufgabe für unseren starken nationalökonomischen Nachwuchs, die Vermittlung zwischen dem praktischen Wirtschaftsleben und den Organen seiner Formgebung herzustellen. Ich möchte an dieser Stelle erinnern an die Denkschrift des Reichswirtschaftsministeriums über die Erfassung der Sachwerte, die den Erfordernissen der wahren Produktionsfaktoren so gar nicht Rechnung trug, und ich möchte, um ein zweites Beispiel zu nennen, hinweisen auf die Gefahren zu großer Verwaltungsautokratie, wie sie die Paragraphen der Vermögenssteuergesetze in sich bergen, die dem Reichsfinanzminister das Recht der Vermögenswertfestsetzung einräumen. Mag die Initiative zu einem Gesetz wie bisher von den Ministerien ausgehen oder wie bei dem Vorschlag eines Gesetzes gegen den wirtschaftlichen Landesverrat direkt aus der Notwehr der Industrie heraus entstehen, auf jeden Fall muß den Interessenvertretungen und Verbänden das weitestgehende Vorschlagsrecht eingeräumt und, wie ich schon oben sagte, dem jeweiligen Gutachten des Reichswirtschaftsrats die größte Würdigung zuteil werden. Nur so können wirtschaftliche Gesetze geschaffen werden, die der Praktiker als berechtigt und förderlich anerkennen kann.

Und noch eines drängt sich mir beim Rückblick auf die Gesetzgebung des vergangenen Jahres auf: Die große Unklarheit und darüber hinaus die Unnötigkeit mancher Gesetze. Wir alle erkennen die Folgen allzugroßer Komplizierung auf dem Gebiete der Steuergesetzgebung. Sehen wir, welche Fülle von Gesetzen, Novellen und Verordnungen uns das Jahr 1921 in der Steuergesetzgebung brachte, so können wir ermessen, daß die Steuerveranlagungen

für dieses Jahr noch weit länger auf sich warten lassen werden als die des vorhergehenden. So kommt es auch, daß selbst der einfache Gehaltsempfänger, der kein Vermögen hat und der dem Lohnabzug unterliegt, heute nicht in der Lage ist, ohne weiteres zu sagen, was er im vergangenen Jahr verdient hat, geschweige denn, wieviel er davon behalten hat oder behalten wird. Wenn man dann die große Verwirrung betrachtet, die das Reichsnotopfer in Verbindung mit den neuen Vermögenssteuern hervorbringt, so wird man als Praktiker nicht nur zu der Ansicht neigen, daß die meisten dieser Gesetze nie ganz zur praktischen Ausführung kommen werden, sondern es wird auch durch die Unsicherheit, in der sich jeder Zensit befindet, die Demoralisierung großgezüchtet, in der die Tendenz liegt, alles auszugeben und zu verschleudern, was verdient wird. Diese Erscheinung ist von äußerster Gefahr. Manche der Gesetze, die uns im vergangenen Jahr vorgelegen haben, werden, finanzpolitisch betrachtet, sich schlecht rentieren; es wird der Fall eintreten, daß der Apparat zu ihrer Ausführung allzugroßen Aufwand beansprucht im Vergleich zum Ergebnis des Ertrags. Solche unfruchtbaren Arbeiten sollten wir uns nicht mehr leisten, wir dürfen auf diesem Wege nicht künstlich Vakanzen für Arbeitslose schaffen. Auch können wir uns keine wirtschaftliche Gesetzgebung auf lange Sicht gestatten zu einer Zeit, in der alles im Gleiten ist. Ebensowenig darf in noch weiterem Maße als bisher der einzelne Arbeitgeber mit Aufgaben belastet werden, wie sie z. B. durch das Gesetz über den Steuerabzug vom Lohn, durch Statistiken und anderes ihm erwachsen und je nach Größe seines Betriebes mehr oder minder erhebliche Kosten an Beamten und Materialien verursachen und damit die Einstandpreise erhöhen und die Konkurrenz erschweren.

Was die sozialpolitische Seite der Gesetzgebung anlangt, so erfordert es die Zeit, das sozialpolitische Moment in jedem Wirtschaftskörper gleich dem technischen und kaufmännischen zu würdigen.

Aber gerade hier muß die Gesetzgebung am allermeisten den praktischen, lebendigen Bedürfnissen entsprechen.

Zum Schluß meiner kurzen Betrachtung möchte ich, nachdem wieder ein Jahr harten Wirtschaftskampfes vorüber ist, trotzdem und gerade deshalb die Tatfreudigkeit auf unsere Fahne schreiben. Verständnis für nationale Wirtschaft und internationales Recht sind Wegweiser und Hoffungssterne für 1922.

Geleitwort für die Jubiläumsausgabe der Deutschen Bergwerks-Zeitung anläßlich ihres 25jährigen Bestehens.

(Deutsche Bergwerks-Zeitung vom 28. Juli 1924.)

Die deutsche Industrie, insbesondere die chemische Industrie, wird nach dem harten Schlage, den ihr der Krieg versetzt hat, nur dann wieder auf dem Weltmarkt ihre frühere große Bedeutung erlangen, wenn sie bei allen ihren

Arbeitsprozessen, vom Rohstoff bis zum Fertigfabrikat sich bester, und zwar, wo immer es möglich, wissenschaftlich gebildeter Kräfte bedient, der wissenschaftlichen Forschung und damit der Schaffung neuer Verfahren und neuer Produkte tatkräftige Förderung zuteil werden läßt und endlich ihre Waren in bester Qualität und zu angemessenen billigen Preisen und Bedingungen liefert.

Leverkusen, im März 1924.

Rede, gehalten bei dem Bankett zur Eröffnung der Kölner Messe am 22. März 1925.

(Nach Manuskript.)

Sehr verehrte Damen und Herren!

Zuvor ein Wort der Entschuldigung dafür, daß jemand, der heiser ist, zu Ihnen reden muß. Das kam so: Schon vor einigen Tagen wurde ich von der Messeleitung gebeten, als Vorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen Industrie einen Trinkspruch auszubringen. Ich lehnte dies mit der Motivierung ab, daß ein chronischer Hals- und Kehlkopfkatarrh mir das Reden unmöglich mache. Als ich dann heute vormittag, der Einladung des Oberbürgermeisters dieser schönen Stadt folgend, zur Besichtigung der Messe kam, nötigte mich dieser, trotz Heiserkeit heute an festlicher Tafel das Wort zu ergreifen. Als Pfahlbürger von Köln, d. h. einem der Bürger, die vor den Toren wohnen, wollte ich es mit ihrem Gewalthaber nicht verderben. Ich bin deshalb seinem Befehle gefolgt. Ich bitte also um Entschuldigung, wenn ich leise sprechen muß.

Wenn nun auch Sie der Meinung sind, daß ich als Vertreter des Reichsverbandes der Deutschen Industrie etwas sagen soll, so komme ich damit in eine sehr schwierige Lage. Sage ich zum Beispiel, daß die Kölner Messe das große Verdienst hat, das Monopol der Leipziger Messe gebrochen und es so möglich gemacht zu haben, daß auch im Westen am Rhein und insbesondere im besetzten Gebiet dem nahegelegenen Auslande die Leistungen der deutschen Industrie gezeigt werden können, so verderbe ich es totsicher mit den Sachsen, insbesondere mit dem unseren Reichsverband angeschlossenen großen Verband Sächsischer Industrieller, und bekomme Vorwürfe. Ich sage so etwas also nicht. Behaupte ich wiederum, daß die Kölner Messe vor allen anderen Messen Deutschlands den großen Vorzug hat, der wirtschaftliche Brückenkopf der großen und gewaltigen rheinisch-westfälischen Industrie zu sein und, den westlichen Konsumländern, Holland, Belgien und England am nächsten gelegen, so die beste und geeignetste Verkaufsbrücke bildet, so verderbe ich es sicherlich mit Frankfurt, Kiel und den anderen neuen Messeplätzen und bekomme wiederum Vorwürfe, die ich mir lieber erspare und deshalb dieses auch nicht hier gesagt haben will. Aber eines kann und darf ich neid- und eifersuchtslos feststellen: die diesjährige Kölner Messe zeichnet sich vor allen

anderen Messen dadurch aus, daß sie nicht nur den Beschauern und Käufern Waren aller Gattungen vorführt und anbietet, sondern daß sie mit der eigentlichen Messe eine auf wärmewirtschaftlichem Gebiet liegende Tagung mit Vorträgen und mit Ausstellungsgegenständen dieser Art verbunden hat. Die Kölner Messe hat also etwas gemacht, was andere Messen bisher nicht getan haben: Sie macht die Aussteller, die Fabrikanten und die Käufer auf die Wichtigkeit der Wärmewirtschaft für die Industrie aufmerksam. Durch Vorträge belehrender Art sucht sie zu beweisen, wie wichtig es ist, daß die deutsche Industrie sich neben ihrer empirischen und handwerksmäßigen Einrichtung im Interesse von Qualität und Ökonomie mehr als bisher wissenschaftlicher Methoden bedienen muß.

Als ich heute früh durch die Messe geführt wurde, fiel mir ein Wort ein, das seinerzeit von dem Direktor der Gewerbeakademie zu Berlin, Geheimrat Reuleaux, gelegentlich der Ausstellung in Philadelphia (1886) geprägt wurde. Es war damals die erste Ausstellung nach dem Krieg von 1870—71, aus dem wir im Gegensatz zum letzten Weltkrieg nicht als Besiegte, sondern als Sieger hervorgegangen waren. Wir suchten unsere Waren und Leistungen zum erstenmal auf einer Weltausstellung vorzuführen. Damals wurde von Professor Reuleaux diese Ausstellung deutscher Waren mit dem Wort: „Billig und schlecht“ gekennzeichnet. Das war ein hartes Wort, aber es hat gewirkt. Die Industrie hat sich in jahrelanger emsiger und fleißiger Arbeit bemüht, die Qualität zu bessern und auf allen Gebieten nur beste Waren herzustellen und zu liefern, so daß der durch das englische Gesetz vorgeschriebene Zwang, unsere Waren mit „Made in Germany“, nicht wie es die englische Industrie gern gesehen hätte, der deutschen Ware zum Nachteil, sondern gerade der Qualität wegen zu großem Vorteil gereichte. Inzwischen ist durch den Weltkrieg, meist wegen Mangel an geeigneten und guten Rohstoffen, die gute Qualität deutscher Waren erheblich beeinträchtigt worden. Im Gegensatz zu früher fehlte es vorübergehend auch an geeigneten Facharbeitern und richtig geschulten Kräften, um die Güte der Waren zu gewährleisten. Jetzt sind wir aber wieder auf der Höhe, jetzt liefern wir wieder wie auf der höchsten Höhe in wirtschaftlicher Entwicklung vor dem Krieg beste Qualität. Das zeigt ein Blick auf die auf der diesjährigen Messe ausgestellten Kessel, Maschinen, Apparate und Waren aller Art. Ich brauche nur an das Neueste auf wärmewirtschaftlichem Gebiete, an die Kessel mit 35 Atm. Druck zu erinnern, wie Sie sie diesmal zum erstenmal auf einer Messe sehen. Ich brauche nicht besonders zu erwähnen, daß solche Leistungen mit der erforderlichen Sicherheit nur möglich sind, wenn erstklassiges Material zur Verfügung steht und beste Arbeit geleistet wird.

Aber mit der Qualität allein ist es nicht getan. Wir müssen auch, wollen wir unsere weltwirtschaftliche Stellung wiedererlangen, alles so einrichten, daß wir mit weiser Ökonomie so billig als möglich unsere Waren herstellen. Damit nicht genug, wir müssen sie dann auch so billig als irgend denkbar den Verbrauchern anbieten. Um vom Leerlauf wieder zum Vollbetrieb zu kommen,

müssen wir für die erste Zeit wenigstens den Nutzen, den wir auf den Herstellungspreis draufschlagen, so klein als möglich, vielleicht sogar gleich Null halten. Deshalb möchte ich Ihnen empfehlen, nicht nur über die diesjährige, sondern auch über alle kommenden Messen in Deutschland die Worte zu schreiben: „Gut und billig“. Gut und billig muß alles sein, was wir im Inlande, besonders aber auch im Auslande anbieten, damit wir unsere mehr als reichlichen maschinellen und Fabrikationseinrichtungen bei vermindertem Weltabsatz zur vollen Ausnutzung bringen.

In diesem Sinne, meine sehr verehrten Damen und Herren, bitte ich Sie, mit mir einzustimmen in den Ruf: Die deutsche Industrie lebe hoch, hoch, hoch!

Die Losung der deutschen Industrie: „Gut und billig“!

(Rheinisch-Westfälische Wirtschaftszeitung Nr. 13 vom 20. Juni 1925.)

Vor einigen Wochen sprach ich bei Eröffnung der Kölner Frühjahrsmesse als Vorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen Industrie einige Worte der Begrüßung. „Gut und billig“ war die Parole, die ich dabei ausgab. Sie sollte der aufstrebenden Kölner Messe zur Richtschnur ihres Wirkens dienen.

Ich begrüße es, daß die „Rheinisch-Westfälische Wirtschaftszeitung“ die Reichsverbandstagung zum Anlaß einer Sondernummer macht. Gern benutze ich diese Gelegenheit, meinen Ruf von damals zu wiederholen und zu bekräftigen.

Die deutsche Industrie ringt schwer um ihr Dasein. Die Ereignisse der letzten Wochen haben dies auch weiteren Kreisen zum Bewußtsein gebracht. Sichtbaren Ausdruck findet der Niedergang der deutschen Wirtschaft in der Passivität unserer Handelsbilanz. Ihr steht keine aktive Zahlungsbilanz wie in der Vorkriegszeit gegenüber. Bisher konnte das Defizit durch die Aufnahme umfangreicher Auslandskredite gedeckt werden. Diese sind aber keine Geschenke, sondern müssen in mehr oder minder kurzen Fristen zurückgezahlt werden.

Am schwersten lasten jedoch die gewaltigen Reparationsverpflichtungen auf unsern Schultern. Es ist Gemeingut geworden, daß sie nur durch Überschüsse unserer Ausfuhr über die Einfuhr abgetragen werden können. Zwei große Hindernisse stehen aber hier im Wege. Einmal die starke Vorbelastung unserer Industrie, zum andern die ausländischen Zollmauern. Sie können, wenn überhaupt, nur überwunden werden, wenn wir bessere und wohlfeilere Waren produzieren als das Ausland. Die Parole muß daher für die gesamte deutsche Wirtschaft, namentlich aber für die deutsche Industrie, heute und in Zukunft lauten: „Gut und billig“.

Deutschlands wirtschaftliche Ziele.

(Kölnische Volkszeitung Nr. 456 vom 23. Juni 1925.)

Die deutsche Regierung hat im August vorigen Jahres das Londoner Abkommen unterzeichnet. Damit trat der Reparationsplan des Generals Dawes und seiner Mitarbeiter in Kraft. Die Lasten, die er dem Deutschen Reiche, letzten Endes aber der deutschen Wirtschaft und namentlich zum Teil direkt der deutschen Industrie aufbürdet, beruhen auf einer erheblichen Überschätzung der tatsächlichen Leistungsfähigkeit Deutschlands. Dies ist nicht nur die Überzeugung deutscher Wirtschaftsführer, sondern auch die Meinung hervorragender Ausländer (Professor Keynes, Professor Cassel). Die deutsche Wirtschaft verfügt zwar über ausgedehnte Produktionsmittel; aber es fehlt ihr an dem erforderlichen Kapital, diese voll auszunutzen und an der Möglichkeit, diese Mehrerzeugung auf dem Weltmarkt abzusetzen.

Die Sachverständigen haben sich bemüht, Mittel und Wege aufzuzeichnen, wie aus Deutschland möglichst hohe Leistungen herauszuholen sind, ohne daß dessen Staatshaushalt und damit seine Währung gefährdet werde. Da Deutschland nun kein überflüssiges Kapital besitzt, muß es letzten Endes alle seine Leistungen in Waren ausführen, sei es in Form von direkten Sachlieferungen, sei es aus den Beträgen, die sich aus einem Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr ergeben. Dies setzt natürlich eine aktive Handelsbilanz voraus. Die deutsche Handelsbilanz war aber ganz im Gegenteil im Jahre 1924 mit 2,7 Milliarden und in den ersten vier Monaten des laufenden Jahres mit annähernd 2 Milliarden passiv. Eine derartige Entwicklung bedeutet eine große Gefahr. Daher muß mit allen Mitteln danach gestrebt werden, die Einfuhr entbehrlicher Waren zu bremsen und die Ausfuhr zu steigern. Die Schwierigkeiten, die sich hierbei in den Weg stellen, sind einerseits in innerdeutschen Verhältnissen begründet, anderseits in den schutzzöllnerischen Bestrebungen des Auslandes.

Deutschland produziert zu teuer. Seine Arbeitslöhne haben in den letzten Wochen das Maß des wirtschaftlich Tragbaren überstiegen. Aber auch in vielen anderen Punkten ist die deutsche Wirtschaft gegenüber dem Ausland ganz erheblich vorbelastet. Dies gilt namentlich im Hinblick auf die Steuern. Die wichtigste direkte Steuer, die Einkommensteuer, wird in allen Ländern, wenn auch teilweise mit sehr hohen Sätzen, so stets nach dem wirklichen Einkommen erhoben. In Deutschland dagegen treibt man sie nach dem erzielten Umsatz ein, gleich, ob Gewinne erzielt wurden oder mit Verlust gearbeitet werden mußte. Ferner wirken sich die sozialen Lasten bei uns in einer Höhe aus, wie sie das Ausland gar nicht kennt.

Was die außerhalb des deutschen Machtbereiches liegenden Faktoren betrifft, so muß immer wieder auf den Versailler Vertrag hingewiesen werden. Er hat unter vielem anderen das lothringische Erz von der Ruhrkohle getrennt, Oberschlesien zerschnitten und die landwirtschaftlichen Überschußgebiete im Osten geraubt. Diese Verluste erscheinen heute auf der Passivseite

unserer Handelsbilanz, während vor dem Kriege in jenen Gebieten erhebliche Ausfuhrüberschüsse erzielt wurden. Außerdem hat infolge des Krieges die Industrialisierung in den ausländischen Staaten starke Fortschritte gemacht und hochschutzzöllnerische Maßnahmen hervorgerufen. Dadurch wird der deutschen Industrie der Wettbewerb auf das äußerste erschwert. Will man aber von Deutschland eine gewisse Ausführung des Dawesplanes verlangen, so darf man ihm auf der anderen Seite keine unüberwindlichen Hindernisse in bezug auf die Steigerung seiner Ausfuhr in den Weg legen. Dabei muß man auch bedenken, daß je mehr wir ausführen, desto kaufkräftiger unser Sechzigmillionen-Volk auf dem Weltmarkte auftreten kann, woraus dann wieder die anderen Länder ihren Nutzen ziehen.

Nach diesen Gesichtspunkten haben wir auch unsere Handelspolitik einzustellen. Grundsätzlich müssen wir in unserer Lage für Freihandel sein. Denn nur auf diese Weise kann es gelingen, uns wieder in den Weltverkehr einzuschalten und die Reparationslasten abzutragen. Solange wir aber draußen in der Welt nicht auf Gegenliebe stoßen, müssen wir uns vorläufig auf den Standpunkt eines mäßigen und angemessenen Schutzzolles stellen. — Aber nicht nur durch eine Steigerung unserer Ausfuhr, sondern auch durch eine weise Beschränkung der Einfuhr, und ganz besonders durch die Stärkung unseres Binnenmarktes müssen wir versuchen, zu einem Ausgleich unserer Handelsbilanz zu kommen. Nur auf diesem Wege wird es möglich sein, unsere Wirtschaft vor neuen Katastrophen zu bewahren.

Doch sei auch an dieser Stelle nicht vergessen, daß die deutsche Wirtschaft bei allen Anstrengungen von deutscher Seite nicht gesunden kann, daß auch der Dawesplan in Gefahr geraten muß, wenn Deutschland stets aufs neue bedroht wird. Die Entwaffnungsnote der Alliierten fordert unter dem Vorwand militärischer Gründe die Zerstörung hoher wirtschaftlicher Werte. Die Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie erfährt dadurch eine Schmälerung, die mit den Forderungen des Londoner Abkommens in Widerspruch steht. Wer unerhörte Leistungen verlangt, darf nicht die Möglichkeiten ihrer Abtragung verhindern. Die deutsche Industrie muß jedenfalls als Hauptträgerin der Reparationslasten entschiedene Verwahrung gegen die neuerlichen Zumutungen einlegen.

Aufgaben der deutschen Presse im Dienste des wirtschaftlichen Wiederaufbaues.

Zur 31. Hauptversammlung des Vereins Deutscher Zeitungsverleger (Herausgeber der Deutschen Tageszeitungen) E. V. in Königsberg i. Pr. am 12. 7. 25.

(Zeitungs-Verlag, Liegnitz, 10. Juli 1925.)

Die deutschen Zeitungsverleger stellen einen überaus bedeutsamen Ausschnitt aus dem Kreise des deutschen industriellen Unternehmertums dar. Dem Reichsverband der Deutschen Industrie sind eine Reihe von Verleger-

vereinen in der Fachgruppe Papier angeschlossen. Sie setzen zahlreiche andere Industrien in Nahrung, sie vermitteln Angebot und Nachfrage auf allen Gebieten menschlicher Betätigung. Das moderne Wirtschaftsleben ist ohne die Mitwirkung der Presse undenkbar. Aber ihre Bedeutung wächst über die Rolle bloßer Erwerbsunternehmungen hinaus. Sie sind als lebenswichtige Betriebe anzusprechen, unentbehrlich für die Gesundheit und das Gedeihen der Nation.

Die Presse ist das getreue Spiegelbild nationalen Denkens und Fühlens. Des Volkes Würde ist in ihre Hand gegeben. Ihre Aufgabe, ihr Beruf, ihr Geschäft ist es, nicht nur das Geschehen in Stadt und Land, in Staat und Wirtschaft, in Kunst und Wissenschaft zu beobachten und wiederzugeben — die Presse greift selbst ein in das reiche, vielgestaltige Leben auf allen Tätigkeits- und Meinungsgebieten. Sie wird zum Lenker und zum Rufer im Daseinskampf. Sie wird zum Lautsprecher der Gedanken, Wünsche, Forderungen und Gebote, die, aus der Not der Zeit geboren, in die Schriftleitungen der Blätter hineinströmen.

Eine solche große Macht verpflichtet. Sie verpflichtet die Presseorgane zu sorgfältigster Prüfung dessen, was sie der Öffentlichkeit verkünden. Das erfordert Wissen, Takt, Verständnis, Feinfühligkeit ebensowohl bei Geschehnissen des täglichen Lebens, wie bei der Wiedergabe und der Kritik öffentlich bedeutsamer politischer und wirtschaftlicher Vorgänge. Wer in das Getriebe des Zeitungslebens hineingeschaut hat, der weiß, daß Stoffmangel das seltnere Mißgeschick der Zeitungen ist, daß sie viel öfter unter dem Übermaß der Nachrichten und Verlautbarungen leiden, die von allen Seiten auf sie einstürmen. Wie schwer ist es da, Wichtiges von Nebensächlichem zu scheiden, die Spreu von dem Weizen zu sondern und das beiseite zu schieben, was in böswilliger Absicht oder zu fremdem Nutzen den deutschen Lesern zu Gehör gebracht werden möchte. Es ist eine der schwierigsten Aufgaben des deutschen Zeitungsverlegers, die rechten Männer zu finden und an den rechten Platz zu stellen, die diesen täglich an sie herantretenden Aufgaben gewachsen sind, die wissen, was zu sagen ist — und vor allem auch, was zu verschweigen ist.

Die Erkenntnis, daß das Wohlergehen jedes einzelnen, jeder Volksschicht, jedes Erwerbszweiges aufs engste verflochten ist mit dem Gedeihen des Gesamtorganismus der deutschen Wirtschaft und damit auch des Staates, sollte die Richtlinie abgeben für die Auswahl dieser Männer und die Grundsätze der Bestellung in ihr verantwortungsvolles Amt. Diese Erkenntnis sollte auch dahin führen, daß der Wiederaufbau unseres Vaterlandes der Leitstern für die Haltung der gesamten deutschen Presse sein muß, unbeschadet der politischen Einstellung. Das Ausland, das mehr als aus irgendwelchen anderen Quellen die Kenntnis der Bestrebungen und Strömungen deutschen Lebens aus den Zeitungen schöpft, muß den einheitlichen und geschlossenen Eindruck gewinnen, daß der Wille zum Wiederaufbau im ganzen deutschen Volke vorhanden ist, mag auch dieses Ziel auf

verschiedenen Wegen zu erreichen versucht werden. Das Ausland muß sehen, daß das deutsche Volk den unbeirrbaren Wunsch hat, wieder auf die Höhe der Kultur und der Lebenshaltung zu gelangen, wieder die wirtschaftlichen Leistungen im Rahmen des leider verkleinerten Staatsgebietes hervorzu- bringen, wie es vor dem Kriege der Fall war. Nur dann werden unsere Gegner die Überzeugung gewinnen, daß Deutschland die ehrliche Absicht hat, die ihm auferlegten schweren Verpflichtungen zu erfüllen. Unser Volk selbst aber muß von der Presse immer wieder darauf hingewiesen werden, daß nur unablässige, intensive Arbeit, Einfachheit und Sparsamkeit die Mittel schaffen kann, die zur Erreichung dieser Ziele erforderlich sind. Und daß nur eine gesunde und mit Vollkraft arbeitende Wirtschaft in der Lage ist, alle Kreise der Bevölkerung ausreichend zu versorgen. Aus dem Bewußtsein, daß nur die Presse diese Aufgabe erfüllen kann, daß Versammlungen, öffentliche Ansprachen, Parlamentsreden in ihrer Wirkung verschwinden gegenüber der ehernen Stimme der Presse, sollten die führenden Männer, in deren Hände die Macht über die Presse gelegt ist, den kategorischen Imperativ ableiten, sich vor allem in den Dienst des Wiederaufbaues Deutschlands zu stellen.

Um dieses Gebot erfüllen zu können, ist genaue Kenntnis dessen erforderlich, was der Wirtschaft nottut. Deshalb müssen sich die wirtschaftlichen Spitzenorganisationen zur Vermittlung dieser Kenntnis mehr noch als bisher und offener als bisher den Zeitungen zur Verfügung stellen. In vielen Fällen ist ja eine anerkennenswerte und fruchtbringende Zusammenarbeit zwischen Presse und Wirtschaftsverbänden zu beobachten — öfter noch mangelt es daran. Besonders die Landesverbände in Industrie und Handel pflegen in guten Beziehungen zu den Zeitungen ihres Gebietes zu stehen, weniger gilt das für die Fachverbände und bedauerlicherweise auch für die großen Spitzenorganisationen der Wirtschaft. Es ist anzustreben, daß die Zeitungen, wenn sie über die Belange eines Industriezweiges etwas zu sagen haben, sich vorher mit dem in Betracht kommenden Verband ins Benehmen setzen; andererseits müssen sich die Fachverbände zu bereitwilliger Auskunftserteilung bereit erklären. Durch eine solche ständige Verbindung könnte sehr viel Unheil vermieden werden, das jetzt durch irrtümliche oder vielleicht gar auf böswilliger Unterrichtung einzelner Interessenten beruhende Darstellungen hervorgerufen wird. Der Reichsverband der Deutschen Industrie wird es sich zur vornehmen Aufgabe machen, das Einvernehmen zwischen den industriellen Interessenverbänden und der Presse nach besten Kräften zu fördern, die Presse aber wird, wenn sie sich, wie oben gefordert, der Verbände als Auskunftsmittel bedient, in zahlreichen Fällen praktische Aufbauarbeit leisten helfen.

Das Gebot der Stunde.

(Kölnische Zeitung Nr. 518 vom 16. Juli 1925.)

Am 10. Januar 1925 hat Deutschland seine handelspolitische Freiheit wiedererlangt. Damit war die Möglichkeit zu neuen Handelsverträgen auf gleichberechtigter Grundlage gegeben. Schon viele Monate zuvor hatte deshalb die Reichsregierung mit den wichtigsten Staaten Verhandlungen aufgenommen.

Wie aber sah die Lage für unsere Unterhändler aus? Ob sie nach London, Paris oder Rom reisen mußten oder mit Japanern und Belgiern in Berlin verhandelten, überall stießen sie auf schier unüberwindliche Hindernisse in Gestalt hoher und zielbewußt verteidigter Zollmauern. Denn alle diese Staaten sahen sich veranlaßt, ihre infolge des Krieges und seiner Auswirkungen neuerstandene oder ausgedehnte Industrie zu schützen und ihr in dem verschärften Konkurrenzkampf wenigstens den heimischen Markt zu sichern. Selbst die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die in den berüchtigten 14 Punkten ihres Präsidenten Wilson die Beseitigung aller wirtschaftlichen Schranken gefordert hatten, stellten sich auf den Standpunkt des strengsten Protektionismus.

Mit gründlich durchgearbeiteten Zolltarifen, deren Positionen der neuesten Entwicklung ihrer Industrien angepaßt waren und die meist bedeutend höhere Zollsätze aufwiesen als in der Vorkriegszeit, zogen diese Länder in den Kampf. So steigerten z. B. die Zahl ihrer Tarifpositionen seit Beginn des Weltkrieges: Italien von 472 auf 953, die Vereinigten Staaten von 657 auf 1710, Belgien von 70 auf 1216, wobei noch hervorzuheben ist, daß Frankreich für Chemikalien allein die Zahl der Positionen von 49 auf 381 vermehrt hat.

Und wir? Deutschlands Zolltarif stammt aus dem Jahre 1902. Er weist damit ein so hohes Alter auf, daß er als Verhandlungsinstrument völlig ungeeignet ist. Nicht nur haben die alten Zollsätze allein schon durch die Goldentwertung an ihrer wirksamen Höhe eingebüßt, sondern auch das Tarifschema entspricht in keiner Weise mehr den Erfordernissen der Gegenwart. Erzeugnisse, die früher eine große Rolle spielten und besondere Positionen besaßen, haben inzwischen an Bedeutung verloren, wohingegen neu auf den Markt gekommene Produkte noch keine Berücksichtigung in dem Schema finden. Ganz zu schweigen von dem großen Unterschied, der nun nach der allgemeinen Erhöhung der ausländischen Zölle zwischen diesen und unseren Zollsätzen klafft.

Unter solch schwierigen Verhältnissen mußten die deutschen Abordnungen die Handelsvertragsverhandlungen aufnehmen. Schleunigst wurde nun versucht, das Versäumte nachzuholen. Im November vorigen Jahres wurde dem Reichswirtschaftsrat die sogenannte „Kleine Zolltarifnovelle“ zur Begutachtung vorgelegt, aber erst im Mai dieses Jahres ging sie dem Reichsrat zu, und heute liegt der Entwurf dem Reichstag zur Beschlußfassung vor.

Leider ist inzwischen der Kampf der widerstreitenden Meinungen entbrannt und hat sich trotz aller getroffenen Vereinbarungen sogar erheblich verschärft. Ist es denn uns Deutschen bei allen harten Lehren unserer Geschichte nicht einzuhämmern, daß nur durch Einigkeit Erfolge für das Gesamtwohl zu erzielen sind? Fassen wir doch nur das Einigende zusammen, und lassen wir doch alles Trennende beiseite, um mit vereinten Kräften dem gemeinsamen Ziel zuzustreben!

Es ist doch zweifellos ein großer Erfolg, daß durch das neue Zollgesetz unseren Unterhändlern endlich das langentbehrte Rüstzeug in die Hand gegeben wird, mit dessen Hilfe sie unsere deutschen Interessen wirksam zu vertreten vermögen.

Gewiß, der Entwurf trägt schutzzöllnerischen Charakter und dehnt diesen Schutz auch auf unsere landwirtschaftlichen Erzeugnisse aus. Das mag den freihändlerisch Gesinnten unter unseren Volksgenossen im Grunde zuwiderlaufen. Hier aber geht es nicht um eine Prinzipienfrage, sondern allein um eine Frage der Zweckmäßigkeit.

Schon der Tarif von 1902 diente auf Grund der damals abgeschlossenen Meistbegünstigungsverträge praktisch dem Freihandel. Erst recht müssen wir heute, wollen wir den Anschluß an den Weltverkehr wiederfinden und unsere Ausfuhr auf ein Höchstmaß steigern, freihändlerische Tendenzen verfolgen. Der deutsche Unternehmer, der Geist unserer Erfinder, das Streben unserer großen Organisatoren, sie bedürfen nicht der erschlaffenden Treibhausluft staatlicher Zollmaßnahmen. Daß unsere Wirtschaft den Stürmen der Weltmarktkonkurrenz zu trotzen weiß, das wurde in dem Jahrzehnt vor dem Kriege glänzend bewiesen.

Heute aber liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Die deutsche Industrie war während des Krieges fast ausschließlich auf den Bedarf unserer kämpfenden Heere und unserer See- und Luftflotten eingestellt. Wir konnten uns nicht in dem Maße wie unsere Gegner technischen Neuerungen widmen, und in der katastrophalen Entwicklung der Nachkriegszeit war dies noch weniger möglich. Durch diese Umstände haben die Industrien des Auslands zweifellos auf vielen Gebieten einen großen Vorsprung gewonnen. Trotz alledem würden wir es wagen, den freien Konkurrenzkampf auf den Märkten der Welt mutig aufzunehmen. Aber können und dürfen wir es ohne staatliche Hilfe tun?

Diese Frage muß mit gleicher Bestimmtheit verneint werden. Überall, wohin wir blicken, starren uns die Drahtverhaue und Befestigungen der gegnerischen Zolltarife entgegen. Ein nie zuvor gekannter Protektionismus oder Neomerkantilismus — wie man es nennen will — hat die Herrschaft angetreten und versperret die Wege des weltwirtschaftlichen Verkehrs.

Das Deutsche Reich bildet keine autarke Insel im Weltmeer. In unserer politischen Ohnmacht sind wir heute mehr denn je auf unsere Umwelt angewiesen und müssen unsere Handlungen entsprechend einrichten. Die Welt

huldigt gegenwärtig dem Schutzzoll, also müssen auch wir uns mit gleicher Rüstung wappnen, um dann durch Verhandlungen dem Ziel der Freiheit näherzukommen.

Diesen Erwägungen trägt die neue Zolltarifvorlage mit ihren für die meisten Gebiete mäßigen Zollsätzen Rechnung. Sicherlich besitzt sie ihre großen Schwächen und Mängel. Über sie aber muß eine höhere Einsicht triumphieren. Seien wir uns bewußt, daß die endgültige Neuordnung unsers Zollwesens noch in weiter Ferne liegt, daß es sich vorläufig nur um ein Provisorium handelt und die Zollsätze des gegenwärtigen Entwurfs in erster Linie als Verhandlungszölle, als eine brauchbare Waffe in der Hand unserer Unterhändler gedacht sind. Wer nichts bieten kann, dem wird auch nichts gegeben.

Unter diesem Eindruck sollten die Gegensätze verstummen, wenn nicht unendlicher Schaden für unser Vaterland erwachsen soll.

Auf die einzelnen Streitpunkte selbst wollen wir nicht eingehen. Nur einen Punkt muß ich herausgreifen, der sich auf den Vorwurf stützt, daß die Zölle unsere Produktionskosten verteuern und damit die Verbraucher schädigen. Unter den Verbrauchern werden gemeinhin die breiten Massen unseres Volkes, also vornehmlich die Arbeiterschaft, verstanden. Sind aber die Arbeiter lediglich Konsumenten? Sind sie nicht selbst Produzenten? Sie sind es in demselben Maße wie die Unternehmer, insofern sie in dem Produktionsprozeß tätig sind und aus seinem Ertrage, aus den Erträgen der Unternehmungen ihren Lohn beziehen, mit dem sie ihren Unterhalt als Verbraucher bestreiten. Kann aber nicht genügend produziert werden und gehen die Erträge der Wirtschaft zurück, so muß notwendig die Gesamtlohnsumme sinken, und auf diese Weise werden dann die Arbeiter als Verbraucher in Mitleidenschaft gezogen. Das erste also ist die Sicherung der Produktion, in ihr liegt aber zugleich auch der beste Schutz der Verbraucherschaft.

So sehr daher auch im einzelnen die Meinungen auseinandergehen mögen, weit überragend sind die gemeinsamen Interessen aller Schichten unseres Volkes. Deshalb muß das Gebot der Stunde lauten: Ungesäumte Überführung der Zolltarifnovelle in Gesetzesform.

Ich will meine Betrachtungen nicht schließen, ohne den Ausführungen des Herrn v. Wangenheim im Hinblick auf die Kartellbildung zu entgegenen, die vor einigen Tagen an der gleichen Stelle veröffentlicht worden sind. Ich weiß, wie feindselig man in weiten Kreisen gegenüber den Kartellen eingestellt ist. Zugegeben, daß, wie bei allen für die Wirtschaft nötigen Einrichtungen, auch hierbei Mißgriffe vorkommen und Übelstände vorhanden sind. Man muß sich aber vor Übertreibungen hüten und darf die Lichtseiten nicht vergessen. Wie den Zöllen neben ihrer sonstigen Bedeutung auch eine preisregelnde Wirkung zukommt, so trifft das gleiche für die Kartelle zu. Die Geschichte des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats beweist es. Trotz vielfacher Konjunkturschwankungen auf dem ausländischen Kohlen-

markt wurden die deutschen Kohlenpreise viele Jahre hindurch auf stets gleicher Höhe gehalten. Damit war für alle Wirtschaftszweige, die auf der Kohle beruhen, eine feste und sichere Grundlage ihrer Kalkulation gegeben. Deshalb hat die Regierung mit Recht, auch wenn sich die Kohlenproduzenten nicht verständigen konnten, die Zusammenschlüsse von Zwangssyndikaten angeordnet. Was das „Mitschleppen unwirtschaftlich arbeitender Betriebe“ angeht, so ist darauf hinzuweisen, daß das Streben gesunder Kartelle ja gerade darauf gerichtet ist, solche Betriebe stillzulegen und deren Beteiligungen von den vorteilhafter arbeitenden Mitgliedern übernehmen zu lassen. Die Kartelle haben auch den nicht zu unterschätzenden Vorzug eines Schutzes des industriellen Mittelstandes. Gerade in der gegenwärtigen Zeit ist dies von großer volkswirtschaftlicher Bedeutung. Das zeigen die Vorgänge in den großen Konzernen.

Weiter sollen sogar die Kartelle den Fortschritt der Technik hemmen! Den deutschen Unternehmern einen derartigen Vorwurf zu machen, ist eine *contradictio in adjecto*! Lehren nicht die beiden letzten Jahrzehnte der Vorkriegszeit, in denen die Kartellbildung große Fortschritte machte, daß gerade in dieser Zeit der Aufschwung der deutschen Industrie unvergleichlich groß und gewaltig gewesen ist?

Endlich und zum Schluß ist nicht zu vergessen, daß der Reichsverband der Deutschen Industrie eine Kartellstelle geschaffen hat, die fleißig und unparteiisch arbeitet, und bei der Klagen über Auswüchse und Schäden des Kartellwesens eingehend geprüft und zu beseitigen versucht werden. Auch will der Reichsverband im Spätsommer eine große Kartelltagung einberufen, an der nicht nur Wirtschaftler, sondern auch Wissenschaftler, Behördenvertreter und Spezialsachverständige teilnehmen sollen, um erneut in gemeinsamer Beratung zu den Kartellen und ihrer wirtschaftlichen Bedeutung Stellung zu nehmen.

Die Geltung der deutschen Industrie im Ausland.

(Industrie- und Handelszeitung Nr. 205 vom 3. September 1926.)

Wenn man von einer großen Weltreise, die eine Spanne von 6 Monaten umfaßte, in die Heimat zurückkehrt, dann steht man den Dingen, die sich unterdessen im eigenen Vaterlande zugetragen haben, mit ganz anderen Augen gegenüber, als wenn man sich selbst mitten in dieser Entwicklung befunden hat. Man hat einen gewissen Abstand von den Geschehnissen daheim gewonnen und vermag sie nun viel neutraler als vorher unter einem umfassenderen Gesichtswinkel zu überblicken. Auf der anderen Seite sind neue mächtige Eindrücke vermittelt worden, Eindrücke, die nur derjenige empfangen kann, der seinen Fuß einmal jenseits der Weltmeere setzte. Man lernt dort nicht nur die politischen und wirtschaftlichen Zustände anderer großer Staaten aus eigenem Augenschein kennen, sondern wird auch auf einmal gewahr, wie klein doch

im Vergleich zu dem großen Erdball das deutsche Vaterland ist und wie gering seine Bedeutung im Räderwerk der Weltwirtschaft.

Eine Gegenüberstellung möge veranschaulichen, wie sich die deutschen Wirtschaftsverhältnisse bei meiner Abreise im Januar gestalteten und wie ich sie dann bei meiner Rückkehr Anfang Juli verändert wieder vorfand. Um mich kurz zu fassen, bediene ich mich einer zahlenmäßigen Übersicht:

I. Außenhandel (reiner Warenverkehr):

Einfuhrüberschuß 1925	3,6 Milliarden RM
Ausfuhrüberschuß Jan./Juni 1926	536 Millionen RM

II. Gütererzeugung Januar 1926 Juni 1926

Roheisen	689 000 t	720 000 t
Rohstahl	789 000 t	977 000 t
Arbeitstägliche Steinkohlenförderung im Ruhrgebiet	341 500 t	362 300 t
Arbeitstägliche Wagenstellung der Reichsbahn	103 100	121 200
Arbeitslose (Hauptunterstützungsempfänger) in Millionen	1,5	1,7

III. Geld- und Finanzwesen:

Durchschnittskurse der Aktien	74,2	99,0
Sparkasseneinlagen (in Milliarden RM) . . .	1,80	2,26
Reichsbankdiskont	9%	6%
Reichssteuereinnahmen (in Millionen RM) . .	663,5	435,3

Die Gegenüberstellung der Januar- und Juniangaben zeigt, daß sich die Produktion der deutschen Schlüsselindustrien, wenn auch gering, so doch erfreulich genug, in diesen 6 Monaten gehoben hat. Auch der Güterverkehr konnte sich günstiger entwickeln. Freilich stand die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger Ende Juni noch immer beträchtlich höher als zu Beginn des Jahres.

Auf dem Gebiet des Geldwesens war infolge der Geldflüssigkeit — ein Zeichen geringeren Geldbedarfs wegen mangelnden Absatzes — eine Herabsetzung des Reichsbankdiskonts von 9 auf 6% zu verzeichnen. Die Zunahme der Sparkasseneinlagen kann als günstiges Zeichen gewertet werden, ebenso das Anziehen der durchschnittlichen Aktienkurse. Der Rückgang der Reichssteuereinnahmen war vom Standpunkt der Belastung der Wirtschaft als erfreulich zu bezeichnen, ist jedoch im Juli von einem Ansteigen auf nicht weniger als 708 Millionen abgelöst worden.

Das wichtigste Argument gegen eine zu optimistische Beurteilung der gegenwärtigen Wirtschaftslage und der Aussichten der zukünftigen Entwicklung liegt vor allem in der Entwicklung der Handelsbilanz und in dem Stande der Arbeitslosigkeit. Was die Entwicklung unseres Außenhandels anbelangt, so ist nicht etwa der Umschlag von der Aktivität in den ersten fünf Monaten dieses Jahres in eine Passivität von

33 Millionen RM im Juni und von 121 Millionen RM im Juli als ungünstig zu bewerten, denn diese Passivität wird einmal durch eine steigende Rohstoffeinfuhr und (vor allem im Juli) durch die besondere Forcierung der Lebensmitteleinfuhr erklärt. Bedauerlich ist vielmehr in erster Linie die Tatsache, daß noch immer ein erstaunlicher Unterschied zwischen den gegenwärtigen Ergebnissen der deutschen Ausfuhr von Fertigwaren und dem Vorkriegsergebnis besteht. Die Ausfuhrseite verharrt in einer unerfreulichen Lethargie. Gegenüber der monatsdurchschnittlichen Ausfuhr an Fertigwaren von 562 Millionen RM im Jahre 1913 belief sich die Ausfuhr industrieller Fertigwaren von Januar bis Juli 1926 auf zusammen 4096 Millionen RM, d. h. monatsdurchschnittlich 585 Millionen RM. Dieser Monatsdurchschnitt liegt also nur um ein Geringes höher als der des Jahres 1913, und dies bei einer Preissteigerung auf dem Weltmarkt, die man mit einem allgemeinen Durchschnitt von 50% nicht zu hoch ansetzt. Reduziert man die Gegenwartswerte auf Vorkriegswerte, führt man also einen sogenannten gewogenen Mengenvergleich durch, dann ergibt sich für Januar bis Juli 1926 eine Ausfuhr an industriellen Fertigwaren in Höhe von nur 2954 Millionen RM, d. h. monatsdurchschnittlich 422 Millionen RM. Es besteht also ein Rückgang gegenüber 1913 von 562 auf 422 Millionen, d. h. fast genau um 25%. Dieses Ergebnis ist deswegen so unbefriedigend, weil bei allen am Auslandsabsatz beteiligten Werken im letzten Jahre außerordentliche Anstrengungen zur Vergrößerung des Absatzes gemacht wurden. Schließlich ist bei der gegenwärtigen Beurteilung der deutschen Wirtschaftslage vor allem darauf zu verweisen, daß eine Arbeitslosigkeit von 1,6 Millionen eine ungeheure Last darstellt. Der Rückgang gegenüber dem im Februar d. J. mit 2 Millionen erreichten Höhepunkt besagt nur sehr wenig, da die Monate Juli und August aus Saisongründen erfahrungsgemäß die niedrigsten Arbeitslosenziffern aufweisen. Gegenüber der gleichen Zeit des Vorjahres ist nicht weniger als eine Verachtfachung der arbeitslosen Hauptunterstützungsempfänger festzustellen.

Wie urteilt nun das Ausland über die wirtschaftliche Entwicklung des Deutschen Reiches? So lautet die mir gestellte Frage. Sie gibt mir Gelegenheit, einmal auszusprechen, daß man in Deutschland die Anteilnahme der Welt an unserem Wohl und Wehe vielfach stark überschätzt. Wir stehen auf dem Standpunkt, daß wir in unseren wichtigsten Lebensbedingungen auf den Verkehr mit dem Ausland angewiesen sind. Es ist zwar unbedingt richtig, daß ohne eine enge Verflechtung in die weltwirtschaftlichen Handelsbeziehungen unser Land heute weniger denn je bestehen kann. Man soll sich aber vor dem Glauben hüten, daß das Ausland umgekehrt der Meinung sei, die Weltwirtschaft könne ohne das Deutsche Reich nicht bestehen. Gewiß ist der deutsche Markt mit seinen 60 Millionen hochkultivierter Verbraucher ein lohnendes Absatzgebiet. Aber seine Bedeutung tritt doch schon dann stark zurück, wenn man bedenkt, daß die doppelt so große Einwohnerzahl der Vereinigten Staaten von Nordamerika

auf den Kopf der Bevölkerung die dreifachen Bedürfnisse deckt als der Deutsche. Auf den Verbrauch umgerechnet stehen daher 60 Millionen Deutsche nicht 120, sondern 360 Millionen Amerikanern gegenüber! Neben seinem gewaltigen Binnenmarkt hat zudem Amerika, das nicht eigentlich auf den Export angewiesen ist, in Asien und Europa ausgedehnte Absatzmöglichkeiten, von denen Deutschland nur einen kleinen Bruchteil bildet.

Auch Großbritannien findet ausreichenden Absatz in seinem riesigen Weltreich, das sich über alle fünf Erdteile erstreckt. Frankreich kann infolge seiner entwerteten Währung heute auch in den fernsten Gebieten Absatz finden, und Rußland braucht uns im höchsten Falle als Lieferant, und auch hier nicht unbedingt. Überhaupt ist unsere Bedeutung als Exportland, vom Standpunkt der anderen gesehen, weit geringer als wir selbst es gerne annehmen. Wie wären anders die Absperrmaßnahmen gegen die Einfuhr deutscher Waren zu verstehen? Die Hochschutzzollpolitik der Vereinigten Staaten, die Industrieschutzgesetze Großbritanniens, Japans, Italiens und Spaniens, der Widerstand der Franzosen gegen einen endgültigen Handelsvertrag, das alles sind untrügliche Beweise für die wahre Sinnesart unserer ausländischen Konkurrenten.

Aber nicht nur die Regierungen, auch die Verbraucherschaft jener Länder verhält sich deutschen Waren gegenüber ablehnend. Ein Beispiel unter vielen möge dies zeigen. Im Schaufenster eines kanadischen Geschäftes erblickte ich ein Messer mit dem weltbekannten Zwillingstempel. In meiner Eigenschaft als Vorsitzender der Solinger Handelskammer zeigte ich für diese Auslage besondere Teilnahme und betrat den Laden, um das Messer zu erstehen. Auf meine Frage, ob denn viel von diesen ausgezeichneten deutschen Erzeugnissen gekauft würden, erhielt ich zur Antwort: „Dieses ist das erste deutsche Messer, das ich verkaufe, obwohl die deutsche Ware 30% billiger und noch besser ist als die einheimischen oder englischen Erzeugnisse. Es hat aber den Fehler, daß es den Stempel „Made in Germany“ trägt, und deutsche Waren werden hier nicht gekauft.“

Diese Abwehrstellung des Auslandes, die wir nicht nur bei den höchsten Regierungsstellen, sondern hinunter bis zum letzten Verbraucher beobachten, sollte uns zur Lehre dienen. Wir sehen überall, in welcher Weise die anderen Staaten den Schutz ihrer nationalen Wirtschaft fördern. Für sie ist die Sicherung des Binnenmarktes für die einheimische Erzeugung erstes Gebot. Solange jene Länder auf diesem Standpunkt beharren, wird es nützlich sein, wenn wir uns des größten deutschen Volkswirtes erinnern, der da sagte, daß die Prosperität der Staaten wie der Nahrungsstände unendlich mehr vom Binnenmarkt als vom fremden Handel abhängt. Dieser Ausspruch Friedrich Lists besitzt sicherlich auch heute Berechtigung.

Inzwischen ist aber das Exportinteresse Deutschlands außerordentlich gewachsen. Der verstärkte Export ist für uns eine unbedingte Lebensnotwendigkeit. Diesem muß daher nach wie vor die allergrößte Beachtung geschenkt werden. Wir müssen uns bemühen, Neues herzustellen,

Besseres an die Stelle des Guten zu setzen und nur erstklassige Qualitätswaren zu erzeugen. Diese sind dem Ausland zu mäßigen Preisen in geschmackvoller Aufmachung anzubieten. Spezialitäten ist der Vorzug vor Massenartikeln zu geben, da wir zur Zeit wenigstens noch für letztere weniger geeignet sind. Mag unser Wollen in dieser Richtung noch so sehr auf den Widerstand des Auslandes stoßen, wir werden Wege finden müssen und — wie ich bestimmt hoffe — auch finden, um solche Widerstände zu überwinden und den deutschen Waren Schritt für Schritt ihr früheres Ansehen in der Welt zurückzugewinnen.

Der deutsche Binnenmarkt.

(Sonderdruck aus dem Jahrbuch „Deutschland“ 1927, Helingsche Verlagsanstalt.)

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts trug Preußen-Deutschland noch völlig landwirtschaftliches Gepräge. Wenn auch mit der Erfindung des mechanischen Webstuhls und der Dampfmaschine die industrielle Entwicklung bereits Fortschritte gemacht hatte, so überwog doch noch immer bei weitem die Landwirtschaft. Im Jahre 1804 wohnten von den 10 Millionen Einwohnern des Königreiches Preußen noch 73% auf dem Lande. Dabei ist zu bedenken, daß sich zur damaligen Zeit auch die Stadtbewohner noch größtenteils landwirtschaftlich betätigten. Die Bedürfnisse unserer Alvordern waren so bescheiden, daß die Bedarfsdeckung im wesentlichen noch aus den eigenen Quellen des Landes erfolgen konnte. An den wichtigsten Nährfrüchten, Getreide und Kartoffeln, wurden erhebliche Mengen über den inländischen Verbrauch hinaus gewonnen. Zwar wurden auch damals im größeren Umfange überseeische Erzeugnisse eingeführt, aber diese Einfuhr trat bedeutend hinter dem Export zurück. Trotz immer schneller werdender Entwicklung war unser Vaterland ein vorwiegender Agrarstaat geblieben.

Dann folgte, aber nur langsam und allmählich, ein Umschwung, der dann nach der Reichsgründung immer deutlicher in die Erscheinung trat. Unter dem starken Schutz des Bismarckschen Reiches setzte nach anfänglichen Schwierigkeiten eine ungeahnte Entwicklung auf industriellem Gebiete ein. Im Jahre 1876 überwog zum erstenmal die Weizeneinfuhr die -ausfuhr, und im Jahre 1887 war unsere Außenhandelsbilanz zum letzten Male aktiv. Unsere wirtschaftliche Abhängigkeit vom Auslande, die sich von da an immer weiter steigerte, war damit zum erstenmal in Erscheinung getreten.

Mit dem Übergang vom vorwiegenden Agrarstaat zum vorwiegenden Industriestaat vollzog sich gleichzeitig eine gewaltige Zunahme unserer Bevölkerung. Während im Jahre 1820 auf dem Gebiete des späteren Deutschen Reiches rund 20 Millionen Einwohner gezählt wurden, hatte die deutsche Bevölkerung bei der Reichsgründung bereits die Zahl von 41 Millionen erreicht. Kurz vor Ausbruch des Weltkrieges waren wir dann zu einem Volk von 70 Millionen angewachsen. Diese erstaunliche Bevölkerungszunahme war nicht etwa,

wie in vielen anderen aufstrebenden Ländern, durch Einwanderung erzielt worden, sondern sie war einzig und allein aus der gesunden Kraft des Deutschtums erwachsen. Ihr entsprach leider keine ausreichende Gebietserweiterung. Die Bevölkerungsdichte stieg infolgedessen von 45 Einwohnern auf den Quadratkilometer im Jahre 1820 auf 76 bei der Reichsgründung und auf 120 bei Kriegsausbruch. Heute, nachdem wir durch das Versailler Diktat, abgesehen von den Kolonien, ein Achtel des Reichsgebietes eingebüßt haben, beträgt die Bevölkerungsdichte bereits 135. So war im Laufe der Zeit das deutsche Vaterland zu eng geworden, um seiner mächtig anschwellenden Bevölkerung ausreichenden Lebensspielraum zu gewähren. Hatten doch nicht weniger als 3 Millionen, darunter viele der Besten unserer Volksgenossen, in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege die Heimat verlassen müssen. Sie gingen dem Deutschtum auf immer verloren und dienten draußen in der Welt als „Kulturdünger“ für fremde Staaten.

Die gewaltige Zunahme unserer Bevölkerung und die erschreckenden Zahlen unserer Auswanderer waren denn auch nicht ohne Einfluß auf die Wirtschaftspolitik des Deutschen Reiches. Der mit dem Zolltarif von 1879 eingeleitete Schutz der nationalen Arbeit wurde — in den 90er Jahren beginnend — durch das System der mitteleuropäischen Handelsverträge abgebaut. „Lohnende Arbeit wird..., wenn diese Verträge zur Perfektion kommen, gefunden werden. Wir werden sie finden durch den Export; wir müssen exportieren: entweder wir exportieren Waren oder wir exportieren Menschen. Mit dieser steigenden Bevölkerung ohne eine gleichmäßig zunehmende Industrie sind wir nicht in der Lage zu leben...“ So führte der Reichskanzler v. Caprivi am 10. Dezember 1891 vor dem Deutschen Reichstage aus. Das Schlagwort von der „friedlichen Eroberung der Welt“ wurde geprägt. In Wahrheit nahm denn auch unser Außenhandel einen ungeahnten Aufschwung.

Im Jahre 1880 bezifferte sich die deutsche Ausfuhr im reinen Warenverkehr auf 2,9 Milliarden RM. Im Jahre 1900 war sie bereits auf 4,6 Milliarden gestiegen und hatte 1913 die Höhe von 10,1 Milliarden erreicht. Der größte Aufschwung setzte demnach erst zu Beginn unseres Jahrhunderts ein. In gleicher Weise hatte die deutsche Einfuhr zugenommen. Sie war zu den angeführten Zeitpunkten von 2,8 über 5,8 auf 10,8 Milliarden RM gestiegen. Unser Gesamtaußenhandel — Ein- und Ausfuhr zusammengenommen — belief sich demnach 1880 auf 5,7, 1900 auf 10,4 und 1913 auf 21 Milliarden RM. Damit hatten wir von 1880 an fast eine Vervierfachung, und allein in den 13 Jahren seit der Jahrhundertwende mehr als eine Verdoppelung unseres Außenhandels erreicht. Schon im Jahre 1892 konnten wir Frankreich überholen, und hätte der Weltkrieg diese Entwicklung nicht unterbrochen, so wäre im Jahre 1919 auch der englische Außenhandel von Deutschland überflügelt worden. Unser Anteil am Welthandel stieg von Jahr zu Jahr, während sich der Anteil aller anderen Völker rückläufig bewegte.

Es fehlte nicht an Stimmen, die vor dieser Entwicklung warnten. Man verglich die deutsche Volkswirtschaft mit einem Haus, dessen Obergeschoß — die Industrie — über das Erdgeschoß — die Landwirtschaft — hinausragte. Die überstehenden Teile mußten gestützt werden. Aber die Stützen standen auf fremdem Boden. Man lief daher Gefahr, daß sie im Kriegsfall gekappt würden. Und sie wurden gekappt. Die deutsche Regierung hatte die Warnungen überhört. Statt eine friedensichernde Machtpolitik zu treiben, verließen sich die verantwortlichen Stellen auf das Prinzip der offenen Tür, die dann im Jahre 1914 so jäh vor der Nase des deutschen Michel zugeschlagen wurde. Die deutsche Volkswirtschaft war damit ihrer Stützen beraubt, die sie vordem in ihrem blühenden Außenhandel besaß. Nun wurde es offenbar, in welchem Umfange wir auf den Warenaustausch mit dem Ausland angewiesen waren. Deutschland hatte seine wirtschaftliche Unabhängigkeit längst verloren und stand jetzt, von aller Zufuhr abgeschnitten, einer Welt von Feinden gegenüber.

Nahezu ausgehungert streckten wir die Waffen. Das Versailler Diktat zeigte mit brutaler Gewalt die wahren Absichten unserer Gegner. Man zwang uns zur Auslieferung der gesamten Kriegs- und Handelsflotte und raubte unseren im Vergleich zu anderen Ländern so bescheidenen Kolonialbesitz. Man entriß uns obendrein die wertvollsten Rohstoffquellen und die landwirtschaftlichen Überschußgebiete unseres Vaterlandes. Man legte uns Kriegstribute auf, die wir voraussichtlich nicht werden tragen können.

Wir stehen damit vor der erschütternden Tatsache, daß wir heute noch weit weniger als in der Vorkriegszeit fähig sind, unserem Volke eine gedeihliche Zukunft zu sichern. Es fehlt uns im Gegensatz zur Vorkriegszeit die staatliche Macht, um unsere wirtschaftlichen Belange erfolgreich durchzusetzen. Auch der Weg der Auswanderung, an sich schon ein unerwünschtes Ventil, ist uns heute durch die Einwanderungsgesetzgebung des Auslandes verstopft. Was soll mit unserem Volke geschehen, das heute noch enger als vor dem Kriege zusammengedrängt ist?

Angesichts dieser Sachlage gewinnt das Wort Clemenceaus von den „20 Millionen Deutschen zu viel“ eine furchtbare Wahrheit. Wir dürfen aber keinen Bevölkerungsrückgang auf uns nehmen, soll nicht das Deutschtum eines Tages aus der Weltgeschichte ausgelöscht werden. Also bleibt uns keine andere Wahl, als wiederum zu exportieren. Wir müssen allein schon eine hohe Warenausfuhr erzielen, um den Dawes-Verpflichtungen nachzukommen, die nach übereinstimmender Auffassung aller Wirtschaftskenner auch des Auslandes nur durch Exportüberschüsse abgetragen werden können. Wir müssen aber auch ausführen, um mit den durch unsere Arbeit veredelten Waren die uns fehlenden Nahrungsmittel und Rohstoffe zu kaufen.

Von deutscher Seite werden denn auch in der Tat alle Anstrengungen gemacht, unsere Ausfuhr nach Möglichkeit zu heben. Das Ausland aber, das doch — soweit wenigstens die Abtragung der geforderten Kriegstribute in Frage kommt — an dem Erfolg dieser Bemühungen interessiert sein sollte,

sträubt sich mit allen Mitteln gegen die Einfuhr deutscher Waren. Trotz aller Handelsverträge, die wir in den letzten Jahren abgeschlossen haben, stoßen unsere Erzeugnisse auf dem Weltmarkt nach wie vor auf oft unüberwindliche Zollschranken und Barrikaden. Erwähnt seien nur die Prohibitivzölle vieler europäischer Länder und besonders der Vereinigten Staaten, die staatliche Außenhandelsregelung der Sowjetrepubliken und die Zollpolitik Englands und des Britischen Imperiums. Es besteht gar keine Hoffnung, daß hier, trotz schöner Wirtschaftsmanifeste, ein Wandel zu unseren Gunsten eintreten wird. Aber selbst wenn das Ausland sich nicht mehr gegen die Einfuhr deutscher Waren sperren würde, wäre dann eine übermäßige Steigerung des deutschen Exports begrüßenswert? Würden wir uns damit nicht in denselben Bahnen bewegen, die letzten Endes zum Ausbruch des Weltkrieges führten?

Diese Überlegungen zwingen uns, mit aller Eindringlichkeit darüber nachzudenken, wie der deutschen Wirtschaft und damit dem deutschen Volke in Zukunft zu helfen ist. Wenn sich der Weltmarkt vor unseren Waren weitgehend verschließt, wenn eine Wiedereroberung nicht einmal zu unserem Vorteil ausschlagen könnte, dann ist es wohl an der Zeit, in verstärktem Maße auf die Bedeutung des Binnenmarktes hinzuweisen. Auf dem deutschen Markt sind wir Herr unserer selbst. Hier sind wir unbehelligt von den Abwehrmaßnahmen des Auslandes. Schon unser großer Volkswirt Friedrich List hat betont, daß „der innere Markt die sicherste, gleichförmigste und dauerndste Nachfrage gewährt“.

Welche Bedeutung dem Binnenmarkt volkswirtschaftlich beizumessen ist, das sollen die folgenden Ausführungen darzulegen versuchen.

Das Deutsche Reich stellt mit seinen 63 Millionen Einwohnern auch heute noch einen gewaltigen Konsumfaktor dar. Wenn auch die allgemeine Lebenshaltung gegenüber der Vorkriegszeit beträchtlich gesunken ist, so sind die Absatzmöglichkeiten bei den hochgespannten Bedürfnissen unseres Kulturvolkes noch außerordentlich vielseitig und umfangreich.

Die Grundlage einer jeden Volkswirtschaft bilden bis heute die Kohle und das Eisen. Deutschland stand vor dem Kriege hinsichtlich der Kohlenförderung an dritter Stelle nach den Vereinigten Staaten und England. Hinsichtlich der Roheisen- und Stahlgewinnung nahm es nach Amerika sogar den zweiten Platz vor Großbritannien ein. Trotz der Verluste durch den Versailler Vertrag hat Deutschland diesen Rang noch beibehalten können, wenn auch sein Anteil an der Welterzeugung und die Produktion an sich infolge der Gebietsverluste erheblich gesunken ist. Der zahlenmäßige Vergleich mit dem Auslande soll jedoch ausgeschaltet bleiben. Hier kommt es darauf an, zu zeigen, welchen Anteil der innerdeutsche Verbrauch an der deutschen Gesamterzeugung hat. Einige Zahlen mögen dies erhellen:

	1913	1925
Von der deutschen Steinkohlenförderung wurden	87%	95%
von der deutschen Eisen- und Stahlerzeugung	77%	90%
von der Gesamtproduktion der chemischen Industrie . . .	82,5%	77%

unter Abzug des jeweiligen Ausführüberschusses in Deutschland selbst verbraucht. Der Eigenverbrauch von der deutschen elektrotechnischen Erzeugung stellte sich 1913 auf 74,6% und 1925 auf 83%.

Diese Zahlen sollen zeigen, wie groß die Bedeutung des Binnenmarktes als Absatzgebiet unserer Erzeugnisse ist. In diesem Zusammenhang möchte ich auf Professor Sombart verweisen, der in seinem Buch „Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert“ ein „Gesetz der fallenden Exportquote“ aufzustellen versucht. Er stützt seine „Lehre von der abnehmenden Bedeutung der weltwirtschaftlichen Beziehungen“ auf eine Reihe recht interessanter Berechnungen. Wenn diese sich auch nur auf wenige Produktionszweige — Steinkohlenförderung, Eisenindustrie, Leder- und Baumwollindustrie — stützen, so sind sie doch zur Unterstreichung der Bedeutung des Binnenmarktes wertvoll und aufschlußreich. Aber auch abgesehen von rechnerischen Unterlagen besteht kein Zweifel, daß der Absatzmarkt innerhalb Deutschlands in Zukunft noch ein erheblicheres Gewicht erhalten wird als bisher. Zur Begründung dieser Auffassung mögen einige Hinweise genügen.

Neben der Industrie selbst bildet unsere landwirtschaftliche Bevölkerung den wichtigsten Käufer auf dem Binnenmarkt. In der Versorgung unserer Landwirtschaft mit Kraft- und Arbeitsmaschinen liegen zukunftsreiche Absatzmöglichkeiten für die deutsche Industrie. Die Maschinenanwendung hat gerade in den letzten Jahren erhebliche Fortschritte gemacht. Leider sind die Ergebnisse der Betriebszählung von 1925 noch nicht vollständig veröffentlicht, so daß gegenwärtig noch keine Zahlenunterlagen zur Verfügung stehen. Doch wird auf alle Fälle auch in Zukunft in dieser Richtung noch außerordentlich viel zu tun übrigbleiben.

Auch die Anwendung künstlichen Düngers spielt eine gewichtige Rolle. Die deutsche Landwirtschaft führt zur Zeit dem Ackerboden jährlich 330 000 Tonnen Stickstoff zu und steht hier an der Spitze aller Länder. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die das Deutsche Reich an Gebietsumfang 16mal übertreffen, haben dagegen nur einen Jahresverbrauch von 150 000 Tonnen Stickstoffdünger. Trotz dieses großen Vorsprunges wird Deutschland auch künftighin seinen Stickstoffverbrauch noch weitgehend steigern können. Dadurch wird unsere Stickstoffindustrie, die sich schon zu einem bedeutenden Zweige unserer Volkswirtschaft entwickelt und unsere Handelsbilanz gegenüber der Vorkriegszeit um nicht weniger als eine Milliarde entlastet hat, weiter gefördert werden. Dasselbe gilt für die anderen unentbehrlichen Nährmittel der Pflanze, von Phosphor und Kali, zumal wenn diese in besseren und leichter resorbierenden Formen der Landwirtschaft zur Verfügung gestellt werden.

Wichtiger aber noch als die Förderung der Düngemittel-, insbesondere der Stickstoffindustrie, ist die Steigerung unserer landwirtschaftlichen Erträge, die eine vermehrte Anwendung von Maschinen und Kunstdünger zur Folge hat. Mit der zunehmenden Agrarproduktion sinkt unsere Abhängig-

keit von der Zufuhr ausländischer Nahrungsmittel, die unsere Handelsbilanz heute so außerordentlich ungünstig beeinflussen. 1925 führten wir für annähernd 4 Milliarden RM Lebensmittel ein, und in den 11 Monaten Januar bis November 1926 waren es 3,2 Milliarden RM. Es liegt auf der Hand, welche Ersparnisse durch eine gesteigerte Intensität unserer Landwirtschaft zu erzielen sind. Freilich kann nur eine gesunde Landwirtschaft die hierzu erforderlichen Geldmittel aufbringen. Es ist also für unsere gesamte Volkswirtschaft von entscheidender Bedeutung, daß unsere bedrängte Landwirtschaft einer schleunigen Gesundung entgegengeführt wird. Wenn sich diese Erkenntnis durchgesetzt hat, dann wird es gewiß nicht schwer sein, den richtigen Weg zu finden.

Ein weiteres reiches Absatzgebiet liegt in der elektrischen Versorgung unseres Landes, die trotz aller Fortschritte der letzten Zeit noch in den Anfängen steckt. Man braucht nur an die Frage der Elektrifizierung unserer Eisenbahnen zu denken, um einen Begriff von dem Umfang der hier noch zu bewältigenden Leistungen zu erhalten. Es gehört nach alledem keine Prophetengabe zu der Voraussage, daß sich die Bedeutung unseres Binnenmarktes in Zukunft gegenüber dem Weltmarkt noch wesentlich steigern wird.

Zur Stärkung des Binnenmarktes können wir auch noch in anderer Richtung wirken. Hier berühre ich mich mit meinen Ausführungen auf der vorjährigen Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie in Dresden. Solange das Ausland auf seiner Aufnahmefeindlichkeit gegenüber deutschen Waren beharrt, sind wir trotz unserer großen Ausfuhrinteressen gezwungen, mit gleichen Waffen zu antworten. Wir können es uns auf die Dauer nicht leisten, daß wir den ausländischen Waren unsere Grenzen freimütig öffnen, während den deutschen Erzeugnissen die ausländischen Märkte in hohem Grade verschlossen sind. Hier einen Ausgleich zu schaffen, ist Sache der Reichsregierung, ist Aufgabe unserer auswärtigen Handelspolitik. Es wird nicht leicht sein, die vielseitigen Belange unserer deutschen Wirtschaft auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, aber irgendwie müssen wir uns zu schützen wissen. Die Gesamtheit unserer Volkswirtschaft und das Gemeinwohl der Bevölkerung erheischen dies gebieterisch. Dadurch werden wir auch in erster Linie erreichen können, daß uns das Ausland bereitwilliger als bisher entgegenkommt.

Mit diesen Ausführungen will ich keineswegs einer grundlegenden Änderung unserer bisherigen Handelspolitik das Wort reden. Ich erkenne vielmehr die außerordentliche Bedeutung der Ausfuhr für Deutschland in vollem Umfange an, möchte dabei aber auch mit allem Nachdruck, sowohl nach dem Umfange als auch nach der Sicherheit und der Dauerhaftigkeit hin, die überragenden Absatzmöglichkeiten auf dem deutschen Binnenmarkt betonen.

Freilich wird es auch der geschicktesten Handelspolitik allein nicht gelingen, die ausländischen Erzeugnisse von dem deutschen Markt fernzuhalten.

Das soll und darf sie auch nicht. Ein gesunder Wettbewerb ist nützlich und fördert den Fortschritt. Ich glaube, daß zum Beispiel die technische Entwicklung, die unsere Automobilindustrie in der letzten Zeit genommen hat, nicht zuletzt auf den Wettbewerb fremder Wagen innerhalb Deutschlands zurückzuführen ist. Hier hat das System der zeitlich gestaffelten Zölle erfreuliche Erfolge gezeitigt. Aber wie bereits hervorgehoben, ist mit Zöllen allein nicht zu helfen. Es kommt auch auf diesem Gebiete zu einem großen Teil auf die geistige Einstellung unseres Volkes an. Ich denke dabei an die Erfahrungen, die ich auf meiner vorjährigen Weltreise sammeln konnte. Im Auslande ist man von einem Geiste beseelt, den ich mit „wirtschaftlichem Nationalismus“ bezeichnet habe. Der Engländer, Franzose, Amerikaner, Kanadier und Japaner kauft lieber eine Ware seines Landes als eine solche fremder Herkunft, selbst wenn diese besser und preiswerter ist.

Es wäre dringend zu wünschen, wenn wir in dieser Hinsicht vom Auslande etwas lernen wollten, wenn diese Auffassung auch in Deutschland eine größere Vertiefung und stärkere Verbreitung fände. Wir sollten als Deutsche deutschen Waren den Vorzug geben, selbst wenn ein kleiner Preisunterschied zu unseren Ungunsten vorhanden ist. Hinsichtlich der Qualität wird dies nur äußerst selten der Fall sein. Die Qualität war es ja, die den Ruf der deutschen Erzeugnisse draußen in der Welt begründete, und auf die Leistung hochqualifizierter Arbeit können wir auch heute noch stolz sein. Gute Ware ist auf die Dauer stets die billigste Ware. Ferner noch sollten wir bedenken, daß durch den Verbrauch deutscher Erzeugnisse deutschen Arbeitern Beschäftigung geboten und Brot gereicht wird. Gerade dieser Gedanke verdient in der gegenwärtigen Zeit besondere Beherzigung.

Freilich dürfen und wollen wir uns nicht den fremden Waren völlig verschließen. Wer nach dem Ausland verkaufen will, der muß auch vom Auslande kaufen. Das ist ein wirtschaftliches Grundgesetz, gegen das nicht ungestraft verstoßen werden kann. Aber ich meine doch, daß wir in erster Linie unsere nationale Arbeit fördern sollen, indem wir, wo immer es möglich ist, auf dem heimischen Markt der heimischen Produktion den Vorzug geben. Ein solches Streben wird zum Vorteil der deutschen Wirtschaft und nicht zuletzt zum Nutzen unserer Arbeiter und zum Wohle unseres gesamten Volkes dienen.

Leverkusen, im Januar 1927.

Ansprache bei der „Gemeinsamen Kundgebung der Spitzenverbände der Wirtschaft gegenüber den Gefahren, welche der Wirtschaft aus der zunehmenden Betätigung der öffentlichen Hand im Erwerbsleben sowie aus sonstigen Beschränkungen und Beeinträchtigungen des Privateigentums drohen“ in der Singakademie zu Berlin, am 10. November 1926.

(Veröffentlicht in allen Tageszeitungen.)

Meine Damen und Herren!

Die Spitzenverbände der deutschen Wirtschaft, nämlich

1. der Deutsche Industrie- und Handelstag,
2. der Reichsverband der Deutschen Industrie,
3. der Reichsverband des Deutschen Handwerks,
4. der Centralverband des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes,
5. der Zentralverband des Deutschen Großhandels,
6. die Hauptgemeinschaft des Deutschen Einzelhandels,
7. der Reichsverband der Privatversicherung,
8. der Reichsausschuß der Deutschen Landwirtschaft

haben zu der heutigen Kundgebung eingeladen.

Unsere Kundgebung hat die Aufgabe, die Öffentlichkeit auf die Gefahren hinzuweisen, die der Allgemeinheit, namentlich aber den Wirtschaftskreisen selbst, durch das Eindringen der öffentlichen Hand in das private Erwerbsleben drohen.

Ich habe als Vorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen Industrie den Vorzug, Sie alle im Namen unserer Spitzenverbände herzlich willkommen zu heißen. Es gereicht uns zur Genugtuung, daß Sie in so außerordentlich großer Zahl unserem Ruf gefolgt sind. Ich danke Ihnen für die Teilnahme, die Sie durch Ihr Erscheinen unserer gemeinsamen Sache erweisen.

Mit Dank auch stelle ich fest, daß Vertreter der höchsten Reichs-, Landes- und Kommunalbehörden, des Reichstages und der Länderparlamente, des Reichswirtschaftsrats, der Reichsbank, der Reichsbahn und der Presse unserer Einladung Folge geleistet haben. Wir entnehmen aus ihrer Anwesenheit, daß unsere Regierung sich der schweren Verantwortung bewußt ist, die sie auch auf dem Gebiete unserer inneren Wirtschaftspolitik zu tragen hat, und wir freuen uns, daß ihre Vertreter Verständnis für unsere Sorgen und Nöte an den Tag legen.

Das Eingreifen der öffentlichen Hand in die private Wirtschaft hat in den letzten Jahren nach dem Kriege einen immer größeren Umfang angenommen. Immer lauter und vernehmbarer wurden die Klagen derjenigen, die sich durch den bevorzugten Wettbewerb öffentlicher Betriebe bedroht fühlten. Und das mit Recht. Es waren und sind nicht in erster Linie die großen Unternehmungen, die unter diesen Vorgängen zu leiden haben. Der

industrielle Mittelstand und das deutsche Handwerk sind es vor allem, die in ihrem wirtschaftlichen Dasein gefährdet sind. Gerade diejenigen Kreise unserer Wirtschaft, die von dem Niedergang unserer Wirtschaft und dem Zusammenbruch unserer Währung am härtesten betroffen wurden, sehen nun aufs neue ihre Existenz unterhöhlt. Es sind gerade die Schichten unserer Bevölkerung, die für unser nationalpolitisches Leben von der allergrößten Bedeutung sind.

Als Leiter dieser großen Versammlung ist es nicht meine Aufgabe, auf alle Einzelheiten einzugehen. Ich möchte auch nicht den Herren Vortragenden vorgreifen, die es liebenswürdigerweise übernommen haben, die Frage der sogenannten „Kalten Sozialisierung“ von den verschiedenen Standpunkten aus zu beleuchten. Ich begnüge mich daher mit dieser kurzen Einleitung.

Es kamen dann Vertreter der verschiedenen Industrie-, Handwerks-, Handels-, Bank- und Landwirtschaftsgruppen zu Wort. Duisberg faßte schließlich das Ergebnis der Kundgebung in einem Schlußwort zusammen:

Meine Damen und Herren!

Nur ein ganz kurzes Schlußwort! Ich teile mit, daß noch anschließend an die Reden der Vertreter der Spitzenverbände der Zentralverband Deutscher Haus- und Grundbesitzervereine, vertreten durch Herrn Stadtrat Humar, der Reichsverband des Deutschen Verkehrsgewerbes, vertreten durch Herrn Spediteur Kurt Valentin (Berlin), Mitglied des Reichswirtschaftsrats und des Reichseisenbahnrats, der Bund Deutscher Architekten, vertreten durch Herrn Landtagsabgeordneten Schluckebier, der Bund in Deutschland approbierter Medizinalpersonen, sowie die Arbeitsgemeinschaft der Heilberufe, vertreten durch Herrn Reichstagsabgeordneten Dr. Haedenkamp, kurze Erklärungen abgeben wollten. Die Herren haben teilweise verzichtet oder mußten verzichten, weil wir um 7 Uhr diesen Saal verlassen müssen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Der reiche Beifall, den Sie den Herren Vortragenden gespendet haben, zeigt, daß sie ganz in unserem Sinne sprachen, daß sie die Auffassung unserer Gesamtheit klar und deutlich zum Ausdruck brachten. Dafür gebührt ihnen unser wärmster Dank, den ich den Herren hierdurch in Ihrem Namen noch einmal ganz besonders aussprechen möchte.

Die heutige Kundgebung trägt nicht das Kennzeichen einer überstürzten Volksversammlung. Schon seit langen Monaten haben wir uns mit dem Problem der „Kalten Sozialisierung“ eingehend befaßt. Wir faßten schließlich den Beschluß, eine ausführliche Denkschrift über die Tätigkeit des Staates auf dem Gebiete der Privatwirtschaft ausarbeiten zu lassen. Dieser Aufgabe hat sich Herr Dr. Sogemeier unterzogen, und diese Denkschrift haben wir Ihnen beim Betreten des Saales überreicht. Ich verweise insbesondere auf ihren letzten Teil, in dem die grundsätzliche Einstellung der wirtschaftlichen Spitzenverbände in betonter Zusammenfassung zum Ausdruck kommt. Die dort aufgestellten Grundsätze sind das Ergebnis der in den letzten Monaten zwischen den deutschen Wirtschaftsvertretungen gepflogenen Verhandlungen.

Es wäre ein außerordentlich schwerer und nicht wieder gut zu machender Fehler in der deutschen Wirtschaftspolitik, wenn diese Grundsätze nicht die ernste Würdigung finden würden, die sie im Interesse der Erhaltung der gesamten deutschen Wirtschaft verdienen. Die Spitzenverbände der deutschen Wirtschaft haben sich einhellig auf den Standpunkt gestellt, daß das Privateigentum und das Recht des Einzelnen zur freien und selbständigen Betätigung in Industrie, Landwirtschaft, Handel und Gewerbe zu den höchsten Gütern des deutschen Volkes gehören. (Lebhafter Beifall.) Das Recht des Privateigentums und der freien Entfaltung des Einzelnen wurzelt nicht nur in dem geschichtlichen Werden unserer Wirtschaft, sondern es ist auch unter den gegenwärtigen besonderen national- und weltwirtschaftlichen Verhältnissen die unantastbare Voraussetzung für die Existenz des deutschen Volkes. In einer Zeit, wo die deutsche private Wirtschaft nicht nur die Kosten der öffentlichen Haushalte bestreiten muß, sondern darüber hinaus auch für die Abtragung der von Deutschland dem Auslande gegenüber übernommenen Verpflichtungen einzustehen hat, bedeutet das Eindringen der öffentlichen Hand in die Betätigungsgebiete der freien Wirtschaft eine Beeinträchtigung ihrer Leistungsfähigkeit, die einer Bedrohung der gesamten wirtschaftlichen Entwicklung gleichkommt. (Sehr richtig!) Wir erkennen durchaus an, daß es zwischen den Unternehmungen der öffentlichen und solchen der privaten Hand auf einzelnen Gebieten eine sachentsprechende Arbeitsteilung geben kann, wie beispielsweise zwischen der Reichsbahn und den Kleinbahnen. Wir mißbilligen aber die Subventionierung, wie sie sich, wenn auch in Zeiten der Not in vergangenen Tagen bedingt, gezeigt hat. Aber die Tatsache, daß ein Gemeinwesen seinen Angehörigen auf dem Gebiete ihrer privatwirtschaftlichen Tätigkeit Konkurrenz macht und so die eigenen Steuererträge vermindert, ist unlogisch und steht mit den in jahrhundertelanger Entwicklung bewährten Prinzipien einer gesunden Wirtschaftsführung in unüberbrückbarem Gegensatz. (Sehr richtig!) Der Grundsatz des fairen Wettbewerbs wird durch die öffentliche oder halböffentliche Stellung der einen Gruppe der Mitbewerber gegenüber der anderen Gruppe in einer Weise verletzt, die nicht dem hohen und verantwortungsvollen Sinne eines Rechtsstaates entspricht. Die Bevorzugung entspricht in ihrer besonderen Auswirkung vor allem auch nicht dem Grundsatz der kaufmännischen Rentabilität, dessen Befolgung bei der Notlage, in der sich die deutsche Wirtschaft gegenwärtig befindet, eine dringende, bis in die untersten wirtschaftlichen Verästelungen hinein zu verfolgende Notwendigkeit darstellt. Meine Damen und Herren! Ich brauche nicht an die ungeheuren Anstrengungen zu erinnern, die die deutsche Wirtschaft in den letzten Jahren hinsichtlich der Rationalisierung gemacht hat. Wir fordern, daß sich nun auch endlich die öffentliche Hand dieser Rationalisierung anschließt, und nicht weiter, wie es geschehen ist, an die Stelle eingezogener privater Unternehmungen solche der öffentlichen Hand treten. (Sehr richtig!) Wir bekämpfen in gleicher Weise eine Subventionspolitik der öffentlichen Körperschaften. (Beifall.)

Die Ausführungen der Herren Vorredner haben gezeigt, daß die Angelegenheit der „Kalten Sozialisierung“ keine Frage einzelner Berufszweige ist, sondern eine Frage der gesamten deutschen Wirtschaft, und daher wird der Gedanke der Abwehr heute auch einheitlich von der gesamten deutschen Wirtschaft getragen. Wir wenden uns dabei auch insbesondere gegen alle Bestrebungen, die das Privateigentum an Grund und Boden antasten, den freien Grundstücksverkehr durch ein kommunales Bodenmonopol beseitigen wollen und die Produktivität und Kreditfähigkeit der Landwirtschaft durch staatliche oder kommunale Eingriffe bedrohen. Wir erwarten, daß die Grundsätze, die wir den Fraktionen des Reichstages und der Landtage gemeinsam bekanntgeben, und die wir unverzüglich an alle zuständigen Stellen weiterleiten werden, bei allen kommenden gesetzgeberischen Beratungen, die die wirtschaftliche Betätigung der öffentlichen Hand zum Gegenstand haben, Berücksichtigung finden.

Ich möchte abschließend noch einmal mit voller Deutlichkeit zum Ausdruck bringen, daß für uns diese Angelegenheit keine Frage des privaten Interessenstandpunktes ist, unsere Stellungnahme vielmehr diktiert wird von der Sorge um die Erhaltung sowohl der deutschen Wirtschaft wie des deutschen Staates, mit einem Wort, des ganzen deutschen Volkes. Ein Vivat der Privatwirtschaft, ein Pereat der Kalten Sozialisierung!

Mit dem Wunsche, daß unser Warnungsruf nicht ungehört verhallt, schließe ich die Versammlung und spreche nochmals meinen Dank an die zahlreich Erschienenen aus. (Lebhafter, allseitiger Beifall.)

Innere Geschlossenheit!

(Deutsche Bergwerkszeitung Nr. 1 vom 1. Januar 1927.)

Das deutsche Wirtschaftsleben hat in dem abgelaufenen Jahre nach großem Niedergang in der ersten Jahreshälfte in der zweiten eine erfreuliche Belebung erfahren. In welchem Umfange diese Entwicklung auf die Folgen des großen Bergarbeiterstreiks in England zurückzuführen ist, wird schwer festzustellen sein. Sicher ist jedenfalls, daß auch ohne den unbeugsamen Willen des deutschen Volkes, aus tiefster Not wieder emporzusteigen, keine Erfolge hätten errungen werden können. Die deutsche Wissenschaft und die deutsche Technik, Kopf- und Handarbeit, am besten im Einverständnis miteinander, müssen auch in Zukunft sich bewähren.

Alle Fortschritte auf wirtschaftlichem Gebiet werden aber vergeblich sein, wenn nicht eine von der Majorität getragene autoritative Regierung da ist, die dem Streit verantwortungsloser Parteien nicht unterworfen ist. Alle Stände müssen ihre Einzelinteressen dem Gesamtinteresse des Volkes unterordnen. Auch die Standes- und Berufsehre muß gewahrt werden. Aber auch die Presse muß sich zu diesen Grundsätzen bekennen und darf das Wohl

des Staates und der Wirtschaft durch falsche und ungeeignete Meldungen nicht in Gefahr bringen.

Wenn erst einmal die innere Geschlossenheit wiedergewonnen ist, dann werden wir erfolgreicher als bisher die Interessen unseres Landes nach außen hin vertreten können. Daß wir im neuen Jahre Fortschritte auf dieser Bahn erzielen mögen, das ist mein aufrichtiger Wunsch zum Jahreswechsel.

Leverkusen, Weihnachten 1926.

Den englischen Industriellen zum Gruß.

(Rhein- und Ruhrzeitung Nr. 258 vom 5. Juni 1927.)

Vorbemerkung der Redaktion: „Eine Anzahl englischer Industrieller ist in diesen Tagen nach Deutschland gekommen, um wichtige wirtschaftspolitische Konferenzen zu pflegen. Der Besuch der englischen Vertreter ist die Erwiderung der im Herbst vorigen Jahres von deutschen Industriellen nach England unternommenen Reise, wobei schon damals sehr wichtige Fragen, die die Industrien beider Länder betreffen, angeschnitten wurden. Jetzt soll die Aussprache fortgeführt und möglichst zu gutem Ende gebracht werden. Geheimrat Duisberg war im Herbst vorigen Jahres der Führer der deutschen Abordnung.“

Die Besprechungen zwischen englischen und deutschen Wirtschaftsvertretern, zumeist Industriellen, die im Herbst des vorigen Jahres auf dem Landgut von Colonel Ashley in Broadlands ihren Anfang genommen haben, fanden nicht nur in der Presse Großbritanniens und Deutschlands lebhaften Widerhall, sondern sie wurden auch in den Zeitungen aller anderen wichtigen Staaten mit Aufmerksamkeit besprochen. Diese Erfahrung berechtigt zu der Annahme, daß auch die Fortsetzung der Besprechungen in Leverkusen, die Anfang Juni (vom 11. bis 13.) in Erwiderung des Besuches von Broadlands erfolgen sollen, einer regen Anteilnahme der Öffentlichkeit begegnen wird. Es erscheint mir daher richtig, wenn ich als diesmaliger Gastgeber schon jetzt kurz das Wort ergreife, um auf die Bedeutung dieser erneuten Aussprache zwischen den je 12 bis 14 Vertretern der verschiedenen Industriegruppen beider Länder hinzuweisen.

Man macht sich in den Kreisen, die den Dingen ferner stehen, vielfach unrichtige Vorstellungen von den zu erörternden Fragen im einzelnen und von dem Zweck und der Tragweite der Besprechungen überhaupt. Man meint, daß die Männer, die vor einigen Monaten in Broadlands zusammenkamen und sich nun wieder in Leverkusen treffen, in der Lage sind, von sich aus die Wirtschaftsnöte zu beseitigen, die ihre Länder gemeinsam bedrücken. Eine solche Erwartung aber übersteigt das Maß des Möglichen. Man bedenke, daß die Konferenzvertreter, die sich zu diesen Besprechungen einfinden, als freie Männer kommen, die an keine Aufträge irgendwelcher Art gebunden sind. Es gilt nicht, bestimmte Programmpunkte zu verwirklichen, sondern lediglich über gewisse wirtschaftliche Fragen in eine allgemeine Erörterung einzutreten. Wieweit sich dann aus dieser Aussprache praktische Folgerungen ergeben, kann allein die Zukunft lehren.

Bei allem guten Willen, der auf beiden Seiten vorhanden ist, darf dabei nicht übersehen werden, daß zwischen den beiden großen Industrieländern Großbritannien und Deutschland notwendigerweise Interessengegensätze bestehen. Dies zu verschweigen, wäre Torheit, und die Ablehnung dieser Tatsache würde die eingeleiteten Verhandlungen eher erschweren als fördern. Beide Länder besitzen hochentwickelte Industrien, die sich daheim und draußen in der Welt als eifrige Wettbewerber begegnen.

Aber neben diesen Interessengegensätzen sind auch wichtige gemeinsame Interessen vorhanden. Und wie es im inneren nationalen Leben eines jeden Volkes wichtig ist, das Trennende zurückzustellen und das Einigende in den Vordergrund zu rücken, so scheint mir dieses Bestreben auch im internationalen Zusammenwirken von erheblichem Wert zu sein. Wieweit auf diese Weise der Vorteil des eigenen Landes gewahrt werden kann und gewahrt werden muß, vermag freilich in jedem einzelnen Falle nur das betreffende Land selbst zu entscheiden. Es würde den Konferenzvertretern übel anstehen, wollten sie sich hier als Lehrmeister eines anderen Staates aufspielen.

Dennoch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auf weite Strecken hin gemeinsame Interessen vorwalten, die am sichersten durch gemeinsame Arbeit gefördert werden können. Um nur das wichtigste herauszugreifen, erwähne ich hier die Frage der internationalen Kartelle. Wie die Kartelle im Rahmen der nationalen Volkswirtschaft großen Nutzen stiften können, sofern sie nur nach gesunden wirtschaftlichen und dem Allgemeinwohl dienenden Grundsätzen geleitet sind, so können auch internationale Kartelle für alle beteiligten Länder von Vorteil sein. In der Tat hat die Entwicklung der letzten Jahre gezeigt, daß der Gedanke internationaler Vereinbarungen fruchtbar und auch weiterhin noch ausbaufähig ist. Nur durch solche Maßnahmen wird sich schließlich ein gesunder Interessenausgleich zwischen den natürlichen Erfordernissen der beteiligten Länder ermöglichen lassen. Ein hemmungsloser Konkurrenzkampf würde jedenfalls zu den nachteiligsten Folgen für alle am Weltverkehr teilnehmenden Völker führen.

Die Frage, wie weit sich derartige internationale Vereinbarungen gegebenenfalls auf einzelne Wirtschaftszweige auswirken können, wird in Sonderbesprechungen der betreffenden Industriegruppen zu erörtern sein. Wie in Broadlands, so werden auch jetzt in Leverkusen zu diesem Zwecke Vertreter des Kohlenbergbaues und der Eisen- und Stahlindustrie, des Maschinenbaues und der chemischen Industrie, der Elektrotechnik, der Textilindustrie, der Schifffahrt und der Banken zusammenkommen.

Wenn sich schließlich, wie zu hoffen und zu erwarten, die Vertreter einzelner Wirtschaftszweige zu internationalen Vereinbarungen bereithalten, so wird dies auf dem Wege juristisch fundierter Verträge geschehen müssen. Aber die juristische Bindung verbürgt allein noch nicht den Erfolg. Die besten und dauerhaftesten internationalen Abkommen waren bisher immer diejenigen, die auf Grund von Gentlemen Agreements getroffen wurden. Diese



aber sind nur möglich, wenn sich die beteiligten Personen kennen und gegenseitig schätzen gelernt haben. Wenn auch im Zusammenleben der Völker letzten Endes nicht persönliche Freundschaft, sondern die sachlichen Interessen der Wirtschaftspolitik ausschlaggebend sind, so wird doch durch das gegenseitige Sich-Näher-Kommen eine Atmosphäre geschaffen, in der eine gedeihliche Zusammenarbeit in größerem Umfange möglich ist.

Die Besprechungen von Broadlands und Leverkusen sind trefflich geeignet, diese wichtige, ja unentbehrliche Voraussetzung zu bereiten. In der persönlichen Fühlungnahme der einzelnen Industrievertreter der beiden Länder erblicke ich denn auch den größten Nutzen der angebahnten Besprechungen, die bereits in Broadlands einen so erfreulichen Verlauf genommen haben und von deren Fortführung in Leverkusen ein gleiches zu erwarten ist.

Es sei jedoch immer wieder betont, daß der Grundcharakter der Besprechungen in einer freien und allgemein gehaltenen Aussprache über die wichtigsten im Vordergrunde stehenden Fragen weltwirtschaftlicher Natur besteht. Die Ergebnisse der Weltwirtschaftskonferenz werden für diese Erörterungen eine willkommene Grundlage bilden. Im Zusammenhang damit erübrigt es sich, noch einmal besonders darauf hinzuweisen, daß durch die Zusammenkunft englischer und deutscher Wirtschaftsvertreter die Beziehungen zu dritten Ländern nicht nur nicht beeinträchtigt werden sollen, sondern im Gegenteil sogar gefördert werden können.

Im Sinne meiner vorstehenden Ausführungen rufe ich den englischen Wirtschaftsvertretern, die im Begriffe stehen, als Gäste nach Deutschland zu kommen, einen freundlichen Willkommengruß zu.

Anglo-German Industry.

Mutual interest.

Scope of economic conferences.

(The Financial Times Nr. 11998 vom 4. Juni 1927.)

The conferences between English and German economic representatives, mainly industrialists, that began at the country home of Colonel Ashley in Broadlands last autumn not only evoked a lively echo in the Press of Great Britain and Germany, but were also followed with great interest by the newspapers of all other important countries. For this reason one is justified in assuming that the continuation of the conference, which will be resumed on 11th and 12th June in Leverkusen, will attract keen public attention. Hence it seems proper that, as the host on this occasion, I should direct attention briefly to the significance of these renewed conferences between the two groups of twelve to fourteen representatives each of the various industries of both countries.

There is much misapprehension in lay circles both as to the questions to be discussed and, generally, as to the purpose and scope of the conferences.

The opinion is held that the men who came together some months ago in Broadlands and who are now to meet again in Leverkusen are in a position to do away, through their own efforts, with the economic depression that now afflicts both their countries. But such an expectation goes beyond the bounds of the possible. It must be remembered that the representatives who take part in these conferences come as free agents, bound by no instructions of any nature. There is no question here of putting any definite programme into effect; all that is planned is a general discussion of certain economic questions. It must then be left to the future to determine to what extent practical consequences can come from such discussion.

Despite the fact that all representatives to the conferences are actuated by good will, the fact must not be overlooked that conflicts of interest necessarily exist between the two great industrial countries of Great Britain and Germany. It would be foolish to deny this, and such a denial would hinder rather than further the negotiations that have been begun. Both countries possess highly developed industries which are zealous competitors both at home and abroad.

Industrial cartels.

One of the subjects for discussion.

But alongside these conflicts of interest there also exist important mutual interests. And just as it is important in the internal national life of every nation to minimise that which divides and to place in the foreground that which unites, so, it seems to me, is the same effort of great importance also in international co-operation. To what extent advantages for one's own country can and must be secured in this manner must, of course, be left to each country to decide in each individual case. It would not become the representatives to the conference to enact here the role of schoolmaster for another country.

None the less, there can be no doubt whatever that mutual interests of great extent exist, which can be most certainly furthered by mutual effort. I mention here, as the most important matter, the question of international cartels. Just as cartels can be of great benefit in national economic life in so far as they are conducted along sound economic lines and according to principles calculated to serve the common welfare, in like manner international cartels can be advantageous for all countries concerned. And it is a fact that the developments of the last few years have demonstrated that the idea of international agreements is fruitful and capable of being further built up. Only through such measures will a healthful adjustment of interests in respect of the natural requirements of the countries participating eventually become possible. Unrestricted competition would in any event bring the most disadvantageous consequences for all nations participating in world commerce.

The question as to what results such international agreements would have in a given case for the various branches of business is one that will have to be discussed in special conferences of the industrial groups concerned. As was the case in Broadlands, so also in Leverkusen there will be meetings for this purpose between representatives of the various industries—coal mining, iron and steel, machinery, chemical, electro-technical and shipping industries, and the banks.

Gentlemen's agreements.

If, finally, as is to be hoped and expected, the representatives of the separate economic groups are prepared to enter into international agreements, this will have to be done through legally binding contracts. But such contracts in themselves are not enough to guarantee success. The best and most enduring international agreements have always been those that were made as gentlemen's agreements. And these are only possible when those participating have become acquainted with each other and learned to respect each other. And although it is, in the last analysis, not personal friendships but the material interests of economic policy that are decisive in the international relations of nations, it is none the less true that a closer personal acquaintanceship creates an atmosphere in which an advantageous co-operation of wide scope becomes possible.

The conferences of Broadlands and Leverkusen are excellently adapted to create this important, indeed this indispensable, condition precedent. This personal contact of the various industrial representatives of the two countries seems to me to represent the greatest gain of the conferences, which took such a gratifying course at Broadlands, and from whose continuation in Leverkusen a similar result can be expected.

It must, however, be emphasised again and again that the keynote of the conferences is a free and general discussion of the most important and prominent questions of an economic nature. The results of the world economic conference will form a welcome basis for these discussions. In this connection it is superfluous to direct particular attention again to the fact that through the meeting of English and German economic representatives the relations to third countries are not only not to be prejudiced, but that, on the contrary, these can even be furthered.

In the spirit of what I have here written I send the English economic representatives, who are shortly to come as guests to Germany, a friendly welcoming greeting.

Die Bedeutung der Industrie.

(General-Anzeiger Frankfurt a. M. Nr. 204 vom 1. September 1927.)

Die beiden tragenden Säulen der deutschen Volkswirtschaft sind Landwirtschaft und Industrie. In ihrer volkswirtschaftlichen und national-

politischen Bedeutung weichen Industrie und Landwirtschaft jedoch wesentlich voneinander ab. Dies liegt in der Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft begründet. Früher waren wir ein vorwiegend Ackerbau treibendes Land. Noch im Jahre 1882 zählten 40% der deutschen Bevölkerung zur Landwirtschaft. Wenige Jahre vor dem Kriege waren es noch 27%, und heute sind es nur noch 23%. Die Gesamtbevölkerung betrug bei der Reichsgründung 40 Millionen und war im letzten Friedensjahre bis auf 67 Millionen angewachsen.

Mit dieser ungeheuer wachsenden Bevölkerung konnte die landwirtschaftliche Erzeugung nicht Schritt halten. Im Laufe der Zeit wurden wir gezwungen, immer mehr Nahrungsmittel aus dem Ausland einzuführen. Die Gegenwerte für diesen Einfuhrbedarf schufen wir uns durch vermehrte Ausfuhr von Industrieerzeugnissen. Während sich unsere Ausfuhr im Jahre 1880 auf 2,9 Milliarden belief, erreichte sie im Jahre 1913 eine Summe von 10,1 Milliarden.

Trotz dieses Umfanges des Außenhandels darf man die Bedeutung des deutschen Binnenmarktes nicht außer acht lassen. Nur etwa 10—20% der deutschen Gesamtproduktion nehmen nämlich ihren Weg ins Ausland. 80—90% werden dem inländischen Verbrauch zugeführt. Auf diesem deutschen Binnenmarkt spielt nun unsere Landwirtschaft eine ausschlaggebende Rolle. Der Satz „Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt“ hat auch heute noch seine Berechtigung. Die Stärkung der zur Zeit noch notleidenden Landwirtschaft ist daher auch für die deutsche Industrie von entscheidender Wichtigkeit. Nur kaufkräftige Landwirte können der Industrie Gegenstände aller Art, insbesondere Ackergeräte und Düngemittel usw. abkaufen. Nur eine gesunde und entwicklungsfähige Landwirtschaft kann neue Wohnhäuser, neue Stallungen, neue Scheunen bauen.

Aber auch unmittelbar verdient die Landwirtschaft die größte Unterstützung. Aus nationalpolitischen Gründen müssen wir für eine Stärkung unserer ländlichen Bevölkerung Sorge tragen. Auf dem Lande gedeihen die kräftigsten und gesundesten Menschen, die für einen Wiederaufstieg Deutschlands unentbehrlich sind. Auch schafft die Selbsthaftigkeit auf eigener Scholle ein wärmeres Staatsgefühl, was gerade in unruhigen Zeiten von außerordentlichem Werte ist.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zur Industrie zurück. Als rohstoffarmes Land müssen wir neben Nahrungs- und Futtermitteln auch diejenigen Güter von fremden Ländern beziehen, die wir im Inlande nicht oder nur in ungenügendem Ausmaße besitzen: Baumwolle, Erze, Metalle, Öle, Kautschuk und Seide sind hier vor allem zu nennen. Diese Rohstoffe und halbfertigen Waren verarbeitet und verfeinert unsere Industrie und verkauft sie, in hochwertige Waren umgewandelt, weiter. Von dem so erzielten Erlös kann ein großer Teil unseres Volkes leben. Je mehr wir in der Lage sind, unsere Ausfuhr zu steigern, desto größer ist dieser Teil des Volkes.

Leider ist aber heute die Lage so, daß wir im ganzen mehr vom Auslande kaufen, als wir nach dort verkaufen können. Daraus ergibt sich unsere

passive Handelsbilanz und, da wir nur noch geringes Vermögen im Auslande besitzen und auch die sonst uns zufließenden Geldmittel gering sind, auch die Passivität unserer Zahlungsbilanz. Es kann aber wie jeder einzelne, so auch ein ganzes Volk auf die Dauer nicht mehr ausgeben als einnehmen, nicht mehr verzehren als schaffen.

Wir müssen daher mit allem Nachdruck dahin wirken, daß unser Einfuhrbedarf nach Möglichkeit gesenkt wird, zumal eine wesentliche Ausfuhrsteigerung bisher an der Handelspolitik des Auslandes gescheitert ist. Gerade die chemische Industrie, der ich angehöre, hat in dieser Richtung bereits Erfolge erzielt. Es ist uns die Herstellung der stickstoffhaltigen Düngemittel, die Verflüssigung der Kohle und anderes mehr gelungen. Das hat zur Folge, daß wir schon seit einigen Jahren keinen Salpeter aus Chile mehr benötigen, und daß wir hoffentlich demnächst auch ausländische Öle nicht mehr gebrauchen. Durch die Aufnahme der Kunstseideproduktion können wir die fremde Seide und zum Teil auch sicherlich die Baumwolle ersetzen. Diese wenigen Beispiele mögen genügen. Sie zeigen deutlich genug, in welcher Richtung wir auf allen Gebieten arbeiten müssen. Voraussetzung hierfür ist jedoch eine gesunde, leistungsfähige Industrie. Nur diese wird in der Lage sein, die großen Summen aufzubringen, die für die zu leistende wissenschaftliche Arbeit, für neue Erfindungen und deren praktische Durchführung notwendig sind. Von dieser Möglichkeit wird ebenso wie von der Gesundung unserer Landwirtschaft das Schicksal unseres deutschen Volkes in wirtschaftlicher Hinsicht abhängen.

Die damit zusammenhängenden Fragen und Aufgaben insbesondere der Qualität werden auch auf der diesjährigen Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie mit Gründlichkeit und Sachkenntnis beraten werden. Darin liegt die große Bedeutung dieser Industrietagung.

Führertum und Wirtschaft.

(Industrie- und Handelszeitung Nr. 205 vom 2. September 1927.)

Die diesjährige Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie steht unter dem Zeichen der Qualitätsarbeit. Es gab eine, allerdings schon weit zurückliegende Zeit, da haftete den deutschen Waren der Makel an, sie seien „billig und schlecht“. Das aber war eine Anfangerscheinung der sich zum erstenmal auf den Weltmarkt wagenden deutschen Waren. Sie wurde gar bald überwunden. Man erkannte schnell, daß nur durch hochwertige Qualitätserzeugnisse auf dem Weltmarkt fester Fuß zu fassen ist.

In der Folgezeit wurden die deutschen Waren gut, d. h. immer besser und besser, und blieben dabei doch billig. Die deutsche Ausfuhr stieg infolgedessen von Jahr zu Jahr, und zwar in einem Ausmaße, daß wir leider nur allzubald den Neid der anderen Länder erweckten. In diesem Konkurrenz-

neid wurzeln im wesentlichen die tieferliegenden Ursachen des großen Weltkrieges. Heute sind wir durch den verlorenen Krieg und seine Auswirkungen im Export erheblich zurückgeworfen. Wir sind aber, wollen wir unser Volk am Leben erhalten, unbedingt auf eine umfangreiche Ausfuhr angewiesen. Die uns fehlenden Nahrungsmittel und Rohstoffe müssen wir gegen Exportartikel eintauschen. Wollen wir nun unsere unter Berücksichtigung der Geldentwertung um etwa $\frac{1}{3}$ gesunkene Ausfuhr wieder steigern und mindestens auf den Vorkriegsstand heben, so bleibt uns als Hauptmittel die Steigerung unserer Qualitätsarbeit, selbstverständlich zu wettbewerbsfähigen Preisen. In der Zukunft muß noch mit stärkerem Nachdruck als in der Vorkriegszeit unsere Losung „gut und billig“ lauten.

Welches sind nun die Bedingungen, um dieses Ziel zu verwirklichen? Durch alle auf der diesjährigen Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie zu haltenden Vorträge wird sich dieser Gedanke der Qualitätsarbeit wie ein roter Faden hindurchziehen und nach allen Richtungen hin erörtert werden. Ich will heute nur ein Problem herausgreifen, das mir das wichtigste, aber auch das am wenigsten leicht zu lösende zu sein scheint, das des Führertums in der Wirtschaft.

Alle großen Taten der Weltgeschichte, sei es auf kriegerischem, politischem, wissenschaftlichem, künstlerischem oder wirtschaftlichem Gebiet, sind einzelnen überragenden Männern zu verdanken. Dabei soll die Mitwirkung der großen Masse nicht verkannt werden, die oft genug zur Mitträgerin gewaltiger Leistungen wurde. Aber dann handelte es sich niemals um eine ursprüngliche, schöpferische Kraft, sondern immer nur im besten Fall um eine Mit- oder Nachwirkung.

Ein Blick in die Vergangenheit möge dies erhellen. Die Erfindung der Dampfmaschine war ein unwälzendes Ereignis im Wirtschaftsleben der Völker. Sie war dem Kopf eines einzigen genialen Erfinders (Watt) entsprungen, wenn sich vorher auch schon viele andere mit der Bändigung des Dampfes beschäftigt hatten. Die Dampfmaschine führte zur Eisenbahn, zur Dampfschiffahrt und zur Industrie. Heute können wir uns die Eisenbahn nicht mehr aus dem hochentwickelten Verkehrswesen fortdenken. Und doch konnte ihre Einführung nur langsam und gegen die heftigsten Widerstände der Menge durchgesetzt werden. Ich erwähne hier die flammenden Schriften Friedrich Lists, den seine Zeitgenossen so gründlich verkannten, und der doch ein Großer unseres Volkes war. List auch kämpfte am eifrigsten für die Gründung eines allgemeinen deutschen Zollvereins. Welche Hindernisse wurden seiner Entstehung in den Weg gelegt. Heute wissen wir, daß durch den Zollverein erst die wirtschaftliche Voraussetzung für die Reichsgründung des Fürsten Bismarck geschaffen wurde. Auch diese Tat des genialen Staatsmannes war das Werk einer einzelnen Führernatur. Aber gerade hier zeigt sich so recht die Mitwirkung der Masse. Ohne die Sehnsucht zur deutschen Einheit, die tief im deutschen Volke schlummerte, wäre die größte staatsmännische Tat des 19. Jahrhunderts nicht möglich gewesen.

Unter dem Schutze des geeinigten mächtigen Deutschen Reiches erfolgte nun nach anfänglichen Schwierigkeiten ein beispielloser Aufschwung der deutschen Wirtschaft. Deutsche Erzeugnisse waren bald in allen Erdteilen heimisch und riesige Industrien wuchsen in Deutschland selbst empor, getragen von Wissenschaft und Unternehmergeist. Umwälzende Erfindungen traten ans Tageslicht und wurden in großem Ausmaße industriell ausgewertet. Diese Erfindungen aber waren wiederum in erster Linie Taten einzelner Männer. Ich erinnere an die großen Erfindungen in der Technik der Eisen- und Stahlerzeugung, an die epochemachenden Erfindungen auf dem Gebiete der elektrotechnischen Industrie. Die weittragende Erfindung des Dieselmotors wird zu einer Umgestaltung des Schiffbaues in weitem Maße führen. In der chemischen Großindustrie traten wir an die Spitze aller Länder. Die deutschen Teerfarbstoffe eroberten sich dank ihrer Qualität die Welt. Während des Krieges gelang uns die Herstellung von Stickstoffverbindungen (Ammoniak-Salpetersäure-Düngemittel) aus der Luft. Haber gebührt das wissenschaftliche Verdienst, während Bosch die technische Durchführung zu verdanken ist. Die unmittelbare Auswirkung dieser synthetischen Stickstofferzeugung kommt in unserer Handelsbilanz zum Ausdruck. Erst vor kurzem wurde die Verflüssigung der Kohle in die Tat umgesetzt und damit ein neues großes Gebiet erschlossen. Aber große Aufgaben liegen noch vor uns. Es fehlt uns noch, um nur ganz wenig zu nennen, billiges rostfreies Eisen, nichtsplitterndes biegsames Glas; die synthetische Kautschukgewinnung ist noch nicht gelöst. Für unsere schweren Volkskrankheiten Tuberkulose und Krebs fehlen uns bis heute wirksame Heilmittel.

Aus diesen Andeutungen ergibt sich, welche Aufgaben unserer Wissenschaft auch heute noch gestellt sind. Aber neben der Wissenschaft ist ein wagender Unternehmergeist erforderlich, der die im Laboratorium gelungenen Erfindungen technisch durchführt und sie kaufmännisch auswertet. Gerade in dieser Hinsicht werden wir noch schwere Kämpfe im Wettbewerb mit dem Ausland zu bestehen haben.

Nur mit Neuem können wir neue Erfolge erzielen. Und das Neue muß gut und billig sein. Die Qualität, die den Weltruf der deutschen Waren begründete, muß unser Leitstern sein. Nur dann werden wir uns im Wettkampf ums Dasein, der nicht nur jedem einzelnen, sondern auch ganzen Völkern vom Schicksal aufgezwungen ist, durchsetzen können. Groß werden die Schwierigkeiten sein, die sich hier entgegenstellen. Aber entschlossene Führernaturen werden sie meistern. Die wissenschaftliche Ausbildung unserer Jugend muß daher aufs sorgsamste gepflegt werden. Sie bildet die Grundlage des Könnens. Denn Können ist wichtiger als Wissen. Dabei dürfen die minderbemittelten Kreise nicht übersehen werden. Gerade aus der Tiefe des Volkes steigen häufig die edelsten Kräfte empor. Martin Luther war der Sohn eines Bergmannes und Immanuel Kant eines Königsberger Sattlers viertes Kind unter neunten. Es muß eine Auslese der körperlich, geistig und seelisch Tüchtigsten erfolgen. Damit ist zu verbinden die mehr produktive soziale Für-

sorge, bestehend in der Unterstützung, Förderung und Betreuung dieser menschlich und charakterlich Besten und Tüchtigsten. Sie sind berufen, die Führer zu werden, die wir oben nannten und die allein uns die Hilfe bringen können, die wir brauchen.

Die Schuldenlast der deutschen Wirtschaft.

(Politik und Gesellschaft. Erstes Oktoberheft 1927.)

Eine der schwersten Folgen unseres Zusammenbruchs und der ihm nachfolgenden Inflationszeit war der Verlust der Kapitalbasis unserer Wirtschaft. Erst nach der Einführung der Rentenmark und dem Übergang zu der wieder auf Gold beruhenden Reichsmarkwährung war es möglich, neue Anleihen für die ausgepumpte deutsche Volkswirtschaft aufzunehmen. Da der inländische Markt zu schwach war, mußten wir uns auch im Auslande nach einer weitgehenden Kredithilfe umschauen.

Es gelang dann auch bald, namentlich von den Vereinigten Staaten von Nordamerika große Summen auf dem Anleihewege zu erhalten, die zunächst kurzfristig aufgenommen werden mußten und erst allmählich in langfristige Kredite umgewandelt werden konnten. Aber schon bald wurden Stimmen laut, die auf die Folgen einer allzugroßen Schuldenlast Deutschlands aufmerksam machten.

Nun sind unter der Herrschaft des Kapitalismus bedeutende Volkswirtschaften ohne innere Verschuldung überhaupt nicht, ohne nennenswerte äußere Verschuldung nur in Ausnahmefällen denkbar. Eine gewisse innere und äußere Verschuldung gibt daher grundsätzlich noch keinen Anlaß zu irgendwelcher Besorgnis. Der Charakter der gegenwärtigen Gesamtschuldenlast Deutschlands im Inlande wie im Auslande, zumal ihre überaus schnelle Steigerung allein in den letzten vier Jahren, und die infolge des hohen Zinsfußes damit verbundene große Zinsenlast, vermehrt um die gewaltigen Verpflichtungen auf Grund des Dawesplanes, läßt mich allerdings mit einer gewissen Besorgnis in die Zukunft blicken.

Ich habe daher in meinem Überblick über unsere Wirtschaftslage, den ich als Vorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen Industrie auf seiner Tagung in Frankfurt gegeben habe, dem Verschuldungsproblem besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Die Anleiheaufnahme im Inlande allein — mitbeeinflußt freilich durch das Einströmen von Auslandskapital — war nach den neuesten Berechnungen im Finanzjahre 1926—27 nominell um 46% höher als im Vierteljahresdurchschnitt 1907—13, unter Berücksichtigung der Geldentwertung als Kaufkraft ungefähr ebenso groß wie vor dem Kriege. Die gesamte Emissionstätigkeit einschließlich der Auslandsanleihen war im Finanzjahre 1926—27 nominell ungefähr doppelt so groß wie in der Vorkriegszeit. Insgesamt belaufen sich die neuen Emissionen an festverzinslichen Werten in der Zeit von Anfang

1924 bis März 1927, also in den letzten drei Jahren, auf rund 10 Milliarden Mark.

Sie gliedern sich in folgender Weise:

1. Die öffentlichen Körperschaften und Unternehmungen (Reich, Länder, Provinzen, Städte, Kirchen) hatten an Anleihen und Schuldverschreibungen aufgenommen:
 - aus dem Inland über 2,0 Milliarden
 - aus dem Ausland etwa 2,5 „
 - zusammen 4,5 Milliarden
2. Von den Grundkreditanstalten wurden an Schuldverschreibungen in dem genannten Zeitraum aufgenommen fast 3,5 „
3. Auf die privaten Unternehmungen (Industrie, Handel und Verkehr) entfallen an Schuldverschreibungen rund . . . 2,0 „
(von denen etwas über 1,350 Milliarden auf das Ausland kommen).

Zusammengerechnet bezifferte sich am 1. April 1927 der Betrag der inländischen Schuldverschreibungen auf etwa 6,0 Milliarden Mark, der der ausländischen auf 4,0 Milliarden Mark, zusammen also 10,0 Milliarden Mark.

Die Tatsache, daß das Ausland uns 4 Milliarden Kredit gab, ist ein Beweis dafür, daß es Vertrauen zu unserer Wirtschaft hat, und das mit Recht.

Rechnet man zu dieser starken Neuverschuldung noch die Aufwertungsschulden, so gelangt man zu folgenden verbrieften Kapitalverschuldungssummen:

	1926—27 Milliarden	1912—13 Milliarden
Reich, Länder und Kommunen	12,3	26,5
Schuldverschreibungen von Kreditanstalten.	7,7	17,1
Schuldverschreibungen von Industrie, Handel und Verkehr	3,1	4,6
zusammen	23,1	48,2

Das ist zwar nur die Hälfte der Kapitalverschuldung vor dem Kriege. Man muß jedoch berücksichtigen, daß die Vorkriegsschuld im Laufe von Dezennien, die Nachkriegsschuld — abgesehen von den Aufwertungsschulden, die eine Sonderstellung einnehmen — innerhalb der letzten vier Jahre entstanden sind.

Besonders schwer wirkt sich infolge der hohen Zinsen die Schuldenlast der Landwirtschaft aus, obgleich sie zur Zeit noch um 25—30% niedriger als vor dem Kriege ist. Unter Einbeziehung der Aufwertungsschulden und Rentenbankbelastung beträgt sie gegenwärtig etwa 9 Milliarden gegen 12 bis 14 Milliarden vor dem Kriege. Diese 9 Milliarden verteilen sich folgendermaßen:

1. Kreditschulden:

a) Personalverschuldung	1,6 Milliarden
b) Realverschuldung	2,0 „
	<hr/>
zusammen	3,6 Milliarden
2. Aufwertungsschuld der Landwirtschaft.	3,0 Milliarden
3. Rentenbankgrundschulden der Landwirtschaft ca.	2,0 „
4. Sonstige Verpflichtungen	0,4 „
	<hr/>
zusammen im ganzen	9,0 Milliarden

Rechnet man nun die Zinsenlast für die verschiedenen Gruppen der Wirtschaft aus und summiert die sich ergebenden Beträge, so ergibt sich folgendes Bild:

	1926—27	1912—13
	Millionen	Millionen
1. Der Zinsendienst der Landwirtschaft	über 500	über 350
2. Die Zinsenlast der öffentlichen Hand	„ 650	„ 1000
3. a) Die Zinsverpflichtungen aus Schuldverschreibungen und Grundkreditanstalten	fast 500	680
b) Die Zinsen aus den Rentenbankgrundschulden	100	—
4. Die Zinsenlast der Industrie, des Handels und Verkehrs aus Schuldverschreibungen	über 200	über 200

Es ergibt sich somit eine Gesamtjahreszinsenlast Deutschlands aus langfristiger Verschuldung von annähernd 2 Milliarden gegen 2,2 Milliarden im Jahre 1912—13, wobei die Industrieobligationen des Dawesplanes an dieser Stelle außer Betracht bleiben sollen, da sie unter die Dawesverpflichtungen fallen.

Diese 2 Milliarden Zinsen, die Deutschland jetzt schon aufzubringen hat, machen bereits mehr als $\frac{9}{10}$ der Last aus, die das Vorkriegsdeutschland jährlich zu tragen hatte, obwohl damals die Gesamtverschuldung, wie oben erwähnt, mehr als das Doppelte der heutigen Gesamtverschuldung betrug.

Einen ernsten Charakter gewinnen diese Ziffern, wenn man dazu die Reparationszahlungen mit $2\frac{1}{2}$ Milliarden vom Normaljahre ab in Rechnung stellt. Die jährlichen Zinsverpflichtungen werden also bereits vom nächsten Jahre an nicht weniger als 4,5 Milliarden betragen gegenüber rund 2,2 Milliarden vor dem Kriege.

In den vorgenannten Zahlen ist die kurzfristige Verschuldung, besonders also auch die kurzfristige Verschuldung an das Ausland, nicht enthalten. Die letztere spielt aber vor allem, da sie ebenfalls bedeutend ist, eine unangenehme Rolle.

Schon in normalen Zeiten, vor dem Kriege, galt als eine für die Wirtschaft wichtige Regel, sich möglichst wenig kurzfristig zu verschulden. Wieviel mehr gilt dieses Gebot in unserer Zeit!

Mehr als je zuvor müssen daher alle Kreise der Wirtschaft wissen, wie gefährlich gerade heute kurzfristige Verschuldungen sind, besonders dann,

wenn sie gegenüber dem Ausland eingegangen werden. Ich gehe meines Erachtens nicht zu weit, wenn ich behaupte, daß in Deutschland eine falsche Kreditwirtschaft getrieben worden ist. In dieser Hinsicht stimme ich der Kredit-Restriktionspolitik des deutschen Reichsbankpräsidenten durchaus zu, der ja wiederholt vor der Gefahr kurzfristiger Kredite gewarnt hat. Dazu kommt, daß man selbst diese Kredite vielfach für konsumtive Zwecke verwendet und sogar mit kurzfristigen Krediten Investitionen gemacht haben soll. Mag auch unsere gegenwärtige Konjunktur dadurch gefördert worden sein, eine Fundierung für den Wiederaufbau einer verarmten Wirtschaft kann auf diesem Wege nicht geschaffen werden. Das ist zwingende Wahrheit.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die einzige Abhilfe gegen die Gefahr einer Verschuldung mit übermäßig hohen Zinsenlasten die ist, daß wir eine Wirtschaftspolitik betreiben, welche der Wirtschaft die Möglichkeit gewährt, aus eigener Kraft Kapital anzureichern. Daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen davon keine Rede sein kann, das ist gerade in der Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie von den verschiedenen Referenten nachhaltig zum Ausdruck gebracht worden. Dieser Umstand offenbart sich vor allem auch in der ungenügenden Rentabilität der industriellen Unternehmungen.

Von 850 Aktiengesellschaften haben im Jahre 1926—27 309 überhaupt keine Dividende ausgeschüttet; also mehr als ein Drittel, nämlich 36,4%, blieb ohne Gewinn. Von den Gesellschaften des Bergbaus und der Schwerindustrie konnten von 157 Gesellschaften 61, also 39%, keine Dividende verteilen und von der verarbeitenden Industrie von 473 Gesellschaften 217, also 46%.

Bei der Gruppe Handel und Verkehr lagen die Dinge erfreulicherweise wesentlich günstiger. Hier blieben von 220 Gesellschaften 31, also nur 14%, ohne Rente. Die Gesamtdurchschnittsdividende der 850 an der Berliner Börse notierten Aktiengesellschaften betrug 1926: 6,88% gegenüber 10,02% im Jahre 1913, ist also um annähernd ein Drittel gesunken. Hiernach wird niemand den erheblichen Rückgang der Rentabilität der Industrie leugnen können.

Wenn auch zu hoffen und zu erwarten ist, daß die Rentabilität sich schon im laufenden Jahre infolge der Konjunktur bessern wird, so möchte ich nicht verfehlen, lediglich des Vergleichs wegen, auf die Tatsache hinzuweisen, daß sich nach dem Stande vom 1. Juni 1927 die Lohnhöhe für die ungelerten Arbeiter gegenüber 1913 um 81%, für die gelernten um 47% gehoben hat.

Die Erklärung für die zu geringe Rentabilität ist vor allem in folgenden Faktoren zu suchen. Die deutsche Steuerlast ist von 4,9 Milliarden im Jahre 1913—14 auf annähernd 13 Milliarden im Jahre 1927—28 gestiegen. Auch die sozialen Lasten sind übersteigert worden. Während vor dem Kriege der Sozialetat 1,4 Milliarden betrug, ist er gegenwärtig auf 4,7 Milliarden angewachsen. Ferner ist es die Höhe der Verkehrstarife, die sich ungünstig für unsere Wirtschaft auswirkt. Hält man sich die vorgenannten Zahlen vor

Augen, so ist es nur zu begreiflich, daß sich die Rentabilität unserer wirtschaftlichen Unternehmungen im Durchschnitt um 30% verschlechtert hat.

Eine ausreichende Rentabilität ist jedoch die Voraussetzung für eine neue Kapitalbildung und damit für eine endgültige Gesundung unserer Wirtschaft. Die Möglichkeiten einer Besserung liegen nun durchaus auf politischem Gebiet, aber nicht nur in der Politik des Reiches, der Länder und Gemeinden, sondern auch in den wirtschaftspolitischen Maßnahmen der Wirtschaft selbst. Der Reichsverband hat die Richtlinien dieser Wirtschaftspolitik in seinen Veröffentlichungen der letzten Jahre klar herausgearbeitet.

Wir müssen in stärkerem Maße als bisher dem inneren Markt unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Je gefestigter der Binnenmarkt, desto größer sind die Ausfuhrmöglichkeiten, auf die wir angesichts unserer wirtschaftlichen Gesamtlage unbedingt angewiesen sind. Für den Export aber ist in erster Linie der Grundsatz der Qualitätsarbeit von größter Wichtigkeit. Die diesjährige Mitgliederversammlung des Reichsverbandes in Frankfurt a. M. hatte daher diese Frage in den Mittelpunkt ihrer Erörterungen gestellt. Im Grunde ist dieses Prinzip der Kern aller Probleme von Konzentrationen und Rationalisierung. Unsere Wirtschaft, die nach dem Kriege neben Land und Leuten auch ihre Kapitalbasis verloren hatte, ist auch heute noch auf die Aufnahme ausländischer Anleihen angewiesen. Diese Verschuldung darf aber nur so weit führen, als die Zinsen und Rückzahlungen gewährleistet sind. Die Grenzen der Verschuldung werden desto weiter sein, je mehr es gelingt, durch Ausfuhr möglichst hochwertiger, dabei aber preiswerter Waren die notwendigen Gegenwerte zu schaffen und durch Steigerung der Eigenproduktion zur Senkung der Einfuhr Devisen zu sparen.

Von seiten der Regierung aber wird eine gründliche Finanz- und Verwaltungsreform die Bestrebungen der Wirtschaft unterstützen müssen.

Wie wird die Handelsbilanz aktiv?

(Münchener Neueste Nachrichten Nr. 288 vom 22. Oktober 1927.)

Die Marksteine auf dem Wege zu einer aktiven Handelsbilanz erblicke ich in folgenden Punkten:

1. Steigerung der Ausfuhr durch Qualitätsarbeit bei wettbewerbsfähigen Preisen.
2. Beschränkung entbehrlicher Einfuhr durch Steigerung unserer landwirtschaftlichen Erträge und bei gleicher Qualität Bevorzugung deutscher Erzeugnisse auf dem heimischen Markt.
3. Sparsamkeit in allem und Selbstbeschränkung jedes einzelnen.

Es gilt nun diese Erkenntnis ohne Zaudern in die Tat umzusetzen. Dazu muß jeder an seiner Stelle beitragen.

Der Ruf nach Rationalisierung.

Ihre technische, organisatorische und menschliche Seite.

(Neue Freie Presse, Wien, Nr. 22700 vom 21. November 1927.)

Unter den in der Gegenwart so stark verbreiteten Schlagworten steht der Ruf nach Rationalisierung in erster Reihe. Wie bei vielen Schlagworten, so trifft auch hier zunächst die Erkenntnis zu, daß jeder etwas anderes unter diesem bedeutungsvollen Worte versteht. Das in Genf neuerrichtete Internationale Rationalisierungsinstitut hat sich daher der dankenswerten Aufgabe unterzogen, einmal die vielen von maßgebenden Stellen festgelegten Begriffe der Rationalisierung zusammenzufassen. Am ausführlichsten hat die Weltwirtschaftskonferenz, die im Mai dieses Jahres in Genf tagte, zu dieser Frage Stellung genommen. Sie versteht unter Rationalisierung „jene technischen und organisatorischen Methoden, die bestimmt sind, die Vergeudung von Arbeit und Rohstoffen auf ein Mindestmaß zu beschränken“. Es werden dann die entsprechenden Methoden erwähnt und auf die Vorteile, die sie bieten, hingewiesen.

Man darf nun nicht annehmen, daß die Rationalisierung eine Errungenschaft der Gegenwart sei. Die Rationalisierung ist so alt wie die Wirtschaft selbst. Denn das rationelle Arbeiten ist ja ein Teil des Begriffes Wirtschaft. Wirtschaften heißt doch nichts anderes, als mit einem möglichst geringen Aufwand einen möglichst hohen Nutzen zu erzielen. Es ist nichts weiter als das ökonomische Prinzip, das hier zum Ausdruck kommt. Genau dasselbe trifft auf das Streben zu, das heute unter der Flagge „Rationalisierung“ die Gemüter beschäftigt und vielfach den Eindruck erweckt, als handle es sich um etwas grundsätzlich Neues. Das ist jedoch nicht der Fall. Wohl wurde das rationelle Wirtschaften in der Kriegszeit und auch noch in den Nöten nach dem Kriege in den Hintergrund gedrängt. Im Kriege kam es lediglich auf die Produktion als solche an. Alle wirtschaftlichen Erwägungen mußten schweigen. Und in der Inflationszeit fehlte es einfach an den notwendigen Kapitalien, die für die Durchführung einer rationellen Arbeit nun einmal unentbehrlich sind. Erst nach der Stabilisierung unserer Währung waren die Grundlagen zur Nachholung des Versäumten und zur weiteren Rationalisierung geschaffen. Dabei muß zugegeben werden, daß der Begriff der Rationalisierung heute eine Vertiefung erfahren hat. Man erkennt dies deutlich, wenn man die beiden Gebiete überblickt, auf die sich die Rationalisierung im wesentlichen erstreckt und die auch auf der Weltwirtschaftskonferenz im besonderen hervorgehoben wurden.

Die Frage der Wirtschaftlichkeit als das Maßgebende.

Was die technische Seite der Rationalisierung betrifft, so sind keine wesentlichen Neuerungen zu verzeichnen. Von jeher war es das Bestreben der Wirtschaft, Besseres an die Stelle des Guten und Schöneres an die Stelle des

Schönen zu setzen, statt viel mehr und statt billig billiger zu produzieren. Doch nicht immer ist das Neue besser oder schöner oder billiger als das Alte. Die Frage der Wirtschaftlichkeit spielt hierbei ausschlaggebend mit. Nicht immer ist die neueste und beste Maschine rationell. Es kommt entscheidend auf die wirtschaftlichen Ausnutzungsmöglichkeiten an. Eine ältere Maschine wird daher häufig rationeller, das heißt wirtschaftlicher, arbeiten können als das modernste Wunderwerk der Technik, das nicht voll ausgenutzt werden kann und daher mehr Kosten für Verzinsung und Abschreibung verursacht als das bewährte Alte, kurz, nicht dem ökonomischen Prinzip entspricht. Es kommt also stets darauf an, daß letzten Endes eine Verringerung der Produktionskosten und damit eine Verbilligung der Preise erzielt wird. Nur dann vermag die Rationalisierung ihren Endzweck zu erreichen, nämlich die Bedarfsdeckung der Bevölkerung zu verbilligen. Soviel sei grundsätzlich über die technische Seite des Problems gesagt.

Auf dem organisatorischen Gebiet hat die Rationalisierung in jüngster Zeit zu erheblichen Neuerungen geführt. Diese liegen sowohl im Bereich der Produktion wie der Verwaltung. Hinsichtlich der Produktion ist zu sagen, daß hier die Rationalisierung vornehmlich in der Richtung einer weitgehenden Spezialisierung und einer zusammenfassenden Typisierung sich auswirkt. Die einzelnen Werke beschränken sich nicht nur mehr und mehr auf bestimmt abgegrenzte Produktionsgebiete, sondern sie gehen gleichzeitig zu einer Verringerung der sogenannten Typen über. Dieses Bestreben läßt sich am deutlichsten im Lokomotivbau und in der Automobilindustrie beobachten. Hier sind bereits Fortschritte erzielt worden, die sich in Zukunft noch vermehren lassen. Für die Rationalisierungsmaßnahmen auf dem Gebiete der Organisation, das heißt der eigentlichen Verwaltung, sind die Zusammenschlüsse gleichgearteter Unternehmungen kennzeichnend, die in den letzten Jahren vollzogen wurden. Selbstverständlich haben diese Zusammenschlüsse auch eine weitgehende technische Bedeutung — es greift eben das eine in das andere über —, doch soll jetzt nur die organisatorische Seite in Betracht gezogen werden. Hier ist vor allem die Zusammenlegung der deutschen Teerfarbenfabriken und der ihnen verwandten Unternehmungen zur I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft zu nennen. Das Wesen dieser großzügigen organisatorischen Rationalisierungsmaßnahmen besteht vor allem in einer Vereinheitlichung und damit Verbilligung der Produktion. Durch die Kapitalzusammenfassung wurde ferner die Kreditfähigkeit ganz erheblich vergrößert und dadurch die Aufnahme der für die technische Rationalisierung erforderlichen Geldmittel erleichtert.

Maschine und Arbeiter.

Nun hat die Rationalisierung nicht zuletzt auch eine menschliche Seite. Die Wirtschaft ist ja kein toter Mechanismus; in ihr wirkt der fühlende Mensch, der die Technik erst zum Leben erweckt. Man hört nun häufig den Vorwurf, daß durch die vermehrte Maschinenanwendung die

Arbeit immer mehr entseelt werde. Das ist nicht richtig. Die Maschinen erweisen sich nur zu Anfang als Feinde des Arbeiters. Aber, wie die Erfahrung lehrt, führt die Anwendung von Maschinen gar bald zu einer Vermehrung der Belegschaft. Heute werden die unangenehmsten, schwersten und gefährlichsten Arbeiten von Maschinen ausgeführt, während der Arbeiter mehr und mehr zur Aufsichtsperson herangewachsen ist. Er ist nicht der Sklave der Maschine, sondern ihr Betreuer und Gebieter. Gerade die intelligenten Arbeiter werden durch die Betreuung der ihnen anvertrauten Maschinen geistig angeregt und empfinden so eine verstärkte Befriedigung in ihrer Tätigkeit. Ausnahmen sollen freilich nicht geleugnet werden. Diese aber sind meist in dem Menschen selbst begründet und können nicht der Maschinenarbeit zum Vorwurf gemacht werden.

Auch auf dem organisatorischen Gebiete erblicken viele in den Zusammenschlüssen bisher selbständiger Werke zu einem einzigen Riesenunternehmen große Gefahren. Man befürchtet ein Zurückdrängen der Persönlichkeit. Bisher selbständige Werkleiter werden zu gehobenen Angestellten. Damit verschwinden das Verantwortungsgefühl und die Verantwortungsfreudigkeit. Diese Gefahren sind zweifellos vorhanden. Aber sie brauchen nicht in Erscheinung zu treten. Man muß sie nur zu bannen wissen. Es geschieht dies am sichersten dadurch, daß man für eine weitgehende Dezentralisierung der Verwaltung innerhalb dieser Trustgebilde Sorge trägt und daß man den Wettbewerb zwischen den einzelnen Betrieben dieser Unternehmungen nicht beseitigt. Statt Konkurrenzkampf auf Tod und Leben wird hierdurch der gesunde Wettstreit, ohne den kein Fortschritt möglich ist, in den eigenen Bereich verlegt. Man bewahrt sich dergestalt die Vorteile, ohne die Nachteile einer allzu scharfen Konkurrenz in Kauf nehmen zu müssen.

Ich fasse zusammen: Die Rationalisierung ist an sich nichts Neues. Sie hat lediglich in den letzten Jahren Versäumtes nachgeholt und darüber hinaus eine Erweiterung erfahren. Ihre Aufgabe besteht in einer Steigerung, Verbesserung und Verbilligung der Produktion. Die Erfolge der Rationalisierung sollen nicht allein der Wirtschaft zugute kommen, sondern letzten Endes dem in ihr und von ihr lebenden Menschen. Die Wirtschaft ist nicht Selbstzweck, sondern Dienst am Volke.

Presse und Wirtschaft.

(„Presse und Wirtschaft“, Festgabe der Kölnischen Zeitung zur „Pressa“, Köln, Mai bis Okt. 1928.)

Die Internationale Presse-Ausstellung in Köln ist der anschaulichste und sinnfälligste Beweis für die tausendfältigen Beziehungen zwischen Wirtschaft und Presse. Die Presse ist selbst ein Teil der Wirtschaft, vielfach anderen Wirtschaftszweigen überlegen an Kapitalkraft und Wagemut ihrer Unternehmer, an Geist und Wissen ihrer Leiter, an technischen und organisatorischen Errungenschaften und an einem Arbeiterstamm von anerkanntem

Hochstand. Vom einfachen Nachrichtendienst hat sie sich emporgearbeitet zu einer oft unwiderstehlichen Macht, mit der Staat und Individuum, Wissenschaft, Kunst und Wirtschaft rechnen muß, und deren Einfluß sich niemand entziehen kann. Für jeden Wirtschaftler ist die Presse von Wichtigkeit und Bedeutung. Der wirtschaftliche Nachrichtendienst gibt ihm unentbehrliche Kunde über Produktion und Preise der Waren und Ernten, über Börsenkurse und Valutanotierungen, über Firmeneintragungen, Konkurse, Geschäftsaufsichten und Wechselproteste, über die Statistik der verschiedenen Wirtschafts- und Verkehrszweige, wie Status der Notenbanken, Indexzahlen, Bewegungen des Außenhandels, Wagengestellung usw. Alle diese Zahlen und Mitteilungen sind überaus wertvolle Nachrichten, deren Vollständigkeit, Zuverlässigkeit und Schnelligkeit dem Wirtschaftler maßgebend für die Beurteilung des Wertes eines Zeitungsunternehmens sind. Dazu treten die Berichte über Sitzungen, Versammlungen, Beschlüsse und die vom vorführenden Versuchsballon bis zur Sensationsmeldung sich steigernden Nachrichten über wichtige wirtschaftliche Vorgänge. Durch die Auswahl dieses Tatsachenstoffes, durch das, was gesagt und was verschwiegen wird, kann die Presse einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Gestaltung wirtschaftlicher Dinge ausüben. Wie weit die Wirtschaft, insbesondere die in schwieriger Lage befindliche deutsche Industrie, dem Wunsche der Presse nach größerer Publizität über geschäftliche Dinge entsprechen kann, muß von Fall zu Fall in entgegengerichteter Weise geprüft und mit beiderseitigem Verständnis besprochen werden. Zweifellos hat die durch die Presse verkörperte Öffentlichkeit, die vielfach als die große Zahl kleinerer und mittlerer Aktionäre zu bezeichnen ist, einen gewissen Anspruch auf eine fortlaufende Berichterstattung über die wichtigen und die Gewinnergebnisse beeinflussenden Vorgänge innerhalb des Unternehmens, an dem sie beteiligt sind. Andererseits aber haben die Verwaltungsorgane der Erwerbsgesellschaften die Pflicht und das Recht, in jedem Falle sorgfältig abzuwägen, ob die Bekanntgabe von Verhandlungen und sonstigen Geschehnissen letzten Endes zugunsten des Unternehmens ausschlägt, dessen Wohl und Wehe ihnen anvertraut ist und wofür sie gesetzlich und moralisch verantwortlich sind.

Es ist mir als Vertreter der Wirtschaft ein Bedürfnis, auch an dieser Stelle der Presse den Dank auszusprechen für die überwiegend vorbildliche Gewissenhaftigkeit, mit der sie ihres mühevollen und verantwortungsreichen Amtes waltet. Die deutsche Presse ehrt vor allem die Unabhängigkeit von geschäftlichen Erwägungen, die — im wohlthuenden Gegensatz zu den Gepflogenheiten mancher nichtdeutscher Länder — auch gegenüber den größten Unternehmungen nicht versagt. Eine Mahnung sei hier angefügt. Die Wirtschaft sollte der Tatsache Rechnung tragen, daß es im Verhältnis zu der Gesamtheit der Leser doch nur ein ganz kleiner Kreis ist, der dem mit so großen Mühen und Kosten unterhaltenen Wirtschaftsdienst Beachtung entgegenbringt. Der Verleger und der Leiter einer Tageszeitung weiß ganz genau, daß Politik und Feuilleton, daß die Tageschronik über Geschehnisse in Stadt und Land weit

eifriger und von weit mehr Lesern gewürdigt werden, als die der Wirtschaft gewidmeten Seiten. Dafür ist die Wirtschaft der Presse Entgegenkommen schuldig und erkennt dies auch an.

Möge es mir aber bei diesem Anlaß gestattet sein, auch einige Wünsche zu äußern, die die Wirtschaft, die täglich Objekt der Kritik ist, ihrerseits der Presse zur Berücksichtigung anheim geben möchte. Für den Wirtschaftler ist vor allem die kritische Einstellung der Presse zu dem, was ihn bewegt, von großer Bedeutung. Diese Einstellung kann, wie gesagt, auch in der Auswahl des Tatsachenmaterials zum Ausdruck kommen, aber auch in der Bemessung des Raumes, der innerhalb der verfügbaren Grenzen den einzelnen Vorgängen in der Wirtschaft gewidmet wird. Der Eindruck ist nicht abzuwehren, daß viele große deutsche Blätter entsprechend der dafür gewählten Bezeichnung nicht einen „Wirtschaftsteil“, sondern besser gesagt einen „Handelsteil“ besitzen und daß, abgesehen von der Wiedergabe von Berichten über einzelne Warenmärkte der Wertpapierhandel, noch dazu in den verschiedensten Zeitphasen, weitaus im Vordergrund des Interesses steht und demgemäß den meisten Raum verschlingt. Diese Bevorzugung des Wertpapierhandels beherrscht auch das Gebiet der tatsächlichen Meldungen: Vorgänge, die innerhalb der Gesamtwirtschaft nur von untergeordneter Bedeutung sind, werden mit einer Ausführlichkeit mitgeteilt, die wesentlich wichtigeren Themen versagt bleibt. Beim Warenhandel werden diejenigen Gruppen bevorzugt, bei denen spekulative Momente eine Rolle spielen und die dann, namentlich wenn es sich um krisenhafte Erscheinungen handelt, in den Vordergrund des Interesses rücken. Auch müssen die Leiter der Presse dafür sorgen und in dieser Richtung wirken, daß die für die Vermittlung bzw. Anlegung und Beschaffung von Kapitalien so wichtige Börse nicht zur Spielbank herabsinkt, an der Unberufene ihrer Leidenschaft frönen und Unwissende fast immer ihre sauerverdienten Ersparnisse verlieren.

Aber auch grundsätzlich möchte die Wirtschaft für eine ruhige und sachliche Würdigung ihrer Arbeit, ihrer Leistungen und ihrer Bedeutung für die Volksgesamtheit eintreten. Dieser Wunsch ist aus der täglichen Beobachtung der Tatsache gegeben, daß die politische Richtung großer und weit verbreiteter Blätter den Generalbaß für den der Wirtschaft gegenüber angeschlagenen Ton abgibt und daß darunter nicht selten allgemeinwirtschaftliche Interessen leiden. Gewisse Wirtschaftszweige haben — auch in der bürgerlichen Presse — mit dem unverhüllten Mißtrauen, ja bisweilen mit der Feindschaft der Redaktionen zu kämpfen. Auch kluge und klare Wirtschaftsjournalisten lassen sich in ihrer Stellungnahme mehr oder weniger bewußt durch die politische Einstellung ihrer Zeitung leiten. Zweifellos sind Politik und Wirtschaft nicht scharf voneinander zu trennen und der alte Streit um das Primat der einen oder der anderen wird immer unentschieden bleiben, aber in dem „Handels- und Wirtschaftsteil“ der Zeitungen sollte eine kühle Atmosphäre, frei von politischen Leidenschaften, herrschen.

Diese Anmerkungen sollen der Bewunderung der Leistungen, die die im-

posante Kölner Schau der Welt vorzuführen im Begriff ist, in keiner Weise abträglich sein. Der Erfolg der Internationalen Presseausstellung wird, so darf man hoffen, zum nicht geringen Teil darin bestehen, die Erkenntnis der Verbundenheit von Wirtschaft und Presse zu vertiefen.

Deutschland auf dem Weltmarkt.

(Deutsche Allgemeine Zeitung Nr. 503—506 vom 27./28. Oktober 1928.)

Bilanz und Ausfuhr.

Die verflochtenen schweren Jahre des Wiederaufbaus und die bevorstehenden nicht minder schweren Jahre der Behauptung und der Ausgestaltung der deutschen Wirtschaft geben Veranlassung, unsere Beziehungen zum Weltmarkt zu überblicken sowie die Faktoren, die sie bestimmen, zu untersuchen und zu prüfen.

Vor wenigen Jahren noch war die deutsche Wirtschaft von politischen und wirtschaftlichen Wirren erschüttert, stand unter dem Druck schwerer innerer und äußerer Lasten und war kaum fähig, ihre Existenz zu behaupten.

Die Wirren wurden überwunden. Mit unbeugsamer Zähigkeit wurde trotz der gewaltigen Belastung an der Gesundung und der Stärkung des Wirtschaftskörpers gearbeitet und versucht, den schweren Druck zu erleichtern.

Mit Hilfe des Auslandskapitals war es möglich, den deutschen Produktionsapparat stetig vollkommener und rationeller zu gestalten. Wissenschaft im Verein mit Organisation und unermüdlicher Arbeit schufen die Grundlage für einen raschen Aufschwung.

Während des Gesundungsprozesses gelang es, die zerschnittenen Fäden des Handelsverkehrs mit dem Ausland wieder anzuknüpfen und einen Anteil von 11 % am Außenhandelsumsatz der Welt zu erringen. Aber immer noch setzt sich unser Außenhandel zu 56 % aus Einfuhr und nur zu 44 % aus Ausfuhr zusammen (im Jahre 1927). Wir beziehen in der Hauptsache aus dem Ausland Nahrungsmittel (30,4 % der Gesamteinfuhr) und Rohstoffe (50,4 %), während wir vorwiegend Fertigwaren und Halbfabrikate ausführen.

Zwang zum Weltmarkt.

Für die heutige Gestaltung der deutschen Beziehungen zum Weltmarkt sowie für deren fernere Entwicklung sind zwei Faktoren maßgebend:

1. die eigene Übervölkerung,
2. die Tilgung der äußeren Schulden und Lasten.

Wir leben zusammengepreßt auf einem Raum, der seine Bewohner nicht mehr ausreichend zu ernähren vermag. Selbst wenn die notwendigen Rationalisierungsbestrebungen in der deutschen Landwirtschaft, wie wir hoffen, zu einer beträchtlichen Erhöhung der Eigenproduktion und damit der Eigenbedarfsdeckung an Nahrungsmitteln führen, werden wir doch immer noch

zu einem gewissen Teil auf die Einfuhr bestimmter Nahrungsmittel aus dem Ausland angewiesen sein, so daß also dadurch immer ein Teil unserer Einfuhr bestimmt bleibt.

Einfuhr muß aber bezahlt werden. Unsere Zahlungsbilanz zeigt, daß wir die früheren Möglichkeiten des Zahlungsausgleiches verloren haben.

Saldo der deutschen Zahlungsbilanz:

(in Milliarden M bzw. RM)	1913	1927
Warenhandel	— 0,7	— 2,9
Dienstleistungen	+ 1,0	+ 0,3
Zinsen	+ 1,1	— 0,4
Reparationsleistungen	—	— 1,6
Wanderverkehr	— 0,4	— 0,1
Gesamtsaldo	+ 1,0	— 4,7

Die jetzige Form der Ausgleichung der Zahlungsbilanz durch Anleihen ist auf die Dauer nicht möglich. Bei unserer Kapitalarmut ist ein Steigen der Zinsbeträge zu unseren Gunsten aus dem Ausland nicht zu erwarten. Gleichfalls sind in absehbarer Zeit Einnahmen aus Dienstleistungen keiner wesentlichen Erhöhung fähig. Es bleibt also lediglich die Ausfuhrsteigerung als natürliche Ausgleichsmöglichkeit übrig.

Wie schon gesagt, umfaßt unsere Ausfuhr in der Hauptsache Fertigwaren und Halbfabrikate. Dies erklärt sich daraus, daß Deutschland durch den Hochstand seiner Wissenschaft und ihr Zusammenwirken mit der Technik sowie durch seinen Reichtum an tüchtigen Arbeitskräften auf allen Gebieten in der Lage ist, die Rohstoffe zu Gütern von hoher Qualität und hohem Wert zu verarbeiten. Leider besitzen wir viele der zur volkswirtschaftlich nutzbaren Betätigung unserer Arbeitskraft notwendigen Rohstoffe selbst nicht. Wir müssen diese einführen. Dies bestimmt den zweiten Teil unserer Einfuhr.

Die Ausfuhr Deutschlands reicht aber nicht zur Deckung des eigenen Bedarfes an Nahrungsmitteln und Rohstoffen. So beträgt nach den neuesten berichtigten Zahlen

1927 die Einfuhr . . .	13,8 Milliarden RM
die Ausfuhr . . .	10,9 „ „
	(einschl. Reparationslieferung)
Rest.	2,9 Milliarden RM.

Es kommt noch dazu, daß die notwendige Kapitalhergabe des Auslandes zur Mobilisierung der deutschen Wirtschaft (bis jetzt ungefähr 5,6 Milliarden RM) Verzinsung und Amortisation erfordert, so daß sich ein durch gesteigerte Ausgaben zu deckender Betrag von rund 3,5 Milliarden RM ergibt.

Alle diese Zahlungen können, ohne unsere Währung ernstlich zu gefährden, auf die Dauer nur durch deutsche Ausfuhrwaren abgegolten werden. Rechnet man aber noch die Übertragung der Daweszahlungen hinzu, die im kommenden Jahre eine bedeutende Steigerung erfahren und die ebenfalls auf die Dauer nur

durch Ausfuhrüberschüsse erfolgen können, so erhalten wir eine weit höhere Ziffer. Die bisherigen Daweszahlungen und ihre Übertragung (Transfer) sind kein Gegenbeweis. Die hereinströmenden Auslandsanleihebeträge boten eine Übertragungsmöglichkeit in Devisen und bewirkten lediglich eine Verlagerung der Verschuldung auf private und öffentliche Körperschaften. Unsere Zahlungsbilanz war zwar scheinbar ausgeglichen, tatsächlich aber nur geborgt ausgeglichen.

Um all unsere Verpflichtungen ohne neue Anleihen erfüllen zu können, müßten wir also schon im laufenden Jahr mindestens 40% mehr ausführen als bisher.

Daraus ergibt sich, daß wir zu einem erhöhten Wettbewerb am Weltmarkt durch die Erfüllung unserer Verpflichtungen und die Tilgung unserer Lasten gezwungen werden.

Der deutsche Produktionsapparat selbst ist zweifellos in der Lage, eine Erzeugungssteigerung zum Zweck der erhöhten Ausfuhr durchzuführen.

Es handelt sich also nur darum, ob die Absatzmärkte diese Ausfuhrmengen aufnehmen können und wollen.

Gestaltung der deutschen Ausfuhr.

Dem Charakter der deutschen Erzeugung als vorwiegende Fertigwarenproduktion entsprechend umfaßt das deutsche Angebot am Weltmarkt vor allem Textilwaren (Waren aus Wolle, Baumwolle und Kunstseide), Eisenwaren (Röhren, Stab- und Formeisen, Schienen, Schneidewaren usw.), Maschinen, Farben, chemische und pharmazeutische Erzeugnisse (diese jetzt wieder in ständig steigendem Umfang). Dazu kommen als Rohstoffe Kohle und Kali.

Die Hauptabsatzmärkte findet die deutsche Produktion zur Zeit in Europa selbst, das 74% der deutschen Ausfuhr aufnimmt (Großbritannien 11,5%, Niederlande 11%, Tschechoslowakei und Schweiz je 5%), sodann in Amerika mit 15,2% (davon übernehmen die Hälfte die Vereinigten Staaten, den Rest Kanada, Mittel- und Südamerika) und endlich in Asien mit 7,6%. Afrika übernimmt nur 2,4%, Australien nur 0,8%.

Trotz aller Bemühungen der deutschen Wirtschaft, trotz wachsender Verbesserung des Produktionsapparates, trotz neuer Erfindungen und Arbeitsmethoden zeigt das Bild der deutschen Ausfuhr in den letzten Jahren nur eine sehr langsame Steigerung.

1924	1925	1926	1927
(Milliarden RM)			
7,8	9,6	10,7	10,9

Sie hat eben erst den Stand von 1913 (10,2 Milliarden RM) erreicht, wobei zu beachten ist, daß die 10,2 Milliarden RM 1913 eine wesentlich höhere Kaufkraft besaßen als heute.

Diese Entwicklung legt die Frage nahe, welche Hemmungen der deutschen Ausfuhrsteigerung entgegenstehen.

Die Hemmungen der deutschen Ausfuhr.

Bezüglich der deutschen Ausfuhrsteigerung können wir innere und äußere Widerstände unterscheiden. Die innere Vorbelastung, mit der die deutsche Produktion zu rechnen hat, setzt sich aus Steuern und sozialen Beiträgen und schließlich zu einem erheblichen Teil aus den hohen Leistungen auf Grund des Dawesplanes zusammen. Vor allem die letztere Belastung hat jetzt die Höhe von 2,5 Milliarden RM erreicht. Sollte es auch gelingen, Steuern und soziale Beiträge auf das notwendigste Mindestmaß herabzuschrauben, so bleibt immer noch die Erfüllung des Dawesplanes. Trotz der übermenschlich scheinenden Schwere der Aufgabe wurde sie bisher doch von der deutschen Wirtschaft mit Hilfe der Auslandsanleihen zu lösen versucht. Durch schärfste Rationalisierung, durch intensive wissenschaftliche Durchdringung des Arbeitsprozesses und durch neue Erfindungen gelang es, die deutschen Waren immer noch zu einem wettbewerbsfähigen Preis auf den Weltmarkt zu bringen.

Doch hier zeigen sich neue Schranken, die die Beibehaltung des bisherigen Absatzes erschweren und eine Erweiterung des Absatzgebietes fast unmöglich machen. Es sind dreierlei Schranken von wachsender Höhe zu erkennen: 1. die natürliche Konkurrenz der anderen Staaten, 2. die Zollmauern, 3. die staatlichen Begünstigungs- und Abwehrsysteme.

Als Hauptkonkurrenten treffen wir in Europa Großbritannien, Frankreich, Belgien, Italien, Schweiz, Tschechoslowakei; in Amerika die Vereinigten Staaten, Großbritannien, Frankreich, Belgien, Italien und Japan; in den Dominions und Asien vor allem Großbritannien und Japan.

Bei freier, ungehemmter Absatzmöglichkeit würden über den Erfolg im Wettbewerb am Weltmarkt bei gleicher Qualität allein die niedrigsten Produktionskosten entscheiden. Voraussetzung ist natürlich, daß es sich nicht um Monopolwaren handelt. Es käme für die deutsche Wirtschaft also vor allem darauf an, entweder billiger oder besser als die anderen Länder zu liefern. Gerade auf dem Gebiete der Qualitätsherstellung geschieht aber in Deutschland das Menschenmögliche. Auf diese Weise können wir der billigen Arbeitskraft und dem billigen Rohstoff anderer Länder ein Äquivalent entgegensetzen. Doch tatsächlich besteht dieser offene Wettbewerb am Weltmarkt nicht. Im Gegenteil wurden zwischen den Ländern künstliche Hemmungen für den Handelsverkehr geschaffen, die Zollschränken.

Ob diese nun den Zweck haben, den Lebensstandard hochzuhalten oder eigene nationale Industrien ohne Rücksicht auf die natürlichen Bedingungen des Landes zu züchten und am Leben zu halten, wie wir es vor allem in Ländern finden, die ihrer natürlichen Bestimmung nach Rohstoffausfuhrländer sind, oder ob lediglich dem Staat finanzielle Einnahmen verschafft werden sollen, ohne daß besondere Schutzbedürfnisse der heimischen Erzeuger und Verbraucher bestehen, überall erwächst der Einfuhr eine erhebliche Belastung. All diese Zölle wirken als Abwehrmittel fremder Erzeugung. Trotz internationaler Konferenzen und Beschlüssen des Völkerbundes ist aber nirgends ein Abbau fühlbar, im Gegenteil, einzelne Länder, wie Spanien, Belgien, Polen,

Jugoslawien, Frankreich, Italien schreiten zu einer derartigen Erhöhung ihrer Zollsätze, daß eine Einfuhr so gut wie unterbunden sein wird. Weltreiche wie Großbritannien schließen sich mit ihren Kolonialgebieten immer enger zu einheitlichen Wirtschaftsgebieten zusammen, mit hohen Zöllen nach außen, mit möglichst reibungslosem Handelsverkehr im Innern.

So trifft die deutsche Ausfuhr allein in ihrem Hauptabsatzgebiet Europa auf 25 mehr oder weniger hohe Zollschranken, die von 25 Staaten errichtet sind und die kaum noch die Aufrechterhaltung der bisherigen Ausfuhr ermöglichen. Amerika, im Innern ein einheitliches Wirtschaftsgebiet, hat sich mit einer derart hohen Zollmauer umgeben, daß an eine Ausfuhrsteigerung gerade nach diesem Lande, das heute der Hauptgläubiger der Welt ist, kaum gedacht werden kann. Auch in Südamerika und Asien, Afrika und Australien dasselbe Bild: Junge, aufblühende Staaten, wie Argentinien, Indien, Japan, Südafrika, Australien und Neuseeland, die an sich guten Absatz für deutsche Fertigfabrikate bieten könnten, umgeben sich sofort mit Zollmauern, um ihre eigene emporschießende Industrie zu schützen, ohne zu bedenken, daß die Gegenmaßnahmen anderer Länder ihnen gleichfalls den Absatz ihrer Erzeugnisse unterbinden.

Mögen auch die Handelsvertragsverhandlungen für einzelne Waren die Zollsätze etwas mildern und so die Aufrechterhaltung der bisherigen Ausfuhr ermöglichen, einer raschen Ausdehnung unserer Ausfuhr bleiben doch enge Grenzen gezogen.

Zu diesen offenen Maßnahmen der einzelnen Staaten, um die fremde Erzeugung fernzuhalten und die eigene Erzeugung zu begünstigen, kommt dann noch ein mehr oder weniger ausgebreitetes Netz von Begünstigungs- und Abwehrmaßnahmen, das zwar in den meisten Fällen nicht sichtbar wird, in der Tat aber den schönsten Handelsvertrag völlig wertlos machen kann. Man kann hierbei eine ganze Stufenfolge von Geboten und Verboten feststellen.

Denken wir nur an die direkten oder indirekten Subventionen, die die eigenen Exportindustrien fördern sollen, an die Steuer- und Zollbefreiungen und die Erteilung staatlicher Aufträge.

Erscheint diese erste Form noch zunächst harmlos und dient sie noch lediglich der Förderung der eigenen Industrie, so hat die Propaganda für die inländischen Waren schon den Charakter eines Werbefeldzuges zur Abwehr ausländischer Waren. Nur um einige Beispiele zu nennen, in Italien, Spanien, England, Frankreich, Schweiz. Dieser Propaganda fließen oft erhebliche staatliche Mittel zu. Ausgesprochenen Abwehrcharakter haben dann die einzelnen Industrieschutzgesetze, die verlangen, daß staatlich bzw. vom Staat unterstützte Unternehmungen (deren Kreis oft sehr weit gezogen ist, z. B. in Italien) einheimischen Erzeugnissen bei Neuanschaffungen den Vorzug geben müssen, oder die bestimmen, daß die gewünschten Waren nur eingeführt werden dürfen, wenn im Inland nicht gleich gute Waren hergestellt werden können (z. B. Italien, Spanien, Ungarn, Australien).

Ergänzend tritt auch ein mehr oder minder scharfer Zwang zur Herkunftsbezeichnung in einzelnen Ländern, wie England, Dänemark, dazu,

sowie die Verpflichtung zur genauen Deklaration der Waren, wie in Frankreich, Polen, die bei der Unübersichtlichkeit der einzelnen Zolltarife oft unmöglich ist. Zollnebengebühren und Stadtabgaben wie in Griechenland vervollständigen das Bild.

Wir sehen also, daß die Möglichkeit einer Ausfuhrsteigerung, die noch zwischen den Zollschranken bestand, durch die geschilderten Hilfsmaßnahmen gründlich gestört wird.

Hier wirksamen Wandel zu schaffen, möge eine der vornehmsten Aufgaben internationaler Besprechungen sein.

Folgen der Ausfuhrhemmungen.

Wir sehen uns nun zum Schluß vor die Frage gestellt: Was geschieht, wenn unsere Kundenländer, insbesondere unsere Gläubigerländer, noch weiterhin die geschilderten Hemmungen gegen die Erweiterung unserer Ausfuhr aufrechterhalten? Jetzt gleichen wir den Passivsaldo unserer Handelsbilanz und Zahlungsbilanz durch neue Anleihen aus. Mit anderen Worten, wir zahlen unsere Schulden mit neuen Schulden, die ebenfalls wieder verzinst und amortisiert werden wollen. Wo das hinführt, bedarf heute keiner Erörterung mehr.

Zur Zeit erfolgt, wie gesagt, auch die Übertragung der aufgebrauchten Dawes-Zahlungen noch zum Teil durch Rückübertragungen der auf dem Anleihewege erhaltenen Devisen.

Was ist aber, wenn die Devisenzufuhr aufhört? Dann muß eben die Warenausfuhr den größten Teil der Übertragungen übernehmen, wenn nicht unsere Währung erschüttert werden soll.

Unsere eigene deutsche Wirtschaft wurde wieder aufgebaut mit Hilfe des Auslandskapitals. Die Absicht der Geldgeber hierbei war offenbar, eine Rückzahlung der Darlehen aus den Exportüberschüssen der deutschen Wirtschaft zu erhalten. Die deutsche Wirtschaft will Überschüsse herausarbeiten und ihre Schulden wieder abtragen. Wir wollen und müssen daher arbeiten. Wo finden wir aber Abnahme für unsere gesteigerte Erzeugung? Wir können nur dann bezahlen, wenn sich unser Hauptgläubiger entschließt, seine Grenzen zu öffnen, und wenn, seinem Beispiel folgend, die übrigen Gläubigerstaaten die Hemmnisse, die sie der deutschen Ausfuhr entgegensetzen, mildern und so bahnbrechend wirken für eine Erleichterung des Handelsverkehrs. Wir können nur bezahlen, wenn wir die Überschüsse unserer Erzeugung auch absetzen können. Die Möglichkeit dazu müßten uns unsere Gläubiger geben.

Aus einer Ansprache bei der Einweihung des „Carl Duisberg-Realgymnasiums“ in Leverkusen am 3. November 1928.

(Veröffentlicht in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ Nr. 525/26 vom 9. November 1928 und in anderen Zeitungen.)

Man stellt die Männer der Großindustrie immer als Diktatoren, als Männer der Faust mit rücksichtslosem Gewinnstreben hin. Durch meine Tätigkeit als Vorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen Industrie habe ich aber die Überzeugung gewonnen, daß die führenden Männer der Industrie immer mehr die eigenen Interessen hinter die der Allgemeinheit stellen. Auf den Schultern der Industriellen ruht eine große Verantwortung, lastet die Sorge für Tausende von Arbeitern und Angestellten. Die Industriellen fühlen sich dafür verantwortlich, daß die gesamte deutsche Wirtschaft eine gesunde Entwicklung nimmt, und sie halten es für ihre Pflicht, gegen Erscheinungen und Maßnahmen anzukämpfen, die bei dem schweren Wettbewerb am Weltmarkt zu dem Ruin unserer Wirtschaft führen müssen. Bisher ist es gelungen, trotz schwerster Erschütterungen die wirtschaftliche Grundlage der Existenz unseres Volkes aufrechtzuerhalten und sogar große Industrien aufzubauen. Auch in der Zukunft wird die Hauptsorge der führenden Männer unserer Industrie dem Fortschritt und der Blüte unserer Volkswirtschaft gelten.

Geleitwort.

(Zeitschrift für Textilwirtschaft Nr. 48 vom 30. November 1928.)

Wir wollen nicht nur, wir können und müssen noch mehr als bisher exportieren, um unseren ausländischen Nahrungsmittel- und Rohstoffbedarf abzudecken, unseren Zahlungsverpflichtungen an Daweslasten und Zinsen der großen Auslandsanleihen nachzukommen und so unsere Wirtschaft für die Dauer wieder auf eine gesunde Basis zu stellen. Dabei darf aber die pflegliche Behandlung des Binnenmarktes nie und nimmer vernachlässigt werden.

Die wirtschaftliche Entwicklung Ostindiens.

Handelspolitische Aufgaben Deutschlands.

(Berliner Börsenzeitung Nr. 293 vom 27. Juni 1929.)

Vorbemerkung der Redaktion: Geheimrat Duisberg hat Anfang dieses Jahres eine Weltreise unternommen, die ihn u. a. zu Studienzwecken längere Zeit in das vor allen Dingen für Deutschland wirtschaftlich noch wenig erschlossene Ostindien führte. Geheimrat Duisberg berichtet im nachstehenden kurz zusammenfassend über seine Eindrücke.

Über die Wirtschaft Ostindiens muß namentlich gesagt werden, daß dieses Land viele Güter produziert, wie Baumwolle, Jute, Reis, Weizen, Kopra, Holz (Teakholz), Häute und Felle, die für Europa und seine Wirtschaft

von großer Bedeutung sind. Es importiert allerdings bis jetzt, im Vergleich zu der großen Masse des Volkes, relativ nur sehr wenige Industrie- und Bedarfsartikel aus anderen Ländern, wobei Japan nach Großbritannien und den Vereinigten Staaten an dritter, Deutschland erst an vierter Stelle steht. Die Ausfuhr übersteigt bei weitem die Einfuhr (1927/28 rund um 700 Mill. Rupien), so daß Indien eine außerordentlich gute aktive Handelsbilanz hat. Wie es mit der Zahlungsbilanz steht, vermag ich nicht zu sagen. Hier ist es vielleicht umgekehrt. Aber Indien kann noch viele Industrieprodukte gebrauchen, obgleich es schon zahlreiche Spinnereien, Webereien, Färbereien und Druckereien besitzt, in denen die eigene und fremde Baumwolle gesponnen, gewebt, gefärbt und bedruckt wird. Es besitzt in der Nähe von Kalkutta Kohlengruben, die eine brauchbare Kohle liefern und die auch die nahegelegenen Hochöfen und Eisenwerke mit Kohle und Koks versehen. Aber das Volk ist, wie das chinesische, bis jetzt bedürfnislos. Es kann, wenn sein Kulturzustand gehoben wird, und damit sollte die Unabhängigkeitspartei zuerst anfangen, noch sehr, sehr viel gebrauchen, da dieses Land nicht in der Lage ist, alles selbst zu machen, sondern im Gütertausch von außerhalb beziehen muß. Der indische Boden kann noch viel mehr produzieren, als dies zur Zeit der Fall ist. Allerdings muß dann die Bewässerung weiter ausgebaut werden, wie dies jetzt an manchen Stellen geschieht. Es muß künstlicher Dünger da eingeführt werden, wo er bisher nicht verwendet wurde. Nicht einmal der Naturdünger wird zu Düngezzwecken verbraucht, sondern als Heizmaterial, wie in Ägypten, getrocknet und verbrannt. Indien kann also, wie China, wenn endlich dort Ruhe herrscht, ein großes Absatzgebiet für Einfuhrprodukte der verschiedensten Art werden. Der Schwerpunkt für alle einführenden Firmen muß außer billigem Preis auf der Qualität und der Neuheit liegen. Ich erwähne auch den niederen Preis, weil, bis auf weiteres wenigstens, minderwertige und billige Produkte, wie Rasiermesser und Scheren dies zeigen, im Basargeschäft noch eine sehr große Rolle spielen und auch noch längere Zeit spielen werden, so lange der Lohn und das Einkommen des Arbeiters nicht höher als etwa 30 Rupien = 45 RM pro Monat ist.

Bei dieser Zukunftsentwicklung kann der Deutsche, so sehr ihm auch der Engländer politisch, infolge Zugehörigkeit Indiens zu England, scheinbar überlegen ist, eine große Rolle spielen. Sein Ansehen und seine Stellung im indischen Markt sind nicht schlecht. Sie sind sicherlich viel besser als vor dem Kriege, darüber ist gar kein Zweifel. Es ist aber beim Vorgehen Vorsicht angezeigt. Man darf nicht jeden x-beliebigen Kaufmann oder Techniker — auch letztere sind sehr nötig — ausschicken. Man muß eine Auslese von Männern, auch von jungen Leuten, von denen ich hier vielen tüchtigen begegnet bin, treffen, die das Volk im Office und Basar richtig zu nehmen wissen, Fachkenntnisse haben und sich nicht durch die vielen Lügen und Unwahrhaftigkeiten, die leider dem heutigen Indier mehr als anderen Völkern eigen sind, düpierten lassen. Lügen und einander etwas betrügen ist in Indien nicht unmoralisch, sondern erlaubt. Also auf, deutscher Kaufmann,

deutscher Techniker, sieh dir einmal dieses Land gründlich an, damit es dir, wenn auch langsam und allmählich, gelingt, den noch sehr kleinen Anteil Deutschlands am indischen Markt durch gute Ware und niedrigen Preis zu heben.

Wirtschaft und Geopolitik.

(Zeitschrift für Geopolitik, Heft 9, September 1929.)

Wir Deutsche sind heute mehr denn je gezwungen, unsere Ausfuhr zu steigern. Nicht allein, um unsere drückenden Verpflichtungen zu erfüllen, sondern vor allem, um wieder eine gesunde wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung auf die Dauer sicherzustellen. Jede Ausfuhrentwicklung setzt aber eine genaue Kenntnis der wirtschaftlichen und politischen Grundlagen und Verhältnisse der Länder und Völker voraus, mit denen sich der Handelsverkehr entwickeln und steigern soll. In den asiatischen Ländern stellt die große Umwälzung seit dem Kriege Europa und damit auch uns Deutsche vor ganz neue Probleme. Nur wer den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen weiß, wird seine Stellung im Handel mit Asien behaupten und ausbauen können. Wir Deutschen sind in der Anerkennung des neuen China vorausgegangen und haben uns damit eine gute Grundlage für die weitere Entwicklung unserer dortigen Handelsbeziehungen gesichert. Voraussetzung hierfür ist und bleibt aber die Notwendigkeit, alle Vorgänge im Fernen Osten aufs aufmerksamste zu verfolgen und uns eine genaue Erkenntnis ihrer Voraussetzungen zu schaffen.

Hier muß, wie auf so vielen Gebieten, die Wirtschaft mit der Wissenschaft Hand in Hand gehen. Wissenschaftliche Erkenntnis bereitet auch hier den Boden für auf die Dauer richtige wirtschaftliche Entschlüsse. Professor Haushofer ist mit seinen Schriften über den Pazifischen Ozean, Japan und China in Deutschland führend vorangegangen. Die Wirtschaft verdankt seiner klaren Erkenntnis und wissenschaftlichen Forschung die wertvollsten Anregungen für ihre Einstellung zum raschen Wandel der Verhältnisse im erwachenden Asien; wie überhaupt die junge geopolitische Wissenschaft für die genaue Kenntnis der fremden Länder und Völker und damit der Auslandsmärkte schon viel geleistet hat. Auf meinen Weltreisen habe ich mich oft gefreut, aus eigener Anschauung die Bestätigung der Haushoferschen Gedankengänge zu finden.

Neben seiner wissenschaftlichen Forschertätigkeit hat es Haushofer aber nie versäumt, ein offenes Herz für alle Nöte und Sorgen unserer studentischen Jugend zu haben und ihr ein wahrer Führer zu sein. Auch aus diesem Grunde hat es Haushofer verdient, daß zu seinem 60. Geburtstag auch die Wirtschaft ihre Glückwünsche übersendet. Er hat es verstanden, unsere Jugend aus der Raumenge, in die uns der unglückliche Kriegsausgang gepreßt hat, wenigstens geistig herauszuführen und ihr die Raumweite der Welt näherzubringen. Beizeiten lernen seine Schüler über die heimischen Grenzpfähle hinauszusehen

und die Vorgänge in der Welt mit Interesse zu verfolgen. Die Kenntnisse und Erfahrungen, die sie bei ihrem Lehrer gesammelt haben, werden sie später in ihrem Beruf zum Nutzen unseres Volkes und unserer Wirtschaft verwerten können.

Wenn wir unser altes Ansehen in der Welt wiedergewinnen und unserer Wirtschaft einmal wieder eine Blütezeit erringen können, dann verdanken wir das auch Haushofer, dem erfolgreichen Wissenschaftler und getreuen Eckehard der heranwachsenden Generation.

Vertrauensvolle Gemeinschaftsarbeit!

(Deutsche Allgemeine Zeitung Nr. 434/435 vom 20. September 1929.)

Wenn der Reichsverband der Deutschen Industrie auf seiner diesjährigen Tagung sich die Aufgabe gestellt hat, die Grundfragen unseres Wirtschaftslebens zu erörtern, so tut er dies aus der Erkenntnis heraus, daß es unumgänglich notwendig ist, die Grundlage festzulegen, auf der sich eine Neuorientierung unserer Wirtschafts-, Sozial- und Steuerpolitik vollziehen kann und muß. Zweifellos bricht sich die Erkenntnis von den schädigenden Folgen der bisherigen Fehlrichtung offizieller Wirtschaftspolitik in immer weiteren Kreisen unseres Volkes Bahn. Insbesondere ziehen die Stockungen in der Produktion, die zu nicht geringem Teil auf die fehlende Eigenkapitalbildung zurückzuführen sind, die Aufmerksamkeit auf sich.

Alles redet von dieser Notwendigkeit der Eigen-Kapitalbildung. Aber noch kann man sich nicht entschließen, aus dieser Erkenntnis die richtigen Folgerungen zu ziehen. Diese haben in einer radikalen Umkehrung und Umstellung der staatlichen Wirtschafts-, Sozial- und Steuerpolitik zu bestehen. Diese muß sich endlich darauf einstellen, daß einer Wirtschaft, von der Höchstleistungen verlangt werden sollen, auch ausreichende Lebensmöglichkeit zu gewähren ist. Sehr wesentlich besteht diese Folgerung auch in dem ökonomisch richtigen Verhalten weiter Kreise unseres Volkes.

Es ist unabweislich notwendig, bei allen Forderungen an die Wirtschaft die Grenzen des Möglichen zu erkennen und einzuhalten. Es ist aber auch nicht minder nötig, daß sich jeder einzelne bemüht, seine eigenen Interessen dem großen Ganzen unterzuordnen, dessen Wohlergehen letzten Endes wieder seinen eigenen Wohlstand bedingt.

Es ist durchaus falsch, wenn man jetzt als letzte Rettung versucht, das System unserer Wirtschaft zu ändern, zugunsten einer noch dazu sehr verschwommenen Vorstellung von einer wirtschaftsdemokratischen oder gemeinwirtschaftlichen Form. Es ist durchaus falsch, wenn man heute glaubt, in der Wirtschaft die Unternehmer und die leitenden Direktoren, die sich aus eigener Kraft durch ihre Tüchtigkeit emporgearbeitet haben und die in den verflossenen Jahren seit dem Kriegsende eine ungeahnt rasche und anerkannt erfolgreiche Aufbauarbeit geleistet haben, jetzt in einer Zeit, in der uns die

schwersten Aufgaben bevorstehen, ersetzen zu können durch gewählte Gewerkschaftsfunktionäre.

Es wäre vielmehr viel besser und auf die Dauer viel erfolgreicher, wenn man endlich daranginge, der bestehenden Wirtschaftsform alle unnötigen Belastungen zu ersparen und ihr endlich ein ungestörtes Arbeiten zu ermöglichen. Schließlich kommt es doch darauf an, den Menschen einen immer besseren und vor allem auch gesicherten Lebensstandard zu gewährleisten.

Diese wichtige Aufgabe hat unser derzeitiges Wirtschaftssystem in den abgelaufenen Dezennien mit stets wachsender Vollkommenheit gelöst. Die Erfolge sind so offensichtlich, daß ich sie hier nicht näher zu erwähnen brauche.

Andere Wirtschaftssysteme, die heute propagiert werden, sind demgegenüber durchaus nicht in der Lage, auch nur den überzeugenden Beweis ihrer Durchführbarkeit zu erbringen, obwohl es nicht an Versuchen dazu gefehlt hat.

Sicherlich wird und muß auch unser Wirtschaftssystem sich fortentwickeln. Keinesfalls aber kann die Wirtschaftsstruktur so wie die Staatsverfassung durch Mehrheitsbeschluß umgeändert werden. Dazu ist der ständig sich ändernde Prozeß des Ineinandergreifens der Einzelwirtschaften viel zu empfindlich und seine Reaktionen auf unrichtige Eingriffe sind krisenhafte Erschütterungen.

Mehr denn je müssen die ökonomischen Grundgesetze beachtet werden, wenn wir vorankommen wollen, und nur in vertrauensvoller Gemeinschaftsarbeit kann und wird dies gelingen.

Freie Bahn dem freien Unternehmer!

Wirtschaften ist kein Verwalten.

(Dieser Artikel ist in der Beilage der Deutschen Bergwerkszeitung vom 20. September 1929, betitelt: „Das Problem der Wirtschaftsdemokratie. Zur Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie“, erschienen.)

Wirtschaftsdemokratie ist ein Schlagwort geworden, das eine neue Wirtschaftsform bezeichnen soll und einer gewissen suggestiven Kraft selbst in bürgerlichen Kreisen nicht entbehrt. Ich halte es deshalb für dringend notwendig, die Bedeutung der Bestrebungen, die sich hinter diesem Schlagwort verbergen, als Etappe auf dem Wege zum Sozialismus aufzuzeigen und die Folgen ihrer Durchführung für die Entwicklung des Wirtschaftslebens zu untersuchen und klarzulegen. Der Kernpunkt wirtschaftsdemokratischer Tendenzen scheint darin zu liegen, daß, ähnlich wie bei der politischen Demokratie, auch in der Wirtschaft die Herrschaft vom Volke ausgehen soll, wobei von den derzeitigen Verfechtern unter „Volk“ die Arbeitnehmerschaft verstanden wird. Praktische Ausdrucksform soll diese Beherrschung der Wirtschaft in der Teilnahme der Arbeitnehmer an der Betriebsführung finden.

Dabei scheint man aber zu vergessen, daß der Staat durch einen einheitlichen Willen gestaltet werden kann und muß, die Wirtschaft aber aus

einem beständig sich verändernden Ineinandergreifen der Einzelwirtschaften besteht, das nicht von einer Zentralstelle aus geregelt werden kann und das auf jeden fehlerhaften Eingriff mit krisenhaften Erschütterungen reagiert. Der Staat kann seine Gesetzgebung ändern und ausgestalten, wie die augenblickliche Notwendigkeit es erheischt. Wirtschaftliche Grundsätze lassen sich aber nicht beliebig ändern, auch nicht durch Mehrheitsbeschlüsse. Sie können zwar mißachtet und beiseitegeschoben werden. Die Erfahrung zeigt aber, daß sich dies sehr bald und sehr bitter rächt.

Der Staat mit seinem festumrissenen und von vornherein feststehenden Arbeitsprogramm kann von einem wohlorganisierten Beamtenapparat verwaltet und geleitet werden. Die Wirtschaft aber fordert täglich neue Initiative, rasche Entschlüsse, persönliches Wagen und überhaupt Einsatz der ganzen Persönlichkeit. All das kann ein schwerfälliger Beamtenapparat nicht leisten. Dazu ist der frei schaffende Unternehmer und der leitende Direktor mit hoher Verantwortung und persönlichem Risiko erforderlich.

Wenn die Wirtschaft Höchstleistungen vollbringen soll, dann muß sie auch die Form und Struktur behalten, die sich bewährt hat. Sie muß von gefährvollen Experimenten, deren Mißerfolg schon in anderen Ländern erwiesen ist, verschont bleiben. Statt dem Suchen nach neuen Wirtschaftsformen wäre es besser, im gemeinsamen Zusammenwirken aus der bestehenden das Beste herauszuholen. Auch in ihr ist Raum genug für den Aufstieg aus allen Kreisen des Volkes in die höchsten Führerstellen der Wirtschaft, allerdings nicht durch Mehrheitsbeschluß, sondern nur durch persönliche Tüchtigkeit, Verantwortungsbewußtsein, Fleiß und Energie.

Leverkusen, im September 1929.

Die Verbundenheit der Wirtschaft.

(Kölnische Zeitung Nr. 515 vom 20. September 1929.)

Kartelle, Konzerne und Truste sind heute durchaus unpopulär. Ein großer Teil der Öffentlichkeit befürchtet monopolistische Tendenzen und industrielles Machtstreben. Die staatliche Wirtschaftspolitik glaubt, diesem Gefühl durch eine Kette von Vorschriften, zusammengefaßt in der Kartellgesetzgebung, Rechnung tragen zu müssen. Und doch sind diese industriellen Zusammenschlüsse Kinder der Not. Ihr Grundgedanke ist zweifellos durchaus ökonomisch, ein Sparsamkeits Gesichtspunkt.

Ein reiches Land auf autarker Grundlage, das seiner Industrie vollen Absatz gewährt und ihr den Wettbewerb im Kampf um den Absatz im Ausland im wesentlichen erspart, brauchte eigentlich nicht derartige organisatorische Maßnahmen zu treffen. Wir sind aber leider ein armes Land, das nicht mehr in der Lage ist, aus eigener Kraft seinen Söhnen und Töchtern Nahrung zu geben. An die Stelle des fehlenden Bodens muß die menschliche Arbeit und der Erfindergeist treten, um Güter zu schaffen, für deren Gegen-

wert Rohstoffe und Lebensbedarf im Ausland erworben werden können. Aber nicht nur wir Deutschen sind diesem Schicksal unterworfen. Auch andere Industrieländer unterliegen dem gleichen Zwang und treten als Wettbewerber am Weltmarkt auf. Dazu kommen dann noch die Nationen, die Überschußerzeugungen anzubieten haben. Begreiflicherweise entspinnt sich so ein harter Wettkampf, in dem schließlich dem Stärksten der Sieg zufällt. Und der Stärkste ist der, dessen Angebot das beste und billigste ist.

Rückwirkend fordert diese Tatsache gebieterisch eine ständige Überprüfung der Produktionskosten nach neuen Möglichkeiten ihrer Verminderung. Wir Deutschen sind dabei in einer besonders ungünstigen Lage. Unsere Produktion ist mit einem festen Hundertsatz Kosten belastet, der aus untragbar hohen Steuersätzen, aus immer höher steigenden Lohn- und sich dauernd mehrenden Sozialabgaben sowie Zins- und Amortisationsquoten für Auslandsanleihen resultiert und an sich schon ein Handikap gegenüber den übrigen Konkurrenten am Weltmarkt schafft. Dazu kommt die seit längerer Zeit schon bestehende Unmöglichkeit der Bildung von Eigenkapital und damit die deutsche Kapitalnot. Sie verweist uns immer wieder auf Auslandskapital mit seinen hohen Zinssätzen. Nicht zuletzt wirken in dieser Richtung auch die hohen Zollmauern der Absatzländer mit ihrer steigenden Tendenz.

Bleibt also zunächst nur der Versuch übrig, durch industrielle Organisation Verbesserung und Verbilligung zu erzielen, um den Kostenfaktor herabzudrücken und so konkurrenzfähig zu bleiben. Es gibt zahlreiche Aufgaben, die den Einzelfirmen durch eine gemeinsame Stelle abgenommen werden können, was Zeit- und Kostenersparnis bedeutet. Ebenso kann durch Austausch der Produktionserfahrungen und durch Absatzvereinbarungen viel verbessert und unnütze Kraftvergeudung vermieden werden. Auf den Auslandsmärkten trägt es sicherlich nicht zur Hebung des deutschen Ansehens bei, wenn sich zwei Firmen derselben Branche mit allen Mitteln bitter befehden. Auch hier haben sich Preis- und Absatzvereinbarungen als sehr heilsam erwiesen. Die Vorteile einer Verständigung im Inland zur Erzielung einer Stetigkeit der Produktion und einer Kostensenkung brauche ich nicht zu begründen.

Ausdrücklich betonen möchte ich, daß die Furcht der Konsumenten vor Preissteigerungen durch Ausschaltung der Konkurrenz und vor Monopoltendenzen in den tatsächlichen Verhältnissen keine Rechtfertigung findet. Mißstände, die sich vereinzelt einmal ergeben können, stehen meist in keinem Verhältnis zu dem volkswirtschaftlichen Vorteil, der der produktionsregulierenden Kraft der Vereinbarungen zukommt. Die Außen-seiter im Lande selbst und die ausländische Konkurrenz sorgen schon ausreichend dafür, daß auch bei einem Konzern, der seine Produktion zu beherrschen scheint, die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Es ist auch nicht richtig, wenn behauptet wird, daß die Vereinbarungen, Kartellierung und Vertrustung die selbständige industrielle Unternehmerpersönlichkeit immer mehr ausschalten und die Einzelunter-

nehmungen immer mehr zusammenballen. 1925 wurden in Deutschland 3489000 Betriebe gezählt, das bedeutet gegenüber 1907 eine Zunahme von 400000 Betrieben. Zu dieser Zeit waren 53% aller beschäftigten Personen in Mittel- und Kleinbetrieben tätig. Wirkliche Großbetriebe von mehr als 1000 Beschäftigten gab es 1925 nur 892. Dabei ist natürlich klar, daß die industrielle Organisationsform dem jeweiligen Produktionszweig angepaßt sein muß. Was für den einen richtig ist, braucht für den andern noch lange nicht zuzutreffen. Ein Zweig wie die Chemie oder die Schwerindustrie braucht große Kapitalien und wird daher die Form der Aktiengesellschaft der Privatfirma auch bei der Bildung von Kartellen vorziehen, während wieder andere Zweige, wie Textil- oder Kleineisenindustrie, die persönlichen Unternehmungsformen bevorzugen. Andererseits aber steht es unleugbar fest, daß die Kartellierung unserer Wirtschaft als Erfolg buchen kann, die Konkurrenz in geregelte Bahnen geleitet, die Sicherheit der Kalkulationsmöglichkeit erhöht und Rückschläge und Krisen immer mehr verhindert zu haben.

Die Erkenntnis von der unabweisbaren Notwendigkeit des Zusammenschlusses hat in unserem industriell hochentwickelten Westen schon verhältnismäßig frühzeitig zur Tat geführt. Insbesondere waren es Chemie und Eisenindustrie, die führend vorangingen. Schon im Jahre 1920 habe ich vor der Sozialisierungskommission, im Gegensatz zu Hugo Stinnes, der für vertikalen Zusammenschluß eintrat, meine Ansicht über die Notwendigkeit des horizontalen Zusammenschlusses vertreten. Gerade die Chemie hatte im Westen ihre Hauptwerke, wie Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen, Meister Lucius & Brüning in Höchst a. M., Cassella sowie Griesheim-Elektron in Frankfurt a. M., Kalle in Biebrich a. Rh., Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. in Leverkusen, Weiler-ter Meer in Uerdingen usw. Hier galt es, zunächst einen diesbezüglichen Versuch zu machen, um sowohl in der Fabrikation als auch im Verkauf Ersparnisse zu erzielen. In der Not des Krieges wurden 1916 die führenden Teerfarbenfabriken zu einer Interessengemeinschaft zusammengeschlossen, nachdem sich schon 1904 die Badische Anilin- und Sodafabrik, Bayer, Leverkusen, und Agfa, Berlin, zur sogenannten kleinen I. G. verbunden hatten. Die Resultate waren überraschend günstig. Um die Situation auch noch durch organisatorische Vorteile zu bessern, fusionierten sich diese bis dahin vollkommen selbständigen Firmen 1925 zur heutigen I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft. Dieses Vorbild bot in der Folgezeit die Anregung für ähnliche Zusammenschlüsse im ganzen Reich. Trotzdem bestehen heute noch zahlreiche selbständige Unternehmen der chemischen Industrie. Von 93500 Angestellten der chemischen Industrie insgesamt entfielen 1925 nur 19800 auf die I. G. Farbenindustrie, von 244600 Arbeitern nur 61800 auf die I. G.

Ähnlich wie in der Chemie war die Entwicklung in der Eisenindustrie. Auch hier ergab sich die Notwendigkeit, die Erzeugung zu vereinfachen, zu rationalisieren, um besser und billiger sein zu können. In den Vereinigten Stahlwerken vollzog sich ihr Zusammenschluß. Doch damit war es nicht

getan. Noch wurde bei uns gerade im Westen die Konkurrenz der übrigen Industrieländer im eignen Land und besonders auf den Auslandsmärkten hart und drückend empfunden. Es ergab sich daher die Notwendigkeit, auch international zu Verständigungen zu gelangen, und bei der Wirkungslosigkeit der Empfehlung des internationalen Wirtschaftsparlaments, trotz der immer noch vorhandenen überaus hohen Zollmauern Formen zu finden, um zu einer Verständigung mit den ausländischen Konkurrenten zu kommen. Die Chemie ist auch diesen Weg zuerst gegangen. So sind wir z. B. über die Kuhlmann-Gruppe mit der französischen Großchemie und dann mit den schweizerischen Firmen zu internationalen Abmachungen gekommen. Ebenso haben wir jüngst zuerst mit Chile und dann mit den englischen Stickstoffherzeugern eine Vereinbarung getroffen, als deren Folge nicht wie befürchtet der Stickstoffpreis in die Höhe gesetzt, sondern trotz seines derzeitigen Standes mit etwa 20 % unter Friedenspreis, um 5 Pfennig je Kilo Stickstoff, also um weitere 6 % herabgesetzt wurde.

Die deutsche Eisenindustrie hat sich mit der ausländischen zur Internationalen Rohstahlgemeinschaft zusammengeschlossen und so Fühlung mit Frankreich, Belgien, Luxemburg, dem Saargebiet, der Tschechoslowakei, Österreich und Ungarn genommen. Weitere Produktionszweige, wie die Zement- und die Aluminiumindustrie, sind diesem Beispiel gefolgt. Hoffentlich wird man bei der Kohle und beim Zucker auch bald zu einer allgemein befriedigenden Regelung gelangen.

Der Weg ist also beschritten, und die Richtung ist gezeigt für eine ökonomisch vernünftige Orientierung der europäischen Produktion und der europäischen Märkte. Die Entwicklung in der Welt tendiert heute zweifellos nach größeren Wirtschaftsgebieten. Denken wir nur an die Panamerikabewegung der Vereinigten Staaten, die sicher neben dem ideellen einen sehr realen wirtschaftlichen Hintergrund hat. Denken wir ferner an die aufflammende Selbständigkeitsbewegung und Eigenwirtschaftstendenz Asiens, die von der Türkei bis Japan verfolgt werden kann. Die europäische Wirtschaftsverständigung, wie sie jetzt auch im Völkerbund angeregt und besprochen wurde, ist dabei unbedingt eine Angelegenheit, die vor allen Dingen die beteiligten Völker selbst betrifft und sich zu allseitigem Vorteil auswirken soll, ohne dabei aber die Selbständigkeit der nationalen Wirtschaften zu gefährden.

Es ist sicher sehr zu bedauern, daß heute schon, bevor diese im Interesse der Völker und ihrer Zukunft dringend erwünschte wirtschaftliche Verständigung gereift ist, der Versuch gemacht wird, ihr antiamerikanische Absichten unterzuschieben, die ihr vollkommen fernliegen und fernliegen müssen. Mehr denn je wird Europa auf amerikanisches Kapital und amerikanische Produktionserfahrungen sowie auf den amerikanischen Absatzmarkt angewiesen sein. Es wäre deshalb nicht nur sehr unklug, sondern auch in hohem Grade unökonomisch, eine irgendwie geartete europäische Autarkie oder Antiamerikafront schaffen zu wollen.

Die deutsche Industrie aber wird auf dem einmal beschrittenen, oben gekennzeichneten Wege weitergehen müssen. Dabei ist im Interesse der deutschen Zukunftsentwicklung zu hoffen, daß diese Tendenz bei Behörden und bei der Öffentlichkeit das Verständnis findet, das Voraussetzung für eine gedeihliche Weiterentwicklung ist. Nur vertrauensvolle Zusammenarbeit aller Kreise unseres Volkes kann uns weiterführen. Es ist heute mehr denn je nötig, miteinander und nicht gegeneinander zu arbeiten. Gilt es doch trotz schwerster Lasten, die uns niemand abnehmen wird, nicht stehenzubleiben, sondern voranzukommen. Daß diese Zusammenarbeit auf der Grundlage ökonomischer Vernunft und Einsicht gedeihen möge, ist heute mein aufrichtiger Wunsch.

Neue Führerprobleme in der Industrie.

(Vorwort von C. Duisberg zu dem Buch „Neue Führerprobleme in der Industrie“, herausgegeben von Sam. A. Lewisohn, Verlag Reimar Hobbing, Berlin 1929.)

Das Führerproblem gewinnt in den Erörterungen der neuesten Zeit in steigendem Maße an Bedeutung. Ausgehend von der Voraussetzung, daß das kapitalistische Wirtschaftssystem in seinen Grundzügen das einzig Mögliche ist, um die Aufgaben, die heute der Wirtschaft gestellt sind, befriedigend lösen zu können, muß man nach Verbesserungsmöglichkeiten im Rahmen dieses Systems suchen. Dabei ist es notwendig, nicht nur die Verhältnisse im eigenen Lande zu betrachten. Es ist besonders wichtig und nützlich, auch die Versuche, die andere Völker auf diesem Gebiete machen, auf das aufmerksamste zu verfolgen. Daher hat es auch für uns Deutsche eine große Bedeutung, wenn Herr Sam. Lewisohn das neue Führerproblem der Industrie in seinem vorliegenden Buche eingehend darstellt. Seine Gedankengänge und seine Schlußfolgerungen verraten den Praktiker, der aus der persönlichen Anschauung eines arbeitsreichen Lebens die Erfahrungen, die er gesammelt hat, der Allgemeinheit nutzbar macht und neue Wege zur besseren Organisation unserer Wirtschaft zu weisen versucht. Besonders bedeutsam sind seine Feststellungen, mit vielen Beweisen belegt, über die Notwendigkeit der Führerpersönlichkeit. Seine kritischen Untersuchungen über das Versagen der kollektivistischen Leitung der Betriebe öffentlicher und gewerkschaftlicher Art haben gerade in der jetzigen Zeit für uns Deutsche großes praktisches Interesse. Wie bei allen Untersuchungen des Verfassers muß man sich natürlich auch bei der Lohnfrage vor Augen halten, daß sein Objekt eine Wirtschaft ist, die auf der fast autarken Grundlage des amerikanischen Kontinents basiert, die als Sammelpunkt des Kapitalreichtums gilt und zur Zeit in ihrer höchsten Blüte steht. So sehr ich auch grundsätzlich der Auffassung des Verfassers über eine entsprechende Beteiligung der Arbeiter am Arbeitsertrag zustimme, so scheinen mir doch seine Schlußfolgerungen bei der gänzlich anders gearteten Lage unserer deutschen Wirtschaft auf unser Wirtschaftsleben nicht ohne weiteres übertragbar zu sein. Ein grundlegender Unterschied liegt darin, daß Amerika

im großen und ganzen autark ist und zur Ausfuhr zusätzliche Produktion verwendet, während Deutschland in bezug auf Rohmaterialien und Nahrungsmittel auf Einfuhr angewiesen ist und daher zur Ausfuhr gezwungen ist, um die notwendige Einfuhr entsprechend zu decken. So haben auch Lohnerhöhungen in Amerika und in Deutschland eine ganz anders geartete Wirkung, wenn natürlich auch drüben für Lohnerhöhungen Grenzen gesetzt sind, die in den allgemeinen Wirtschaftsgesetzen begründet liegen. Bei uns in Deutschland dagegen können Lohnerhöhungen, die nicht auf eine Produktivitätssteigerung zurückgehen, wohl zunächst umsatzmehrend wirken, aber diese Umsatzsteigerung kommt durchaus nicht nur der heimischen Produktion zugute, sondern erstreckt sich weitgehend auch auf Einfuhrwaren. Andererseits aber wirken derartige Lohnsteigerungen zweifellos selbstkostenmehrend und damit preisteigernd. Das hat wiederum zur Folge weitere Verminderung der Konkurrenzfähigkeit und damit weiteres Sinken der notwendigen Ausfuhr. Ebenso bewirken derartige Selbstkostensteigerungen auch eine Vermehrung der Arbeitslosigkeit. Auf jeden Fall kann also festgestellt werden, daß Lohnerhöhungen bei der schon vorhandenen hohen Belastung unserer Produktion mit Steuern und sehr hohen Leihkapitalzinsen eine andere Wirkung auslösen, als sie der Verfasser bei der Beurteilung der amerikanischen Verhältnisse voraussieht.

Zustimmung findet der Verfasser dagegen wieder bei der Betonung eines stärkeren Vertrauensverhältnisses zwischen Betriebsleitung und Arbeiterschaft sowie der Propagierung einer Interessierung des Arbeiters am Betriebe.

Im ganzen gesehen wird das Buch sicherlich dazu beitragen, die Meinungen über die schwierigen Fragen der richtigen Gestaltung des Führerproblems in der Wirtschaft aus der Sphäre der parteipolitischen Auseinandersetzungen und des persönlichen Gefühls auf eine nüchterne, sachliche Basis zu stellen. Das allein genügt schon, um dem Buch die gebührende Beachtung zu schenken.

Leverkusen, im Oktober 1929.

Der Weg zum Wiederaufstieg.

(Deutsche Allgemeine Zeitung Nr. 604 vom 31. Dezember 1929.)

Aus den Ereignissen des verflossenen Jahres 1929, ja des vergangenen Jahrzehnts, schält sich eine Frage heraus, von deren Meisterung das Zukunftschicksal unseres Volkes wesentlich beeinflußt wird. Es ist dies die Divergenz zwischen den beiden Polen unseres Wirtschaftslebens, Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Wie wohl kaum in irgendeinem anderen Lande ist bei uns in Deutschland die zugrunde liegende natürliche Interessengemeinschaft gestört durch weltanschauliche, parteidogmatische und traditionelle Gegensätze. Das mag vielleicht in der Wesenseigenschaft des Deutschen begründet sein, der im Gegensatz zum Angelsachsen die Dinge und Verhältnisse meist vom egozentrischen und nicht vom allgemeinen nationalen Standpunkt aus ansieht.

Ich weiß, daß jedem, der diese Frage zu lösen sucht, Verrat, wenn er von Arbeitnehmerseite, Schwäche, wenn er von Arbeitgeberseite kommt, vorgeworfen wird. Aber das soll und darf uns nicht abhalten, einer im Interesse unseres Zukunftsschicksals liegenden Klärung dieser Lebensfrage unseres Volkes näher zu kommen.

Heute zwingt die Not unsere Regierung, in der die Arbeitnehmer einen überragenden Machteinfluß besitzen, Maßnahmen zu beschließen, die schon seit Jahren von den Arbeitgebern als wirtschaftliche Selbstverständlichkeit gefordert wurden, aber im Arbeitnehmerlager schärfste Ablehnung fanden. So wurde jedem Vorschlag von unserer Seite durch die berufenen Hüter des überkommenen sozialistischen Parteidogmas sofort der Stempel der Unwahrhaftigkeit und des rein egoistisch-kapitalistischen Interesses aufgedrückt.

Es ist heute wirklich angebracht, einmal zu überlegen, ob dieser gegensätzliche Zustand, der weder zum Segen der Arbeitnehmer, noch viel weniger der Arbeitgeber und damit zum Schaden des ganzen Volkes herrscht, unänderlich ist.

Das Kräfteverhältnis in der Wirtschaft hat heute einen Zustand erreicht, der mindestens als Ausgleich angesprochen werden kann. Auf keinen Fall kann man heute mehr von der Arbeitnehmerschaft als dem schwächeren Teil in der Volkswirtschaft sprechen. Sicherlich ist dies ein Verdienst des gewerkschaftlichen Zusammenschlusses und der erfolgreichen Vertretung der Arbeitnehmerinteressen. Auch in der Zukunft sollen und müssen diese Interessen der beiden Träger unserer Wirtschaft auf sachlicher Basis ausgetragen werden, aber ohne politisches und Klassenkampforchester.

Wir leben nicht mehr in der Frühzeit des Kapitalismus. Der Arbeitgeber hat heute eine andere Einstellung zur Verwendung der Menschenkraft, und er denkt anders über die sozialen Fragen. Die Verhältnisse und mit ihnen die Menschen haben sich ganz wesentlich geändert. Die rasche wirtschaftliche Entwicklung und der immer schärfer werdende Konkurrenzkampf, zusammen mit den Fortschritten der Wissenschaft und Technik, haben einen Unternehmertyp geschaffen, der weit über den Rahmen seiner täglichen Gewinn- und Verlustrechnung hinaussieht und der weiß, daß es darauf ankommt, mit seiner Arbeit der gesamten Volkswirtschaft zu dienen. Die enge Verflechtung des Einzelbetriebes mit dem Gesamtschicksal der Wirtschaft fordert weitgehende Rücksichtnahme. Ausnahmen bestätigen die Regel. Der wahre Unternehmer fühlt sich heute nicht nur für sein eigenes Geschick, sondern auch für das seiner Arbeiter und Angestellten und für das der gesamten Wirtschaft verantwortlich. Ebenso ist aber auch der Arbeiter heute nicht mehr der Typ des Arbeiters der kapitalistischen Frühzeit. Die Bedingungen seiner Arbeit haben sich gewaltig gewandelt. Sein Lebensstandard ist ganz wesentlich gestiegen. Sein Selbstbewußtsein und damit sein Geltungsdrang und sein Vorwärtstreben sind gewachsen. Die Voraussetzungen, auf denen Karl Marx sein Evangelium aufbaute, sind heute so gut wie weggefallen. Jeder tüchtige Arbeiter hat die

Möglichkeit, nach oben zu steigen, wie dies Hunderte und Tausende von führenden Unternehmern, die dem Arbeiterstande entstammen, beweisen. Auf der anderen Seite gleiten Unternehmerfamilien, die nicht mehr fähig sind, den hohen Anforderungen, die ihre besondere Stellung von ihnen fordern, gerecht zu werden, wieder in den Arbeiterstand hinunter. Im großen Durchschnitt kann man sogar von einer derartigen Fluktuation in drei bis vier Generationen sprechen. Der Irrtum von der Möglichkeit der Erreichung einer Gleichheit aller Menschen wird fortlaufend durch das russische Beispiel widerlegt. Jeder Fortschritt im Einzelleben, noch mehr in der Wirtschaft und im ganzen Volke, erfordert als Motor letzten Endes den wirtschaftlichen Erfolg. An die Stelle einer rückschrittlichen allgemeinen Gleichheitstendenz setzt jedes gesunde Volk den Drang nach vorwärts, den Leistungsgedanken. Erfreulicherweise kann man dies in allen Schichten des deutschen Volkes feststellen.

Wieviel Arbeit, wieviel Vergeudung von Kraft und Energie könnte vermieden werden, wenn es auch den Deutschen gelänge, mit veralteten, überkommenen Begriffen, unter denen der Klassenkampf an erster Stelle steht — wie absurd er ist, ergibt sich schon daraus, daß der Mitkämpfer von heute, durch seine eigene Tüchtigkeit emporgestiegen, der Feind von morgen sein kann —, zu brechen und in Dingen, die die Allgemeinheit betreffen, in rein sachlicher Aussprache das beste Ergebnis zu suchen. Wieviel besser wäre unsere Wirtschaft und damit auch unsere Arbeiterschaft gestellt, wenn eine unvoreingenommene Aussprache zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern schon vor Jahren eine Einheitsfront der Wirtschaft in solchen Dingen geschaffen hätte, die heute unter dem Zwang der Not doch durchgeführt werden müssen. Ich erinnere nur an die Finanz- und Wirtschaftspolitik, die nicht nur die Arbeitgeber, sondern in gleichem Maße auch die Arbeitnehmer betrifft, und deren Sünden leider heute von beiden getragen werden müssen.

Es steht dahin, ob in Deutschland heute schon Erkenntnis und Einsicht so fortgeschritten sind, daß eine sachliche Aussprache möglich ist. Der Reformwille, der seit kurzer Zeit fühlbar unser Volk erfaßt, sowie die Entscheidung, die heute unser Volk über sein Zukunftsschicksal zu fällen hat, sollten endlich dazu zwingen, das Rüstzeug der Tradition zu überprüfen und rostige Waffen zu verschrotten, um daraus die Werkzeuge für gemeinsame Aufstiegsarbeit zu schmieden.

Gemeinsame Arbeit.

(Kölnische Zeitung Nr. 1 vom 1. Januar 1930.)

An die Spitze meines Neujahrswunsches möchte ich den Ruf nach Sammlung aller aufbauenden Kräfte in unserem Deutschen Reich stellen. Ich bin der Überzeugung, daß die Entwicklung des Jahres 1930 bestimmend sein wird für den Weg unserer Wirtschaft und unseres Volkes nach oben oder nach unten. Ein Jahrzehnt hindurch hat die deutsche Wirtschaft in ihrer Gesamt-

heit trotz aller Hemmnisse mit dem Aufgebot aller Kräfte unserem Volke die wirtschaftliche Existenzgrundlage wiedergegeben. Mangelnde Einsicht in weiten Kreisen des deutschen Volkes für wirtschaftliche Grundgesetze sowie nicht zuletzt mangelnde Rücksicht der maßgebenden politischen Faktoren auf den empfindlichen Wirtschaftsapparat haben diese Aufgaben wahrlich nicht leicht gemacht, sondern im Gegenteil sehr erschwert.

Dazu kommt eine parteipolitische Verblendung, deren bewußte Schürung durch Leute, die eine Verantwortung im öffentlichen Leben zu tragen haben, jedes ernste Reformwerk von vornherein desavouiert. Es kann nicht anders als ein Verbrechen am ganzen Volke bezeichnet werden, wenn in einer Stunde, in der steigende Arbeitslosigkeit und immer mehr um sich greifende Zusammenbrüche ältester wirtschaftlicher Unternehmungen Brandfackeln sind, von gewisser gewerkschaftlicher Seite die Mahnungen des verantwortungsbewußten Unternehmertums als unberechtigt in den Wind geschlagen werden. Zum mindesten kann heute verlangt werden, daß ernste Reformvorschläge auch eine sachliche Kritik finden. Mit abgedroschenen Phrasen und Parteidogmen kommen wir keinen Schritt vorwärts.

Die Regierung hat sich endlich unter dem Zwang der Not veranlaßt gesehen, eine grundsätzliche Reform der bisherigen Finanzpolitik in Erwägung zu ziehen. Das Jahr 1930 wird uns zeigen, ob es den einsichtigen Kräften in unserem Volk und im Parlament gelingt, die Durchführung der als notwendig erkannten Reformmaßnahmen zu erzwingen. Sollte aus dem Kuhhandel der Parteien lediglich eine weitere Steigerung der steuerlichen Belastung ohne gleichzeitige Entlastung der Produktion hervorgehen, dann freilich ist es um die Zukunft unserer Wirtschaft schlecht bestellt. Aber diejenigen, die heute glauben, für die aufgeblähten öffentlichen Ausgaben Deckungsmittel beschließen zu können, die andere bezahlen müssen, vergessen, daß sie dabei ihre eigene Existenzgrundlage erschüttern.

Die Tatsache ist nicht aus der Welt zu schaffen, daß Betriebszusammenbrüche und Produktionseinstellungen infolge zu hoher Belastung Arbeitslosigkeit bedeuten. Daran vermögen weder Beschimpfungen noch Vorwürfe etwas zu ändern. Wer aus parteitaktischen Gründen wirtschaftliche Grundgesetze vernachlässigen zu müssen glaubt, der hat dann auch die Folgen zu tragen.

Mein Wunsch geht also heute dahin, daß es den einsichtigen Kräften unseres Volkes in gemeinsamer Arbeit gelingen möge, im kommenden Jahr 1930 die Wirtschaft durch einen radikalen Wandel der bisherigen wirtschafts- und finanzpolitischen Methoden vor Katastrophen zu bewahren.

Las relaciones entre ambos países.

(La Nación vom 11. April 1930.)

Las relaciones económicas entre Alemania y la República Argentina han ido estrechándose cada vez más en el transcurso de los últimos decenios como

una consecuencia de la creciente vinculación económica de todos los países de la tierra. Y ocurre que la Argentina y Alemania constituyen justamente un ejemplo de lo que es la compensación económica de diversos campos de la producción. Mientras que aquella república es dueña de una riqueza ilimitada en productos agropecuarios, alrededor de los cuales se halla concentrada casi toda su potencia económica—hasta el grado de que no queda mucho que explorar en esa industria—Alemania cuenta con un mecanismo admirable de producción industrial que día tras día sigue mejorando, gracias a la constante „racionalización“ de los últimos años, y ello pese a la escasez de capitales. A esto hay que añadir la estrecha unión que existe entre la producción industrial y la investigación científica en el ex imperio. Por eso descubrimos senderos siempre nuevos para llegar a una producción mejor y más barata, sin que esa reducción en el costo sea óbice para que se alcance la meta fijada para toda la labor industrial alemana: la fabricación de artículos de alta calidad. Finalmente, tenemos en Alemania una estirpe de trabajadores que contribuyen esencialmente al feliz éxito de la industria nacional, a la que brindan una clara inteligencia y una sólida personalidad.

Por otra parte, tenemos, sin embargo, el hecho de que el pueblo alemán, con sus sesenta millones de habitantes, no está en situación de cubrir suficientemente con sus propios recursos agrícolas la escasez de productos alimenticios y artículos de primera necesidad, porque tiene el factor adverso de una considerable falta de espacio.

Nada más natural, entonces, que estos dos países que están predestinados a realizar una labor de unión económica, busquen y encuentren la manera de satisfacer sus necesidades mutuas. Y bien puede citarse como la forma más moderna del intercambio el hecho de que la República Argentina exporte anualmente a Alemania substancias alimenticias y materias primas cuyo valor oscila alrededor de mil millones de marcos, o sea, aproximadamente, 247.000.000 de pesos oro (cereales en general, maíz, cebada, centeno, carnes, maní, lana, cueros y maderas tánicas), mientras que importa aproximadamente 400 millones de reichsmarcs de mercaderías alemanas y entre éstas más de 300 millones de artículos industriales terminados.

La economía argentina tiene ante sí un período evolutivo feliz todavía mayor que hasta la fecha, porque son ingentes las riquezas de su suelo y son idóneas las gentes que lo pueblan. Mientras disminuye la exportación de productos de la economía rural en otros países típicamente agrarios la República Argentina se perfila ya como el más persistente e importante de los abastecedores de toda Europa.

Alemania ocupa el primer puesto entre los compradores que tienen los productos argentinos; en cambio, marcha todavía a la zaga de los Estados Unidos y Gran Bretaña, como proveedor.

La íntima amistad que une desde hace largos años a la Argentina y Alemania, una amistad que ha sido puesta en evidencia en los momentos de máximas dificultades, como asimismo el hecho de que tanto una como otra

tienen pueblos que pueden enorgullecerse de su vieja y elevada cultura, nos permite esperar que el vínculo ideal, al sumarse al no menos poderoso vínculo material, venga a fortificar las mutuas relaciones comerciales. Y es seguro que, recíprocamente, la obra conjunta de carácter económico acarreará mayor intensidad en las relaciones culturales entre Alemania y la República Argentina para bien de ambos grandes pueblos, a los que al mismo tiempo ata y separa todo un océano.

Argentinien und die deutsche Wirtschaft.

(Deutscher Text des in der Deutschland-Sondernummer der argentinischen Zeitung „La Nación“ vom 11. April 1930 unter dem Titel: „Las relaciones entre ambos países“ veröffentlichten Artikels.)

Durch die steigende weltwirtschaftliche Verflechtung aller Länder der Erde in den letzten Jahrzehnten sind auch die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Argentinien immer enger geworden. Gerade Argentinien und Deutschland sind ja ein Musterbeispiel für den weltwirtschaftlichen Ausgleich verschiedenartiger Produktionsgebiete. Während Argentinien einen unerschöpflichen Reichtum an landwirtschaftlichen Erzeugnissen aufzuweisen hat und darin seine Hauptwirtschaftskraft konzentriert, so daß für eine eigene Industrie kein großer Raum bleibt, verfügt Deutschland über einen hochqualifizierten industriellen Produktionsapparat, der durch die ständige Rationalisierung der letzten Jahre trotz der Kapitalknappheit noch immer mehr verbessert wird. Dazu kommt die enge Verbindung zwischen industrieller Produktion und wissenschaftlicher Forschung in Deutschland, die immer neue Wege besserer und billigerer Produktion zeigt und so dem Ziele aller deutschen industriellen Arbeit, der hochwertigen Qualitätsware, dient. Endlich haben wir in Deutschland einen Arbeiterstamm, der durch hohe Intelligenz und persönliche Tüchtigkeit zum Erfolg der deutschen Industrie wesentlich beiträgt.

Auf der anderen Seite aber ist das deutsche Sechzigmillionen-Volk infolge der großen Raumbeschränktheit nicht in der Lage, in vollkommen ausreichender Weise seinen Ernährungs- und Rohstoffbedarf durch eigene Landesprodukte zu decken.

Was ist natürlicher, als daß diese beiden Länder, die zu einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit geradezu prädestiniert sind, den Ausgleich ihres gegenseitigen Bedarfs suchen und finden. Ja, es kann geradezu als die modernste Form des Tauschverkehrs angesprochen werden, wenn Argentinien nach Deutschland jährlich für nahezu 1 Milliarde Reichsmark oder rund 247 Millionen Goldpesos Lebensmittel und Rohstoffe — wie z. B. Weizen, Mais, Gerste, Roggen, Fleisch, Ölf Früchte, Wolle, Häute und Gerbhölzer — absetzt und dafür auf der anderen Seite für ca. 400 Millionen Reichsmark deutscher Waren — darunter für über 300 Millionen Reichsmark industrielle Fertigfabrikate — aufnimmt.

Dank des Reichtums an Bodenschätzen und der Tüchtigkeit seiner Bevölkerung steht der argentinischen Wirtschaft eine weitere glückliche Entwicklungsperiode bevor. Während andere Agrarländer in ihrer Ausfuhr an landwirtschaftlichen Erzeugnissen zurückgehen, verspricht Argentinien jetzt schon, auf die Dauer der wichtigste Lieferant Europas zu werden. In der Gesamtwertung der Käufer Argentiniens steht Deutschland mit an erster Stelle, während es als Lieferant jetzt hinter Amerika und England folgt.

Die aufrichtige Freundschaft, die Argentinien und Deutschland seit langen Jahren verbindet und die sich auch in den schwersten Zeiten bewährt hat, sowie die Tatsache, daß die beiden Völker, Argentinier wie Deutsche, einem alten und hohen Kulturkreis angehören, ermutigt auch zu der bestimmten Hoffnung, daß das ideelle Band sich durch seine Verflechtung mit dem materiellen Band der beiderseitigen Handelsbeziehungen noch verstärkt. Sicherlich wird auch auf der anderen Seite die enge wirtschaftliche Zusammenarbeit eine weitere Vertiefung der kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Argentinien bewirken, wiederum zum besten der beiden großen Völker diesseits und jenseits des trennenden und doch wieder verbindenden Atlantischen Wogenwalles.

Optimismus?

(Veröffentlicht in „Neue Freie Presse“, Wien, Nr. 23564 vom 20. April 1930 unter dem Titel „Vertrauen in die eigene Kraft“ und „Der Mittag“, Düsseldorf, Nr. 92 vom 1. April 1930 unter dem Titel „Die Vertrauensbasis“.)

Begreiflicherweise erscheint es in der überaus schwierigen Lage, in der sich Deutschland zur Zeit befindet, fast paradox, wenn wir Deutschen von einem Bekenntnis zum Optimismus oder einer Propaganda für den Optimismus sprechen. Und doch ist es, wenn wir unter Optimismus Mut, Hoffnung und Vertrauen auf die Zukunft verstehen, unbedingt notwendig, diese drei Grundvoraussetzungen für jeden Aufstieg in uns selbst und im ganzen Volke lebendig zu erhalten. Es gehört allerdings ein großes Maß von Vertrauen auf unsere eigene Kraft und auf die beginnende Einsicht in den maßgebenden Kreisen der Politik sowie im ganzen deutschen Volke dazu, wenn wir heute optimistisch in die Zukunft blicken wollen. Vergessen wir aber nie, daß es sowohl Deutschland wie Österreich seit Kriegsende gelungen ist, sehr viel schwierigerer Verhältnisse, als wir sie heute haben, Herr zu werden. Wir müssen weiter bedenken, daß sich unsere Überzeugung von der Unerfüllbarkeit der Youngplan-Ziffern auch im Ausland durchsetzen wird. Endlich ist zu berücksichtigen, daß unsere gegenwärtige Lage durch eine allgemeine wirtschaftliche Weltkrise erheblich verschärft wurde. Auf der anderen Seite können wir aber auch einen energischen Willen zur Sparsamkeit und Zurückhaltung von unwirtschaftlichen Betätigungen bei der öffentlichen Hand sowie Anzeichen von einer Wandlung zur ökonomisch richtigen Beurteilung der Situation auch in einzelnen Teilen des Gewerkschaftslagers feststellen. Wenn wir dann noch an die

steigende Weltgeltung denken, die uns die großen Taten deutschen Geistes und deutschen Fleißes in der Schifffahrt und in der Luftschifffahrt im letzten Jahre trotz aller Schwierigkeiten erworben haben, so haben wir zwar noch keinen Grund für übergroße Hoffnungen, aber es bietet sich wieder eine Basis für unser eigenes Vertrauen und das Vertrauen des Auslandes auf den unerschütterlichen deutschen Lebenswillen und die deutsche Kraft zum Wiederaufstieg.

Leverkusen, Ostern 1930.

Presse und Wirtschaft.

(Festnummer der „Deutschen Presse“, Nr. 22 vom 31. Mai 1930, „Zum Verbandstag 1930“ in München.)

Im folgenden möchte ich zu dem gestellten Thema, das selbstverständlich auf dem zur Verfügung stehenden knappen Raum nicht im entferntesten erschöpft werden kann, einige Gedanken schildern, die die Gegenwart nahelegt.

Die Presse leitet ihre Machtstellung aus zwei Quellen her: Die eine ist psychologischen und die andere materiellen Ursprungs. Das psychologische Moment beruht auf der Beeinflußbarkeit großer Menschenmassen durch einen in bestimmter Richtung verfolgten Kurs in allen Veröffentlichungen. Das materielle Moment besteht in dem für die Angehörigen aller Berufsstände gegebenen Zwang, sich der Presse zu bedienen, um sich über alle täglich wechselnden Ereignisse sowohl in der Welt der Politik wie der Wirtschaft zu unterrichten.

Vom Gesichtspunkt der Industriellen aus gesehen, möchte ich der letzteren, dieser Alltagsarbeit der Presse, große Bedeutung beimessen. Ermöglicht sie es doch dem Leser, sich durch konsequent durchgeführte richtige Anordnung, knappe Form und Inhalt sowie durch treffende Kennzeichnung aller Artikel in kurzer Zeit ein zuverlässiges Bild von der jeweiligen politischen und wirtschaftlichen Lage in der Welt zu machen. Neben diesem Gesamtüberblick kommt eine Fülle von Einzeltatsachen und Einzelmeldungen in Betracht, die für das Disponieren und das richtige wirtschaftliche Erwägen eines jeden Tages von Wichtigkeit und Bedeutung sind. Ich erwähne nur die unentbehrlichen Nachrichten über Produktion und Preise, Börsenkurse und Valutanotierungen, über Banken, Außenhandel, Indexziffern, Konkurse, Geschäftsaufsichten, In- und Auslandsmärkte und alle sonstigen für die Beurteilung des Konjunkturverlaufs erheblichen Tatsachen. Der Hauptwert dieser Meldungen liegt in der Zuverlässigkeit und der Schnelligkeit ihrer Übermittlung.

Trotzdem möchte ich hier ausdrücklich betonen, daß ich mich bei der Lektüre, vor allem der großen Tageszeitungen, des Eindrucks nicht erwehren kann, daß meist im wirtschaftlichen Teil vor allem die spezifischen Handelsnachrichten vorherrschen. Insbesondere nehmen die Börsennachrichten einen Raum ein, der ihnen, selbst wenn ich die Bedeutung dieser Nachrichten für die gesamtwirtschaftliche Entwicklung hochschätzte, was ich nicht tue, bei weitem

auch nicht zukommt. Ich weiß genau und gebe es zu, daß diese Sonderberücksichtigung der spekulativen Interessen aus Rücksicht auf das breite Leserpublikum geschieht. Aber die Presse soll, und zwar aus allgemeinen wirtschaftlichen Gründen, mehr dahin wirken, daß dieses spekulative Börsenspiel nicht gefördert, sondern eher gemildert wird. Es ist bei allen Spielern mit kleinen Beträgen auf die Dauer fast immer mit Einbußen an Vermögen verbunden, und dabei im Vergleich zu den Glücksspielen in Monte Carlo, infolge der Börsenumsatzsteuer und der Provision der Banken noch sehr viel kostspieliger. Aus ähnlichen Erwägungen heraus findet man in Tageszeitungen häufig auch eine Überschätzung und kritiklose Wiedergabe ungünstiger Meldungen über interne Vorgänge einzelner Firmen, während günstige Nachrichten kaum die verdiente Beachtung finden. Ich bin der Meinung, daß in keinem Teil der Zeitung irgendwelche Sensationsmeldungen weniger Platz finden sollten als gerade im Wirtschaftsteil. Damit der Wirtschaftsteil auf der einen Seite für die verantwortlichen Männer der Wirtschaft brauchbar sein soll, müssen alle Nachrichten trotz der Schnelligkeit ihrer Übermittlung von möglicher Zuverlässigkeit sein. Damit er aber auf der anderen Seite, und damit komme ich auf die psychologische Seite der Frage zu sprechen, seiner Pflicht zur verantwortlichen Mitarbeit, die der Presse zukommt, genügen kann, muß gerade der Wirtschaftsteil so gehalten sein, daß jede unnötige Beunruhigung des Marktes und des Publikums, die sich in gefährlichen Erschütterungen der Wirtschaft auswirken kann, vermieden wird. Dabei gebe ich selbstverständlich zu, daß die Presse dabei ihre Pflicht, rechtzeitig zu warnen, nicht vernachlässigen darf. Es muß aber verlangt werden, daß erst recht dabei die Nachrichten unbedingt zuverlässig sind.

Der zweite Punkt, in dem die Presse dem Industriellen, also dem Mann, der eine große Verantwortung für die ihm unterstellten Betriebe und für eine große Anzahl der darin beschäftigten Arbeiter und Angestellten zu tragen hat, nützlich sein kann, ist die sogenannte psychologische Einflußmöglichkeit. Mehr als die schönsten Reden und Versammlungen vermag das täglich wiederkehrende gedruckte Wort sich im Gehirn der Leser festzusetzen und zur einheitlichen Meinungsbildung zu verdichten. Hier kann die Presse der gesamten Volkswirtschaft überaus große Dienste leisten, wenn sie sich nur konsequent von allgemein volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten und weniger von parteipolitischen und taktischen Erwägungen leiten läßt. Ich freue mich, feststellen zu können, daß in zunehmendem Maße führende Köpfe der deutschen Tagespresse Veranlassung nehmen, einen regen Gedankenaustausch mit wirtschaftlichen Kreisen und Spitzenorganisationen sowie den Leitern wirtschaftlicher Betriebe, die in der wirtschaftlichen Tagesarbeit stehen, zu pflegen und auf diese Weise auch die im einzelnen klein erscheinenden Alltagsinteressen der Wirtschaft, die aber zusammengefaßt ein eindrucksvolles Bild ergeben, kennenzulernen. So ist es auch allein der Presse möglich, die notwendige Basis zu schaffen, um in gewissen grundsätzlichen Fragen zu einer Art Arbeitsgemeinschaft in der Wirtschaft zu kommen, wobei diese Arbeitsgemeinschaft

durchaus örtlicher und bezirklicher Art sein kann. Ich kann allerdings nicht verhehlen, daß es auf der anderen Seite gerade wieder die Einflußnahme einer gewissen Tagespresse ist, die jeden heute so notwendigen Gedanken auf einmütige Zusammenarbeit aller Kreise durch ständige Schürung des Klassengegensatzes unterbindet, der auf dem Boden einer Schichtung unseres Volkes geboren ist, die heute nicht mehr in dem Maße wie früher gegeben ist. Heute bildet sich vielmehr in zunehmendem Maße ein Arbeitsbürgertum, das vom Bauern und Arbeiter bis zum Großindustriellen reicht.

Trotzdem können wir als Deutsche stolz darauf sein, und ich freue mich darüber, daß unsere deutsche Presse im Vergleich zum Ausland in ihrer Gesamtheit ein hohes Maß von Verantwortung und Objektivität anstrebt. Ein Fortschreiten auf diesem Wege wird für die Presse und ihre Arbeiten nur von Gewinn sein.

Wirtschaft und Wissenschaft.

(Tonfilmaufnahme in der Deutschen Gesellschaft für Ton und Bild e. V., Berlin,
am 18. September 1930.)

Auf den ersten Blick scheint es sich um zwei Gebiete zu handeln, deren scharfe und bestimmte Trennung sich aus ihrem Wesen erklärt. Während die Wissenschaft geistig-spekulative Disziplinen auf allgemein-kultureller Basis umfaßt, ist Wirtschaft der Sammelbegriff für die durch das reale Erwerbsstreben motivierte Tätigkeit zur Befriedigung der materiellen Bedürfnisse des Menschen. Bei näherer Untersuchung muß dann aber festgestellt werden, daß von der kulturellen Basis zur wirtschaftlichen oder umgekehrt wieder zahlreiche Fäden laufen, die sich besonders in den letzten Jahrzehnten zu einem systematischen Netz ausgestaltet haben. Ja, man kann heute sogar in gewissem Umfange von einer wechselseitigen Bedingtheit sprechen.

Die hohe Bedeutung wissenschaftlicher Forschung wurde in ihren umwälzenden Erfindungen sowie in ihren unzähligen technischen Verbesserungen der Wirtschaft sinnfällig vor Augen geführt. Auf wissenschaftlicher Forschung bauen sich große und bedeutende Zweige unseres modernen Produktionsprozesses auf. Denken wir nur, um einen herauszugreifen, an die chemische Industrie, die mir besonders nahesteht. Hier war es jahrzehntelange sorgfältige und unermüdliche Arbeit des chemischen Forschers, die die Basis für die heutige Weltgeltung der chemischen Industrie schuf. Im Grunde trifft der hohe Nutzen, den die Wirtschaft von der Wissenschaft hat, mehr oder weniger für jeden Wirtschaftszweig zu. Man kann soweit gehen, zu behaupten, daß die Auswirkung deutscher Wissenschaft und deutscher Forschung in ihren Ausstrahlungen auf die Wirtschaft und ihre dortige Umsetzung in wirtschaftliche Güter die wesentlichste Ursache für den besonderen Hochstand der deutschen Industrie ist. Aber auch in anderen Zweigen der Wirtschaft, insbesondere in der Landwirtschaft, hat sich die Erkenntnis von

der Unentbehrlichkeit wissenschaftlicher Forschungsergebnisse und wissenschaftlicher Methoden durchgesetzt.

Noch stehen große Aufgaben bevor. Auf allen Gebieten drängen neue Ideen zur Gestaltung. Jeder Tag kann umwälzende Erfindungen bringen. Die beste Gewähr für unsere Nation, in der kommenden Entwicklung oben zu bleiben, liegt in der Ideenverbindung und Wechselwirkung zwischen Wirtschaft und Wissenschaft, die sich in der Vergangenheit aufs glänzendste bewährte, die in der Gegenwart ihre reichen Früchte trägt und auf der auch die Hoffnung auf künftige Erfolge beruht.

Geleitwort zu der von der Kölnischen Volkszeitung herausgegebenen Schrift: „Deutsche Binnenschifffahrt und Wasserwirtschaft“, Köln, im Oktober 1930.

Die Notwendigkeit der restlosen Ausschöpfung aller Kräfte, die die Natur uns in Deutschland als Grundlage für unser Wirtschaftsleben zur Verfügung stellt, zwingt auch dazu, den Problemen der deutschen Wasserwirtschaft die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Eingliederung der Wasserstraßen als entlastender Massengütertransportweg in ein enggliedriges Verkehrsnetz ist zwar durchaus nötig, jedoch im weiteren Ausbau von günstigen wirtschaftlichen Konstellationen abhängig, die das notwendige Kapital für diesen Zweck freistellen. Die Funktion der Wasserstraßen als Kraftquelle erfordert jedoch einen wirksamen und steten, möglichst raschen Ausbau, um die in der weißen Kohle schlummernden Kräfte in vollem Umfang benutzen zu können und so zu einer Verbilligung und Verbesserung der notwendigen Energiemengen zu kommen.

Deutschland und Rumänien im Rahmen mitteleuropäischer Wirtschaftsorganisation.

(In französischer Sprache veröffentlicht in der rumänischen Zeitschrift „La Roumanie Nouvelle“, Deutschland-Sondernummer vom 1. Dezember 1930.)

Die wirtschaftlichen Vorgänge auf der ganzen Welt zeigen heute ganz besonders deutlich, wie sehr die Industriestaaten auf der einen Seite und die Agrarstaaten auf der anderen Seite mit den Schwankungen der weltwirtschaftlichen Konjunktur eng verknüpft sind. In den Industriestaaten, die wie Deutschland sehr stark auf Export angewiesen sind, können allgemein depressive Tendenzen, die sich in einer Verminderung der Exportmöglichkeiten auswirken, äußerst schädliche Rückschläge zeitigen. In typischen Agrarstaaten ruft allgemein absinkende weltwirtschaftliche Konjunktur mit sinkenden Rohstoffpreisen, wie wir sie gegenwärtig erleben, ebenfalls starke Erschütterungen hervor.

Ebenso wie ein gut ausgebildeter Binnenmarkt in der Lage ist, die Stöße der Weltkonjunktur abzufangen, vermag eine enge wirtschaftliche Interessengemeinschaft zwischen zwei sich gegenseitig ergänzenden Ländern ein guter Rückhalt in Depressionszeiten und ein sicherer Gewinnposten in Aufstiegszeiten zu sein. Die Voraussetzungen für eine derartige wirtschaftliche Interessengemeinschaft finden sich besonders stark ausgeprägt in Mitteleuropa und vor allem zwischen Deutschland und Rumänien. Vor dem Kriege fand schon eine sehr enge Zusammenarbeit im Sinne einer Hingabe der Erzeugnisse der hochentwickelten deutschen technischen Arbeit und des deutschen Kapitals im Tausch gegen die hauptsächlichsten Rohprodukte Rumäniens wie Gerste, Petroleum und Holz statt. Dieser für beide Teile sehr gewinnbringende Ausgleich wurde, abgesehen von der Zäsur des Weltkrieges, im Anschluß an diesen durch die Maßnahme eines überspannten wirtschaftlichen Nationalismus in Rumänien unterbrochen. Rumänien verfiel in die Psychose, die gerade in den ersten Nachkriegsjahren zahlreiche agrarisch organisierte Staaten erfaßt hat, nämlich mit allen Mitteln einen Industrialisierungsprozeß zu erzwingen, der in den natürlichen Bedingungen des Landes nicht die erforderlichen Grundlagen hatte. Aber auch in Rumänien setzten sich wie überall die natürlichen Regeln der Wirtschaft durch. Mit bemerkenswertem Weitblick und einer vorbildlichen Energie ging die neue Regierung daran, durch Stabilisierungsanleihen und drakonische Sparsamkeitspolitik zuerst die zuverlässigen Grundlagen für einen Aufbau und eine Sicherung der Wirtschaft zu schaffen. Das Steuer wurde grundsätzlich herumgeworfen und eine Wirtschaftspolitik eingeleitet, die entgegen dem bisherigen Verfahren durchaus den wirtschaftlichen Grundgesetzen des Landes Rechnung trug. Als neues wirtschaftliches Ziel setzt man sich die Förderung der Landwirtschaft, den Abbau der hohen Industrieschutzzölle, den Ausbau des Verkehrsnetzes und die Hineinziehung von Auslandskapital.

In kluger Weise wandte man sich von einer auf die Dauer untragbaren Abschließung vom Ausland, insbesondere vom ausländischen Kapital, ab und versucht jetzt, mit allen Kräften die Grundlage dafür zu schaffen, daß sich ausländisches Kapital für Rumänien interessierte. Die Kapitalbeschaffung ist zweifellos heute mehr denn je die Kardinalfrage für einen wirtschaftlichen Wiederaufstieg Rumäniens, denn Kapital und immer wieder Kapital ist erforderlich, um die überaus reichen Bodenschätze des Landes, wie insbesondere Petroleum, Erz, Kohlen, ja sogar Gold, zu mobilisieren.

Deutschland hat heute wieder ein reiches Feld wirtschaftlicher Betätigung in Rumänien. Ich erinnere nur an den Ausbau des Verkehrsnetzes, an die Erschließung der Bodenschätze sowie an den Ausbau der Elektrizitätsversorgung. Auch für die chemische Industrie ergeben sich bei dem landwirtschaftlichen Förderungsprogramm zahlreiche Möglichkeiten. Ich erinnere nur an die Versorgung mit dem notwendigen Stickstoff-, Kali- und Phosphordünger, den Schädlingsbekämpfungsmitteln sowie mit pharmazeutischen Produkten. Ja, es kann sogar gesagt werden, daß heute die wirtschaftlichen

Möglichkeiten für Deutschland in Rumänien noch größer sind als vor dem Kriege, da es heute statt dem ehemaligen Kernlande Rumänien mit 7½ Millionen Einwohnern einem Land mit einer Bevölkerung von 20 Millionen Menschen als wirtschaftlichem Partner gegenübersteht.

Betrachten wir nun noch die gegenseitigen Handelsbeziehungen unter dem Gesichtspunkt der wirtschaftlichen Interessengemeinschaft und der weltwirtschaftlichen Ergänzung, so finden wir eine weitere Bestätigung für die hohe Bedeutung, die beide Länder für einander haben.

Die Struktur der rumänischen Ausfuhr zeigt das Vorherrschen des Rohstoffes. 1928 betrugen, um nur die bedeutendsten zu nennen, Naphtha 30%, Holz 17%, Mais 13% und Gerste 10% der Ausfuhr, so daß diese vier Produkte schon zusammen 70% des gesamten rumänischen Exports ausmachen. Unter diesen vier Produkten finden wir dann auch die hauptsächlichsten Posten der deutschen Wareneinfuhr aus Rumänien. Von der rumänischen Naphthaausfuhr übernahm Deutschland 1928 ca. 6%, von der Holzausfuhr ca. 13%, von der Getreideausfuhr ca. 40%. Diese Produkte stellen wiederum im Jahre 1928 den größten Teil der Einfuhr Deutschlands aus Rumänien, nämlich 70%, dar. Dabei ist zu bedenken, daß in den unerschlossenen Rohstofflagern Rumäniens noch große Möglichkeiten enthalten sind, um durch die Lieferung von Rohstoffen, die im industriellen Verarbeitungsprozeß Deutschlands gebraucht werden, diese Exportziffern zu steigern.

Betrachten wir nun generell die Struktur der deutschen Ausfuhr, so sehen wir hier ein Vorherrschen des Fertigwarenxports mit 72,4% der Gesamtausfuhr im Jahre 1928, oder — in absoluten Zahlen — 8,9 Milliarden RM von einer Gesamtziffer von 12,3 Milliarden RM.

Auch in der deutschen Ausfuhr nach Rumänien überwiegt entsprechend dieser Struktur der Anteil der Fertigwaren mit 91% der Gesamtausfuhr. Von 164 Millionen RM insgesamt entfallen 150 Millionen RM auf die Fertigwarenausfuhr.

Aber auch hier sind für Deutschland gute Entwicklungsmöglichkeiten gegeben, da eine natürlich entwickelte kaufkräftige rumänische Wirtschaft in steigendem Maße die Produkte deutschen Gewerbefleißes aufnehmen kann. Besonders denke ich hierbei an Eisenbahnbaumaterial, Maschinen aller Art, insbesondere auch landwirtschaftliche Maschinen, landwirtschaftliche Geräte und sonstige Eisenwaren und, wie schon gesagt, an chemische und pharmazeutische Produkte. Will man einen annähernden Überblick über die Interessierung der deutschen Industrie am Export nach Rumänien für das Jahr 1928 gewinnen, so kann man ungefähr folgende Wertstaffelung treffen:

Eisenwarenindustrie mit	32 Millionen RM		
Textilindustrie mit	28	„	„
Maschinenindustrie mit	26	„	„
Chemische Industrie mit.	13	„	„
Elektrotechnische Industrie mit . . .	11	„	„

Wir sehen also aus dieser Gegenüberstellung deutlich, wie sehr es im beiderseitigen Interesse Rumäniens und Deutschlands liegt, mit aller Kraft den gegenwärtigen Handelsverkehr so kräftig als möglich zu entwickeln und die gegenseitigen Wirtschaftsbeziehungen so eng als möglich zu knüpfen. Rumänien braucht in der Zukunft mehr denn je deutsche Arbeit, deutsche Wissenschaft und deutsches Kapital. Deutschland wird in immer höherem Maße Abnehmer für rumänische Rohstoffe und rumänische Bodenschätze sein. Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Rumänien sind heute schon ein Vorbild für die unumgänglich notwendige Bildung einer wirtschaftlichen Interessengemeinschaft der Völker Mitteleuropas. Diese müssen mit allen Kräften danach trachten, die wirtschaftlichen Möglichkeiten, die ihnen gegeben sind, in gegenseitiger Zusammenarbeit auf das rationellste auszuschöpfen.

Deutschland in der Weltkrise.

(Spectator Nr. 50 vom 13. Dezember 1930.)

Die Gründe der Weltkrise.

Die gegenwärtige Weltkrise hat durch das Zusammenfallen verschiedener Momente eine Wirkung erreicht, die selbst gut fundiert erscheinende Volkswirtschaften nicht unberührt läßt. Auch die „Prosperity“ der Vereinigten Staaten mußte der Herrschaft der Weltkrise weichen. Die umfassende Intensität der Weltkrise ist eine Folge zahlreicher Friktionen in den verschiedenen Volkswirtschaften und insbesondere auch in der internationalen Verknüpfung des Wirtschaftslebens. Für diese Stockungen wiederum sind verschiedene Gründe maßgebend, die für sich allein kaum so verheerende Folgen ausgelöst hätten, die aber durch ihr zeitliches Zusammenfallen eine besonders schädigende Wirkung erhielten. Zunächst ist eine allgemeine Überproduktion sowohl auf industriellem Gebiet als auch auf dem Rohstoff- und Agrargebiet festzustellen. In zahlreichen Ländern entwickelte sich als Folgeerscheinung des Weltkrieges eine Überindustrialisierung, die, aus nationalen Prestigegründen gefördert, sehr oft den natürlichen Standortsverhältnissen nicht entspricht und die zusammen mit der Produktion der industriellen Stammländer zu einem Überangebot an Industriewaren führt. Letzten Endes sind Schleuderkonkurrenz und Preisdruck unter die Selbstkosten die Folge. Auf dem Agrargebiet ergab ein zeitliches Zusammenfallen guter Ernten mit technischen Rationalisierungsmaßnahmen und den Bedarf übersteigende Anbauflächen, insbesondere in den überseeischen Ländern ein Erntequantum, das kaum noch zu seinen Selbstkosten Absatz findet. Dadurch wurde nicht nur der eigene Binnenmarkt verwirrt, sondern auch der Binnenmarkt der Industrieländer durch seine Konkurrenz gegenüber der dortigen Landwirtschaft erheblich gefährdet.

Dazu kommt noch besonders erschwerend der teilweise Ausfall großer Märkte, die sowohl für die industrielle als auch für die agrarische Produktion Hauptabnehmer waren. Ich denke hier nur an Rußland, in jüngster Zeit auch China, Indien und Südamerika.

Als weitere Verschärfung der Weltkrise haben sich ferner die Zahlungen aus dem Neuen Plan erwiesen, die für den Empfänger durch den dazu notwendigen Warenexport als ständige Bedrohung der eigenen Produktion wirken und die beim Schuldner einen Kaufkraftentzug bedeuten, der jeder dauerhaften Sanierung und erfolgreichen Krisenüberwindung im Wege steht.

Für Deutschland liegen die Wirkungen der Weltkrise ebenso wie für die anderen Länder in der angedeuteten Richtung. Die Überindustrialisierung im Ausland, verbunden mit der allenthalben feststellbaren Steigerung der Schutzzölle, um den Aufbau der eigenen Industrie entsprechend sicherzustellen, zwingen die deutsche Industrie zu einem immer schärfer werdenden Konkurrenzkampf auf den Märkten der Welt.

Die Weltkrise hat mit ihrer Erschütterung der industriellen Absatzmärkte auch schon manche Bresche in den deutschen Export geschlagen. Um nur eine Zahl zu nennen, ist der Export im 1. Halbjahr 1930 gegenüber dem 1. Halbjahr 1929 nach den Ländern Südamerika, Kanada, Niederländisch-Indien, China und Australien insgesamt um rd. 200 Millionen RM zurückgegangen.

Dies wirkte sich natürlich sofort in einem Ansteigen der Arbeitslosenziffern aus. Die industrielle Produktion kann aber auch für diesen entgangenen Absatz keinen Ausgleich am Binnenmarkt finden. Dieser ist ebenfalls durch die Angebotsstöße überseeischer agrarischer Massenproduktion dauernd erschüttert worden. Die überaus schlechte Lage der deutschen Landwirtschaft und ihre großen Läger und niedrigen Preise sind auf diese Ursache zurückzuführen. Dazu kommt die andauernde Knappheit am Kapitalmarkt.

Ganz besonders verschärft wird aber die allgemeine Auswirkung der Weltkrise auf die deutsche Volkswirtschaft durch die Verträge, die unsere Kriegsverpflichtungen festlegen sollten. Der Versailler Vertrag hat entgegen den ursprünglichen Zusicherungen Woodrow Wilsons rein deutsche Gebiete vom deutschen Volkskörper abgeschnitten und damit Deutschlands Rohstoffbasis ganz erheblich verkleinert.

So verlor Deutschland z. B.:

an Fläche	13%
„ Bevölkerung	10%
„ Steinkohlenproduktion	26%
„ Eisenerzproduktion	75%
„ Zink erzproduktion	69%
„ Kartoffelproduktion	18%
„ Weizen- und Roggenproduktion	16%

Ebenso wurden die deutschen Kolonien vom Mutterlande getrennt und 90% der gesamten deutschen Handelsflotte und zahlreiche Wirtschaftsgüter

enteignet. Dies alles auf Grund eines erzwungenen Schuldbekenntnisses, dessen Unrichtigkeit und Unhaltbarkeit heute durch eine große Reihe auch nicht-deutscher Gelehrter internationalen Rufes anerkannt ist. Der Neue Plan (Youngplan) hat zwar an Stelle der provisorischen Regelung des Dawesplanes eine Begrenzung der deutschen Reparationszahlung nach oben gebracht, sie aber in einer Höhe festgelegt, die von dem verstümmelten und schwer um seine Existenz ringenden Deutschland niemals getragen werden kann. Der Versailler Vertrag und seine Ausführungsverträge haben dazu geführt, daß heute noch, ebenso wie vor 12 Jahren, in Europa der Geist des Unfriedens und der Unsicherheit herrscht, statt des für Europas Aufbau notwendigen Vertrauens und des Willens zur Zusammenarbeit. Durch die Zahlungen auf Grund des Neuen Planes ist die an sich schon schwere Auswirkung der Weltkrise in Deutschland noch außerordentlich verschärft worden.

Deutschlands Kampf gegen die Krise.

In dieser Situation und unter derartigem Druck wäre es kein Wunder, wenn ein Volk den Glauben an seine Zukunft verlieren würde und den Mut zum Durchhalten sinken ließe. Beides ist jedoch beim deutschen Volke nicht der Fall. Mit unerschütterlichem Mut und durch keine noch so schweren Schicksalsschläge zu raubendem Vertrauen in seine Zukunft ist es daran gegangen, aus dem Chaos der Nachkriegszeit ein haltbares Gebäude aufzubauen. Was an Deutschland liegt, geschieht und wird in der Zukunft geschehen, um die deutsche Wirtschaft als Grundlage unserer Existenz und einer künftigen Erholung des deutschen Volkes zu sanieren und vorwärts zu treiben. Eine wesentliche Voraussetzung dafür ist die Überwindung der gegenwärtigen Krise. Man hat in Deutschland erkannt und verfolgt diesen Gedanken konsequent, daß der Weg zu diesem Ziel über zwei verschiedene Methodengruppen führt. Die erste ist die Gruppe der innerwirtschaftlichen Maßnahmen; die zweite liegt auf dem Gebiete der Außenpolitik.

Die notwendigen innerwirtschaftlichen Maßnahmen sind in einhelligem Zusammenwirken zwischen Regierung und Wirtschaft in Angriff genommen und werden bis zum Ziele der Sanierung durchgeführt werden. An erster Stelle steht die Finanzsanierung und die Selbstkostensenkung. Durch die Finanzsanierung sollen die öffentlichen Finanzen in Ordnung gebracht und eine Anpassung der öffentlichen Ausgaben an die Aufbringungsfähigkeit der Steuerzahler erreicht werden, mit dem Ziele einer steuerlichen Entlastung der Produktion. Wenn im Rahmen der Finanzreform weiten Kreisen der deutschen Bevölkerung große Opfer zugemutet werden, so geschieht dies auch auf dem zweiten Gebiete, bei der Selbstkostensenkung. Um die Weltkrisenwirkungen auf die Dauer erfolgreich überwinden zu können, ist es für die deutsche Wirtschaft Voraussetzung, zu Selbstkosten zu gelangen, die die Konkurrenz am Weltmarkt ermöglichen und eine gewisse Rentabilität sicherstellen, denn diese ist Voraussetzung für jeden wirtschaftlichen Fortschritt. Mit Lohn- und Gehaltssenkungen ebenso wie mit Preissenkungen soll das

überhöhte Selbstkostenniveau herabgeschraubt werden, möglichst ohne Schädigung der Gesamtkaufkraft. Gleichzeitig damit laufen die Versuche, mit allen Kräften zur Gesundung des deutschen Binnenmarktes zu gelangen. Dies kann durch eine wohlüberlegte und erfolgreiche Wiederherstellung unserer agrarischen Rentabilität geschehen. Sicher hat unsere Landwirtschaft auf dem Organisations- und Rationalisierungsgebiet noch viel nachzuholen, aber sie hatte ja auch in den letzten 20 Jahren keine Atempause, wie sie besonders in der Kriegszeit ihren derzeit überseeischen Konkurrenten beschert war.

Durch organische Mittel und nicht durch Experimente will Deutschland so seinen Teil an der Weltkrise überwinden und einen wirtschaftlichen Aufbau vorbereiten. Ich bin mir dabei darüber klar, daß alle innerwirtschaftliche Anstrengung fruchtlos bleiben wird, wenn es nicht durch außenpolitische Maßnahmen gelingt, den zweiten Krisenherd einzudämmen. Bei außenpolitischen Maßnahmen denke ich besonders an eine zielbewußte und klare Gestaltung der deutschen Handelspolitik, die die Aufgabe hat, dem notwendigen deutschen Export, der die erste Voraussetzung für die Möglichkeit der Zahlung bietet, die Wege zu ebnen. Auf jeden Fall muß es gerade für die deutsche Handelspolitik das Ziel sein, durch die Art ihrer Durchführung Deutschland im internationalen Handelsverkehr die unentbehrliche Vertrauensbasis sicherzustellen und zu verbreitern.

Entscheidend aber wird es für die dauernde Sicherstellung unserer wirtschaftlichen Existenz sein, ob es gelingt, zu einer Revision des Versailler Vertrags und zu einer tragbaren Regelung der Reparationsverpflichtungen zu kommen.

Die Überprüfung der Verträge liegt dabei nicht nur im deutschen Interesse, das natürlich am schärfsten die Wirkung ihrer untragbaren Bestimmungen spürt. Ganz Europa ist durch die Unsicherheit, die diese Verträge sowohl auf politischem als auch ganz besonders auf wirtschaftlichem Gebiet ausgelöst haben, ständig bedroht. Statt in vertrauensvoller Zusammenarbeit den Erdteil von den verheerenden Folgen des Weltkrieges der Gesundung entgegenzuführen, errichtet man noch weiterhin Festungsgürtel, Tankregimenter und Luftarmeen. Man hat das Herz des europäischen Wirtschaftskörpers unter schwersten Druck gesetzt, verlangt von ihm eine seine Leistungsfähigkeit weit übersteigende Blutabgabe und erwartet dann noch, daß es erfolgreiche Arbeit leistet. Es wird ausschlaggebend sein für die Zukunft ganz Europas, ob das Verständnis für die Vorteile der Zusammenarbeit, das sich bei allen Völkern unseres Erdteils anbahnt, zu entscheidenden Handlungen führt. Es liegt aber auch im Interesse der überseeischen Staaten, in dem kulturell und industriell hoch entwickelten Europa einen gesunden Partner im internationalen Handelsverkehr und darüber hinaus ein wirtschaftlich und politisch saniertes Europa als unerschütterlichen Damm gegen die bolschewistische Flut zu haben. Auf dem wirtschaftlichen Gebiet haben wir in Mitteleuropa Ansätze zu einem Verständigungswillen zu verzeichnen.

Das Problem eines Ausgleichs der östlichen Agrarländer mit den westlichen Industriestaaten ringt nach Gestaltung. Vielleicht kann dieser regionale Versuch ein Anfang sein, über gemeinsame wirtschaftliche Interessen auch zu einer wirtschaftlichen Befriedung zu gelangen. Allerdings ist dabei unerläßliche Voraussetzung,

1. daß an die Stelle der Verhetzung und Angstpsychose und Überempfindlichkeit ehrlicher Verständigungswille und gegenseitiges Vertrauen aller Partner tritt;

2. daß aber auch bei den Vereinigten Staaten, als dem Hauptgläubiger Europas, Verständnis für die schwierige Lage Deutschlands und Vertrauen in sein ehrliches Wollen sich zur herrschenden Überzeugung durchringt.

Voraussetzungen für den Wiederaufstieg.

(Dieser Neujahrsartikel wurde in einer Reihe von Zeitungen veröffentlicht; so in der „Kölnischen Zeitung“ Nr. 2 vom 2. Januar 1931 unter dem Titel: „Duisbergs sechs Gebote“; im Düsseldorfer „Mittag“ Nr. 304 vom 31. Dezember 1930 unter der Überschrift: „Wird es 1931 besser werden?“)

Die Entwicklung der letzten Monate hat denen Recht gegeben, die den Standpunkt vertraten, daß Energie und Führerwillen sich auch heute noch in Deutschland durchsetzen können, um die Maßnahmen rasch und energisch durchzuführen, die zur Sanierung unhaltbar gewordener Verhältnisse notwendig sind. Die Durchführung des Sanierungswerks der Reichsregierung erscheint ausreichend gesichert, und es handelt sich heute nur noch darum, die zweckmäßigen Ergänzungen zu finden, die das begonnene Werk wirklich zu dem machen, was es nach der Ansicht seiner Schöpfer werden soll, zu einer neuen Grundlage für eine gesunde Entwicklung unseres politischen und wirtschaftlichen Lebens. Um diese erstrebten Ziele aber endgültig erreichen zu können, scheint mir die Erfüllung folgender Punkte notwendig zu sein:

1. Weiterführung des begonnenen Ausgabenabbaues und der Verwaltungseinschränkungen bis auf ein unserer finanziellen Leistungsfähigkeit angepaßtes unbedingt notwendiges Maß.

2. Vertrauen in unsere eigene Kraft und Leistungsfähigkeit, damit neuer Unternehmungsgeist und neuer Leistungswillen. Bekämpfung von Zweckpessimismus und Flaumacherei.

3. Ausnutzung aller Möglichkeiten unserer handelspolitischen Situation, um zu einer Ausweitung unserer Exportmöglichkeiten zu kommen.

4. Erhöhung der Konkurrenzfähigkeit durch Selbstkostensenkung.

5. Ausbau des inneren Marktes durch Sanierung und Reorganisation der Landwirtschaft.

6. Revidierung der untragbaren Bestimmungen des Versailler Diktats und Änderung der untragbaren Belastungen aus dem Youngplan.

Nur mit dieser Sanierung von innen und Entlastung von außen wird unser deutsches Volk auch auf dem wirtschaftlichen Gebiet seinen Aufstieg wieder nehmen. Die letzten Jahre, insbesondere die letzten Monate, haben gezeigt, was es für den internationalen Handelsverkehr bedeutet, wenn Europa sich in einem dauernden Fieberzustand befindet und dauernd von politischen und wirtschaftlichen Krisen, als direkte und indirekte Folgeerscheinungen des Versailler Vertrages, erschüttert wird. Im internationalen Handelsverkehr wird die Weltkrise nicht überwunden werden, solange nicht die Verhältnisse in Europa stabilisiert sind. Das wird nur geschehen, wenn das Herz Europas, Deutschland, leben und arbeiten kann. Nur dann wird auch Europa internationalem Kapital und internationalem Warenexport wieder eine ausreichende Aufnahmefähigkeit entgegenbringen.

Leverkusen, im Dezember 1930.

Gegen den Wirtschaftspessimismus.

(Dieser Artikel wurde dem W. T. B. zur Verfügung gestellt und von diesem an verschiedene Zeitungen übermittelt; so erschien er z. B. in den Frankfurter Nachrichten Nr. 1 vom 1. Januar 1931.)

Durch die politischen und wirtschaftlichen Erschütterungen der letzten Monate wurde eine psychische Depression erzeugt, die immer weitere Kreise umfaßt. Von gewissenlosen, unverantwortlichen Elementen bewußt genährt, ist sie weit über das Maß einer vernünftigen Besorgnis und Überlegung hinausgewachsen. Abgesehen von dem Zweckpessimismus gewisser Börsenkreise hat diese Einstellung einen lähmenden Fatalismus hervorgerufen, der in unsere an sich schon schwierige Situation eine völlig unnötige Verschärfung hineinträgt und jeden Ansatz von Vertrauen, Unternehmungsgeist und Opferbereitschaft zu vernichten droht. Wir brauchen aber diese Eigenschaften, wenn auf den allenthalben vorhandenen Ansatzpunkten zu einer Besserung sich eine reale Erholung der Wirtschaft aufbauen soll. Das begonnene Sanierungswerk der Reichsregierung, das mit den notwendigen Erweiterungen eine sichere Grundlage für unser wirtschaftliches Leben abgeben wird, bedarf zu seiner vollen Wirksamkeit unbedingt der Ergänzung durch das Vertrauen der öffentlichen Meinung. Sicherlich werden die kommenden Monate, insbesondere die Wintermonate, noch schwere Anforderungen an uns alle stellen. Aber die Situation ist nicht hoffnungslos. Wir haben schon Schwereres durchgemacht und überwunden. Kommt noch eine Entlastung von außen dazu — die Erkenntnis von dieser Notwendigkeit bricht sich im Ausland immer mehr Bahn —, so wird es uns im kommenden Jahre allmählich gelingen, den Tiefstand zu überwinden. Allerdings darf der Wille zum Wiederaufstieg nicht durch bewußt geschürte Mutlosigkeit und Hoffnungslosigkeit geschwächt werden. Auch in dieser wirtschaftlichen Krise wird unser Volk nur dann siegen, wenn es an sich selbst glaubt.

Bringt 1931 die Krisenwende?

(Im Spectator Nr. 1 vom 3. Januar 1931, unter dem Titel: „Ein Führerprogramm der deutschen Wirtschaft. Was wir im Jahre 1931 für die deutsche Wirtschaft wünschen“ erschienen.)

Das kommende Jahr kann das Jahr der Krisenüberwindung werden. Das klingt zwar unwahrscheinlich, wenn man die Rekordziffer der Arbeitslosigkeit und die ganze Schwere unserer Depression bedenkt. Und doch glaube ich, daß der ungewöhnliche Tiefstand unseres Wirtschaftslebens, der durch das Zusammenfallen der eigenen Krise mit der Weltwirtschaftskrise erst sein Ausmaß und seine Dauer erlangt hat, das kommende Jahr nicht mehr überdauern wird.

Dies ist allerdings nur unter zwei Voraussetzungen richtig, deren erste von uns selbst erfüllt werden kann und deren zweite von der Einsicht unserer Gläubiger abhängt.

Für uns selbst, also für Deutschland, handelt es sich um die konsequente Weiterführung der begonnenen Sanierung unserer öffentlichen Finanzen und um die Wiedereingliederung der Arbeitslosen in den Produktionsprozeß durch eine echte Produktionserhöhung der Wirtschaft und durch gesteigerten Export. Beides kann durch Selbstkostensenkung erreicht werden. Daher erfordert die deutsche Schicksalsgemeinschaft der Not Opfer von allen Kreisen, dazu Mut, Ausdauer und Vertrauen in die deutsche Zukunft. In erster Linie werden wir unsere Krise aus eigener Kraft überwinden müssen.

Um dabei aber auf die Dauer Erfolg zu haben, muß auch die zweite Voraussetzung erfüllt werden, das heißt Entlastungen von unseren auswärtigen Verpflichtungen, also Neuregelung der Leistungen aus dem Neuen Plan und Revision der drückenden Bestimmungen des Versailler Vertrages.

Die Reparationsgläubiger haben jetzt die Entscheidung. Entweder tragen sie verständnisvoll in ihrem eigenen Interesse dazu bei, uns die Sanierung unserer Finanzen zu ermöglichen, leiten damit die Gesundung Europas in die Wege und setzen dem Bolschewismus einen wirksamen Abwehrwall entgegen, oder aber sie lassen sich jetzt noch, zwölf Jahre nach Versailles, in ihrem Verhalten durch Verhetzung und Angstpsychose bestimmen.

Zum Geleit!

(Eisen- und Stahlwaren-Industrie Nr. 12 vom 23. März 1931.)

Schwere Krisenzeiten stellen an die Energie, das Verantwortungsbewußtsein und die Nervenkraft des Unternehmers und Betriebsleiters die höchsten Anforderungen. Zeigen sich aber dann die ersten vereinzeltten Zeichen einer Belebung, so ist es geradezu entscheidend, daß im Vertrauen auf eine günstige Zukunftsentwicklung Unternehmungswille und Wagemut wieder einsetzen, um allmählich wieder den Wirtschaftsapparat von dem lähmenden Druck der Krise zu befreien und zu neuer Entfaltung zu bringen. Die Krise hat uns

zeigt, daß die staatlichen und kommunalen Versuche, in das Tätigkeitsfeld der privaten Wirtschaft einzudringen, gründlich Schiffbruch erlitten haben. Es handelt sich jetzt darum, für die völlige Beseitigung der Hemmungen, die zur Krise geführt haben, zu kämpfen und die Basis zu schaffen, auf der sich Unternehmungslust und kühne Planung zum Segen der Wirtschaft entfalten können.

Zum Geleit.

(Ostasiatische Rundschau Nr. 7 vom 1. April 1931, Sonderheft: Zum wirtschaftlichen Aufbau Chinas.)

Über unsere Sorgen und Nöte im alten Europa, die unser Denken und Handeln fast völlig in Anspruch nehmen, dürfen wir keinesfalls die Entwicklung in Übersee aus dem Auge verlieren. Von größter Bedeutung für die deutsche Wirtschaft ist insbesondere der Neubau des chinesischen Reiches. Mit der Stärkung der chinesischen Reichsgewalt schreitet auch der wirtschaftliche Ausbau und die Aktivierung des chinesischen Wirtschaftsraumes fort. In zunehmendem Maße wird China zu einem wichtigen Partner des internationalen Handelsverkehrs. In seinen Bevölkerungsmassen stecken im Falle fortschreitender wirtschaftlicher Entwicklung riesige Kaufkraftreserven, ebenso wie China in seinen Bodenschätzen über noch kaum abschätzbare natürliche Reichtumsgrundlagen verfügt. Unter dem größeren Gesichtspunkt der wirtschaftlichen Zusammenarbeit der Völker wird die deutsche Wirtschaft für den Ausbau und die Entwicklung der chinesischen Wirtschaft Rat und Tat zur Verfügung stellen, und es ist nur zu hoffen, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und China in einem engen geistigen und wirtschaftlichen Austausch ihren Niederschlag finden.

Die erste Bresche in den Zollmauern Europas.

(Wiener Neueste Nachrichten Nr. 1959 vom 5. April 1931.)

Die schweren Verluste des Weltkrieges und die politische Zerstückelung durch die Grenzziehung auf Grund der Friedensdiktate haben bis heute eine Gesundung Europas verhindert. Nationale Prestigegründe und Industrialisierungstendenzen haben vor allem in den neugeschaffenen europäischen Staaten zur Herrschaft des Überprotektionismus geführt. Die Alternative wurde immer deutlicher. Entweder gelingt es, die wirtschaftliche Zerklüftung Europas zu beseitigen und zu einem größeren europäischen Wirtschaftsgebiete zu kommen, oder aber Europa wird immer mehr an Bedeutung verlieren und von überseeischen Mächten und Mächtegruppierungen weit überflügelt werden. Schon seit Jahren beschäftigt sich die europäische Diskussion sehr eingehend mit diesen Fragen. Die Lösung des Problems schien näher gerückt, als der

Völkerbund anfang, sich damit zu befassen. In seinen Gremien wurden zahlreiche Entschließungen gefaßt und Entwürfe für internationale Abkommen ausgearbeitet. Wie das Scheitern der geplanten Genfer Zollfriedensaktion, die in allerbescheidenstem Rahmen eine wirtschaftliche Verständigung in Europa einleiten wollte, zeigt, hat aber auch der Völkerbund hier praktisch völlig versagt. Auch der Vorstoß Briands war von vornherein zum Scheitern verurteilt, weil er wesentlich politisch statt wirtschaftlich gemeint war. Die Initiative lag also bei den einzelnen Staaten selbst. Gegenüber dem offensibaren Mißerfolg des Völkerbundes muß es geradezu als eine befreiende Tat und als ein historisches Verdienst um die wirtschaftliche Befreiung Europas empfunden werden, daß sich Deutschland und Österreich entschlossen, einen Vorvertrag auf Abschluß einer Zollunion einzugehen. Sie werden mit dieser Zollunion eine Bresche in das Gewirr der Zollmauern Europas schlagen und allen, die guten Willens sind, den Weg freimachen zur Verständigung und Ausgleich auf der Basis der wirtschaftlichen Vernunft. Für die Wirtschaft der beteiligten Länder Deutschland und Österreich ergibt sich aus der Zollunion schon allein durch die Tatsache des erweiterten Binnenmarktes nach anfänglichen Übergangsschwierigkeiten auf die Dauer sicher die erhoffte belebende Wirkung.

Bei früheren Anlässen ließ die österreichische Industrie erkennen, daß sie im Falle einer Zollunion Besorgnisse vor der quantitativ übermächtigen deutschen Industrie habe. Meines Erachtens liegt zu solchen Befürchtungen kein Anlaß vor. Die Zollunion verschafft der österreichischen Industrie einen zehnmal so großen Absatzmarkt als sie bisher besitzt. Damit ist zweifellos für eine Reihe von Spezialindustrien eine natürliche Ausdehnungsmöglichkeit gegeben. Im übrigen schaffen niedrige Gestehungskosten — Löhne und Soziallasten — einen gewissen Ausgleich. Auch sollen im Zollunionsvertrag selber entsprechende Übergangsbestimmungen vorgesehen werden. Eine privatwirtschaftliche Verständigung zwischen einzelnen reichsdeutschen und österreichischen Industriezweigen wird sicherlich ebenfalls dazu beitragen, etwa auftretende Schwierigkeiten zu überwinden.

In der Beurteilung der deutsch-österreichischen Zollunion wird aber noch ganz besonders zu beachten sein, daß dieser erste Schritt die regionale Einleitung für einen größeren mitteleuropäischen Wirtschaftsraum bilden kann. Gelingt es auch in Südosteuropa zu einer wirtschaftlichen Verständigung zu kommen, so wird Österreich zweifellos als wichtige Brücke nach dem Südosten eine neue Bedeutung erlangen.

Es ist heute vielleicht zuviel Optimismus, wenn man diese erste befreiende Tat in Mitteleuropa als den Beginn natürlichen wirtschaftlichen Ausgleichs in Europa überhaupt betrachtet. Aber vielleicht wird der Zwang der Ereignisse in der wirtschaftlichen Entwicklung der Welt stärker sein als die Bedenken von Menschen, deren Würdigung wirtschaftlicher Tatsachen von politischer Voreingenommenheit nicht freizusprechen ist.

Um so mehr wird es notwendig sein, mit aller Energie und Tatkraft die kommenden Verhandlungen auf Abschluß einer Zollunion zwischen Deutsch-

land und Österreich so rasch wie möglich zu beginnen und zu Ende zu führen. Ich bin davon überzeugt, daß trotz anfänglicher Schwierigkeiten, die im Interesse des großen Werkes überwunden werden müssen, Deutschland und Österreich in gleicher Weise aus der Vollendung des Planes Nutzen ziehen werden. Die deutsche Industrie betrachtet es auf jeden Fall als ihre ehrenvolle Aufgabe, die beiden Regierungen bei den kommenden Verhandlungen zur Vollendung des Werkes nach besten Kräften zu unterstützen.

„Immer die gleichen Irrtümer.“

(Münchner Neueste Nachrichten Nr. 94 vom 8. April 1931.)

Vorbemerkung der Redaktion: In unserer Ausgabe vom 27. März war Geheimrat Dr. Georg Heim unter dem Titel „Immer die gleichen Irrtümer“ den Ausführungen entgegengetreten, die Geheimrat Dr. Duisberg wenige Tage vorher auf der Tagung des Bayerischen Industriellenverbandes über den deutschen Wiederaufbau gemacht hatte.

Entgegen meiner Gewohnheit sehe ich mich veranlaßt, auf die Polemik des Herrn Dr. Heim gegen meinen Vortrag beim Bayerischen Industriellen-Verband kurz einzugehen, da die Methode des Herrn Dr. Heim, einen Punkt aus dem Zusammenhang meiner Rede zu reißen, ihn übertrieben wiederzugeben und daran eine eigene Argumentation anzuknüpfen, zu Mißverständnissen über meine Haltung gegenüber den landwirtschaftlichen Problemen führen kann.

Selbstverständlich wird kein Wirtschaftspolitiker, der einigermaßen mit der landwirtschaftlichen Struktur Deutschlands vertraut ist, ernsthaft behaupten, daß sich die deutsche Landwirtschaft völlig auf Veredelungsproduktion umstellen kann. Es ist niemals bestritten worden, daß sich weite Gebiete Ostdeutschlands nur in beschränktem Maße für eine Umstellung auf Vieh- und Milchwirtschaft eignen. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß wir immer noch eine Einfuhr von Vieh, Milchprodukten und Eiern von über einer Milliarde im Jahre haben, das sind etwa 10% des landwirtschaftlichen Produktionswertes. Ich betonte die Notwendigkeit, noch mehr als bisher die landwirtschaftliche Veredelungsproduktion zu pflegen, weil hier allein eine wirksame Konkurrenzmöglichkeit mit ausländischen Produkten gegeben ist, während ja wie bekannt die Getreidepreise am Weltmarkt weit unter den deutschen Getreidepreisen liegen. Die Möglichkeiten und die Begrenzung einer Umstellung auf Veredelungsproduktion sind eingehend in dem Gutachten niedergelegt, das von anerkannten Autoritäten auf landwirtschaftlichem Gebiet auf Veranlassung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie im Vorjahr ausgearbeitet wurde.

Selbstverständlich wird auch „die Standardisierung nicht als alleiniges Heilmittel zur Beseitigung der internationalen Agrarkrisis“ angesehen. Es muß aber entgegen der Ansicht des Herrn Dr. Heim mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß der Standardisierung bei der deutschen Landwirtschaft, die in ihrer Absatzorganisation und Qualitätserzeugung durch Krieg

und Inflation um rund zehn Jahre hinter dem Auslande zurückgeblieben ist, erhöhte Bedeutung zukommt. Der Satz des Herrn Dr. Heim, daß man „durch Standardisierung den Konsumenten verwöhne“, ist mir völlig unverständlich. Der oberste Leitsatz der Wirtschaft lautet nun einmal, das Angebot hat sich der Nachfrage anzupassen, und nicht umgekehrt. Warum soll es in der Landwirtschaft anders sein, zumal die Nachfrage bereit ist, für gute Qualitätserzeugnisse höhere Preise zu bezahlen. Man denke nur an die dänische Butter oder das holländische Gemüse, die vermöge ihrer vorzüglichen Qualität immer guten Absatz in Deutschland finden, und zwar zu Preisen, die von der überwiegenden Mehrzahl der auf den Markt gelangenden deutschen landwirtschaftlichen Erzeugnisse nicht annähernd erreicht werden.

Die Behauptung Dr. Heims, durch die Standardisierung würde der Absatz der gewöhnlichen Ware erschwert, zeugt meines Erachtens von einer Verkennung des eigentlichen Charakters der Standardisierung. Gerade die Standardisierung bezweckt ja, auch den nicht erstklassigen Produkten, sofern sie nur den Kontrollvorschriften für die Standards der abfallenden Sorten genügen, einen angemessenen Preis zu gewährleisten.

Abschließend möchte ich folgendes bemerken:

Wenn Herr Professor Laur das Problem der landwirtschaftlichen Veredelungsproduktion in Deutschland mit dem Hinweis abzutun beliebt, daß Deutschland bei vollständiger Autarkie auf dem Gebiete der Milch- und Viehproduktion nur ein, höchstens zwei Millionen Hektar von der jetzt noch unter Getreide stehenden Anbaufläche benötigt, somit noch 8—9 Millionen Hektar unter Getreide verbleiben würden, so ist dies keinerlei Beweis gegen die Notwendigkeit einer gesteigerten Veredelungsproduktion.

Ich bin der Überzeugung, daß Deutschland nichts unversucht lassen sollte, diese Autarkie zu erlangen. Es wird dadurch eine Ersparnis von vielen hundert Millionen Reichsmark erzielt, die wir bisher für den Import von Butter, Käse und Fleisch jährlich an das Ausland zahlen mußten.

Im übrigen glaube ich nicht, daß von einem Zeugen, wie Herrn Professor Laur, dem Vertreter einer schweizerischen Bauernorganisation, die selbst am Absatz landwirtschaftlicher Veredelungsprodukte nach Deutschland interessiert ist, so sehr auch seine Sachkenntnis anerkannt werden muß, volles Verständnis für die Notwendigkeit der landwirtschaftlichen Veredelungsproduktion in Deutschland erwartet werden kann.

Die deutsche Industrie am Weltmarkt.

(Weltwirtschaft Heft 11/12 vom Nov./Dez. 1931, Sonderheft: USA und Deutschland in der Weltwirtschaft.)

Von der deutschen Exportindustrie lebt zur Zeit direkt und indirekt rund ein Drittel der berufszugehörigen Bevölkerung. Naturgemäß muß eine rückläufige Tendenz im Export ihren Rückschlag in den Beschäftigungs- und Ver-

dienstmöglichkeiten des Inlands finden. Auf der anderen Seite erweist sich Exportausweitung als wirksamer konjunktureller Belegungsfaktor. Ohne die hohe Bedeutung des Binnenmarktes als Fundament der nationalen Wirtschaft zu verkennen, muß doch betont werden, daß sogar in einem Deutschland ohne Reparationsverpflichtungen Exportindustrien für die wirtschaftliche Sicherung unentbehrlich sind. Dieser Exportzwang wird dann noch durch Zahlungsverpflichtungen verschärft, da beim gegenwärtigen Zustand unserer Zahlungsbilanz die politischen Schuldverpflichtungen nur durch zusätzliche Warenlieferungen getilgt werden können.

Die deutsche Exportindustrie ist bei ihrem Bemühen um Absatz auf dem Weltmarkt dem schweren Druck zweier Faktoren ausgesetzt. Schon bei der Frage der Selbstkostengestaltung als Grundlage des Angebots schaffen die in Deutschland abnorm hohen fixen Kosten wie Steuern, Löhne, Sozialabgaben und Zinsverpflichtungen eine Situation, die es selbst unter schärfster Anspannung aller technischen und organisatorischen Mittel kaum noch ermöglicht, am Weltmarkt konkurrenzfähige Angebote abzugeben. Die steigende Tendenz der fixen Kosten der letzten Jahre hat es mit sich gebracht, daß eine Ausgleichsmöglichkeit nach der Seite des technischen Apparates, der Organisation, der Risikoprämie und des Unternehmergewinns immer kleiner geworden ist. Schon in zahlreichen Fällen wurde die Grenze der Selbstkosten überschritten. Häufig wird selbst zu Verlustpreisen weiterverkauft, nur um den Markt noch in Erwartung günstigerer Produktionsverhältnisse zu halten.

Neben diese innere Vorbelastung treten nun noch die Hemmungen von außen. Die deutsche Exportindustrie hat ebenso wie die Wirtschaft anderer Industriestaaten außerordentlich unter dem besonders nach dem Kriege modern gewordenen Protektionismus zu leiden. Die Zollerhöhungsfeldzüge auf industriellem Gebiet auch der Staaten, die auf die Abnahme ihrer Rohprodukte und Nahrungsmittel durch die Industrieländer angewiesen sind, haben dazu beigetragen, die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Industrieländern, wie England, ja selbst in den Vereinigten Staaten, erheblich zu erschweren und krisenhaft zu verschärfen. Damit trat ein Kaufkraftausfall ein, der neben der Überproduktion hier eine der Ursachen des Preissturzes an den Rohstoffmärkten ist. Mit dem Kaufkraftausfall durch gesunkene Preise auf den typischen Rohstoffmärkten und damit noch geringerer Aufnahmefähigkeit für industrielle Produkte schließt sich dann wieder der Kreis. Von ganz entscheidender Bedeutung für die Beurteilung der gegenwärtigen wirtschaftlichen Situation ist aber m. E. die Tatsache, daß der industrielle Produktionsapparat mit seiner Kapazität über die Kaufkraft der Welt hinausgewachsen ist.

In der Nachkriegszeit kamen zu den bisherigen Industrieländern noch solche hinzu, in denen die natürliche Grundlage für Industrialisierung fehlt. Industrie wurde eben allzu häufig als Angelegenheit des nationalen Prestiges und nicht als eine wirtschaftliche Frage betrachtet.

Dieser Tendenz steht aber der beinahe gänzliche Ausfall einer Konsu-

mentenmasse von ca. 150 Millionen Menschen in Rußland und ein erheblicher Ausfall bei den Bevölkerungsmassen Chinas und Indiens durch die innerpolitischen Verhältnisse gegenüber. Eine unter großem Kapitalaufwand gesteigerte industrielle Produktion findet also statt einer in ähnlichem Verhältnis gesteigerten Konsumkraft einen absolut und relativ verengten Markt vor. Darin liegt nicht zuletzt ein wesentlicher Grund für die schwere Krise, die die Industrie der ganzen Welt erfaßt hat. Aus dem Charakter dieser Tendenz ergibt sich auch ihre Lösung. Abgesehen von den Notwendigkeiten einer energischen Senkung fixer Selbstkostenfaktoren handelt es sich darum, in die Mauern des chauvinistischen Protektionismus kräftige Breschen zu schlagen und damit neue Konsumkraft zu entwickeln. Die neue Tendenz in der deutschen Handelspolitik im südosteuropäischen Raum kann, wenn sie energisch und zielbewußt ohne Rücksicht auf politische Widerstände unter Voranstellung wirtschaftlicher Interessenverbundenheit durchgeführt wird, der praktische Anfang für die Lösung dieser Aufgabe sein. Wirksame Heilung wird die Weltwirtschaftskrise erst dann finden, wenn es gelingt, in größtem Umfange Absatzgebiete durch Konsumsteigerung zu erschließen. Hier liegen besonders in Ostasien, China und Indien große Möglichkeiten. Der Erfolg ist sicherlich beim heutigen Stand der Technik eine Kapitalfrage. Aber sollte es nicht möglich sein, den Fluß der Kapitalströme wieder von den Staumauern politischer Macht Tendenzen zu befreien und in das Bett wirtschaftlichen Ertrages zu lenken? Fürwahr Aufgabe genug für eine internationale Wirtschaftskonferenz.

Eine politische Krise.

(Berliner Tageblatt Nr. 575 vom 6. Dezember 1931.)

Bei der Erforschung unserer derzeitigen Krise scheint es mir verkehrt zu sein, die Gründe für die Intensität und Dauer allein in der Struktur der Wirtschaft zu suchen. Für ebenso verfehlt halte ich es auch, den Ausweg aus dieser Krise, die Methoden zu ihrer Überwindung mit Währungsmanipulationen oder mit Experimenten von der Art der Kaufkrafttheorie zu versuchen, und zwar aus folgenden Gründen:

Die herrschende Krise ist zum größten Teil durch politische Maßnahmen hervorgerufen und verschärft worden. Deshalb kann sie letzten Endes auch nur von der Seite der Politik her restlos beseitigt werden. Politische Gründe führten im Weltkriege zu einer Kapitalzerstörung, an der die Völker Europas noch heute zu leiden haben. Politische Gründe, nämlich die Diktatmethoden von Versailles, verhinderten es, daß nach dem Kriege die Atmosphäre in einer wirtschaftlich vernünftigen Form bereinigt wurde und die Völker ihre Wirtschaft in gegenseitiger Zusammenarbeit vernünftig aufwärts entwickeln konnten. Auf der Basis von Versailles war es unmöglich, Europa wirtschaftlich wieder aufzubauen. Der zwangsweise Kapitalentzug durch die Reparationszahlungen, der nur durch weitgehende kommunale und private Verschul-

dung ausgeglichen wurde, schuf eine labile Situation, die bei einem ernsthaften Anstoß von innen oder außen her aufs gefährlichste erschüttert werden mußte. Politische Gründe waren es endlich vielfach, die nach dem Kriege allenthalben zur Rückkehr zu einer Hochschutzzollpolitik führten, und aus politischen Prestigegründen wurden auch in solchen Ländern neue Industrien, besonders für Rüstungszwecke, aufgebaut und entwickelt, denen die natürlichen Grundlagen fehlten. Ich verweise auf die Stickstoffindustrien der verschiedenen Länder, Frankreich, Italien, Belgien, Spanien, Polen. Das Bestreben in manchen Ländern, alles im eigenen Lande, ohne Rücksicht auf die Produktionskosten, zu machen, mußte sich zwangsläufig destruktiv auf die Weltwirtschaft auswirken. Ein politischer Kreditfeldzug, auf den ich hier nicht länger eingehen will, gab dann den letzten Anstoß zum Aufflammen der schwelenden Krise.

Da es in der heutigen Entwicklungsstufe der Völker der zivilisierten Welt und der Wirtschaft und bei ihrem hohen Lebensstandard unmöglich ist, das feinverästelte Kreditsystem zu beseitigen und durch Tauschverkehr (Güter und Gold) zu ersetzen, mußte der wirtschaftliche Zusammenbruch der zunächst getroffenen Schuldnerstaaten auch die übrigen Völker mit sich reißen.

Die besonders typisch deutschen Krisenerscheinungen sind ebenfalls zum Teil politisch bestimmt, wie die vielfach kritisierte Anleihe- und Finanzpolitik der öffentlichen Körperschaften, zum Teil aber auch zurückzuführen auf menschliche Unzulänglichkeit, die in keinem System vermieden werden kann. Es ist allerdings zu bedauern, daß wir jetzt erst in vielen Fällen die Folgen kriegswirtschaftlicher oder inflationistischer Mißwirtschaft liquidieren müssen.

Sicherlich ist die Anpassung an das Konkurrenzniveau in den übrigen Ländern und Abstriche an allen unproduktiven Ausgaben im eigenen Lande, ebenso wie die Senkung des zu hohen materiellen Gesamtniveaus in Deutschland ein Weg, um von uns aus zur Krisenüberwindung beizutragen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß bei der gegenwärtigen Tendenz in der Welt unser Interesse in größtem Maße wieder dem Binnenmarkt gelten muß, der immer das Rückgrat unserer Wirtschaft bleiben wird, so notwendig auch für uns als Industrievolk ausreichende Exportmöglichkeiten sind.

Die Lösung der Krise aber wird ausschlaggebend davon abhängen, ob es wieder gelingt, Ordnung in die Kreditverhältnisse und Handelsbeziehungen der Welt zu bringen. Dafür ist das Vertrauen und der gute Wille die wichtigste Voraussetzung, das Vertrauen des einzelnen und die Solidität seiner Geschäftsführung, ebenso wie das Vertrauen der Völker untereinander. Nur wenn die Völker stark genug sind, ihre politischen Wünsche und Absichten und Zweckhandlungen der wirtschaftlichen Einsicht unterzuordnen, werden wir zu einer Lösung dieser Krisis kommen. Kein noch so kluges Sachverständigenkomitee wird sie also lösen, sondern nur eine Konferenz von Männern, die über die politischen Vollmachten ihrer Völker verfügen.

Krisenpsychose.

(Neues Wiener Tagblatt Nr. 355 vom 25. Dezember 1931.)

Die Sorgen, die heute jeden einzelnen beschweren, lassen es begreiflich erscheinen, daß so viele den Mut sinken ließen. Aber der Weihnachtsfriede, dessen Glanz selbst in die dunkelste Hütte seine Strahlen dringen läßt, sollte viele, die sich der leider nur allzu verwickelten Zusammenhänge nicht bewußt sind, dazu führen, über sie eingehender nachzusinnen. Dann wird so mancher erkennen, daß er die verhängnisvolle Verstrickung, in die wir und die ganze Welt geraten sind, in ihrer Tiefe und Dauer krankhaft überschätzt und die heilenden Kräfte, die der lebendigen Entwicklung innewohnen, wohl doch allzusehr unterschätzt.

Neben den materiellen Vorgängen, die zu krisenhaften Erschütterungen in den Volkswirtschaften und in der Weltwirtschaft führen, ist die geistige Einstellung der wirtschaftenden Einzelmenschen von grundlegender Bedeutung. Ebenso wie in einer wirtschaftlich günstigen Situation das Vertrauen und der Unternehmungswille den Aufstieg beschleunigen und seine organische Dauer verlängern können, vermag ein allgemeiner Vertrauensschwund einen normalen Konjunkturtiefstand zur Krise zu erweitern. Zweifellos kommt in dieser Beziehung auch in der derzeitigen Krisis dem Vertrauensfaktor eine wichtige Bedeutung zu. National wie international können wir feststellen, daß häufig unverantwortliche Gerüchte zu schwersten materiellen Schädigungen weit über die natürlichen Krisenfolgen hinausgeführt haben.

Einschneidende Maßnahmen nach innen und zäher Wille der Regierung nach außen können nur dann die erhofften Wirkungen erreichen, wenn sie nicht durch Katastrophengerüchte gestört werden. Dabei ist es keinesfalls erforderlich, einem übertriebenen Optimismus zu huldigen. Man sollte doch bedenken, daß der weitaus größte Teil des deutschen Produktionsapparats noch gesund ist.

Es ist äußerst bedenklich, wenn Einzelercheinungen, die in keiner Krise ausbleiben, als Symptom für ganze Berufszweige verallgemeinert werden. Man hat sich angewöhnt, immer nur von Zusammenbrüchen und Verfehlungen zu sprechen, statt an das Riesenheer derer zu denken, die in treuer Pflichterfüllung und hartem Ringen ihr Unternehmen und ihren Arbeitsplatz durch diese Notzeit hindurchretten.

Wir leiden in Deutschland zweifellos an einer Krisenpsychose, die ihren äußeren Ausdruck in dem Sturm auf Sparkassen und Banken fand und von gewissen Seiten immer wieder durch alarmierende Gerüchte genährt wird. Wir müssen uns doch darüber klar sein, daß es jetzt keine Sonderinteressen mehr geben darf. Alle Teile des deutschen Volkes sind in diesem schwersten Ringen um die Existenz zu einer untrennbaren Schicksalsgemeinschaft verbunden, einer Schicksalsgemeinschaft, die ein vertrauensvolles Zusammenarbeiten aller Stände erfordert und allen Schichten Opfer auferlegt. Unter dem Drucke der Not werden wir viele Fehler der Vergangenheit zu liquidieren

haben. Es wird, wenn wir je wieder zu einer blühenden Wirtschaft kommen wollen, notwendig sein, den Wirtschaftsprozess von allem außerwirtschaftlichen Beiwerk zu reinigen und für die letzte Entscheidung in wirtschaftlichen Fragen wieder wirtschaftliche und nicht politische Gesichtspunkte als maßgebend anzuerkennen.

Es ist heute müßig, nach den Schuldigen für die Vergangenheit zu suchen. Wir müssen alles daransetzen, um dem Arbeitswillen unseres Volkes wieder Betätigungsmöglichkeiten zu verschaffen und die Unternehmungslust wieder zu beleben. Die Wirtschaft muß von den Fesseln ihrer Erstarrung gelöst werden, selbst wenn es im Augenblick harte Opfer erfordert.

Aber nicht nur unser eigenes Volk ist von der Krisenpsychose erfaßt. Darüber hinaus befindet sich heute die ganze Welt in einem Fieberzustand, der das äußere Zeichen der Erkrankung ist. Es ist eigenartig und unverständlich, daß die Krisenpsychose in der Welt die Völker immer mehr voneinander trennt, statt sie zusammenzuführen. Zollschränken, Währungsexperimente, Flucht aus den Kreditbeziehungen sind Maßnahmen, die die Zusammenarbeit unter den Völkern immer weiter unterbinden, die Krisenfolgen immer fühlbarer machen und den Zeitpunkt der Beruhigung und des Wiederaufstieges immer weiter hinausrücken. Dabei ist doch bei allen Völkern ein starker Wille festzustellen, alle Kräfte anzuspannen, um aus der Krise herauszukommen. Es erscheint mir aber äußerst gefährlich, wenn diese angespannten Energien in die entgegengesetzte Richtung gelenkt werden und durch Übertreibung der Abschlußtendenzen die Krisenüberwindung immer mehr in Frage gestellt wird.

Diese schwerste aller Krisen ist nur dann zu lösen, wenn die Völker wieder auf einer neuen Basis des gegenseitigen Vertrauens sich zusammenfinden. Machtpolitische Erwägungen und auf dieser Basis erzwungene Zugeständnisse werden allerdings keinen Raum mehr haben dürfen. Ob die Welt wieder aufatmen kann und zu neuer wirtschaftlicher Aktivität erwachen soll, hängt allein vom Willen der Völker und der Vernunft und Einsicht ihrer Führer ab.

Ein neues Jahr, eine neue Welt!

(Deutsche Bergwerks-Zeitung Nr. 1 vom 1. Januar 1932.)

Am Ende des schlimmsten aller Krisenjahre 1931 ist es schwer, einen Ausblick auf das kommende Jahr zu geben, ist es schwer, Momente zu finden, die Grund zu neuem Mut und neuer Hoffnung geben. Wenn wir unterstellen, daß die besondere Heftigkeit der Krise durch das Zusammentreffen einer latenten deutschen Krise, deren Gründe bekannt sind, mit einer außerordentlichen Weltkrise und deren politischer Verursachung zu erklären ist, so kann heute doch gesagt werden, daß bei allen Völkern die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer endgültigen Bereinigung der Streitpunkte reift, die so

gut wie alle Völker in die Krise getrieben haben. Immer weniger Menschen sind gewillt, politischen Machtträumen in der Welt zuliebe ihre wirtschaftliche Existenz zu opfern. Ein starres Festhalten an längst als falsch und für die ganze Welt verderblich erkannten Diktaten muß sich letzten Endes gegen die Urheber selbst richten.

Das neue Jahr wird nur dann mit frohen Erwartungen begrüßt werden können, wenn es die Vergangenheit liquidiert und eine neue Form der Zusammenarbeit unter den Völkern bringt. Möge es gelingen, längst erkannte Wahrheiten im gemeinsamen Interesse in die Tat umzusetzen. Für uns Deutsche handelt es sich darum, durchzuhalten mit all dem ernsten Opfermut, den unsere Situation erfordert. Bei allem Vertrauen darauf, daß sich die Einsicht in der Welt bald Bahn brechen muß, dürfen wir aber nie vergessen, daß die Quelle unserer Kraft in uns selbst schlummert, und daß wir nur dann wieder zu neuer Größe gelangen werden, wenn wir selbst stark, geschlossen und einig sind.

Was wird mit der deutschen Wirtschaft?

(Spectator Nr. 1 vom 2. Januar 1932.)

Für unser deutsches Volk, ja für die ganze Welt, ist das entscheidende Problem an dieser Jahreswende: Wird das Jahr 1932 unter einem glücklicheren Stern stehen als das Jahr 1931? Wird es die Lösung aus den Fesseln der schwersten aller Krisen bringen? Millionen Menschen stehen vor der Frage: Ist diese Krise und ihre Dauer ein unentrinnbarer Schicksalsschlag, den die Menschheit erdulden muß, oder ist der menschliche Geist und die menschliche Kraft in der Lage, den Weg aus der Krise zu finden und die Krisendauer abzukürzen?

Ich bin der Meinung, daß die Krise aus menschlicher Unzulänglichkeit, vor allem auf politischem Gebiet, entstanden ist und durch menschliche Einsicht wieder gelöst werden kann. Die Frist vor allen Dingen, in der diese Lösung möglich ist, hängt entscheidend von dem Grade ab, in dem sich die wirtschaftliche und politische Einsicht und Vernunft in der Welt durchsetzen. Heute, wo die Krise an die Pforte aller Völker, ja an die Türe jedes Einzelmenschen pocht, beginnt die Einsicht zu reifen. Allerdings glaubt man vielfach noch, man könne sich, wie eine Schnecke in ihr Haus, vor dem drohenden Weltzusammenbruch zurückziehen. Dies ist ein grundsätzlicher, gefährlicher Irrtum. Nur ein kräftiger Strich unter die Vergangenheit mit all ihren Absichten und Plänen, mit dem Machthunger einzelner Völker und der Angstpsychose anderer kann der Welt wirklich helfen. Auf einer neuen Basis müssen sich die Völker zusammenfinden und sich von den brüchigen Ufern unserer Zeit über die Brücke der Vernunft auf das neue Festland vertrauensvoller Zusammenarbeit retten.

Für unser deutsches Volk, das in dieser schweren Krise einen beispielgebenden Lebenswillen und größte Opferbereitschaft bewiesen hat, gilt es,

mit großem Idealismus und dem Einsatz aller Kräfte in inniger Liebe zum Vaterland bis zum Ende der Krisis durchzuhalten und eine neue Zukunft auf schlichter, solider und einfacher, dafür aber sicherer Grundlage zu bauen. Daß sich im deutschen Volke im heißen Ringen um die Zukunft des Reiches alle Schichten, alt und jung zusammenfinden mögen, ist mein Wunsch für das kommende Jahr.

Krisenwende.

(Neues Wiener Tagblatt Nr. 87 vom 27. März 1932.)

Ostern, das Fest der Auferstehung, hat in diesem Jahre mehr als je auch für die nüchterne Wirtschaft symbolische Bedeutung. Wir leben in der ganzen Welt in einer Verkrampfung des Wirtschaftslebens, wie sie noch kein Geschlecht vor uns in der neueren Geschichte jemals gesehen hat. Das feingliedrige Netz der Kreditbeziehungen zwischen den Völkern, das regional und temporär den Ausgleich zwischen wirtschaftlichen Überflußgebieten und Gegenden wirtschaftlichen Mangels schafft und so eine sichere Weiterentwicklung ermöglicht, wurde plötzlich zerrissen. Man glaubte, imperialistische Methoden eines kolonialpolitischen Zeitalters plötzlich auf Europa und die zivilisierte Welt übertragen zu können. Die Verfügung über das Kapital wurde in zunehmendem Maße Instrument der großen Politik. Nicht mehr wirtschaftliche Gesichtspunkte standen im Vordergrund, sondern rein machtpolitische. Ganze Bündniskombinationen wurden mit diesem Mittel konstruiert und zusammengehalten. Ebenso wie auf der einen Seite Kapital nach politischen Gesichtspunkten vergeben wurde, hat man es auf der andern Seite unter politischen Gesichtspunkten verweigert. Damit war der natürliche Kreislauf des Kapitals in der Welt unterbunden. Ebenso wie auf der Warensseite die wirtschaftlichen Güter sich unverkäuflich stapelten, sammelten sich auf der Geldseite Kapitalien in einzelnen Ländern an. Rechnet man dazu noch den Kapitalverlust durch die Reparationszahlungen, so ergibt sich für Mitteleuropa und damit für einen der größten Faktoren der Weltwirtschaft das Bild völlig anormaler wirtschaftlicher Zustände.

Die Welt hat überraschend schnell auf die überaus schweren Fehler der politischen Beeinflussung reagiert; in außerordentlich kurzer Zeit sind überall schwere Stockungen und Zusammenbrüche eingetreten. Dazu kam eine sofort einsetzende Vertrauenskrise, die die ganze Lage verschärfte. Heute versucht jedes Volk, durch autarken Abschluß vom Handelsverkehr seine Kräfte zusammenzuhalten. Dieser Weg scheint mir aber vollkommen verfehlt zu sein. Mit der völligen Vernichtung der gegenseitigen Handelsbeziehungen werden wir auf schnellstem Weg der allgemeinen Verarmung zusteuern. Alle Maßnahmen, die jetzt überstürzt getroffen werden, können und dürfen nur Übergangsmaßnahmen sein. Jedem vernünftigen und verantwortungsbewußten Politiker muß als Ziel vor Augen schweben, so bald wie möglich wieder zu internationaler wirtschaftlicher Zusammenarbeit zu gelangen. Ich bin über-

zeugt, daß der Zusammenschluß mehrerer sich ergänzender Wirtschaftsgebiete eine Vorstufe dazu ist. Der endgültige Wiederaufbau der Weltwirtschaft kann aber erst dann erfolgen, wenn das Vertrauen zurückgekehrt ist und die Kreditbeziehungen der Welt geregelt sind.

Das Vertrauen wird aber erst dann zurückkehren, wenn die Grundlagen für eine vernünftige politische Ordnung Europas gegeben sind. Das Haupthemmnis sind auf diesem Gebiet heute noch die Pariser Vorortverträge. Es ist ein Lichtblick in dieser dunklen Zeit, daß einer der Väter dieser Verträge, Lloyd George, heute endlich den Bekennermut aufbringt, in einem beachtenswerten Werk das Ende der Reparationen als Anfang eines Wiederaufbaues zu fordern. Überall mehren sich die Stimmen, die eine gereinigte politische Atmosphäre verlangen, um die Wirtschaft aller Völker wieder aufzubauen. Der Wahnsinn des Wirtschaftskrieges mitten im politischen Frieden muß endlich im Interesse aller Völker sein Ende finden. Es hat sich gezeigt, daß wirtschaftliche Gesetze stärker sind als politischer Machtwille. Mögen die Vertreter der Wirtschaft den Mut und die Kraft finden, das Lebensinteresse ihrer Völker wirksam gegen die Kurzsichtigkeit der Tagespolitik zu verteidigen!

Ich habe das Vertrauen, daß wirtschaftliche Tatsachen stärker sind als menschliche Verranntheit, Furcht und Haß. Wenn wir nur in diesen trüben Tagen unsere Nerven behalten und durch alle die Bitternis unsere ideelle und nationale Überzeugung bewahren, dann müßten auch unserem Volk in politischer und wirtschaftlicher Freiheit die Osterglocken der Krisenwende läuten.

Geleitwort.

(Veröffentlicht in der Sondernummer „Der Konfektionär“ Nr. 59 vom 27. Juli 1932.)

Gern leiste ich der freundlichen Aufforderung der Schriftleitung des „Konfektionär“ Folge, der Chemiesondernummer einige einleitende Worte mitzugeben. Mannigfaltig sind die Beziehungen und Verbindungen zwischen Chemie bezw. der chemischen Industrie und der Textilwirtschaft in Wissenschaft, Technik und kaufmännischer Praxis.

Beide Industriezweige verdanken sich gegenseitig sehr viel. Von Anfang an haben die stets wachsenden und wechselnden Bedürfnisse der Textilwirtschaft der chemischen Forschung neue Aufgaben gestellt und so mancherlei Anregungen und Auftrieb für die Entwicklung der chemischen Industrie, insbesondere auf dem Gebiete der Farbstoffe und der Textilhilfsmittel, gegeben. Auf der anderen Seite konnte die Textilwirtschaft die praktischen Ergebnisse der von der chemischen Wissenschaft und Technik erzielten Resultate nutzbringend für ihre Erzeugnisse verwenden und verwerten. Ich begrüße es, daß der „Konfektionär“ mit dieser Sondernummer dazu beitragen will, die engen freundschaftlichen Beziehungen zwischen Textilwirtschaft und Chemie bezw. chemischer Industrie zu pflegen und zu vertiefen.

Leverkusen, 22. Juli 1932.

Vernunft schafft Wirtschaftsbelebung.

(Neues Wiener Tagblatt Nr. 356 vom 25. Dezember 1932.)

Das Weihnachtsfest ist in diesem Jahre nicht mehr so sehr von den dunklen Schleiern umschattet, die im letzten Jahre den Festglanz trübten und die Freude minderten. Wenn auch das Jahr, das hinter uns liegt, neue Not, neue Entbehrungen und neue Rückschläge brachte, so kann man rückschauend doch feststellen, daß ein kleiner Teil unserer Hoffnungen in Erfüllung ging.

Nach Überwindung großer Schwierigkeiten und starker Widerstände ist es in der zweiten Hälfte des Jahres 1932 gelungen, den Grundstein zum Wiederaufbau des Wirtschaftslebens zu legen. Die jetzige Lage ist freilich noch trostlos, aber es beginnt sich, wenn auch in weiter Ferne, eine Entwicklung anzubahnen, deren Richtung nicht mehr nach unten führt, sondern, wenn auch langsam und allmählich, Beständigkeit und in langsamer Kurve ein Steigen des Wirtschaftsbarometers anzeigt.

Es hat sich in diesem Jahre erwiesen, daß wirtschaftliche Tatsachen von Politikern aus machtpolitischen Gründen auf die Dauer nicht achtlos beiseite geschoben werden können. Über die Niederungen des Menschen- und Völkerhasses hinweg hat die wirtschaftliche Vernunft die Brücke der Verständigung geschlagen, die freilich zunächst noch ein schmaler Steg und wenig begangen ist, aber in steter Arbeit zu einer festen, breiten Brücke ausgebaut werden kann und muß, die zunächst auf den Boden des wirtschaftlichen Ausgleichs und vertrauensvoller Zusammenarbeit führt.

Die Hauptaufgabe der internationalen Verhandlungen dieses Jahres war das Problem der internationalen Schulden, das unselige Kriegserbe, das man erst jetzt zu liquidieren sich anschickt. Ein Teilgebiet dieses Problems hat man in Lausanne bereinigt. Es ist unverkennbar, daß „das Ende der Reparationen“ einen günstigen Einfluß auf die ganze Weltwirtschaft gehabt und daß es wesentlich dazu beigetragen hat, die Auswirkungen der Krise zu mildern und sie zu verflachen. Eine Lösung des Gesamtproblems würde demnach viel weiterreichende Folgen haben und könnte die Grundlage für eine vernünftige Ordnung der wirtschaftlichen Beziehungen von Volk zu Volk sein. Die kommende Weltwirtschaftskonferenz steht in dieser Hinsicht vor einer großen Aufgabe. Hoffentlich sind die Teilnehmer an dieser Konferenz sich ihrer Verantwortung bewußt, denn ein Ausgang ohne Ergebnis würde gerade in der gegenwärtigen Situation der beginnenden Besserung die verhängnisvollsten Folgen haben.

Eine weitere, ebenfalls sehr wichtige Aufgabe der Weltwirtschaftskonferenz ist die Beseitigung der den Gütertausch so sehr erschwerenden Handelshemmnisse. Es hat sich inzwischen die Erkenntnis durchgesetzt, daß Verpflichtungen von Land zu Land nur durch Warenlieferungen und Dienstleistungen, nicht aber durch Geld ausgeglichen werden können. Die bisherige Gepflogenheit, die Schulden in Geld aus den Gläubigerländern beizutreiben und die Warenlieferungen aus den Schuldnerländern zu hemmen, hat dazu

geführt, die Schuldnerländer noch zahlungsunfähiger zu machen, als sie es durch Krieg, Inflation usw. schon ohnehin waren. Praktisch käme also nur eine Abkehr von dem bisherigen System der Schuldenbeitreibung in Frage. Die Möglichkeit, sie durchzusetzen, wird sich hoffentlich auf der Weltwirtschaftskonferenz ergeben.

Eine weitere Voraussetzung für eine vertrauensvolle und reibungslose wirtschaftliche Zusammenarbeit ist die Bereinigung der politischen Verhältnisse. Einer vernünftigen politischen Neuordnung Europas steht aber der Versailler Vertrag entgegen. Auch hier ist man dabei, ein Teilgebiet zu bereinigen. Die vor kurzem erzielte Einigung in der Abrüstungsfrage läßt Deutschland, Österreich und Ungarn auch in dieser Hinsicht wieder gleichberechtigt in den Bund der Nationen treten. Es ist zu wünschen, daß darüber hinaus auf dem Gesamtgebiet der europäischen politischen Verhältnisse eine eingehende Revision einen vernünftigen Zustand schafft, auf welchem sich das wirtschaftliche Vertrauen der Völker gründen kann. Das Lebensinteresse der Völker verlangt, daß die Politik sich von den Fesseln, die die Vergangenheit seit dem Kriege ihr auferlegt hat, befreit.

Ich hoffe, daß der Weg der wirtschaftlichen und politischen Vernunft, auf dem jetzt zaghaft die ersten Gehversuche gemacht werden, von allen maßgebenden Politikern mit festem Schritt begangen wird, damit im nächsten Jahre die Weihnachtsglocken in den Herzen aller ein freudiges Echo finden.

IX. Teil.

Ruhrkampf und Reparationen.

Protestkundgebung gegen die Besetzung des Rheinlandes und des Ruhrgebietes im Reichstag zu Berlin am 7. Dezember 1922.

(Nach Manuskript.)

Meine Herren! Rheinland in Gefahr, Vaterland in Gefahr, Lebensgefahr! Mit diesen schwersten Worten muß ich unter Sie treten. Hierher geeilt vom rheinischen Boden, darf ich Sie namens der rheinischen Großindustrie begrüßen, ihrer Arbeitgeber- und Arbeitnehmerschaft und namens der rheinischen Bevölkerung überhaupt. Nie hätte ich geglaubt, nachdem der letzte Schuß an unserer Westgrenze lange gefallen ist, daß noch einmal unser herrlicher, geliebter Rheinstrom verteidigt werden muß und das von ihm in jedem Sinne befruchtete Land. So trete ich unter Sie mit der schwersten und ernstesten Aufgabe eines Bürgers, mit der, sein Land zu verteidigen. Meine Herren, noch blutet die im Osten uns geschlagene Wunde, wo Oberschlesiens Hüttenwerke gegen den Himmel ragen, wo der ernste schwerarbeitende Bergmann den wichtigsten, unentbehrlichsten Rohstoff, die Kohle, nicht mehr der Erde für uns entreißt, wo er für Fremde arbeitet im ehemals deutschen Lande. Dort, über Oberschlesiens Schicksal fällten außereuropäische Völker ihren Spruch, einen Spruch, der sinnlos den großen, produktiven deutschen Organismus in zwei Teile schnitt, wodurch beide nicht mehr lebensfähig sind. Dort wurden Deutschland entgegen aller wirtschaftlichen Vernunft die Arbeitskraft und die Bodenschätze entzogen, die es nicht nur für sich selbst braucht, sondern die auch Deutschlands frühere Kriegs- und jetzige Wirtschaftsgegner von ihm fordern. Des deutschen Oberschlesiens wichtigster Teil ist uns genommen. Nie können, werden und sollen wir vergessen, daß über den eigenen, Mann für Mann ausgesprochenen Willen zu Deutschland fremde, Deutschlands nicht kundige Völker uns diesen wichtigsten Landesteil entrissen. Und wenn Sie nun, meine Herren, vom Osten des Reiches Ihre Blicke zum Westen lenken ins rheinisch-westfälische Industriegebiet und dort nachts die himmelstürmenden Flammen der Hochöfen und die Glutschlangen der Walzenstraßen, tags Schlot an Schlot gegen den Himmel ragend, Fabrik an Fabrik, Arbeitskolonie an Arbeitskolonie sehen, dann werden Sie den stärksten Eindruck eines fleißigen, eines rührigen, eines nimmermüden, eines mutigen Landes, unseres Deutschlands, bekommen. Dort in Rheinland-Westfalen wird das Hohelied der Arbeit gesungen. Dort dröhnt: „Ich

will, ich muß, ich kann, ich werde“. Dort ist heilige Erde. Denn dort ist Arbeit zu Hause. Und rheinischer Frohsinn. Und wenn ich heute, meine Herren, im Namen der rheinischen Industrie, die ich vertrete, zu Ihnen spreche, so muß ich mit besonderem Ernst meine Stimme erheben. Sie wissen alle, aus welchem Wirtschaftszweig Sie auch kommen mögen, was die rheinische chemische Industrie für Deutschland und die Welt bedeutet. Sie wissen, wie hier seit Jahrzehnten Wissenschaft, Erfindergeist und Wirtschaft zusammenarbeiten, wie der unermüdlich forschende Gelehrte, der Ingenieur und der weitsichtige Kaufmann Werke schufen, die die Welt erobert haben, die bewundert und beneidet werden. Die unnachahmliche Schönheit der Farben, die aus Rheinlands chemischer Industrie hervorgehen, finden Sie auf der ganzen Welt, die deutsche Arbeit, die in ihnen liegt, ist von unverwüstlicher Kraft, und der Fleiß, der täglich an sie gewandt wird, wahrt ihren Ruf. Und ferner: Denken Sie an die Heilmittel, die die rheinische chemische Industrie hervorgebracht hat, denken Sie an die Unzahl von Medikamenten, die forschender Geist mit dem Willen, der gesamten Menschheit zu helfen, dem spröden Stoff abrang, die dann in größtem Stile in die industrielle Praxis umgesetzt und zum Heile der Welt ohne Unterschied von Freund und Feind allen Völkern die Leiden des Körpers erleichtern und heilen. Denken Sie an den gewaltigen Kampf, den die deutsche Chemie gerade des Rheinlandes gegen Leiden und Tod führt, denken Sie nicht zuletzt an die überragende volkswirtschaftliche Bedeutung für die Arbeitnehmerschaft und vor allem an ihre Bedeutung für den deutschen Außenhandel, für den deutschen Export. Dann werden Sie von Glück und Stolz erfüllt sein! Und dieses Glück und diesen Stolz will man uns nehmen. Diese blühende rheinische Industrie, diesen Tragpfeiler deutscher Wirtschaft will in verblendetem Haß ein fremdes Land ergreifen. Dieses rheinische Industrieland soll für Deutschfremde arbeiten, soll eine Geisel sein für die Erfüllung des unerfüllbaren Versailler Friedensdiktates. Das wird es nie, nie, nimmermehr! — — —

Deswegen bin ich zu Ihnen gekommen, um Ihnen dieses Nimmermehr entgegenzurufen, damit Sie es sich zu eigen machen und damit dieser rheinische Ruf ein deutscher Schrei wird. Denkt an unser besetztes Rheinland, Ihr Landesteile, die Ihr frei und ungehindert wirken könnt, denkt an die Millionen Deutsche, die dort unten im Westen Deutschlands schönsten Strom mit ihrer Arbeit beleben, die an seinen Ufern die gewaltigen Stätten deutscher Erfindungsgabe und deutschen Fleißes und die Stätten unermüdlicher Arbeit errichtet haben. Was uns alle im Rheinland zusammenhält, ist die ständige Gewißheit, für Deutschland und über seine Grenzen hinaus für seinen Welt-ruf zu arbeiten. Aber nie, das versichere ich Ihnen, werden wir für fremde Nationen, beaufsichtigt und geknebelt, arbeiten. Dann ist unser Wille und unsere Freude dahin. Dann wird aus der gewaltigen tätigen rheinischen Volksmasse eine starre Wand werden, an der sich Eroberungswille, Haß und Gewalt die Stirn einrennen. „Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten, nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen, ruft die Arme der Götter herbei.“ Ich spreche

im Namen der rheinischen Industrie und aller ihrer Arbeitskräfte und im Namen der rheinischen Bevölkerung, wenn ich sage: Dieser Kopf, dieses Herz, diese Hand soll nur Deutschland dienen!

Geleitwort für die Oberschlesische Woche zu Berlin 1924.

Solange das deutsche Volk in seiner Gesamtheit nicht einsieht, daß uns der verlorene Krieg und die damit im Zusammenhang stehende Verarmung um viele Dezennien zurückgeworfen hat, wir also noch intensiver und mehr als früher arbeiten und erheblich sparsamer als bisher leben müssen, werden wir uns aus dem dunklen Abgrund, in dem wir uns zur Zeit befinden, nicht zur lichten Höhe emporheben können, auf der wir 1914 gestanden.

Leverkusen, im November 1924.

Deutschland muß stark und frei werden!

(Cottbuser Anzeiger Nr. 85 vom 10. April 1925.)

Sorge jeder an seiner Stelle dafür, daß unser Vaterland wieder stark und frei werde, um es auf die frühere sonnige Höhe zu bringen. Das kann und wird nur gelingen, wenn die Grundlage dazu, die Wirtschaft blüht. Arbeitsamkeit und Pflichterfüllung sind die Wege zu diesem hohen Ziele; Einigkeit im Innern und Würde nach außen die Voraussetzung.

Leverkusen, im Januar 1925.

Rheinlands Wirtschaft — Deutschlands Wirtschaft.

(Berliner Lokal-Anzeiger Nr. 316 vom 7. Juli 1925.)

Als Reichskanzler Luther nach Übernahme seines hohen Amtes die einzelnen Landesteile unseres Vaterlandes besuchte, eilte er zuerst nach Köln. „Rheinlands Schicksal ist Deutschlands Schicksal, Rheinlands Freiheit ist Deutschlands Freiheit“ waren damals seine Worte, die in den Herzen der Rheinländer lebhaften Widerhall fanden. Man kann aber diese schönen, wahren Worte noch ergänzen, indem man sagt, daß auch Rheinlands Wirtschaft Deutschlands Wirtschaft ist. Die rheinische Wirtschaft kann nicht bestehen ohne engste Verbundenheit mit dem übrigen Reich, und Deutschlands gesamte Wirtschaft müßte verkümmern, wenn nicht der Pulsschlag von Rhein und Ruhr sie belebte. Die Schrecknisse der letztvergangenen Jahre haben mit besonderer Deutlichkeit erkennen lassen, wie nicht nur durch die Bande des Blutes und der Kultur, sondern auch durch wirtschaftliche Verflechtungen Rhein und Reich aufs innigste miteinander

verwoben sind. Das zeigen aber auch die langvergangenen Jahrhunderte, die mehr als tausendjährige Geschichte gemeinsamer Schicksale. Vom Rheinstrom und seinen Kaiserpfalzen strahlte die Sonne des Römischen Reiches Deutscher Nation auf die weiten Lande bis jenseits der Elbe und nach Burgund. Der Rhein war die Achse in dem Reich Karls V., in dessen Lande „die Sonne niemals unterging“. Vier der sieben deutschen Kurfürsten hatten ihren Sitz an Rhein und Mosel. Im Kaisersaal zu Frankfurt wurden die Könige gewählt, und im Dom zu Aachen empfangen sie Zepter und Krone. Auf dem Reichtum des Rheinlandes, auf dem Fleiß seiner Bürger und auf seinen reichen Kunstschatzen war die alte Reichsmacht gegründet. Die stolzen und trutzigen Türme der rheinischen Dome spiegeln noch heute in den Fluten des Rheines den Abglanz jener stolzen Vergangenheit wider.

Denn als das „liebe heil'ge röm'sche Reich“ nicht mehr zusammenhielt, als seine Macht versank, da war es auch um die rheinische Herrlichkeit geschehen. Handel und Gewerbe verfielen, und „die Freiheit war verloren“.

Im Osten aber hatten die „Marquis de Brandenbourg“ aus der märkischen Streusandbüchse die preußische Großmacht geschaffen, die von nun an bestimmend wurde für das Schicksal des Reiches und seiner rheinischen Lande. Jene Neujahrsnacht, in der Blücher mit seinen Tapferen bei Caub den Rhein überschritt, führte die Morgenröte einer glückverheißenden Zukunft herauf. Das jugendfrische 19. Jahrhundert war in die Schranken getreten, und nun hob unter den Fittichen des preußischen Adlers und später unter Bismarcks Führung im geeinten Deutschen Reich eine Entwicklung an, die niemand hätte vorausahnen können. Rhein und Ruhr mit ihren Bodenschätzen, mit ihren Männern von Tatkraft und Mut, waren der Schauplatz der gewaltigen Leistungen, von denen die Wirtschaftsgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts kündet. Namen wie Harkort, Krupp, Haniel, Mevissen und Stinnes stehen mit leuchtenden Lettern verzeichnet.

Der Reichtum der rheinischen Lande beruht in erster Linie auf seiner geographischen Lage, auf den Kohlenschätzen, auf denen sich die umfassende Industrie des Deutschen Reiches aufbaut. Die zahlreichen Wasserläufe trieben schon in früheren Zeiten die alten Eisenhämmer und förderten die Färbereien, Bleichereien und die Papierherstellung. Der Rhein selbst stellt eine hervorragende Verkehrsstraße für den wirtschaftlichen Güteraustausch dar. Während im Jahre 1840 die größten Rheinschiffe nur 400 t faßten, sind heute Kähne von 2000 t und mehr zahlreich vertreten. An dem Gesamtverkehr der deutschen Binnenwasserstraßen war das Rheingebiet im Jahre 1913 mit 60%, 1920 sogar mit 70% beteiligt. Die Hauptgüter, die im Jahre 1913 auf dem Rhein befördert wurden, waren die Steinkohle mit 37,4%, Erze mit 15,1%, die Braunkohle mit 5,7% und Getreide mit 5,7%.

Als wichtigste Ergänzung dienen die Eisenbahnen, die den Rheinstrom und seine Nebenflüsse begleiten und ein dichtes Netz über die rheinischen Gebiete breiten. Auf 1000 qkm bezogen, schwankt hier die Eisenbahn-

dichte zwischen 172 und 180 km, während der Durchschnitt des Reichsgebietes 118 km beträgt. Was die Verkehrsleistung betrifft, so sind Rhein-, Ruhr- und Saargebiet 1913 mit 53,3 und 1920 mit 48,5%, also rund der Hälfte des gesamten deutschen Eisenbahngüterverkehrs, beteiligt gewesen. Diese Zahlen gewinnen erst die rechte Bedeutung, wenn man bedenkt, daß jene Gebiete der Fläche nach nur den dreizehnten Teil des Reiches ausfüllen. Auch die Land- und Forstwirtschaft ist nicht von geringer Bedeutung. Im Nordwesten und Westen befinden sich ausgezeichnete Getreideböden, und die Wälder der rheinischen Gebirgszüge liefern Holz in großer Menge. Besondere Erwähnung verdient der rheinische Weinbau wegen der Weltberühmtheit seiner edlen Gewächse. Ihm verdanken aber auch zahlreiche Industriezweige ihre Entstehung, wie die Schaumweinindustrie, die hauptsächlich am Mittelrhein ihren Sitz hat.

Wenn man jedoch an die Industrie der rheinischen Gebiete denkt, tauchen vor allem die Hochöfen und Walzwerke vor unseren Augen auf, die Maschinenindustrie, dann aber auch die große chemische Industrie. Ferner muß die Textilindustrie hervorgehoben werden, die mit ihren vielgestaltigen Zweigen auf weite Gebiete des rheinischen Landes verteilt ist. Betrachtet man die einzelnen, hier kurz erwähnten Industriezweige im Vergleich zu denen des gesamten Deutschen Reiches, so tritt sofort die überragende Bedeutung des Rhein- und Ruhrgebietes in die Erscheinung.

Nicht nur die rheinische Industrie, sondern in überwiegendem Maße die gesamte deutsche Industrie baut auf der Ruhrkohle auf. Dies gilt namentlich nach der Entziehung des Saargebiets und der Abtrennung Oberschlesiens. Nicht weniger als 80% der gesamten deutschen Steinkohlenförderung entfallen heute auf das Ruhrgebiet. Aber auch die rheinische Braunkohle ist von der größten Bedeutung. 27,3%, also mehr als ein Viertel der Förderung im Reich, werden in den Braunkohlengebieten um Köln gewonnen.

Doch nicht nur zahlenmäßig, auch wegen ihrer hervorragenden Eigenschaften kommt der Ruhrkohle ein besonderer Wert zu. Mit ihrer großen Verkokungsfähigkeit bildet sie das Beschickungsmaterial für Hochöfen. Es ist bekannt, wie sehr die lothringische Eisenindustrie gerade aus diesem Grunde von der Ruhrkohle abhängig ist. Aber auch der chemischen Industrie liefert diese in Gestalt des Benzols und anderer Teerprodukte die wichtigsten Rohstoffe.

Auf dem Gebiet der Eisen- und Stahlindustrie, von der mehr oder minder der Hauptteil der deutschen Industrien als weiterverarbeitende Zweige oder als Verbraucher beliefert wird, steht Rheinland-Westfalen gleichfalls an erster Stelle. Setzt man die gesamte Eisen- und Stahlindustrie Deutschlands gleich Hundert, so entfallen auf das Rhein- und Ruhrgebiet (ausschließlich Saar) an Roheisen 74,2, an Rohstahl 80,9, an Walzwerkerzeugnissen 77,7%. Diese wenigen Zahlen für die Schwerindustrie geben den schlagenden Beweis, was das Rheinland für Deutschland bedeutet, aber auch umgekehrt, was Deutschland ihm bedeutet. Denn was wollten die rheinischen Gebiete mit

ihren Kohlen, ihrem Eisen und Stahl beginnen, wenn ihnen der innerdeutsche Absatzmarkt rechts des Rheins ermangelte?

Im engsten Zusammenhang mit dem Bergbau und der Eisenindustrie stehen die Maschinenbauanstalten, namentlich soweit sie für Bergbau und Eisenhütten die Produktionsmittel liefern. In erster Linie kommen hier die Kraftmaschinen, die Hebezeuge, Laufkrane und Beförderungsmaschinen in Betracht. Als Fertigindustrie sei dann noch die bergische und die märkische Kleineisenindustrie hervorgehoben, deren Schneidwaren und Werkzeuge Weltruf besitzen.

Auch die rheinische Textilindustrie wurde bereits erwähnt. Sie nimmt gleichfalls hervorragenden Anteil an der deutschen Gesamtproduktion. Die Krefelder Seidenindustrie umfaßt zwei Drittel der deutschen Seidenherstellung. Auf die Baumwollindustrie, die hauptsächlich um M.-Gladbach und Rheydt gruppiert ist, entfällt ein Fünftel der deutschen Erzeugung. Im Aachener Gebiet finden wir hauptsächlich die Wollindustrie vertreten und im Wuppertal die Bandweberei und -wirkerei, aber auch die meisten anderen Zweige der Textilindustrie.

Zuletzt soll als eine der wichtigsten Stützen der rheinischen Wirtschaft die chemische Industrie nähere Erwähnung finden. Ihre größten Werke haben ihren Sitz am Rhein. Diese Verkehrsstraße hat den Vorzug billiger Frachten für Kohlen und in- und ausländische Rohstoffe. Der Rhein ist gleichfalls aber auch auf das beste geeignet, die vielen Abwässer der chemischen Industrie aufzunehmen und sie infolge seines hohen Kalkgehaltes zu neutralisieren. Welchen Aufschwung gerade die chemische Industrie genommen hat, mögen einige Zahlen erhellen: Im Jahre 1861 fanden in der chemischen Industrie Deutschlands etwa 23 600 Menschen Arbeit. Im Jahre 1900 waren es dagegen 200 000, und die Jahresproduktion bezifferte sich auf den Wert von einer Milliarde Goldmark. 1922 wurden in der chemischen Industrie 380 000 Arbeiter beschäftigt, von denen allein auf die rheinischen Werke 162 000 entfielen.

Wenn man davon spricht, daß Deutschland im 19. Jahrhundert sich vom Agrarstaat zum Industriestaat gewandelt hat, so hat den größten Anteil an dieser Entwicklung die rheinische Wirtschaft. Manche mögen diese starke Industrialisierung für das Volksganze für nachteilig halten; sie war aber bedingt durch die starke Zunahme unserer Bevölkerung. Für deren jährlichen Überschuß mußte Arbeit und Brot geschaffen werden. Die rheinische Industrie zog mit der zunehmenden Bevölkerung immer mehr Leute aus dem Reichsgebiet an sich, und so finden wir in den rheinischen Gebieten, namentlich aber im Ruhrgebiet, eine Bevölkerungsdichte, die den Durchschnitt des Reichsgebietes weit übertrifft. Während nach der Volkszählung vom Oktober 1919 die Bevölkerungsdichte in den besetzten Gebieten 308 betrug, belief sich der Durchschnitt des Reiches auf 127 Einwohner auf 1 qkm; im Ruhrgebiet waren dagegen 1555 Menschen auf den gleichen Raum verteilt, eine Siedlungsdichte, wie sie kein zweites

Land auf dem europäischen Kontinent aufweist. Einschließlich Saargebiet beträgt die Bevölkerung an Rhein und Ruhr rund 12 Millionen, den fünften Teil der gesamten Bevölkerung des Deutschen Reiches, eine Bevölkerungszahl, die an diejenigen der drei nordischen Königreiche zusammengenommen heranreicht.

Diese 12 Millionen Menschen tragen seit bald 7 Jahren das harte Joch der Fremdherrschaft. Die Leiden und Schrecken der Fremdherrschaft der jüngstvergangenen Jahre (Ruhreinbruch) stehen noch lebendig vor unserer Seele. Der Druck der Besatzung lastet schwer auf der rheinischen Bevölkerung und muß notwendig ihre Schaffenskraft und Schaffensfreude hemmen. Dies gilt für den Arbeiter wie für den Bauer, den Beamten wie den Unternehmer. Mit banger Sorge schaut man in die nächste Zukunft. Man ist in seinen Plänen behindert, und unfrei regen sich die Schwingen des Unternehmungsgeistes. Daß dieser Druck sich von dem Menschen auf die Wirtschaft und ihre Leistungsfähigkeit überträgt, liegt auf der Hand.

Aber nicht allein die Tatsache der fremden Besatzung ist von schädlichen Folgen begleitet, sondern mehr noch ist es die bittere Erfahrung, daß entgegen den Bestimmungen des Versailler Vertrages am 10. Januar die Kölner Zone nicht geräumt wurde. Werden wir auch am 16. August das Opfer eines neuen Vertragsbruches der Alliierten sein? Diese Frage drängt sich unwillkürlich auf. Wir müssen es aber abweisen, daß die Frage der Räumung mit der Frage des Sicherheitspaktes und der Entwaffnungsnote, dieser Mischung von Angst, Konkurrenzneid und Hohn, verquickt wird. Hier das Rechte zu tun, ist Sache der Staatsmänner, nicht der Wirtschaft. Die Wirtschaft hat aber die Pflicht, auszusprechen, daß eine Fortdauer der über den Versailler Vertrag hinausgehenden Besetzung von unheilvollem Einfluß auf die Leistungsfähigkeit der schwer belasteten deutschen Industrie und damit auch auf die Durchführung des Dawesplanes ist. Das Londoner Abkommen fordert von dem Reich und der deutschen Wirtschaft unerhörte Leistungen. Die Sachverständigen selbst haben für die Durchführung ihres Reparationsplanes die unbehinderte wirtschaftliche Betätigung der deutschen Wirtschaft zur Voraussetzung gemacht. Deutschland ist bisher pünktlich seinen Verpflichtungen nachgekommen. Aber auch die Gegner sind verpflichtet, ihre Verträge (Räumung der ersten Zone) einzuhalten und die Wirtschaft nicht neuen Erschütterungen auszusetzen, wie es wieder durch die geforderte Vernichtung und Umstellung von Maschinen und Apparaten in der neuesten Entwaffnungsnote geschieht.

In den rheinischen Landen liegt die Werkstatt des Reiches, hier schlägt das Herz der deutschen Wirtschaft.

Soll ein Weltfriedenstag gefeiert werden?

(8-Uhr-Abendblatt, National-Zeitung, Nr. 300 vom 24. Dezember 1926.)

Man dient dem Weltfrieden, den auch ich mit allen meinen Kräften zu fördern bestrebt bin, nicht durch Feiern, sondern durch fleißige und intensive Arbeit. Das gilt in ganz besonderem Maße für unser verarmtes Vaterland, das an sich schon mehr Feiertage hat als andere reiche Länder, wie zum Beispiel Amerika. Ich bin also gegen einen Weltfriedenstag, würde aber für einen auf einen Sonntag zu legenden Weltfriedensgedenktag sein, aber erst dann, wenn fremde Soldaten den deutschen Boden verlassen haben.

Deutsche Führer über Versailles.

(Der Weg zur Freiheit Nr. 13/14 vom 1. Juli 1929.)

Vor 10 Jahren wurde Deutschland das Versailler Diktat aufgezungen, das die Schuld Deutschlands am Weltkriege dekretierte. Aus dieser Schuld-feststellung leitete man dann die moralische Berechtigung für die drückende Belastung Deutschlands mit untragbaren Verpflichtungen her. Ein wider besseres Wissen von einem ohnmächtigen Gegner erpreßtes Schuldbekenntnis wird aber vor der Geschichte nicht bestehen. Schon heute haben unparteiische Untersuchungen durch anerkannte Vertreter der Wissenschaft die Grundthese des Versailler Vertrages von der Schuld Deutschlands am Kriege widerlegt. Darüber hinaus bricht sich sogar in den Reihen unserer ehemaligen Gegner die Erkenntnis Bahn, daß das ganze System des Versailler Vertrages auf die Dauer nicht aufrechterhalten werden kann. Es wird dadurch auch die so dringend notwendige Völkerversöhnung unmöglich gemacht. Möge bald Vernunft und Einsicht über Haß und Rache triumphieren.

Reparation unter dem Young-Plan.

(Die Stunde der Wirtschaft, Sonderausgabe der Kölnischen Volkszeitung vom Juli 1929.)

Es ist sehr zu begrüßen, daß die Kölnische Volkszeitung den Abschluß der Pariser Konferenz, der uns für Generationen mit schweren und voraussichtlich untragbaren Belastungen bedroht, zum Anlaß nimmt, nachprüfen zu lassen, welche Verpflichtungen der Wirtschaft erwachsen, wenn der Young-Plan angenommen werden sollte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es dann dringend und unabweislich erforderlich ist, die von der Wirtschaft schon seit Jahren geforderten Reformen aller Art der Staatsverwaltung, der Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik durchzuführen. Alle in der Wirtschaft tätigen Schichten unseres Volkes werden dann aber auch bereit sein müssen, alles zu tun, um noch rationeller, sparsamer und erfolgreicher zu arbeiten als bisher. Eigenkapitalbildung, Produktionssteigerung und Erhöhung der Wettbewerbsfähigkeit und damit Vermehrung des Exports sind zweifellos das Gebot der Stunde. Mögen die folgenden Untersuchungen anregen, dar-

über nachzudenken, was noch verbessert werden kann und wo Hemmungen und Schranken fallen müssen. Immer möge man aber bedenken, daß wir jetzt keine Zeit mehr zu überflüssigen Reden und Versuchen haben, sondern alle Kräfte einsetzen müssen, um, statt neuen Phantomen nachzujagen, das Bewährte auszubauen.

Versailles, unsere Not!

(Königsberger Allgemeine Zeitung Nr. 527 vom 9. November 1930.)

Mehr noch als bisher mußte das deutsche Volk sich in seiner Gesamtheit mit dem Inhalt des Versailler Vertrages beschäftigen. Wir sind uns noch lange nicht genügend klar darüber, welche verhängnisvolle Wirkung dieses „Friedensdokument“ auf das ganze Volks- und Wirtschaftsleben Deutschlands und der ganzen Welt ausübt. Immer noch sind wir geneigt, die Schuld für unsere gegenwärtige Wirtschaftskrise an falschen Stellen zu suchen, statt unserem Volke einzuhämmern, daß die unerträglichen Bestimmungen des Versailler Diktats die Hauptursache unseres Elends sind. Es genügt auch nicht, daß der eine oder andere Paragraph des Youngplans etwas gemildert wird. Unser ganzes Ringen und Streben muß darauf gerichtet sein, seine Grundlage, den Versailler Vertrag, zu revidieren und eine Basis zu schaffen, die allen Nationen eine fruchtbringende Aufbauarbeit im Interesse des Weltfriedens gewährleistet. Soll unsere Industrie wieder lebensfähig werden, soll die deutsche Wirtschaft gesunden, soll unser Volk von seinen gegenwärtigen schweren Sorgen befreit und soll endlich die Weltwirtschaftskrise behoben werden, dann gibt es nur eine Möglichkeit, dieses Ziel zu erreichen: Änderung des Versailler Friedensvertrages, der nicht den wahren Frieden, sondern fortdauernde Unruhe den Völkern gebracht hat, und an dessen Stelle eine auf die Wirtschaft der beteiligten Völker Rücksicht nehmende Regelung und Klärung aller politischen Fragen und Probleme.

Merkspruch für den Kolonialkalender „Mehr Raum 1933“.

(Herausgegeben vom Deutschen Kolonialverein.)

Deutschland sind durch den Versailler Vertrag die wertvollen Kolonien unter erlogenen Vorwänden weggenommen worden. Bei der dringend notwendigen Revision des Vertrages muß uns dieser Kolonialbesitz wieder zufallen. Das erfordert die Gerechtigkeit und der Zwang der Zeit. Uns Deutschen fehlt jeglicher Raum für die Unterbringung zahlloser Arbeitslosen. Auch haben wir die neuen Mittel geschaffen, um die furchtbaren Geißeln der Tropen, die Schlafkrankheit (durch Germanin) und die Malaria (durch Plasmochin und Atebrin), zu heilen.

Leverkusen, im Juli 1932.

X. Teil.

Hochschule und Forschung.

Gedenkfeier des hundertjährigen Bestehens der Technischen Hochschule „Fridericiana“ in Karlsruhe am 29. Oktober 1925.

(Nach Manuskript.)

Im Namen des Reichsverbandes der Deutschen Industrie sowie der diesem nahestehenden wissenschaftlich-technischen Vereine, wie des diesbezgl. Deutschen Verbandes, des Vereins Deutscher Ingenieure, des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, des Vereins Deutscher Chemiker, des Deutschen Vereins von Gas- und Wasserfachmännern, des Verbandes Deutscher Elektrotechnischer Vereine, übermittele ich zur Hundertjahrfeier der Fridericiana herzliche Grüße und Wünsche.

Die Wissenschaft auf der einen, Technik und Wirtschaft auf der anderen Seite müssen heute mehr als je in enger Verbundenheit stehen. Die Wissenschaft war es, die der deutschen Industrie in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege den Weg zum Aufstieg bereitete. Sie war die Fackelträgerin auf der rauhen Bahn der Wirklichkeit.

Aber auch die Wirtschaft hat das Ihrige getan, namentlich in den schwersten Zeiten der Not, um der Wissenschaft zu helfen.

Noch stehen uns trübe Zeiten bevor. Wir werden sie aber überwinden, wenn wir nicht gegen-, sondern miteinander in treuer Gemeinschaft arbeiten. Dann wird und muß unser Vaterland wieder auf die frühere sonnige Höhe hinaufkommen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich der akademischen Jugend ein ernstes Wort zurufen. Sie soll sich zwar überall umsehen und sich über alle staatlichen Notwendigkeiten unterrichten. Sie soll sich aber nicht parteipolitisch festlegen oder gar einfangen lassen, sondern sich erst nach beendetem Studium entscheiden. Also nicht Parteipolitisieren, sondern ernstes Streben sei ihr Tun! Entrissen uns die Feinde deutsches Land, den deutschen Geist vermögen sie uns nicht zu nehmen. Doch „Wissen ist Macht, wie schief gedacht, Wissen ist wenig, Können ist König“. Es kommt nicht darauf an, sich mit Wissen vollzupropfen, sondern sich auch hier weise Beschränkung aufzuerlegen. Denn über allem Wissen steht das Können. Über dem Können steht als Höchstes der Charakter. Auch der fähigste Mensch muß früher oder später scheitern, wenn er nicht festen Charakters ist. So müssen wir in Zukunft bei der Auswahl von Persönlichkeiten und Führern größtes Gewicht

auf den Charakter legen und erst in zweiter Linie auf ihr Können und Wissen. In diesem Sinne rufe ich der Fridericiana, in deren Schoße unsere Jugend zu Männern heranreift, ein *vivat, crescat, floreat* zu.

Hochschulen sind für die Industrie dringendes Erfordernis.

(Sondernummer des Karlsruher Tagblattes „100 Jahre Technische Hochschule Karlsruhe“ vom 29. Oktober 1925.)

Man muß es immer wiederholen, muß es unserem Werte schaffenden Volke immer fester in das Bewußtsein hämmern: Unsere Industrie kann nur gedeihen, wenn sie sich mit wissenschaftlicher Forschung und wissenschaftlichem Geiste zu inniger Gemeinschaft verbindet.

Wem verdanken die hoch entwickelten Zweige unserer Industrie, wie die chemische, die elektrotechnische, die optische Industrie und neuerdings auch die Stahlerzeugung, die Flugtechnik und viele andere ihre großen Erfolge? In erster Linie der Tatsache, daß an ihrer Spitze Führer standen, die die Bedeutung der Wissenschaft für die Technik richtig erkannt und ihre Unternehmungen mit wissenschaftlichem Geiste erfüllt haben. Heute kann Deutschland nur noch auf die für das Leben seiner Einwohner unbedingt nötige Ausfuhr rechnen, wenn es immer neue, immer vollkommenere Erzeugnisse hervorbringt, wenn die Verfahren zur Herstellung der alten vereinfacht, verbessert und damit verbilligt werden. Das wiederum ist nur möglich, wenn wir die Industrie in ihrer Gesamtheit mit wissenschaftlichem Geiste durchtränken und überall da, wo es rationell ist, wissenschaftlich gebildete Kräfte einstellen.

Deshalb ist es die Pflicht von Reich und Ländern, trotz aller Geldnöte und der dadurch gebotenen eisernen Sparsamkeit bei unseren Hochschulen die erforderlichen Mittel zu bewilligen. Diese sind es, die uns den wissenschaftlichen Nachwuchs, die Stütze unserer Industrie, liefern und die Forschung fördern. Industrie und Handel sind auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden. Die Industrie kann nicht gedeihen ohne auf wissenschaftlicher Höhe stehende Hochschulen, und die Hochschulen können nicht leben, wenn nicht eine blühende Industrie vorhanden ist.

Zur Hundertjahrfeier der Technischen Hochschule Dresden.

(Nummer 23 der Wochen-Bildbeilage Heim und Welt des Dresdner Anzeigers vom 3. Juni 1928.)

Die glänzende Vergangenheit der Technischen Hochschule Dresden bietet die beste Gewähr für die geistige und körperliche Heranbildung der anvertrauten Jugend zum schweren Kampf in harter Zeit.

Hochschule und Wirtschaft.

(Aus dem 1930 von dem Verlag C. A. Weller, Berlin, herausgegebenen dreibändigen Werk „Das Akademische Deutschland“.)

Hochschule und Wirtschaft sind heute eng verknüpft und vielfach wechselseitig bedingt. Auf der einen Seite ist eine aufblühende Wirtschaft in der Lage, der Nation die zur Deckung ihres kulturellen Bedarfs erforderlichen Mittel zur Verfügung zu stellen. Sie bildet gleichsam das materielle Fundament, auf dem sich das kulturelle Leben reich entfalten kann. Auf der anderen Seite erweist sich die Hochschule als der Quell eines Kraftstromes, der den Organismus des Wirtschaftslebens befruchtend durchströmt.

Es bedurfte allerdings einer langen Entwicklung und einer Reihe bestimmter Faktoren, bis diese Erkenntnis herangereift war. Die Hochschule in ihrer ersten Wesensform, der Universität, war ein Hort der reinen Geisteswissenschaften. Forschung und Lehre beschränkten sich im Anfang auf Theologie, Philosophie und Jurisprudenz. So waren im 12. Jahrhundert Paris und Bologna die berühmtesten Mittelpunkte des geistigen Lebens. Während in Paris die Theologie und Philosophie in besonderer Blüte standen, ragte Bologna als Pflegstätte der Rechtswissenschaft hervor.

Auf dieser Grundlage bauten sich in den folgenden Jahrhunderten zunächst auch die deutschen Universitäten auf. Im Anfang des 16. Jahrhunderts fanden sich bereits in etwa zwanzig deutschen Städten Universitäten — von denen noch heute ein großer Teil besteht —, die den Ruhm der deutschen Wissenschaft durch die Jahrhunderte getragen haben. Im Laufe der Zeit traten dann mehr und mehr die Einflüsse der Geistlichkeit zurück, die ursprünglich eine überragende Bedeutung auch an Deutschlands hohen Schulen besaß. In der Juristischen Fakultät gewann das Römische Recht, indem es den Bedürfnissen des praktischen Lebens Rechnung trug, vor dem Corpus juris canonici einen immer weiteren Raum. Auch die Wissenschaft der Medizin kam als erster Zweig der später zu großer Bedeutung gelangenden Naturwissenschaften stärker zur Geltung.

Mit den großen Erfindungen und mit dem Aufblühen der Manufakturen vollzog sich auch im Lehrgebäude der Universitäten ein Wandel. Es galt jetzt, immer mehr der wirtschaftlichen Seite des Lebens Beachtung zu schenken. Nachdem schon im Mittelalter der Übergang von der Hauswirtschaft zur Stadtwirtschaft eingetreten war, folgte bald nach Beginn der Neuzeit der Eintritt in die Volkswirtschaft. Das Zeitalter des Merkantilismus war angebrochen, indem die Landesfürsten auch über das wirtschaftliche Wohl und Wehe ihrer Untertanen wachten, ja das Wirtschaftsleben selbst zu regeln versuchten. Auf diese Weise vergrößerte sich das Arbeitsgebiet der Beamten, die vorher im wesentlichen nur die fürstliche Schatzkammer und die landesherrlichen Domänen zu verwalten hatten. Zur Ausbildung dieses Beamtenstandes hatte bereits Friedrich Wilhelm I. Professuren für Kameralwissenschaften an den Universitäten Halle und Frankfurt a. d. Oder errichtet.

Die Kameralwissenschaften umfaßten sowohl Verwaltungs- und Wirtschaftslehre wie auch Polizei- und Finanzwissenschaft. Ferner gehörten dazu Kenntnisse der Landwirtschaft, des Bergbaues, des Handwerks und der Manufakturen, verbunden mit Betriebslehre und technischem Unterricht. Die Kameralwissenschaften umfaßten damals also alle jene Gebiete, die heute nicht nur auf den Universitäten, sondern auch auf anderen Hochschulen gelehrt werden. Dieser Wissenszweig bekundet daher den ersten engen Zusammenhang zwischen Hochschule und Wirtschaft, der sich dann im 19. Jahrhundert immer mehr ausbreitete.

Auf dem Gebiet der Naturwissenschaften entfaltete sich die Forschung zunächst ohne oder doch nur in losem Zusammenhang mit den Universitäten. Denken wir nur an Kopernikus, Kepler und Leibniz. Erst im letzten Jahrhundert hielten die Naturwissenschaften recht eigentlich ihren Einzug auf den Universitäten. Diese entwickelten sich dann zu den hervorragendsten Pflegestätten naturwissenschaftlicher Lehre und Forschung.

Immer weitere Gebiete wurden in den Bereich der Universitäten gezogen. Bei der beschränkten Fassungskraft des menschlichen Geistes ergab sich hieraus die Notwendigkeit zur Unterteilung dieser umfassenden Wissensgebiete. So entstanden aus den Gewerbe- und Bauakademien früherer Jahrzehnte die Technischen Hochschulen. Hinzu traten die Tierärztlichen und Land- und Forstwirtschaftlichen Hochschulen. Schließlich führte die rasche wirtschaftliche Entwicklung, die eine Lehrstätte der mit Weltwirtschaft, Welthandel, Weltverkehr und Betriebsführung verbundenen Wissensgebiete forderte, zur Gründung der Handelshochschulen.

Die glänzenden Erfolge der wissenschaftlichen Forschung bewirkten in der Folgezeit, daß die Hochschulen auch für die Entwicklung und Blüte des Wirtschaftslebens eine außerordentliche Bedeutung gewannen.

Naturgemäß wandte sich das Hauptinteresse der Wirtschaft den Naturwissenschaften zu, denen sie ja besonders reiche Anregungen verdankte, daneben aber wurde keineswegs die Wichtigkeit und Bedeutung der Geisteswissenschaften verkannt. So führte der Zeitabschnitt, der unter dem Zeichen der großen Erfindungen stand, zu immer engeren Beziehungen zwischen Hochschule und Wirtschaft. Ergebnisse der Forschung und Lehre auf der einen Seite und Förderung dieser wissenschaftlichen Aufgaben durch die Wirtschaft auf der anderen Seite waren verknüpfende Momente. Diese enge Verbundenheit hat namentlich in der Notzeit der Nachkriegsjahre reiche Früchte getragen.

Welcher Art die Kraftströme sind, die die Hochschule in das Wirtschaftsleben leitet und welcher Art die Wege sind, die die Wirtschaft zur Förderung der Hochschule einschlägt, soll im folgenden gezeigt werden.

I. Bedeutung der Hochschule für die Wirtschaft.

Zwei Hauptgebiete sind es, auf denen sich die Leistungen der Hochschule anregend und nutzbringend für das Wirtschaftsleben erweisen: Forschung

und Lehre. Die Forschung schafft die geistige Grundlage für praktische Aufgaben, die Lehre vermittelt der Wirtschaft wissenschaftlich geschulte Kräfte, die diese Aufgaben zu lösen verstehen. Die Forschung, die sich zum Teil zunächst getrennt von der Hochschule entfaltete, ging im Laufe der Entwicklung ganz auf diese über, um sich in neuester Zeit wieder in einzelnen Teilgebieten von ihr zu lösen. Die intensive Bearbeitung, die besondere Teile bestimmter Wissensgebiete bei dem allgemeinen Hochstand der heutigen Wissenschaft erfordern, führte zur Gründung besonderer Forschungsinstitute, wie wir sie in den dreißig Kaiser-Wilhelm-Instituten, aber auch in zahlreichen Fabriklaboratorien besitzen. Keineswegs wurde aber dadurch die Bedeutung der Hochschulforschung für die Wirtschaft gemindert. Im Gegenteil: diese Arbeitsteilung bedeutet eine weitgehende Vergrößerung der Zahl der Kräfte für schöpferische und erfinderische Forschungstätigkeit. So stellt die Hochschule heute immer noch den Hauptträger der Forschung dar.

Die Forschung auf dem Gebiet der volkswirtschaftlichen Zusammenhänge, über Zweckmäßigkeit und Auswirkung wirtschaftspolitischer Maßnahmen sowie die Untersuchung auf dem Gebiet der Finanzwissenschaft und Statistik, geben Richtlinien für Staat und Wirtschaft. Sie zeigen, wie sich der einzelne Wirtschaftszweig beim Ineinandergreifen der Einzelwirtschaften am zweckmäßigsten verhält, um in der gesamten Volkswirtschaft den höchsten Erfolg zu gewährleisten. Sie schildern und kritisieren das Gewordene, suchen Gesetzmäßigkeiten auf und lassen Möglichkeiten für die zukünftige Entwicklung erkennen.

Ohne den großen Wert dieser volkswirtschaftlichen Erkenntnisse zu verkennen, hat sich jedoch von weit höherer Bedeutung für die Wirtschaft die Forschung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften erwiesen. Die großen Erfindungen des 19. und 20. Jahrhunderts auf den Gebieten der Physik und Chemie und neuerdings der Biologie brachten neue Grundlagen für Forschung und Lehre als integrierende Bestandteile der Hochschule. Sie stellten auch die Wirtschaft vor neue Probleme, wiesen ihr ganz neue Wege und waren der Anlaß für eine überaus rasche Wirtschaftsentwicklung. Die ersten großen Erfindungen, wie die Dampfmaschine, die Lokomotive und der mechanische Webstuhl, entstammen zwar nicht der Hochschule, trugen aber doch schon zur Förderung der Gesamtwirtschaft erheblich bei. Dann aber waren es besonders die Elektrotechnik, die durch die Konstruktion der Elektrogeneratoren und -motoren mit Gleich- und Wechselstrom, Kraftübertragung usw. durch Stark- und Schwachstromapparate aller Art, sowie die optische Industrie, die durch Kathoden-, Röntgen- und Elektrodenröhren unter Benutzung von Apparaten, die ein fast absolutes Vakuum geben, aus den zahlreichen Erfindungen der Physik den Hauptnutzen zogen. Aber auch der Kohlenbergbau und die Erzgewinnung erfuhren durch ständig neue Erfindungen auf dem Gebiete der Maschinenfabrikation Verbesserung und Verbilligung ihrer Produktion. Auf dem Gebiete des Nachrichtenwesens (die Nachrichtenübertragung durch galvanische Ströme mit Hilfe von Kupferdrähten zwischen

der Sternwarte und dem Physikalischen Institut in Göttingen war der erste Anlaß hierfür) trat durch die Telegraphie und Telephonie mit und ohne Draht eine überraschende und ungeahnte Vervollkommnung ein. Die Erfindungen auf dem Gebiete des Flugwesens eröffneten dem Verkehr neue Bahnen. Die Entdeckung der neuen Strahlenarten ermöglichte es der Physik sogar, in den Bau des Moleküls und Atoms einzudringen.

In der Chemie waren es zwei Richtungen, die sich nacheinander und dann nebeneinander entwickelten. Zuerst die auf Atom- und Molekularforschung beruhende Experimental- und Stoffchemie, die sich mit den anorganischen sowie den pflanzlichen und tierischen Stoffen beschäftigte und schon vor hundert Jahren Friedrich Wöhler zur synthetischen Darstellung des ersten Naturproduktes, des Harnstoffs aus Ammoniumbikarbonat, führte. Sodann die auf der Theorie der Ionen und der elektrolytischen Dissoziation beruhende physikalische Chemie, die mehr messenden Charakter annahm und sich heute mit der ersteren zu einem einheitlichen Ganzen verbunden hat. Hand in Hand mit dieser wissenschaftlichen Erkenntnis weitete sich der Aufgabenkreis der chemischen Technik. Die unermüdliche Forschertätigkeit auf dem Gebiet der organischen und anorganischen Chemie führte zu Entdeckungen, deren Bedeutung man zunächst nur ahnen konnte, die sich aber schließlich als überaus wichtig für das gesamte Wirtschaftsleben erwiesen. Sie können heute als ein Musterbeispiel für die Verflechtung von Forschung und Wirtschaft gelten.

In der anorganischen Chemie ermöglichte die Entdeckung Clemens Winklers (Vereinigung von Schwefligsäure und Sauerstoff zum Schwefelsäureanhydrid unter Anwendung von metallischen Katalysatoren) schon 1889 der Badischen Anilin- und Sodafabrik große Mengen Schwefelsäure, statt wie bisher in Bleikammern, mit Hilfe des vervollkommenen Platin-Kontaktverfahrens, billig herzustellen. Dies war besonders wichtig, da Schwefelsäure fast in jedem Zweig chemisch-industrieller Tätigkeit in großen Mengen gebraucht wird. In der Sodafabrikation brachte das von Dyar und Henning vorgeschlagene und 1865 von Ernst Solvay in die Technik eingeführte einfache Ammoniak-Soda-Verfahren eine erhebliche Verbilligung dieses für alle technischen Fabrikationsprozesse wichtigen Stoffes gegenüber dem bisherigen umständlichen Leblanc-Verfahren. Aus den Kalisalzen wurde neben Kunstdünger die industriell wichtige Pottasche nach dem Magnesia-Verfahren von Engel und Precht hergestellt.

Perkin stellte 1858 den ersten künstlichen Farbstoff aus Anilin (Mauvein) dar, dem bald die für die damalige Färberei so wichtigen Farbstoffe „Fuchsin“ und „Methylviolett“ folgten.

Die Auffindung der Synthese des Alizarins durch Graebe und Liebermann und des Indigos durch Adolf Baeyer legten die Grundlage für die weitere Entwicklung der Teerfarbenindustrie, besonders auch nach der Richtung der luft- und lichtechten Farbstoffe. In der Folgezeit hat gerade auf diesem Gebiete die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Technik reichste Früchte

getragen. In den achtziger Jahren begann der Ausbau der Azofarbstoffe. Diesem weit ausgedehnten Gebiet entstammen die meisten der neuen Anilinfarben. In dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts wurden dann die für den Großkonsum der Färberei wichtigen billigen Schwefelfarbstoffe erfunden, sowie das Gebiet der Alizarin-Farbstoffe durch Auffindung zahlreicher neuer Derivate, insbesondere der Indanthrenfarbstoffe, gewaltig erweitert.

Diese rasche Entwicklung verurteilte die natürlichen Farbstoffe zur Bedeutungslosigkeit und schuf einen neuen wichtigen Zweig der deutschen Ausfuhr. Der Bedarf der Farbenindustrie an Rohstoffen, wie Benzol, Toluol Naphthalin, Phenol usw., konnte durch den Teer der deutschen Gasfabriken nicht mehr gedeckt werden. Man war auf das Ausland angewiesen. Da entwickelte sich aber, wiederum auf wissenschaftlicher Forschung gegründet, seit den achtziger Jahren die Destillationskokerei in Deutschland überaus rasch und deckte nicht nur unseren ganzen Bedarf an Kohlenwasserstoffen für die Farbenindustrie, sondern lieferte darüber hinaus auch große Mengen Betriebsstoff für die Automobile. Auch andere Ausgangsstoffe gelang es aus der Kohle herzustellen, so über Kalziumcarbid bzw. Azetylen die Essigsäure und indirekt das Azeton. Aus Kohlenoxyd und Wasserstoff machte man quantitativ und damit billig den, wie die Essigsäure bisher durch Destillation des Holzes gewonnenen Holzgeist, jetzt Methanol genannt, und daneben Propyl-, Butyl- und Oenanthyl-Alkohol. Auf der Linie dieses letzteren Fortschritts liegt auch die sogenannte Kohleverflüssigung, d. h. die Gewinnung flüssiger Brennstoffe direkt aus der Kohlesubstanz durch Anlagerung von Wasserstoff mit Hilfe von schwefelunempfindlichen Katalysatoren. Der gewaltige Nutzen dieser neuesten Errungenschaft deutscher Forschung wird für unser Wirtschaftsleben sicherlich schon bald in die Erscheinung treten.

Von ebenso großer Bedeutung war die wissenschaftliche Forschung noch für ein anderes Gebiet der organisch-chemischen Technik, für die Fabrikation der synthetischen Arzneimittel. So entdeckte Liebig 1831 das Chloralhydrat, das 1869 von Liebreich als Schlafmittel empfohlen wurde und seitdem fabrikmäßig hergestellt wird. Anfang der achtziger Jahre erfand L. Knorr das erste synthetische Fiebermittel Antipyrin, dem bald als Folge guter Beobachtungen bzw. zufälliger Verwechslung von Naphthalin mit Azetanilid durch Kahn und Hepp das Antifebrin und in Folge davon das von Duisberg und Hinsberg entdeckte Phenacetin folgten. Als Früchte systematischer Forschungsarbeit reihte sich dann ein wichtiges Produkt an das andere. Ich nenne nur als Antiluetikum das von Ehrlich erfundene „Salvarsan“, als Antipyretikum das „Pyramidon“ und „Aspirin“, als Schlafmittel das „Veronal“ und „Adalin“ und als wichtigstes Antikrampfmittel das „Luminal“. Endlich das wirksame Mittel gegen die afrikanische Schlafkrankheit, das „Germanin“, sowie das Chinin in seiner Wirkung übertreffende, rein synthetische Mittel gegen die Malaria, das „Plasmochin“, und das allerneueste, das mit dem Vitamin D identische Heilmittel der Rachitis, das „Vigantol“.

Die Arbeiten Otto Wallachs um 1890 wurden bahnbrechend für das rasche

Aufblühen der deutschen Riechstoffindustrie, die neben dem Jonon, dem Veilchenersatz, fast alle auf synthetischem Wege hergestellten Riechstoffe liefert. Nicht zu vergessen sind endlich die Erfolge bei der Fabrikation photographischer Chemikalien, bei der Braunkohlendestillation (Paraffin- und Solarölindustrie) und in der Zellstofffabrikation. Die letztere, die Zellstoffherstellung mit Bisulfit, erfolgt auch heute zumeist noch nach dem Verfahren, das Alexander Mitscherlich 1874 erfand. Der reine Zellstoff fand Verwendung bei der Papierherstellung, der Sprengstoff-, Zelluloid- und photographischen Papier- und Filmfabrikation und neuerdings dem Cellophan.

Als es dann Ende des 19. Jahrhunderts gelungen war, die elektrische Energie der chemischen Technik dienstbar zu machen, entwickelte sich die elektrochemische Industrie, der es mit Hilfe des elektrischen Stromes u. a. möglich war, Kochsalz und Chlorkalium in Chlor bzw. Chlorkalk und Chlorat und Natron bzw. Kalilauge überzuführen, sowie gelben und roten Phosphor aus Apatit herzustellen und Metalle und Metalloide, wie Natrium, Aluminium, Magnesium, Silizium ganz rein aus den Rohstoffen zu gewinnen.

Als wichtigste Tat im Interesse von Industrie und Landwirtschaft erwies sich aber die Vereinigung des Stickstoffs zunächst mit dem Sauerstoff der Luft im elektrischen Lichtbogen zu Salpetersäure und die Überführung des letzteren in Salpeter bzw. Kalk- oder Norgesalpeter. Dieser folgte dann die wesentlich billiger durchzuführende Verbindung des Stickstoffes der Luft mit dem Wasserstoff des Wassergases zu Ammoniak, die 1910 Fritz Haber, wenn auch unter Anwendung eines sehr teuren und nur in geringen Mengen vorkommenden Kontaktkörpers, hoher Temperatur und hohen Druckes, gelang. Carl Bosch von der Badischen Anilin- und Sodafabrik brachte das Verfahren dann unter Auffindung billiger Kontakte, deren Grundlage Eisen ist, und Ausprobieren der geeigneten Apparatur, großzügig zur industriellen Verwendung, so daß heute die größte Menge des in Deutschland verbrauchten Stickstoffdüngers, einschließlich Harnstoff, nach diesem Verfahren hergestellt wird. Gleichzeitig wurde das Problem der katalytischen Oxydation des Ammoniaks zur Salpetersäure und damit die Herstellung von Natron-, Kali- und Kalksalpeter gelöst. Dazu kommt die Darstellung des Azetylens aus Kalziumkarbid sowie die Herstellung flüssiger und verdichteter Gase wie Kohlensäure, Sauerstoff, Wasserstoff, Ammoniak, Chlor usw. und ihre technische Verwendung in großem Umfang.

Das neueste Celluloseprodukt, das eine ungeahnt rasche Entwicklung nimmt, ist die Kunstseide, die zuerst aus Nitrocellulose, dann aber hauptsächlich nach dem Viscoseverfahren hergestellt wird. Neben der Viscose-seide sind noch von Bedeutung die Kupferseide, die aus einer Lösung von Cellulose in Kupferoxydammoniak hergestellt, und die Azetatseide, die aus dem durch Behandeln von Cellulose mit Essigsäureanhydrid erhältlichen Cellit gewonnen wird. Mit diesen drei Verfahren hat sich die deutsche Kunstseideindustrie einen hervorragenden Platz in der Weltwirtschaft errungen und wird ihn hoffentlich behalten.

Die eingehende Behandlung der chemischen Industrie rechtfertigt sich nicht nur dadurch, daß der Verfasser diesem Industriezweig persönlich besonders nahesteht, sondern auch dadurch, daß gerade die chemische Industrie ein Musterbeispiel für die enge Verbundenheit von Wissenschaft und Wirtschaft darstellt. Hier tritt die Bedeutung der Hochschule für unser Wirtschaftsleben am klarsten in die Erscheinung. Die chemische Industrie hat schon vor mehr als fünfzig Jahren die Wichtigkeit und Bedeutung der Wissenschaft für ihre Zwecke erkannt und von Jahr zu Jahr in immer größerem Umfange direkte und indirekte Aufwendungen nach dieser Richtung hin gemacht.

Zum besten unserer Volkswirtschaft hat sich auch in der Wissenschaft selbst der Gedanke Geltung verschafft, daß die Wissenschaft nicht um ihrer selbst willen da ist, sondern an der Lebensgestaltung unseres Volkes mitzuhelfen berufen ist. Daraus ergibt sich die Pflicht für jeden, der sich der Wissenschaft, sei es in Forschung, sei es in Lehre, widmet, sich nicht mit ihr vom praktischen Leben zurückzuziehen, sondern in ihrem erhabenen Bereiche der Volksgesamtheit zu dienen. Darunter darf jedoch nicht die erste Pflicht des Wissenschaftlers leiden, den Ruf der deutschen Wissenschaft nicht nur zu erhalten, sondern, soweit es irgend möglich ist, zu vergrößern. Eine Preisgabe dieser hohen Stellung, ihr Absinken würde zugleich den Niedergang unserer ganzen Wirtschaft und Kultur bedeuten.

Es bleibt noch ein zweiter Weg, auf dem die Wirtschaft belebende Kraft von der Hochschule empfängt: die Lehre. Dieses Gebiet ist der stärksten Beachtung wert. Hängt doch von der akademischen Jugend als Menschen und Charakteren und ihrem Wissen und Können die Zukunftsentwicklung der deutschen Wirtschaft ab. Deshalb ist die Art der Ausbildung, die die aufstrebenden Studenten an den Hochschulen empfangen, die Persönlichkeit des Lehrers und der Einfluß auf seine Schüler von maßgebender Bedeutung für die Wirtschaft. Der größte Teil dieses Nachwuchses will und muß später seine Kraft als Forscher mittelbar oder als Praktiker unmittelbar, sei es als Chemiker, Physiker oder Ingenieur, als Jurist oder Volkswirt, als Mediziner oder Pharmazeut, als Kaufmann oder Landwirt dem Wirtschaftsleben dienstbar machen.

Die Hochschule aber darf die Erfüllung ihrer Aufgabe niemals darin sehen, Berufsspezialisten für die einzelnen Gebiete heranzuzüchten. Die Neigung dazu liegt vor und ist auch verständlich, wenn man das überaus große Stoffgebiet bedenkt, das Lehrer wie Student besonders an den Technischen Hochschulen zu bewältigen haben. Diese große Gefahr muß unter allen Umständen vermieden werden.

Für den Forscher und Lehrer liegt es nahe, sich vollständig auf ein Spezialgebiet zu beschränken. Auch der Durchschnittsstudent huldigt an sich der Neigung, nur das zum Examen, höchstens noch das zum beabsichtigten Beruf Nötige zu erlernen. Für außerhalb dieser Richtung liegende Dinge, insbesondere für kulturelle Fragen, mangelt häufig jegliches Verständnis.

Aus einem derartig einseitigen Hochschulstudium würden sich später Männer, mögen sie auch auf ihrem Fachgebiet noch so tüchtig sein, mit einem allzu engen Gesichtskreis entwickeln. Die Wirtschaft, die heute in einem harten Ringen um ihren Bestand im Wettbewerb der Völker steht, bedarf aber der Besten als Führer.

Zum Führer genügt nun nicht handwerksmäßiges Wissen und Können und Beschlagensein auf einem Sondergebiet. Führer sein erfordert in unserer Zeit neben hervorragenden Berufskenntnissen und Wissen auf den verschiedenen Nachbargebieten, Einsicht in die großen Zusammenhänge des Wirtschaftslebens, Übersicht über die großen Fragen unseres Geisteslebens, dazu gutes Gedächtnis, rasche Auffassungsgabe, vor allem Charakterfestigkeit, Energie und Weitblick, und nicht zuletzt gesunden, kräftigen Körper und soziales Empfinden.

Um den Studenten schon auf der Hochschule auf diesen Führerberuf vorbereiten zu können, sind jedoch Lehrer erforderlich, die sich selbst den großen Gesichtskreis bewahrt haben, die nicht in den engen Raum ihres Fachgebietes eingeschlossen die Vorgänge der Außenwelt außer acht lassen. Gerade auf junge, bildungsfähige Menschen wirkt das Beispiel eines großen Lehrers, der über sein Fachgebiet hinausragt, nachhaltig und bestimmend, nicht nur für den Studiengang, sondern auch für die ganze Lebensgestaltung. Wegweisend ist in diesem Sinne ein Wort von Max Maria von Weber: „Erzieht ganze Menschen, die in allgemeiner Bildung und Lebensform auf der Höhe des Völkerlebens und der zivilisierten Gesellschaft stehen und macht aus diesen dann Techniker; das ist das ganze Geheimnis und die alleinige Lösung des Problems.“

Dazu kommt die Pflicht der Hochschule, in ihrem Rahmen eine Auslese der Tüchtigsten zu treffen. Obwohl heute in dieser Hinsicht schon manche Fortschritte zu verzeichnen sind, besteht ein klaffender Unterschied zwischen der Zahl der Akademiker, die die Hochschule verlassen, und der Unterbringungsmöglichkeit in der Wirtschaft. Trotzdem drängen sich immer neue Scharen zum akademischen Studium. Man fragt sich vergeblich nach der Ursache. Die engbegrenzten Verdienstmöglichkeiten sind so bekannt, daß der Wunsch nach höherem Einkommen kaum ausschlaggebend sein kann. Man hat auch geglaubt, einen gewissen Nimbus, der den Akademiker umgibt, dafür verantwortlich machen zu sollen. Das mag wohl in vielen Fällen zutreffen. Neben Eitelkeit und Verdiensthoffen ist es aber sicher sehr oft auch die reine Freude und Begeisterung am Studium, an der geistigen Arbeit, am Lernen und Forschen, die den jungen Abiturienten zur Alma mater treibt.

Aufgabe der Mittelschule schon sollte es sein, eine erste Auslese der wirklich menschlich und geistig Fähigen, nicht etwa nur von Geistesakrobaten, zu treffen. Der Hochschule obliegt es dann, bereits vor Abschluß des Studiums, eine weitere Auswahl vorzunehmen, so daß nur die wirklich Tüchtigen die Hochschulreife erlangen, um dann ihr Wissen und Können in den

Dienst des Volkes zu stellen. Der junge Student soll beizeiten vor der Enttäuschung bewahrt bleiben, die ihm später unweigerlich droht, daß für ihn sich kein seiner Ausbildung entsprechender Platz findet, oder er seinen Platz nicht auszufüllen vermag. Aber auch die Wirtschaft muß von der Hochschule verlangen, daß diese ihr die fähigsten und tüchtigsten Mitarbeiter für ihre schweren Aufgaben aus dem Nachwuchs aussondert. Damit ist erst der wahre Zweck der Hochschullehre erfüllt, eine Auslese der Tüchtigsten, die mit dem ganzen wissenschaftlichen Rüstzeug für Forschung und Praxis ausgestattet sind.

Wenn für die Hochschulforschung bereits ein klarer Weg zur Belebung von Kultur und Wirtschaft vorgezeichnet ist, so bleibt für die Hochschullehre noch mancherlei zu wünschen übrig. Trotzdem kann gesagt werden, daß die Verbindung von Forschung und Lehre auf den Hochschulen, durch die Deutschland anderen Ländern bedeutend überlegen war und noch ist, und ihnen vielfach als Vorbild gedient hat, in ihren Auswirkungen die deutsche Wirtschaft schon vor dem Kriege auf eine hohe Stufe gestellt hat. Diese unermüdliche Hochschulforschung und -lehre sind auch im Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft in der Nachkriegszeit unentbehrliche Faktoren geworden.

II. Bedeutung der Wirtschaft für die Hochschule.

1. Allgemeine Förderung: Notgemeinschaft, Wirtschaftshilfe, Stifterverband.

2. Örtlich begrenzte Förderung: Hochschulgesellschaften.

3. Sachlich begrenzte Förderung: Fachvereine.

Die Erhaltung der deutschen Hochschulforschung und -lehre auf ihrem erreichten Hochstand wurde jedoch zum Problem, zwar nicht wegen Mangel an geistiger Kraft und Fähigkeit, sondern infolge der hereinbrechenden Not. Die deutschen Hochschulen wurden seit ihrer Gründung zum größten Teil durch Staatsmittel erhalten. Schon vor dem Weltkrieg machte sich aber der rasch anwachsende Aufgabenkreis der wissenschaftlichen Forschung, vor allem auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, in der Richtung eines höheren Bedarfs geltend. Eine umfassende Ausgestaltung der Universitäten und Hochschulen und ihrer zahlreichen Institute erwies sich als notwendig. Den plötzlich auftretenden großen Anforderungen konnte aber von seiten des Staates nicht immer voll entsprochen werden. Eine über diese Unterhaltung hinausgehende Förderung erwies sich als unumgänglich. Hier mußte die Wirtschaft helfend einspringen, und seit Ende des 19. Jahrhunderts wurde auch die Notwendigkeit, die Wissenschaft und ihre Hauptträger, die Hochschulen zu fördern, mehr und mehr von allen Wirtschaftszweigen, hauptsächlich von der Industrie, erfaßt.

Wurde es nun schon im Weltkrieg für den Staat immer schwerer, die notwendigsten Mittel für die Hochschule freizumachen, so war dies völlig unmöglich in der Revolutions- und Inflationszeit, sowie in der nachfolgenden

Stabilisierungsperiode. Die Hochschulen drohten zusammenzubrechen. Institute, Laboratorien und Bibliotheken konnten nicht mehr in der bisherigen Weise fortgeführt werden. Oft war es kaum möglich, das allernotwendigste Versuchs- und Tiermaterial, die wichtigsten Bücher und Zeitschriften zu beschaffen. Die immer größer werdende Not machte aber auch nicht Halt vor Dozenten und Studenten. Die vordem reichlich vorhandenen Stipendien wurden wertlos und versanken in Nichts. Forschung und Lehre schienen den schwersten Erschütterungen ausgesetzt.

In dieser Notlage war es vielfach die Wirtschaft, die unter großen Opfern der deutschen Hochschule und damit der deutschen Wissenschaft über die schwere Zeit hinweghalf. In einmütiger Geschlossenheit, geleitet von dem Gesichtspunkt, die deutsche Wissenschaft und ihre Vertreter, die deutschen Hochschulen auf ihrem hohen Stand zu halten und damit die deutsche Kultur vor ihrem Niedergang zu schützen, stand die deutsche Wirtschaft mit Rat und Tat bereit. So konnte Exzellenz von Harnack in der Gründungsversammlung der „Emil-Fischer-Gesellschaft zur Förderung der chemischen Forschung“ sagen: „Nicht nur dieser oder jener, nicht nur diese oder jene Gesellschaft, nicht nur diese oder jene Industrie steht hinter der deutschen Forschung und Wissenschaft, sondern die ganze Industrie im Bunde mit dem wieder erstarkten Staat ist auf dem Plan, um die angewandte und die reine Wissenschaft zum Heil des ganzen Volkes zu stärken, beide einsichtsvoll darauf bedacht, ihr auch nicht ein Teilchen von der Freiheit zu nehmen, sondern sie zu schützen.“

Wie die Industrie, so waren auch Banken, Verkehr und Landwirtschaft einig in diesem Streben. Die Wege allerdings, die zur Förderung der Hochschule und Lehre eingeschlagen wurden, waren äußerst mannigfaltig. Dies ist ein Beweis dafür, wie ernst man bestrebt war, auf möglichst vielen Gebieten die Not der Hochschule zu bekämpfen und der Wissenschaft die weitere Betätigung zu ermöglichen.

Betrachten wir die Maßnahmen, die von der Wirtschaft getroffen wurden, um der Hochschule helfend beizustehen, so schälen sich drei große Gruppen heraus: die allgemeine Förderung der Forschung und Lehre, eine örtlich beschränkte Hilfe und sachlich beschränkte Maßnahmen. Die Notzeit, die hierzu zwang, erwies den Nutzen eines innigen Zusammenarbeitens zwischen Hochschule und Wirtschaft so eindringlich, daß bis heute trotz einer wesentlichen Milderung der äußeren Notlage die Wirtschaft ihre Förderungsmaßnahmen fast durchweg aufrecht erhält.

Zunächst galt es aber, allgemeine Formen zu finden, um der Hochschulforschung und -lehre und besonders ihrem Nachwuchs, den Studenten, rechtzeitig und ausreichend Hilfe zuteil werden zu lassen. Die Studenten haben sich selbst in dem großzügigen Werk ihrer Wirtschaftshilfe zu helfen gesucht. Vor allem haben hier die aus dem Kriege zurückgekehrten Studenten ihre ganze Kraft und Energie eingesetzt, um den Zusammenbruch des Hochschulstudiums abzuwenden.

Die heutige Spitzenorganisation, das Deutsche Studentenwerk mit dem Sitz in Dresden stellt die zentrale Vereinigung der örtlichen studentischen, Wirtschaftskörper dar. Diese sind alle aufgebaut auf dem Gedanken der Selbsthilfe. Sie schufen im Laufe der Zeit eine Reihe von Einrichtungen verschiedenster Art, um den in Not befindlichen Studenten ihr Studium so viel als möglich zu verbilligen und ihnen die Erreichung ihres Zieles zu ermöglichen. Staat und Wirtschaft griffen überall helfend dort ein, wo, wie an fast allen Hochschulen, die eigenen Mittel der Studenten nicht ausreichten, ohne aber die Selbstverwaltung zu beschränken. Vor allem förderte die Wirtschaft die einzelnen Gebiete der studentischen Fürsorge, die Studentenheime, Mensa-Ausgestaltung, Werkstätten und anderes.

Maßgebend beteiligt waren die Vertreter des Wirtschaftslebens namentlich an der Gründung der Darlehnskasse des Deutschen Studentenwerks (Juni 1922). Sie stellen auch heute noch ihre Erfahrungen im Verwaltungsrat zur Verfügung. Trotzdem der Erlanger Studententag 1921 die Pläne gutgeheißen hatte, mußten bei der Gründung noch große Widerstände auf Seiten der Studentenschaft und auch der Dozentenschaft überwunden werden, bis eine einheitliche Zusammenarbeit zwischen Wirtschaft und Studentenschaft erreicht war.

Die unter der Leitung des Deutschen Studentenwerks stehende Darlehnskasse vervollständigt den Gedanken der wirtschaftlichen Selbsthilfe und Selbstverantwortung der deutschen Studentenschaft, die durch Erhebung von Semesterbeiträgen und Bildung eines Reservefonds die Garantie für etwa ausfallende Beträge übernommen hat. Sie ist vor allem dazu bestimmt, in den Examenssemestern dem Studenten, wenn er nicht mehr Werkarbeit leisten kann und die Ferien zu Studien benutzen muß, vor materieller Not zu bewahren und ihm die Vorbedingung für einen ruhigen Abschluß seines Studiums zu geben. Niedrige Verzinsung und günstige Rückzahlungsbedingungen verhindern eine allzugroße Belastung der Studenten in den ersten Jahren ihres Erwerbslebens.

Zu dem Deutschen Studentenwerk trat dann 1925 noch in Form einer Angliederung die Studienstiftung des Deutschen Volkes. Ihre Aufgabe besteht darin, solchen Abiturienten, deren Eltern nicht oder nicht mehr in der Lage sind, ihre Kinder studieren zu lassen, das Studium zu ermöglichen, soweit sie hervorragend begabt und menschlich wertvoll sind, und deren erzwungener Verzicht auf das Studium einen Verlust für die Allgemeinheit bedeuten würde. Auf diese Weise trägt die Studienstiftung dazu bei, fähigen und emporstrebenden Kräften in unserer Nation, die nicht über die Mittel zum Studium verfügen, die Bahn zum Aufstieg freizumachen und dadurch allen Schichten unseres Volkes politische, wirtschaftliche und kulturelle Führerstellungen erreichbar zu gestalten. Wird auch der Hauptanteil an dieser Studienstiftung aus Reichsmitteln bestritten, so hat doch die Wirtschaft ihren Anteil am Zustandekommen beigetragen und wirkt bei der schwierigen Auslese durch geeignete Vertreter mit. Bis jetzt konnte über 1000 Abiturienten

das Studium ermöglicht werden. Bei der relativ geringen Zahl von nur 200 verfügbaren Stellen jährlich mußte man von vornherein bestrebt sein, zu versuchen, die Besten und Würdigsten unter den Bewerbern auszusuchen, deren Zahl alljährlich um etwa 1000 herum schwankt.

Das Studentenwerk umfaßt weiterhin die Organisation des Werkstudententums und seine Ergänzung im Amerika-Werkstudentendienst. In beiden Fällen erwies sich die Mitarbeit der Wirtschaft unentbehrlich. Den Werkstudenten werden Arbeitsplätze gewährt, die ihnen in den Ferien nicht nur die Möglichkeit geben, einen Zuschuß für das Semester zu verdienen, sondern auch Fühlung mit der Praxis des Wirtschaftslebens und namentlich mit den Arbeitern zu gewinnen. Sie sammeln so einerseits Erfahrungen für ihr weiteres Studium, ja für ihr ganzes Leben, tragen aber auch anderseits ihren Teil zum Verständnis und zur Achtung der gegenseitigen Arbeit bei.

Der „Amerika-Werkstudentendienst“ will besonders ausgewählten Studenten die Möglichkeit geben, nach Abschluß ihres Studiums und bestandenen Examen durch zweijährigen Aufenthalt in Nordamerika als einfache Arbeiter den Gesichtskreis zu erweitern, neue Kenntnisse zu erwerben und sich den Unterhalt mit eigenen Kräften zu verdienen. Er will also in das Zwischenstadium von Hochschule und endgültiger Anstellung in der Praxis das Erlebnis eines fremden Volkes, einer fremden Wirtschaft setzen, das den Blick zu weiten und die Persönlichkeit zu festigen vermag.

Der „Amerika-Werkstudentendienst“ beruht auf einem Abkommen zwischen der amerikanischen Regierung und dem Studentenwerk vom Herbst 1925. An ihm haben das Reichswirtschaftsministerium, die deutschen Wirtschaftsverbände und Freunde und Förderer der deutschen Studentenschaft in Amerika mitgearbeitet. Vom März 1925 bis 5. Januar 1928 konnte bereits 139 Werkstudenten die Ausreise ermöglicht werden. Davon waren 112 Diplomingenieure, 20 Diplomlandwirte und 7 Diplomvolkswirte. Die Unterbringung der Werkstudenten erfolgte nach Möglichkeit ihrem künftigen Beruf entsprechend: die Landwirte auf Farmen, die Ingenieure in Fabriken und Werkstätten, die Volkswirte in Büros. Eine wichtige Aufgabe auf diesem Gebiete muß von der deutschen Wirtschaft noch gelöst werden. Es ist dies die zweckmäßige Unterbringung der zurückkehrenden Werkstudenten, so daß diese nicht nur ihre Hochschulkenntnisse, sondern auch ihre drüben gewonnenen Erfahrungen nutzbringend auswerten können.¹⁾

Erweist sich somit das Deutsche Studentenwerk mit seinen Angliederungen als eine erprobte und nach jeder Richtung hin bewährte Notorganisation für den deutschen Studenten, so finden wir in der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft eine zweite Notorganisation, die in der Hauptsache der deutschen Forschung und Lehre zugute kommt. Auch hierbei

¹⁾ Infolge der Weltwirtschaftskrise mußte der Amerika-Werkstudentendienst neuerdings seine Tätigkeit einstellen.

ist der Wirtschaft in hohem Maße anregende und fördernde Bedeutung zu-zuerkennen. Als Zweck der Notgemeinschaft wurde bei der Gründung festgelegt, die der deutschen wissenschaftlichen Forschung durch die gegenwärtige wirtschaftliche Notlage erwachsene Gefahr völligen Zusammenbruchs abzuwenden. Daraus ergab sich als Aufgabe dieser Notgemeinschaft, die Forschungsarbeit der Gelehrten an den Forschungsstätten sicherzustellen, sie in die Lage zu versetzen, den Nachwuchs heranzubilden, diesem seine Vorbereitung materiell zu erleichtern, sowie für Forschungsmaterial zu sorgen und die Ergebnisse der Forschung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Der Mangel an Forschungsmaterial und Büchern machte sich vor allem auf dem Gebiet der experimentellen Naturwissenschaft unheilvoll bemerkbar. Bei den ständig wachsenden Anforderungen der Wirtschaft, insbesondere der Industrie, erwies es sich als unumgänglich, eine sorgfältige und gründliche Weiterarbeit auf dem Forschungsgebiet zu ermöglichen. Trotzdem durften die Geisteswissenschaften, als das tragende Fundament aller wissenschaftlichen Erkenntnis und Forschertätigkeit, nicht vernachlässigt werden. Institutsunterhaltung, Handbibliotheken, Reisestipendien, geographische Forschungsreisen erforderten auch hier erhebliche Mittel. Damit nicht nur das Reich, das zur Zeit jährlich etwa sieben Millionen Mark der Notgemeinschaft der Wissenschaft zur Verfügung stellt, sondern auch die Wirtschaft gebührenden Anteil an der Aufbringung der Mittel nehmen konnte, rief man die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft ins Leben und gründete daneben den „Stiffterverband der Notgemeinschaft“. Der Aufruf, der das deutsche Volk, insbesondere die Wirtschaftskreise auffordert, diesem Verbande beizutreten, ist von den Spitzenverbänden des deutschen Wirtschaftslebens unterzeichnet, wie Reichsverband der Deutschen Industrie, Deutscher Industrie- und Handelstag, Centralverband des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes, Reichsausschuß der Deutschen Landwirtschaft u. a. Wie sehr die Wirtschaft bestrebt war, der Hochschule mit allen Mitteln ihre Hilfe zuteil werden zu lassen, zeigt eine Stelle des Aufrufs: „Das deutsche Wirtschaftsleben muß der deutschen Wissenschaft durch diese schweren Jahre helfen. Sämtliche Erwerbsstände Deutschlands: Landwirtschaft, Handel, Banken, Industrie, Handwerk, Gewerbe sind sich darin einig. Die Spitzenverbände dieser Erwerbsstände sind sich bewußt, welche schweren Opfer sie angesichts der gegenwärtigen Wirtschaftslage und des Reichsnotopfers erbitten, sie sind aber überzeugt, daß jeder deutsche Landwirt und Kaufmann, Gewerbetreibende und Industrielle die Notwendigkeit dieses Opfers für die deutsche Wissenschaft anerkennt.“

Geleitet wird die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft von einer Organisation, die sich aus Präsidium, Hauptausschuß, Fachausschüssen und Sonderausschüssen zusammensetzt. Sehr rasch wirkte sich diese umfassende Förderung, die der Wissenschaft von Staat und Wirtschaft zuteil wurde, in günstiger Weise aus. Der drohende Zusammenbruch konnte vermieden werden. So hat sich heute schon das Wort Habers erfüllt: „Die Leistung, die die

Gegenwart für die Aufrechterhaltung des Wissenschaftsbetriebes auf sich nimmt, ist der Versicherungsbeitrag für die Existenz unserer Wirtschaft für die Zukunft.“

Gleichlaufend mit diesen umfassenden Förderungsbestrebungen, die natürlich nur der drängenden Not im allgemeinen abhelfen konnten, bildeten sich an den einzelnen Hochschulen Gesellschaften von Freunden und Förderern, vor allem aus Kreisen des Wirtschaftslebens. Die unmittelbare Verbindung mit der Hochschule ermöglichte es ihnen, gesammelte Mittel sowie namentlich Stiftungen für wünschenswerte Sonderzwecke örtlich zu verwenden und besonders die Lücken auszufüllen, die der Staat und die beiden erstgenannten Organisationen noch offenlassen. Im wesentlichen weisen all diese Gesellschaften eine gleichgerichtete Zweckbestimmung auf: einerseits die Hochschule, Forschung und Lehre materiell zu fördern, anderseits beizutragen zu einer innigeren Fühlungnahme und besseren Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Praxis durch gemeinsame Tagungen, Führungen und Veröffentlichungen.

Die Hochschulgesellschaften sind meist nach dem Muster der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn, die 1917 gegründet wurde, errichtet worden. Bei der Gründung der Bonner Gesellschaft wurde als Aufgabe festgelegt, „die während des großen Weltkrieges gewonnene Erkenntnis über die Bedeutung der sämtlichen Wissenschaften für die Fortschritte auf den Gebieten der Landwirtschaft, des Handels, des Gewerbes und der Industrie und für die Pflege der ideellen Güter der Nation in allen Kreisen der Bevölkerung festzuhalten, zu verbreitern und zu vertiefen. Durch innige Zusammenarbeit von Vertretern der Universität mit den Organen und Mitgliedern des Vereins sollen die an ihr betriebenen Wissenschaften gefördert werden. Auch soll das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller ehemaligen Angehörigen der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität geweckt und gepflegt werden. Diese Aufgabe wird gelöst durch Vorträge und Verhandlungen, Sammlung und Bewilligung von Geldmitteln als Beihilfe bei Errichtung neuer oder Vergrößerung bestehender Institute und allgemein-studentischer Einrichtungen, durch Bewilligung von Geld und Instrumenten an Dozenten, Assistenten und Studenten zu wissenschaftlichen Zwecken, durch Ausschüsse zur Mitarbeit für Zwecke, zu denen der Verein Mittel bereitgestellt hat“.

Als ein Vorläufer dieser Gesellschaften kann die dreißig Jahre früher gegründete, jetzt in die Göttinger Universitätsgesellschaft aufgegangene „Göttinger Vereinigung für angewandte Physik und Mathematik“ angesehen werden. Sie versuchte schon sehr früh, allerdings in ganz loser Form, die Idee des Gedankenaustausches zwischen Wissenschaft und Praxis zu verwirklichen sowie die Pflege der angewandten Wissenschaften auf der Göttinger Hochschule zu fördern. In den heutigen Hochschulgesellschaften finden wir diesen Gedanken ausgereift und verwirklicht. In rascher Folge wurden an fast allen deutschen Hochschulen derartige Gesellschaften gegründet. So in

Kiel, Aachen, Karlsruhe, Göttingen (wo der Universitätsbund, die ehemalige Vereinigung für angewandte Physik und Mathematik, unter dem Namen „Stiftung für Mathematik und Physik“ sich angliederte), Marburg, München, Dresden, Freiburg, Tübingen, Hohenheim, Erlangen, Jena, Köln, Berlin u. a.

Mögen nun diese Vereinigungen sich bald mehr aus Professoren und Angehörigen des Wirtschaftslebens als Förderern und Freunden, bald mehr aus ehemaligen Studierenden aus allen Ständen zusammensetzen, einig sind sie sich alle in dem Bestreben, eine fruchtbringende Vereinigung zwischen Hochschule und Wirtschaft herzustellen.

Zuerst wurde hie und da durch diese Hochschulgesellschaften eine Einflußnahme der Wirtschaft auf die Lehre der Hochschule befürchtet. Demgegenüber muß festgestellt werden, daß unsere Hochschulen nur in voller Unabhängigkeit und Freiheit es ermöglichen können, sich auf ihrer stolzen Höhe zu halten und sich weiter zu entwickeln, und daß die Vertreter von Industrie, Handel und Gewerbe nicht daran denken, an diesem Grundpfeiler zu rütteln, der den hohen Stand unserer Hochschulen verbürgt. Heute wird auch von Hochschulkreisen die Unentbehrlichkeit der Hochschulgesellschaften für die gesunde und ungestörte Weiterentwicklung der Hochschulen dankbar anerkannt.

Sind die Hochschulgesellschaften ihrem Wesen nach darauf abgestellt, ihrer besonderen Hochschule intensive Förderung zu erweisen, so erstreckt sich die dritte Form in der Förderung durch die Wirtschaft wieder auf alle Hochschulen, allerdings mit der Einschränkung einer sachlichen Grenzziehung. Wir finden diese Form besonders auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, deren Pflege für die Wirtschaft von vitalem Interesse ist. Die wissenschaftliche Forschung soll auf diesen besonderen Gebieten durch Vereine und Verbände mit einer bestimmten fachlichen Begrenzung möglichst umfassend angeregt und ermöglicht werden. Auch für das Zustandekommen dieser Form gab die Notlage der Kriegs- und der Nachkriegszeit Veranlassung.

Auf dem Gebiet aller technischen Wissenschaften arbeitet in dieser Richtung der „Verband technisch-wissenschaftlicher Vereine“, gegründet 1916 vom Verein Deutscher Ingenieure, Verband Deutscher Architekten und Ingenieure, Verein Deutscher Eisenhüttenleute, Verein Deutscher Chemiker, Verband Deutscher Elektrotechniker und von der Schiffbautechnischen Gesellschaft. Bald trat eine Reihe weiterer Verbände hinzu, so daß heute 28 Vereine in ihm zusammengeschlossen sind.

Soweit die Hochschule in Frage kommt, bezweckt der Verband die Förderung der technischen Wissenschaften und die Weiterentwicklung des technischen Unterrichtswesens. Von den Sonderausschüssen des Vereins fällt in unser Gebiet besonders der Hochschulausschuß, der sich mit Hochschulunterricht und Lehrmittelbeschaffung befaßt. Das dem Verband auch angeschlossene „Deutsche Museum“ ist in ganz besonderem Maße geeignet, den Hochschulunterricht durch die Darstellung der Entwicklung der verschiedenen Zweige der Naturwissenschaften und Technik mit Hilfe von Modellen und

Sammlungen anzuregen. Archive, eine technisch-wissenschaftliche Bibliothek, eine Plansammlung sowie Vorträge und Führungen dienen weiterhin diesem Zweck.

Erstreckt sich der Tätigkeitsbereich des „Verbandes technisch-wissenschaftlicher Vereine“ ganz allgemein auf alle technischen Gebiete, so wurden zur besonderen Förderung technisch-wissenschaftlicher Einzelgebiete, wie Chemie und Physik, noch gesonderte Vereine geschaffen, die bald von großer Bedeutung für diese Disziplinen wurden. In der Chemie wurden ausschlaggebend für die Hochschulforschung und für den Unterricht die „Emil-Fischer-Gesellschaft zur Förderung der chemischen Forschung“, die „Adolf-Baeyer-Gesellschaft zur Förderung der chemischen Literatur“ und die „Justus-Liebig-Gesellschaft zur Förderung des chemischen Unterrichts“.

Die 1920 gegründete Emil-Fischer-Gesellschaft hat sich zwar zur Aufgabe gesetzt, in erster Linie die Mittel zum Unterhalt des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Chemie aufzubringen. Daneben will sie aber auch allgemein die chemische Forschung an den deutschen Hochschulen fördern. Sie tut dieses durch Geldmittel, die sie dem eben genannten Kaiser-Wilhelm-Institut und den chemischen Laboratorien für Forschungszwecke zur Verfügung stellt.

Ein weiterer unterstützungsbedürftiger Grundpfeiler der chemischen Wissenschaft ist die chemische Literatur und Bibliographie, die hauptsächlich von der „Deutschen Chemischen Gesellschaft“ durch Herausgabe von Berichten, Sammelwerken (Beilstein), Zeitschriften (Zentralblatt) usw. sichergestellt ist. Diese literarische Tätigkeit ist eine unbedingte Notwendigkeit für die Fortentwicklung der chemischen Wissenschaft und Technik. Um hier helfend einzugreifen und die Herausgabe wichtiger Werke zu ermöglichen, vereinigen sich auch hier Wissenschaft und Industrie. Die großen Vereine auf chemischem Gebiet: die Deutsche Chemische Gesellschaft, der Verein Deutscher Chemiker, die Deutsche Bunsen-Gesellschaft, der Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands, sie gründeten zusammen diese „Adolf-Baeyer-Gesellschaft“.

Zu diesen beiden Vereinigungen wurde nun 1922 als Schlußstein die „Justus-Liebig-Gesellschaft zur Förderung des chemischen Unterrichts“ hinzugefügt. Sie dient also mehr dem zweiten Teil der Hochschularbeit, der Hochschullehre. Gegründet wurde sie durch Verschmelzung des schon früher gegründeten Liebig-Stipendienvereins mit der später entstandenen Deutschen Gesellschaft zur Förderung des chemischen Unterrichts. Die zur Verfügung stehenden Mittel werden in der Weise verwendet, daß jungen, tüchtigen Chemikern nach der Promotion durch Bewilligung der nötigen Subsistenzmittel eine weitere Ausbildung durch Übernahme einer unbesoldeten Assistentenstelle, zumcist bei ihren Lehrern, ermöglicht wird. Ferner können auch den Hochschullaboratorien Mittel überwiesen werden für Lehrzwecke, für die ordentliche Etatsmittel nicht zur Verfügung stehen.

Alle drei Gesellschaften schöpfen ihre Mittel aus dem Kreise ihrer Mitglieder, die fast ausschließlich der chemischen Industrie angehören und jähr-

lich 20 bzw. 30 Pfg. pro Kopf ihrer Arbeiter und Angestellten für jede der drei Gesellschaften zahlen.

Diese Beispiele der Chemie wirkten befruchtend auch auf die Physik. Es kam dort, hauptsächlich in den Kreisen der Schwer- und Maschinenindustrie, zur Gründung einer auf ähnlicher Basis beruhenden Gesellschaft, der „Helmholtz-Gesellschaft zur Förderung der physikalisch-technischen Forschung“. Sie wurde 1921 gegründet, um der deutschen physikalischen Forschung an den deutschen Hochschulen die Weiterarbeit zu ermöglichen, da der Staat damals nicht mehr in der Lage war, die großen Aufwendungen für diese Zwecke zu bestreiten. Diese Gesellschaft hat die Aufgabe, die Physikalischen Institute an den deutschen Hochschulen zu unterstützen. Dabei faßt sie reine und angewandte Physik zusammen und läßt als Physikalische Laboratorien sowohl diejenigen gelten, die rein wissenschaftliche Aufgaben verfolgen, als auch diejenigen, die der angewandten Physik, der Materialkunde, der Hüttenkunde, dem Maschinenbau für alle Industriezweige dienen. Aus der Erkenntnis heraus, daß die Leistungen auch der physikalischen Forschung maßgebend sind für die Führerstellung der deutschen Technik, wurden der Gesellschaft von der Wirtschaft erhebliche Geldmittel zur Verfügung gestellt.

Im ganzen gesehen läßt sich deutlich verfolgen, wie die Wirtschaft nicht nur bestrebt war, der Hochschule über die gefährliche Notlage der Kriegs- und Nachkriegszeit hinwegzuhelfen, sondern darüber hinaus auch heute noch ihre Förderungsmaßnahmen immer weiter ausbaut, um von der deutschen Forschung und Lehre Erschütterungen jeder Art fernzuhalten und ihr eine ungehemmte Aufwärts- und Weiterentwicklung zum besten des ganzen Volkes zu ermöglichen.

Schlußbemerkung.

Fragen wir uns endlich, welche Vorteile die ganze Volkswirtschaft aus dieser immer enger werdenden Verflechtung von Hochschule und Wirtschaft gezogen hat und fernerhin ziehen wird, so haben wir einmal den glänzenden Aufstieg der deutschen Gütererzeugung im allgemeinen zu verzeichnen, der Deutschland vor dem Kriege am Weltmarkt in kurzer Zeitspanne zu einer der führenden Nationen emporgehoben hat. Wir sehen weiterhin die Abwendung des unvermeidlich scheinenden Zusammenbruches von Forschung und Lehre im allgemeinen Chaos der Nachkriegszeit und sehen den überaus schnellen und unerwarteten Wiederanstieg unserer gesamten Wirtschaft nach dem politischen und finanziellen Zusammenbruch. Für diesen Aufstieg ist ausschlaggebend das starke Fundament der wissenschaftlichen Forschung, auf dem Weitblick und Tüchtigkeit der Führer, Ausdauer und Können der Techniker und der Kaufleute, unermüdlicher Fleiß der Arbeiter erst die rechten Früchte tragen können. Zum zweiten ergibt die Verbundenheit eine reiche Entfaltung des deutschen Kulturlebens, dessen Pflege den berufenen Stätten, den Hochschulen, durch verständnisvolle Mitarbeit des Wirtschaftslebens ermöglicht wurde.

Noch stehen große Aufgaben bevor. Auf allen Gebieten drängen neue Ideen zur Gestaltung. Jeder Tag kann umwälzende Erfindungen bringen. Die beste Gewähr für unsere Nation, in der kommenden Entwicklung oben zu bleiben, liegt in der Ideenverbindung und Wechselwirkung zwischen Hochschule und Wirtschaft, die sich in der Vergangenheit aufs glänzendste bewährte, die in der Gegenwart ihre reichen Früchte trägt und auf der auch die Hoffnung auf künftige Erfolge beruht.

Eröffnung des Westdeutschen Ostasienkurses in der Aula der Universität Bonn am 9. April 1931.

(Nach Manuskript.)

Meine Herren! Es freut mich, Ihnen als Vorsitzender der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn und der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Poppelsdorf die besten Wünsche für den mit der heutigen Feier eingeleiteten Westdeutschen Ostasienkursus übermitteln zu können. Dieser Kursus liegt auf dem Wege, den unsere Gesellschaft schon vor mehreren Jahren durch die Errichtung eines Lektorats für Chinesisch und später auch für Japanisch beschritten hat. Die Pflege der Beziehungen zu Ostasien, die ja besonders in der alten alma mater bonnensis eine würdige Stätte gefunden hat, ist wirtschaftlich wie kulturell für unser Volk von größter Bedeutung. Wirtschaftlich ist es geradezu eine Lebensfrage für Deutschland, nicht nur zu seinen unmittelbaren Nachbarn gute Beziehungen zu haben, sondern weit über die Weltmeere hinaus haltbare Verbindungen zu spannen und mit allen Völkern der Erde die besten Handelsbeziehungen zu pflegen. In ganz besonderem Maße trifft dies für Ostasien zu. Schiebt sich doch dort inmitten des pazifischen Raumes ein machtvoller Faktor in das wirtschaftliche Geschehen der Welt ein. Dort gehen, wie ich mich selbst auf meinen beiden Weltreisen überzeugen konnte, China und Japan mit aller Energie und unermüdlichem Fleiß daran, die großen Reichtümer, die in der Volkskraft und in den Bodenschätzen schlummern, zu aktivieren und einen neuen großen asiatischen Wirtschaftsraum zu organisieren.

Uns Deutsche verbinden mit Japan und China die freundschaftlichsten Beziehungen. Die neue wirtschaftliche Entwicklung im fernöstlichen Gebiet wird von besonderer Bedeutung sein für die Entwicklung der Wirtschaftsbeziehungen mit Deutschland, das seine Organisationskraft und seine großen technischen Erfahrungen freudig einzusetzen gewillt ist.

Über die wirtschaftlich-materiellen Beziehungen hinaus, die begreiflicher Weise in unserem Zeitalter der zunehmenden Überwindung räumlicher Trennung und des Näherrückens der Völker augenscheinlich im Vordergrund stehen, ist aber für uns Deutsche das fernöstliche Problem von eminent kultureller Bedeutung. Das Jahrtausende alte, tiefe und reiche Kulturleben Chinas und dasjenige Japans bietet dem Europäer eine unerschöpfliche Fülle

neuer Erkenntnisse und Anregungen. Nach einer Periode scheuer Abkapselung hat sich in den letzten Jahrzehnten die prächtige Blüte asiatischer bodenständiger Kultur entfaltet und ist der europäischen Forschung zugänglich geworden.

Ich halte es für besonders bedeutsam, daß breitesten Schichten des deutschen Volkes durch Kurse in der Art des heute begonnenen der ganze Reichtum des chinesischen und japanischen Kulturlebens und die umfassende Bedeutung chinesischer und japanischer Wirtschaftsprobleme nahegebracht wird. Nur wenn die Erkenntnis von der Notwendigkeit der engen kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen zum fernen Osten ihre breite Basis im gesamten deutschen Volke und im chinesischen und japanischen Volke findet, werden wir weiter schreiten können auf dem Wege zur Erreichung des großen Menschheitszieles: der dauernden und segensreichen Freundschaft unter den Völkern.

XI. Teil.
Akademischer Nachwuchs.

Die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft und der deutsche Werkstudent.

(Veröffentlicht in der Zeitschrift „Der Arbeitgeber“ Nr. 6 vom 15. März 1924. Der Aufsatz wurde mit einigen Abänderungen auch in der Broschüre „Student und Wirtschaft“ von Carl Duisberg und Reinhold Schairer herausgegeben. V.D.I.-Verlag G. m. b. H., Berlin.)

Ich bin von Wirtschaftskreisen gebeten worden, über die „Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft“ und den „Werkstudenten“ zu schreiben. Das tue ich sehr gern, denn ich kenne die ganze Bewegung und die Zusammenfassung der einzelnen Wirtschaftskörper der verschiedenen Hochschulen zu der Zentralstelle unter obigem Namen in Dresden von Anfang an, also seit mehr als drei Jahren. Schon 2½ Jahre stehe ich mitten in diesen Selbsthilfeeinrichtungen, habe Freud und Leid mit ihnen geteilt und an ihrem Aufbau eifrig mitgearbeitet. Das gleiche kann ich von vielen der neben mir im Verwaltungsrat sitzenden 25 deutschen Wirtschaftsführern sagen, deren Namen zu den bestklingenden gehören. Seit zwei Jahren bin ich mit den Herren Dr. Becker und Dr. von Stauß im Vorstand dieser Dresdner Wirtschaftshilfe und nehme so an den sämtlichen Beschlußfassungen teil.

Ich will mit dem Werkstudenten beginnen, diesem neuen Studententypus, der während seiner Ferien oder leider auch in längeren Zeiträumen mit Unterbrechung des Studiums als Arbeiter in allen Zweigen der deutschen Industrie — im Bergbau, an Hochöfen, in den chemischen Betrieben, ferner in der Land- und Forstwirtschaft, bei der Eisenbahn und auf Banken — arbeitet. 1921, als im Frühsommer zum ersten Male das Wort „Werkstudent“ geprägt wurde, und die gesamte Studentenschaft durch ihre Vertreter den Arbeitsplan der Wirtschaftshilfe und des Werkstudenten einstimmig billigte und festlegte, gab es im Sommer etwa 20000 solcher Werkstudenten, 1922: 45000, 1923: 64000.

Man muß sich trotzdem vor allzu weitgehender Idealisierung hüten und der Jugend das Recht überlassen, in dem Werkstudenten den Weg der Versöhnung der sozialen Gegensätze zwischen Kopf- und Handarbeit, also eine sogenannte „soziale Brücke“, zu sehen. Wenn letzteres auch erfreulicherweise vielfach zutrifft, so müssen wir Männer der Wirtschaft doch die Wirklichkeit, wie sie ist, im Auge behalten und Fehler, wo sie sich zeigen, offen zugeben. Aber wenn z. B. ein Mann, wie der bekannte englische Wissenschaftler und Wirtschaftspraktiker John M. Keynes in der ersten Mainnummer der

Londoner „Nation“ im Jahre 1923 über diese Bewegung der „Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft“ und des „Werkstudenten“ ausführlich berichtet und sie eines der größten Dinge nennt, die heute in Europa vor sich gehen, oder wenn führende deutschamerikanische Kreise, die doch sonst gewiß von Propagandamaterial überschwemmt werden, als sie im letzten Jahre von dieser Bewegung hörten, den Wunsch ausdrückten, über diese Dinge ein eigenes, in englischer Sprache verfaßtes Buch zu erhalten, das sie finanzierten und das jetzt mit ungefähr 100 Seiten Text und 60 prachtvollen Bildern in einem stattlichen Bande vorliegt, so müssen schon derartige Tatsachen jedem Wirtschaftskenner ein Beweis dafür sein, daß diese Fragen nicht untergeordneter Natur sind, sondern zu den wichtigen Fragen der deutschen Gegenwart und Zukunft gehören.

Wie entstand der Werkstudent? Jedermann weiß, daß unter der inflationistischen Wirtschaftskrisis der letzten Jahre vor allem der intellektuelle Mittelstand Deutschlands zusammengebrochen ist und daß aus ihm traditionsmäßig 70—80% aller Studenten stammen. Für diese Studierenden hörte die Geldzufuhr von ihren Eltern oder Verwandten teilweise oder ganz auf. Getreu ihrer inneren Einstellung waren sie entschlossen, den Weg des Studiums trotzdem nicht aufzugeben. So blieb nur eins übrig: den Kampf ums Dasein aus eigener Kraft aufzunehmen und durch Handarbeit das zu ersetzen, was die Folgen des verlorenen Krieges und des Versailler Diktates dem Mittelstand genommen haben. So entstand der „Werkstudent“, und weil er sich so mit einstellt in den deutschen Wirtschaftskampf um Leben und Tod, Sein und Nichtsein, könnte man ihn auch den „Kampfstudenten“ nennen. Dieser deutsche Werk- und Kampfstudent ist beseelt von dem richtigen, trotzigem Geist, den wir alle brauchen, um wieder in die Höhe zu kommen, und, was das wichtigste ist, er begnügt sich nicht mit Worten, sondern er setzt diesen Geist in die Tat um. Er ist nicht verseucht von der deutschen Zeitkrankheit, den Zusammenbruch als eine Gelegenheit zu benutzen, um für sich neue Vorrechte und Vergünstigungen zu erzielen und die Anforderungen nicht an sich selbst, sondern an andere zu steigern. Die Studenten haben Mehrarbeit übernommen wie kein anderer Stand und das gleichzeitig unter einer fast nicht mehr erträglichen Minderung der Lebenshaltung. Neben der geistigen Arbeit, dem Studium, nehmen sie die Handarbeit voll auf sich, und mit dem Erträgnis der Handarbeit finanzieren sie nicht nur ihr Leben während der Handarbeitszeit, sondern auch noch das Studium.

Das Streben der Werkstudenten nach Höchstleistung kommt vielfach noch in etwas anderem zum Ausdruck. Nicht ungelernte Neben- oder Gelegenheitsarbeit, wie es in Amerika die Regel ist, ist das Ziel des deutschen Werkstudenten, sondern Facharbeit. Allerdings kennen auch wir in den Großstädten den höchst bedauerlichen Typus des „Erwerbsstudenten“ um jeden Preis, der als Kinomusiker und Hilfskellner, Nachtwächter, Hausheizer oder auf jede andere nur denkbare Weise sich während der Studienzeit irgendeine Gelegenheit zum Gelderwerb sucht. Die Wirtschaftshilfe der Deutschen

Studentenschaft bekämpft, wo sie nur kann, diese Art des Nebeneinander von Studium und Erwerbsarbeit. Der weitaus größte Teil aller Erwerbsstudenten sind daher auch echte Werkstudenten, d. h. sie stecken sich mitten hinein in die eigentlich produktiven Handarbeitsberufe des Wirtschaftslebens und streben nach möglichst hoher Fachausbildung. Manche haben schon ihr Gesellenzeugnis oder können in jedem Augenblick als voll gelernte Facharbeiter ihr Leben fortsetzen. Dieser immer durch harte Tat bewährte Wille und Entschluß, die wissenschaftliche Ausbildung selbst unter größter Entbehrung durchzuführen, ist mit das Erfreulichste; er muß und wird gute Früchte zeitigen.

Dieses Doppelschicksal des Studenten und des Handarbeiters ist nicht leicht. Nein, es ist vielfach sehr hart und drückend und für das Studium mancher Disziplinen sogar gefährlich. Schon oft wurde eingewendet, daß der Student für sein Studium eigentlich wieder die alte deutsche Universitätsluft der fröhlichen, ungebundenen Sorglosigkeit und Heiterkeit brauche. „Student sein, wenn die Veilchen blüh'n . . . , das ist des Lebens höchste Feier!“ Niemand wird jungen Menschen irgendeine Art Fröhlichkeit verbieten wollen. Aber heute blühen leider nicht mehr die Veilchen. Deutschland liegt zerschmettert im Abgrund, und wenn wir nicht alle ohne Ausnahme uns viel mehr anstrengen und plagen, dann bleiben wir dort liegen. Hoffentlich kommen für unsere Enkel wieder Zeiten, in denen auch die deutsche Jugend wieder auf blühenden Veilchenwiesen wandeln kann. Keiner von uns Alten wird das wohl mehr erleben. Solange hat aber auch kein einzelner Stand das Recht, diese Zukunft vorwegzunehmen. Heute muß jeder das Schicksal aller teilen, die Not auf sich nehmen, sich sobald als möglich auf eigene Füße stellen und seine Arbeitskraft aufs äußerste anspannen und steigern. Daß der junge deutsche Student dies von sich aus getan hat und dadurch selbst den Grundstock legte zu dem künftigen „Führertum“ — ein Wort, das er so gern hört —, das ist eine besonders erfreuliche Seite des Werkstudententums.

Daneben noch ein anderes. Niemand kann leugnen, daß das Schicksal Deutschlands in den nächsten Jahrzehnten auf wirtschaftlichem Gebiete liegt. Der erforderliche Entscheidungskampf wird ungewöhnlich hart und schwer sein. Es ist eine dringende Voraussetzung für sein Gelingen, daß alle Volksschichten Deutschlands von dem vollen Gefühl der ganzen Größe dieser Entscheidung und der dadurch bedingten Maßnahmen durchdrungen sind. Ich vertraue ganz auf den Geist unserer jungen Studenten, daß sie diese ihre Erlebnisse, die sie zu Zehntausenden als tätige Glieder des Wirtschaftslebens machen, einst in der Weise wachhalten werden, daß sie den großen Wirtschaftsfragen der deutschen Industrie ein tieferes Verständnis entgegenbringen, als dies bisher vielfach der Fall war und heute noch ist.

Um dieses Ziel voll zu erreichen, ist allerdings eines nötig: Jeder Arbeitgeber, der Werkstudenten einstellt, muß wissen, daß er nicht genug damit getan hat, wenn er den jungen Philologen oder Juristen oder Technikern soundso viele Plätze angewiesen hat. Er muß wissen, daß die geistige Le-

bendigkeit dieser jungen Menschen danach strebt, die Zusammenhänge des ganzen Betriebes kennenzulernen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, haben nicht nur wir in Leverkusen, sondern auch eine Reihe anderer Betriebe die Einrichtung getroffen, daß ein Mitglied des Direktoriums — bei uns einer unserer Sozialdirektoren — unmittelbar betraut wird mit der Einstellung und Aufsicht sowie den besonderen Fragen der Werkstudenten. Zu diesem Zweck werden diese in regelmäßigen Abständen alle zu Aussprachen, Anleitungen und Vorträgen versammelt. An anderen Orten werden jede Woche einmal gesellige Werkstudentenabende veranstaltet, bei denen die Werkstudenten Gelegenheit haben, auch mit anderen Vertretern der Angestelltenschaft oder des Direktoriums persönlich zusammenzukommen. Des weiteren haben eine Reihe von Betrieben die Einrichtung getroffen, daß die Werkstudenten entweder durch Führungen oder durch regelmäßige Versetzung in andere Abteilungen die Gesamtheit des Betriebes kennenlernen. Daß durch eine derartige persönliche Beobachtung, vor allem auch etwaige arbeitsscheue oder sich in den Arbeitsgang nicht willig einfügende und sonst nicht geeignete Studenten festgestellt und entfernt werden, dient nur zum Besten des Werkstudententums selbst, denn solche Schädlinge finden sich leider in jedem Stand, auch unter den Studenten.

Eine besondere Frage ist die des Verhältnisses der Werkstudenten zu den Arbeitern selbst. Es ist für niemand ein Geheimnis, daß in manchen Dingen, vor allem in der Einstellung zu politischen Fragen, die Schicht der Arbeiter und die Schicht der Studenten im Gegensatz zueinander stehen. Trotzdem ist nach unseren Erfahrungen das persönliche Verhältnis recht gut. Die Studenten verleugnen ihre Herkunft und ihre Überzeugung nicht, sowie die Notlage, in der sie sich befinden. Das macht auf den Stamm der älteren und besonnenen Arbeiter Eindruck. Im Verkehr mit den gebildeten Arbeitskollegen hören sie manches Neue und Interessante, und Wißbegierige können von den Werkstudenten lernen. In den meisten Fällen zeigt schon der unterernährte Körper der Studenten, daß die Arbeit aus wirklicher Not aufgesucht wird, und aus dieser Gesamtlage heraus entsteht dann ein gutes menschliches Verhältnis zwischen den Arbeitern und den Werkstudenten. Von einer Radikalisierung der Werkstudenten kann nach unserer Beobachtung in Industrie oder Landwirtschaft nicht gesprochen werden. Anzeichen hierzu haben sich lediglich bei den Stundenarbeitern in den Banken gezeigt, einem Zweig der studentischen Erwerbsarbeit, dem die Wirtschaftshilfe immer mit einem gewissen Mißtrauen gegenüberstand, vor allem auch wegen der Unsicherheit dieses nach der Stabilisierung jetzt abgeschlossenen Erwerbszweiges.

Trotz alledem ist nicht zu leugnen, daß das Werkstudententum auch seine schweren Gefahren und Schattenseiten hat. Sie zu verheimlichen wäre falsch. Teils beruhen sie, wie ich unten zeigen werde, auf der bisher noch nicht genügend starken Unterstützung von seiten des deutschen Wirtschaftslebens, teils werden sie von gewissen Kreisen sehr stark und einseitig übertrieben. Sehr bedauerlich ist es, daß letzteres sogar von

kleinen jungakademischen Kreisen aus geschieht, die hier Widerstand leisten, auf dessen Form und Motive ich nicht eingehen will, um nicht bitter und scharf werden zu müssen. Grundsätzlich ist einmal festzustellen, daß das Werkstudententum, so wie es die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft fördert, ein Versuch ist, das planlose Erwerbsstudententum, vor allem während des Semesters und in den Großstädten möglichst zurückzudämmen zugunsten einer planmäßigen Beschäftigung in gelernten Arbeitszweigen, in den produktiven Zweigen des deutschen Wirtschaftslebens. Solange die Not des deutschen Mittelstandes bleibt — und keine Gewalt der Erde kann sie in den nächsten Jahren beheben —, wird sich der Student selbst einen Ausweg suchen. Wenn ihm nicht das Werkstudententum gegeben wird, wird er jede andere Gelegenheit zum Nebenerwerb, auch wenn sie tief bedauerlich ist, ergreifen, und zum Schluß wird er notgedrungen herabsinken auf das Bettelstudententum, wie es der dreißigjährige Krieg als allgemeine Erscheinungsform der damaligen Not geschaffen hatte, ein Bettlertum, wie wir es heute schon wieder in den Großstädten von anderen Mittelstandsschichten und Erwerbslosen vielfach erleben. Die Fragestellung ist also völlig falsch und oberflächlich: Ist das Werkstudententum wünschenswert oder nicht? Eines von den dreien bleibt unrettbar in den nächsten Jahren bestehen: Werkstudententum oder reines planloses Erwerbsstudententum auch in den unerwünschtesten Formen und endlich Bettelstudententum. Welche von den drei Möglichkeiten sollen wir wünschen und wählen? Zweifellos doch nur die erstere.

Was nun die Gefahren angeht, so ist zunächst die Möglichkeit gesundheitlicher Schädigung nicht zu leugnen. Die aus einer fast zehnjährigen Unterernährung herauskommenden Körper vieler junger Studenten sind den Anstrengungen nicht gewachsen, obwohl gerade nach der körperlichen Seite auch ein großer Vorzug im Werkstudententum liegt. So wird es in etwas die körperliche Ausbildung ersetzen, die nach dem Fortfall des Militärjahres der heutigen Jugend nicht mehr zuteil wird. Ärztliche Untersuchungen, die von den meisten Wirtschaftskörpern der Hochschulen vor und nach der Werkstudentenarbeit vorgenommen werden, haben, auch z. B. in Tübingen, gezeigt, daß eine durchschnittliche Gewichtszunahme von vier Pfund nach dreimonatlicher Werkarbeit festgestellt werden konnte. Trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, daß für viele Werkstudenten die Arbeit zu hart ist und daß in einer zu schwer gewählten Werkstudentenarbeit häufig der Anfang eines Siechtums liegen kann. Vor allem trifft dies ein, wenn keine Gelegenheit für eine Zeit der Erholung nach der Werkarbeit gegeben ist.

Daneben tritt die Gefährdung der wissenschaftlichen Arbeit. Es ist nicht zu leugnen, daß durch die Werkarbeit die Ferienzeit jedenfalls der ersten Semester voll belegt wird und daß deshalb vor allem für die Mediziner, Naturwissenschaftler und Techniker, die auf der Anatomie, im Laboratorium und im Zeichensaal praktisch arbeiten müssen, keine Gelegenheit bleibt, in den Ferien den wissenschaftlichen Stoff der Semester in Ruhe

und eingehend durchzuarbeiten. Man darf aber nicht den gesamten Rückgang der wissenschaftlichen Leistungen, der auf allen Hochschulen leider festgestellt werden muß, auf das Konto des Werkstudententums schreiben. Die Wirkungen der Hungerblockade auf die Entwicklung des kindlichen Körpers und Gehirns während der Schulzeit, die nach dem Kriege fortgesetzte ungenügende Ernährung in fast allen Beamten- und Mittelstandsfamilien und die seelischen Tatsachen der Niedergedrücktheit und Aufgeriebenheit durch die täglich und stündlich miterlebte Not der Familien, alle diese Tatsachen wirken hier mit. Es muß also festgestellt werden, daß das Werkstudententum die oben angeführten schädlichen Folgen haben kann, nicht haben muß. Aber meiner Überzeugung nach sind es dann lediglich die Auswüchse des Werkstudententums, die völlig vermieden werden, wenn das gesamte deutsche Wirtschaftsleben sich seiner Pflicht gegenüber den studentischen Selbsthilfemaßnahmen ebenso bewußt würde, wie dies bei einzelnen Wirtschaftszweigen bereits der Fall ist.

Zur Erläuterung dieses Satzes muß ich aus dem Arbeitsplan der Wirtschaftshilfe anführen, daß Werkstudentenarbeit nur für den ersten Teil des Studiums und lediglich in den Ferien vorgesehen ist, daß für die Zeit der Vorbereitung auf die Schlußprüfung aber die von uns begründete selbständige Organisation der „Darlehnskasse der Deutschen Studentenschaft“ eintreten soll, die auch in Dresden zentralisiert und durch die Wirtschaftshilfe verwaltet, durch Zweigstellen an allen deutschen Hochschulen arbeitet, an denen studentische Vertrauensleute gemeinsam mit Dozenten und Wirtschaftsvertretern in endgültiger Entscheidung die menschlich und wissenschaftlich brauchbarsten und wertvollsten Studierenden völlig unparteiisch auswählen. Diese Darlehnskasse hat allein seit Einführung der Goldwährung, also in ungefähr 10 Wochen, 590 Studierenden, darunter 493 Werkstudenten, und 379 Kriegsteilnehmern die Unterhaltsmittel bewilligt und dafür über 66 000 RM ausgegeben. Aber seit ungefähr drei Wochen haben eine Reihe der Zweigstellen an ihren Türen ein Schild hängen: „Mittel erschöpft. Tätigkeit eingestellt.“ Und die Hauptstelle der Darlehnskasse verfügt gegenüber den außerordentlich großen Forderungen gegenwärtig über keine Mittel mehr. Mehrere tausend Examenskandidaten, die jetzt sich ruhig der Examensarbeit zuwenden wollten, stehen so mittellos wieder auf der Straße. Sie sind deshalb zu einem Werkstudententum in einem Zeitpunkt gezwungen, in dem dies aufs äußerste zu bedauern ist und Werkarbeit dem ganzen Arbeitsplan der Wirtschaftshilfe völlig widerspricht. Würde das deutsche Wirtschaftsleben hier seine Pflicht erkennen, so ließe sich dieser Auswuchs jedenfalls sofort abstellen. Wenn nur erst einmal genügend große, immerfort zirkulierende Mittel für die Darlehnskasse vorhanden wären, würde nach dem fünften, spätestens nach dem sechsten Semester kein Student mehr gezwungen sein, als Werkstudent zu arbeiten, und die Examina könnten auf Grund ruhiger wissenschaftlicher Vorbereitung abgelegt werden.

Ähnlich steht es mit einer Reihe anderer Fragen. Im Arbeitsplan der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft ist die Gründung von eigenen Wirtschaftskörpern an allen Hochschulen vorgesehen, die sich zusammensetzen sollen aus Vertrauensleuten der Studenten- und Dozenten-schaft und erfahrenen Freunden dieser Bewegung aus dem Wirtschaftsleben. Die ersten dieser Wirtschaftskörper sind schon vor 1921 in München, Tübingen und Dresden entstanden. Heute sind diese Wirtschaftskörper an 58 deutschen Hochschulen gegründet und schauen zum größten Teil auf eine außerordentlich wirksame Tätigkeit zurück. Ihr Hauptarbeitsfeld ist die Studentenküche und die Schaffung von Verkaufsstellen für den täglichen Bedarf, sowie Schuhmachereien, Wäschereien, Flickstuben, Buchbindereien usw. — alles Einrichtungen, die der größtmöglichen Verbilligung des studentischen Lebensunterhaltes dienen sollen. In dem Maße, als diese Einrichtungen wirksam werden können, verbilligt sich automatisch das Leben der Werkstudenten und dadurch verkürzt sich die Werkstudentenzeit. Denn kein Werkstudent übernimmt gern eine längere Arbeitszeit, als unbedingt erforderlich ist. Diese Einrichtungen leiden jedoch an allen Orten unter dem größten Raum- und Geldmangel. Ich kann hier aus meiner unmittelbaren Nähe über den Fall von Bonn berichten. Bonn ist durch die französische Besatzung in den allergrößten Raumschwierigkeiten für seine Studentenküche. Nach reiflichen Prüfungen mußte man sich zu einem einfachen Neubau einer Speisehalle entschließen. Erst wenn diese in Betrieb ist, kann den Bonner Studenten in einem dafür geeigneten Raum ein wirklich ausreichend billiges und genügendes Essen verabfolgt werden. Aber der Neubau stockt seit Wochen, weil keine Mittel mehr vorhanden waren. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Aachen und Dresden. Auch Berlin und München leiden schwer unter dem Mangel genügender Räume. In Tübingen dagegen ließ es sich die württembergische Industrie nicht nehmen, durch große Mittel der „Tübinger Studentenhilfe“ zu helfen. Zur Zeit sind dort schon vier Häuser für derartige studentische Hilfszwecke gekauft worden, darunter ein Werkshaus, in dem die Studenten selbst mit zu produktiven Betrieben, wie Buchbinderei, Buchdruckerei, Herstellung naturwissenschaftlicher Präparate für den In- und Auslandshandel und zur Herstellung einfacher Metallarbeiten übergehen.

Des weiteren leiden alle diese Betriebe aufs schwerste unter dem Mangel an Betriebskapital. Die Wirtschaftskörper haben in diesem Winter insgesamt täglich 45000 Essenportionen ausgegeben und sie verfügten dabei häufig nur über ein Betriebskapital von acht Tagen. Eine stärkere Unterstützung dieser meist mustergültigen und planvoll aufgebauten Einrichtungen würde ebenfalls automatisch auf eine Verminderung der schädlichen Folgen des Werkstudententums hinwirken.

Ähnlich liegt es noch in einem andern Punkt. So gut wie kein Werkstudent ist heute imstande, sich irgendwelche Erholungszeit zu gönnen. Er schließt heute seine Vorlesungen ab und geht morgen in die

Fabrik, und am Ende der Ferien geht der Wechsel ebenso schnell vor sich. Wir haben in der Wirtschaftshilfe immer wieder versucht, für diejenigen Werkstudenten, deren Gesundheit angegriffen oder die sogar schon krank geworden sind, Erholungs- und Heilgelegenheiten zu schaffen. Nur in beschränktestem Umfange war dies möglich. Aus Geldmangel mußten wir z. B. auch darauf verzichten, den zahlreichen durch Tuberkuloseerkrankung gefährdeten Studierenden durch Beschaffung von Sanatoriumsplätzen ausreichend zu helfen. Wir wissen genau, daß gerade diese Studenten Verwundete sind, die auf dem Schlachtfeld dieses harten Kampfes nach treuester Pflichterfüllung zurückbleiben. Wir wissen, daß die Werkstudenten in ihrer Gesamtheit es aufs schmerzlichste empfinden, daß gerade diesen Kameraden nicht geholfen werden kann, aber wir haben dafür keine Mittel.

Es ließen sich noch eine Reihe derartiger Punkte aufzählen, wo großzügige Beteiligung des deutschen Wirtschaftslebens helfen könnte, z. B. auch in der Frage der Beschaffung von Büchern. Die Wirtschaftshilfe hat überall Leihbüchereien eingerichtet, aus denen die Werkstudenten die wichtigsten Lehrbücher für 2 bis 4 Semester entleihen können, aber unsere Mittel haben nie dazu ausgereicht, wirklich in nennenswertem Maße Bücher zu beschaffen. Wenn der Werkstudent sich ein Lehrbuch selbst ersparen soll, muß er dafür wenigstens 14 Tage länger arbeiten. Würde ihm dieses Buch zur Verfügung gestellt werden, könnte er diese 14 Tage in Ruhe zur wissenschaftlichen Arbeit verwenden.

Ich komme deshalb zum Schluß zu der Feststellung, daß jegliche Unterstützung, die das deutsche Wirtschaftsleben diesen ausgezeichneten und lebenswichtigen Arbeiten und Einrichtungen gibt, dazu mitwirkt, die schädlichen Auswüchse des Werkstudententums abzustellen und so aus dem ganzen Plan das zu machen, als was er gedacht war: einen wenn auch harten, so doch gangbaren Weg, der dem einzelnen menschlich wie wissenschaftlich brauchbaren jungen Studenten, aber auch nur diesem, nicht dem unfähigen und ungeeigneten, die Möglichkeit eröffnet, aus eigener Kraft die Höhen wissenschaftlicher Bildung zu ersteigen.

Es ist eine für uns Deutsche wenig rühmliche Tatsache, daß ein Teil unserer jetzigen Mittel vom Ausland gegeben wird. Wir wissen zwar, daß es nicht ein Akt des Mitleids, sondern der kameradschaftlichen Hochachtung ist, wenn z. B. die Studenten in Cambridge in letzter Zeit wieder 2000 £ gesammelt haben, oder wenn jetzt die studentischen Vertreter aus mehr als 200 Hochschulen in den Vereinigten Staaten bei einer Zusammenkunft beschlossen haben, unter sich für die deutschen Kommilitonen in Not 100 000 Dollar aufzubringen. Entschließungen, die nicht möglich wären ohne die Europäische Studentenhilfe des Christlichen Studenten-Weltbundes, eine über die ganze Welt reichende Organisation, die dankenswerterweise unter anderem auch zu Weihnachten aus Amerika unserer Wirtschaftshilfe 50 Eisen-

bahnwaggons Lebensmittel schickte. Weiter sind größere Spenden eingelaufen vom Papst vor allem für kranke Studenten, ferner aus Schweden, Finnland, Norwegen, Holland, Südamerika, China, Japan, Südafrika. Die in Deutschland studierenden Ausländer haben sich zu gemeinsamer Hilfe zusammengeschlossen. Für die meisten dieser Spenden gilt das, was vor kurzem die Universität Salamanca gleichzeitig mit der Übersendung eines größeren Betrages schrieb:

„Nehmen Sie diese kleine Summe als Beweis unserer deutschfreundlichen Gesinnung und als Zeugnis unserer Solidarität für die bewunderungswürdigen Scharen, die unter den Schrecken und Entbehrungen der Stunde immer noch um die Zukunft des Geistes sorgen. Wir, die wir in Deutschland studiert haben und immerwährend mit deutschen Mitteln arbeiten, wissen nur zu gut, wie groß unsere und der ganzen Welt Dankesschuld gegen die deutsche Wissenschaft ist. Es gilt also nur ein Anerkennungszeichen dieser untilgbaren Schuld.“

Aber gerade auch diese ausländische Hilfe verpflichtet uns doppelt, trotz der Schwierigkeit der Lage, in der sich die deutsche Wirtschaft befindet, im Inland das äußerste, überhaupt Mögliche zu tun. Vieles ist teils für die Wirtschaftskörper einzelner Hochschulen, teils für die Zentrale in Dresden, die die ihr zufließenden Mittel nach einem mit der Studentenschaft vereinbarten Schlüssel an alle Hochschulen verteilt, geschehen, mehr könnte geschehen, das ist meine feste Überzeugung. Ich will im eigenen Hause beginnen. Die Interessengemeinschaft der deutschen Teerfarnefabriken, der es zur Zeit wegen der ihr auferlegten Reparationsleistungen, und weil 80% ihrer Fabriken im besetzten Gebiet liegen, wirklich wenig gut geht, hat schon seit fast einem Jahre außer den Zuwendungen, die von den einzelnen Firmen den Wirtschaftskörpern der ihnen nächstliegenden Hochschulen gemacht wurden, der Zentrale in Dresden laufend ein pro Mille ihrer gesamten Gehaltszahlung als Mitgliedsbeitrag alle Vierteljahre je zur Hälfte der Wirtschaftshilfe und der Darlehnskasse überwiesen. Darüber hinaus haben vor einiger Zeit die Mitglieder der Direktion und sämtliche akademischen Beamten bei einigen unserer Firmen, und ich hoffe, die anderen werden folgen, sich zu festen persönlichen wertbeständigen Jahresbeiträgen verpflichtet. In ähnlicher Weise haben die Banken unter Führung der Herren Frisch und von Stauß vor Weihnachten einen großen Aufruf zugunsten der Dresdner Wirtschaftshilfe und der Darlehnskasse unter sich erlassen, der gegenwärtig seine Folgen zeitigt. Die Landwirtschaft hat schon vor zwei Jahren begonnen, durch einen Aufruf aller Spitzenverbände auf die nachdrücklichste Unterstützung der Studentenküchen hinzuweisen und hat erst vor kurzem, vor allem dank der unermüdlichen Tätigkeit von Professor Dr. Kähler-Greifswald, wieder in verschiedenen Richtungen neu geworben. Das Ergebnis ist, daß an vielen Orten zwischen den Studentenküchen und den landwirtschaftlichen Kreisen ein sehr enges Freundschaftsverhältnis entstanden ist. Zahlreiche Naturalspenden der Porzellan-, Papier-, Textil- und Schreibmaschinenindustrie haben die Bestrebungen der Wirtschaftshilfe wesent-

lich unterstützt. Desgleichen hat die Kohlenindustrie durch große Kohlen-spenden geholfen.

Aber trotzdem ist es meine Überzeugung, daß viele Kreise des deutschen Wirtschaftslebens entweder zum erstenmal oder in verstärktem Maße helfen könnten und sollten. Nur dann wird es möglich sein, die Auswüchse des Werkstudententums abzuschneiden und den geistigen Nachwuchs vor dem Untergang oder, was gleich schlimm wäre, vor einer tiefen Verelendung und Verbitterung zu bewahren.

Die Studenten haben während des Krieges in den ersten Reihen mit ihre Pflicht getan. Sie haben nach dem Kriege eine Last übernommen, die ihre Kräfte fast übersteigt. Auf ihnen liegt in den nächsten 30 Jahren die Verantwortung für den wichtigsten Teil des öffentlichen und geistigen Lebens Deutschlands. Ich bin überzeugt, daß die deutsche Wirtschaft alles in ihrer Kraft stehende tun wird, um diesen Wirtschaftsplan der gesamten Studentenschaft zu unterstützen und damit die geistige Zukunft Deutschlands zu retten.

Wirtschaft und Werkstudententum.

(Deutsche Allgemeine Zeitung Nr. 145/146 vom 27. März 1924.)

Der Werkstudent ist eine Erscheinung, die sich seit Beginn des Jahres 1920, aus der Not der Zeit geboren, bis zum Jahre 1923 zu einer höchst beachtenswerten Höhe entwickelte. Haben doch in den Sommerferien 1923 nach vorsichtiger Schätzung 60- bis 70 000 Studenten in der Industrie und der Landwirtschaft Arbeit gesucht und gefunden.

Werkstudenten waren zunächst nur solche, die durch den Verdienst ihrer Ferienarbeit ihr Studium weiterführen wollten. Werkstudenten wurden aber bald die Mehrzahl aller Studierenden, steigend in dem Maße, wie die pekuniäre Not des Mittelstandes zunahm. Werkstudenten im besten und richtigsten Sinne des Wortes waren aber auch solche, bei denen das Materielle nicht ausschlaggebend, sondern denen das Streben nach einer vollwertigen Betätigung als Werkstudent Herzenssache eines echten deutschen Studenten ist.

So wurde das Werkstudententum eine frischquellende Erscheinung, mit der man rechnen konnte und auf die sich Hoffnungen sozialen Ausgleichs gründen ließen.

Obgleich seit kurzem stabile Geldverhältnisse einen dürftigen Anfang zur Gesundung unserer Wirtschaft gebracht haben, ist die materielle Notwendigkeit, welche das Werkstudententum ins Leben gerufen, noch immer, sogar in erhöhtem Maße vorhanden. Wegen der aus Reichsfinanznot unvermeidlichen geringen Beamtenbesoldung und wegen der aus Anlaß des Beamtenabbaus notwendigen zahlreichen Pensionierungen von Beamten gerade in den Kreisen, aus denen sich die überwiegende Anzahl der Studenten rekrutiert, ist die wirt-

schaftliche Not so gestiegen, daß bei den meisten nur die materielle Sorge den Anlaß zu werkstudentischer Arbeit geben wird und sich der reine Kern vollwertiger werkstudentischer Tätigkeit erst später herauschälen kann. Wesens-eigen muß aber dem Werkstudententum, will es nicht in rein materialistischer Betrachtungsweise ersticken, stets das höhere Ziel bleiben, den sittlichen und wirtschaftlichen Wert körperlicher Arbeit durch eigenes Mitschaffen kennen zu lernen. Damit wird die Achtung vor dem ordentlichen und tüchtigen Handwerker erhöht und der Arbeiter und Meister in seiner eigentlichen Umwelt, im Wirken, Fühlen und Denken besser eingeschätzt. Umgekehrt wird das gute Beispiel in der Mitarbeit, charakterfestes Auftreten, Einfachheit und Zuverlässigkeit bei den Arbeitern die Wertschätzung vor den Männern in den höheren und führenden Stellen steigern.

Ein innerer Widerwille gegen die körperliche Tätigkeit wird selbst bei den besten Studenten zu bekämpfen sein. Der Nutzen heiligt und lohnt aber diese innere Überwindung. Jeder, auch finanziell gut situierte Student sollte diese Überwindung erstreben, wenn er auch schließlich nur für die Sommerferien eines einzigen Studienjahres sich selbst mit voller Hingabe der Werkstudentenarbeit widmet. Verbindet sich das Werkstudententum lediglich mit dem Gedanken an den Unterhalt, so könnte der Werkstudent nach den bekannten Rezepten der Vorkriegszeit in den Augen von vielen in falscher Tradition erzogenen Studenten (sehr oft ohne Absicht) als ein Student zweiter Klasse betrachtet werden. Das darf aber nicht geschehen. Es darf aber auch nicht die von vielen mit Recht geltend gemachte Gefahr eintreten, daß der Student sein Studium bei übermäßiger Beschäftigung als Werkstudent nur auf das zum Examen Notwendige einstellt oder auch nur das eigentliche Fach- und Brotstudium ohne weitgehende Vertiefung betreibt; er muß und soll sich vielmehr durch Bereicherung seines allgemeinen Wissens zu einer vollwertigen Persönlichkeit heranbilden. Im Zusammenhang damit liegt bei Übertreibung der Werkstudentenarbeit die Gefahr vor, daß der Student sich mit dem rein Empirischen begnügt und sich sagt: Diese Materie brauche ich nicht mehr zu studieren, denn ich habe sie bereits in der Praxis kennengelernt. Deshalb ist die vernünftige Beschränkung der Werkarbeit eine der wichtigsten Vorbedingungen gegen die Ausartung. So gehandhabt und verstanden, bleibt immer noch ein reiches Maß akademischer Freiheit, von der die Lieder singen, übrig. Diese muß auch mit all ihren Vorzügen (beim Werkstudententum lassen sich die wohlbekannten Nachteile wirksam beseitigen) unbedingt erhalten bleiben, da von einem verknöcherten Philistertum, das nur mit Verbitterung an die Studienjahre zurückdenkt, kein Heil erwartet werden kann. Das richtige Ziel muß also in der richtigen und weisen Beschränkung nach beiden Seiten hin liegen. Auch die Persönlichkeitsentwicklung und tiefere Wissenschaftlichkeit braucht bei vernünftiger Handhabung der Werkstudentenarbeit nicht zu kurz zu kommen. Es hat schon mancher Student vor dem Kriege mehrere Ferien hindurch als Werkstudent gearbeitet, wie dies bei vielen Diplomingenieuren der Fall gewesen ist, ohne davon Nachteile zu empfinden.

Die studentischen Organisationen sollten darum nicht nur diejenigen Studenten, die von Not bedrückt werden, zur Werkstudentenarbeit anleiten, sondern das vorgezeichnete höhere Ziel dabei stets im Auge behalten.

Allerdings war der Ausgangspunkt für das Werkstudententum unserer Zeit zunächst die materielle Not. Wurde die Werkstudentenarbeit ursprünglich nur in den Ferien geleistet, so nahm sie allmählich, veranlaßt durch die traurigen Verhältnisse der Zeit, zumal in der Inflationsperiode, Überwucherung an, indem viele Studenten, zum verhängnisvollen Schaden ihres eigenen Studiums oder auch nur zur schädlichen Verlängerung der Semesterzahl, ganze Semester hindurch ihr Studium infolge Werkstudentenarbeit aussetzten oder sogar, was unbedingt zu vermeiden und zu bekämpfen ist, als Bank- und Bürobeamte usw. den ganzen Tag über praktisch arbeiteten und nur nach der Arbeit und in den Abendstunden dem Studium oblagen.

Schon die Ferienarbeit hat oft Nachteile für diejenigen, welche im Interesse der Gesundheit oder des Studiums unbedingt Ruhepausen zwischen den Semestern gebrauchen.

Andererseits wirkt aber körperliche Arbeit für viele vorteilhaft und anregend. Diese Arbeit belebt das Interesse für die Industrie und Landwirtschaft oder erweitert und vertieft die Kenntnisse aus dem Studium. Die Studenten kommen zum Nachdenken über die an Zahl bedeutendste Schicht der menschlichen Gesellschaft, lernen die Ideenwelt der Arbeiterschaft, die Auswirkungen sozialistischer Einflüsse und die Folgen der oft falsch angesetzten oder falsch verstandenen gewerkschaftlichen Erziehung kennen. Die Erfahrungen der meisten Werke mit den Werkstudenten sind nach bekannt gewordenen Resultaten verhältnismäßig günstig. Die große Mehrzahl der Studenten fand die richtige Einstellung zu ihren Arbeitskollegen, so daß das Mißtrauen der Arbeiterschaft und der Gewerkschaften bald verschwand.

Nachteilig war, daß bei zahlreichen Studenten die Werkstudententätigkeit unmittelbar nach Schulschluß und Ablegung der Reifeprüfung oder unmittelbar vor dem Examen erfolgte, wo die von der Studentenschaft und Wirtschaft vor zwei Jahren gegründete Darlehnskasse helfend eingreifen soll. Nachteilig für viele war, daß sie Büroarbeit der praktischen Fabrikarbeit vorzogen. Andererseits war ein von vielen Studenten anerkannter Vorteil der Arbeit die Erziehung zur Selbstbeherrschung und die aus dem Beispiel guter Betriebsleiter gezogene Lehre. Das Werkstudententum hat nach dieser Richtung schon gesunde Ansätze für eine richtige soziale Einstellung der akademischen Jugend und der zukünftigen Führer gezeigt. Die Zentralstelle der Wirtschaftskörper der verschiedenen Hochschulen, die „Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft“ in Dresden, die in großzügiger Weise weite Kreise der hilfsbedürftigen Studentenschaft nach dem Prinzip der Selbsthilfe betreut, bemüht sich auch auf dem Gebiete des Werkstudententums mit viel Erfolg. Sie gibt dadurch, daß sie ihre aus dem In- und Ausland zusammenfließenden Hilfsmittel nur bewährten, arbeitsfreudigen, charakterfesten und gut veranlagten Studenten angedeihen läßt, der Industrie und Landwirtschaft

von vornherein eine gewisse Garantie für solche Hilfskräfte, die ihre Arbeitszeit außer für sich selbst auch für ihren Arbeitgeber nutzbringend ausfüllen werden.

Zum Jahr 1925.

(Deutsche Akademische Rundschau Nr. 9 vom 15. Februar 1925.)

Im ersten Teil des Jahres 1924 konnte nach der quälenden Zeit der Inflation mit ihren schlimmen Folgen nicht nur das ganze Staats- und Wirtschaftsleben, sondern gerade auch die Studentenschaft wieder aufatmen. Ob des Segens, welchen das Wunder der Rentenmark spendete, wurden die anderen Sorgen mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Dann kam das Hangen und Bängen um die Folgen der Durchführung der Londoner Konferenz. Das deutsche Volk hatte sich bereits fest an der Planke des Dawesschen Gutachtens geklammert, verlor dann aber, als die Entente es ablehnte, den Bestimmungen des Versailler Vertrages folgend, am 10. Januar 1925 die Kölner Zone zu räumen, jegliches Vertrauen in die Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit der Politik der Gegner. Halb vernarbte Wunden wurden wieder aufgerissen und die deutsche Seele ausgerechnet um die Weihnachtszeit von neuen Drangsalen betroffen. Die Einstellung auf eine nationale Realpolitik wird uns, und namentlich der vorwärtsstürmenden Jugend, immer schwerer gemacht. Und dennoch darf die gerade im Jahre 1924 deutlich erkennbare Stärkung realer Betrachtungsweise nicht umschlagen, wenn auch die Ereignisse der letzten Monate dieses Verharren auf die härteste Probe stellen. Daß der Anblick dieser Notwendigkeit unserer akademischen Jugend besonders schwer gemacht wird, ist nach den Jahren schlimmster Entbehrungen und härtester Kämpfe sicherlich faßbar; dieses Verharren bleibt aber trotzdem eine Notwendigkeit. Den verantwortlichen Alliierten muß man nur immer wieder, und heute um so eindringlicher, die Warnung auch vieler einsichtiger Ausländer zurufen, daß diese Methode des Faustrechts nicht nur Deutschland selbst trifft, sondern auch die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse in ganz Europa todbringend vergiftet. Wenn auch in tiefster Seele besorgt, so habe ich doch den Mut, der akademischen Jugend ein „fortiter in re“ zuzurufen; denn es geht um die heiligsten Güter der Menschheit, um die Erhaltung der europäischen Kultur und Zivilisation.

Vor dem Kriege waren wir stets bestrebt, diese Güter im friedlichsten Wettbewerb mit den anderen Nationen in der vordersten Front zu schützen; auch jetzt dürfen wir, umbrandet von fast übermächtigen Hindernissen, trotz alledem den Kurs nicht verlieren. Im anderen Lager möge man derweilen nachprüfen, wen die Verantwortung — ein Gefühl für diese Verantwortung vorausgesetzt — für die weitere Entwicklung vor dem Tribunal der Welt- und Kulturgeschichte trifft.

Es ist gerade unserer jungen Generation beschieden, in des Wortes buchstäblichster Bedeutung auch in diesem Jahre sich zu sagen: „Nur der erwirbt

sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß.“ Deshalb geht an alle jungen Akademiker, in denen trotz aller Nöte und Anspannungen das Herz noch frisch ist und der Sinn gesund, der Ruf, hierfür ihre ganze Kraft einzusetzen.

Die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft wird auch in diesem Jahr Aufgaben in Hülle und Fülle haben, mag es auch dem flüchtigen Beobachter so erscheinen, als habe die Wirtschaftshilfe mit der Stabilisierung der Währung, welche dem Studenten wieder einen festen Monatswechsel in die Hand gegeben hat, ihre Pflicht erfüllt und könne jetzt, nach Lösung dieser Aufgabe, wie ein alter Rock beiseitegelegt werden. Jeder Kenner der akademischen Verhältnisse muß vor diesem Trugschluß ernstlich warnen. Den Teilnehmern bei der Einweihungsfeier des Studentenheims in Bonn wurde diese Aufgabe im Innersten klar. Unser studentischer Nachwuchs muß „senkrecht an Leib und Seele“ bleiben. In den Jahren der Not nach den harten Kriegsjahren war von sehr vielen buchstäblich Übermenschliches im Durchhalten ihres Studiums gefordert worden. Es gehört auch gegenwärtig noch für sehr viele ihr ganzer Idealismus dazu, nicht unter der schweren Last zusammenzubrechen und alles aufzugeben. Selbst wer bei oberflächlicher Betrachtung meint, daß die Fürsorge für das leibliche Wohl der Studenten in absehbarer Zeit für die Wirtschaftshilfe an Wichtigkeit eingebüßt, hat die Wirklichkeit nicht erkannt. Schon ein Blick in die Wirtschaftsnummer der „Deutschen Akademischen Rundschau“ vom 24. Juli 1924 belehrt ihn eines Besseren. Vor allem wird dort richtig beobachtet, daß es dem größeren Teil des natürlichen Nachwuchses für unsere Universitätsberufe auch in absehbarer Zeit nicht möglich sein wird, die Kosten des Studiums ganz oder zum größeren Teil zu bestreiten, und daß nur der weitere Ausbau dieser studentischen Fürsorge ins Auge gefaßt werden kann. An dieser Stelle näher darauf einzugehen, würde zu weit führen. Treten später, wie wir alle hoffen, die Aufgaben der Wirtschaftshilfe für das leibliche Wohl der Studenten etwas zurück, so bleibt sicherlich die Aufgabe, für die seelischen Bedürfnisse zu sorgen, erhalten. Die Aufgaben, die hier zu erfüllen sind, sind jetzt noch ganz unübersehbar; diese Fürsorge steckt überhaupt erst in ihren Anfängen. Ich erinnere nur an das dem Wirtschaftler besonders naheliegende Werkstudententum. Obschon es vielen Werken nach den starken Einschränkungen und Entlassungen von Arbeitern und Angestellten in diesem Jahre leider nicht möglich sein wird, zum mindesten nicht in den Osterferien, Werkstudenten zu beschäftigen, so darf dennoch der Gedanke der werkstudentischen Arbeit (in richtigem Sinne) nicht an Bedeutung verlieren.

In einem Vortrag über „Staat und Kultur“ betonte jüngst der ehemalige Kultusminister Professor D. Dr. Karl Heinrich Becker voll schwerer Bekümmernis: „Ein einheitlicher Zug geht heute durch das Volksganze. Der Kampf gegen den Intellektualismus, gegen die alte Schule der Erziehungs- und Unterrichtsgemeinschaft, gegen die Zucht des Wissens in den Universitäten.“ Diese Zucht des Wissens außerhalb der Hörsäle in gesunder Weise

zu erhalten und zu fördern, wird eine vornehme Aufgabe der studentischen Selbsthilfe-Organisationen sein. Hier werden die Studentenheime als Pflanzstätten edelster Geisteskultur ihre volle Wirkung erst entfalten, wenn die Sorge für das leibliche Wohl zurücktreten wird. Bei der Einweihung des Bonner Studentenheims kam das aus dem Mund erfahrener Mitarbeiter überzeugend zum Ausdruck.

Ich möchte jedem dazu Berufenen dringend ans Herz legen, sich aus den Veröffentlichungen der Wirtschaftshilfe über die hochbedeutsamen Aufgaben auf dem Gebiete der studentischen Fürsorge zu unterrichten und diese edelsten Selbsthilfebestrebungen unserer akademischen Jugend nicht nur mit seiner inneren Überzeugung und mit warmem Herzen, sondern auch mit materiellen Hilfsmitteln nach Kräften zu unterstützen. Denn das Schicksal des deutschen Volkes ist homogen dem Schicksal der deutschen Bildungsstätten und der aus ihren Quellen schöpfenden akademischen Jugend. Darum muß sich auch die Wirtschaft mit dem Schicksal der deutschen Hochschulen und des akademischen Nachwuchses eins fühlen und fördernd mitwirken, soweit es in ihren Kräften steht. Leicht wird dies der Wirtschaft nicht gemacht. Auf die zur Zeit nur beschränkte Unterstützung des Werkstudententums habe ich schon hingewiesen. Aber auch die Absolventen der Hochschulen werden in diesem Jahr nicht alle gleich in die richtigen Stellungen einrücken können. Bei der Auswahl wird neben der Tüchtigkeit der Charakter und die ganze Persönlichkeit — ich meine dabei vor allem diejenigen Eigenschaften, welche z. B. die alten Griechen ihren hervorragenden Männern nachrühmen — mehr denn je gewertet werden. Aber auch dieser Kampf um den Platz an der Sonne darf nicht entmutigen, sondern sollte eher dem Studenten ein Ansporn sein. Er lernt das, was ihm später auf dem Wege zu Erfolgen ganz sicherlich in der Wirtschaft nicht erspart bleibt, wie Goethe sagt: „Mensch sein heißt ein Kämpfer sein.“ Die wirtschaftliche Entwicklung der nächsten Jahre wird in Deutschland sicherlich nicht derart sein, daß uns die Früchte mühelos in den Schoß fallen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse im Innern, gemessen an allen Schlußfolgerungen aus unserer Handelsbilanz und aus unseren wirtschaftlichen und sozialen Statistiken, und die wirtschaftlichen Außenbeziehungen, wie sie sich in den Verhandlungen um die Erneuerung der Handelsverträge offenbaren, gestalten sich nicht derart, daß wir in der Wirtschaft ohne die schwersten Kämpfe durchkommen. Darum muß sich auch der deutsche Student nicht nur geistig ertüchtigen, sondern auch zu einer starken Persönlichkeit durchkämpfen.

Ich schließe mit dem Hinweis, daß alle, die an dem Ausbau der studentischen Fürsorge im vergangenen Jahr mitgewirkt haben, uns einen guten Teil deutscher Kultur aus den Wirrnissen der Inflationszeit herübergerettet haben.

Zu dem Anfang August 1925 stattfindenden Deutschen Studententag!

(Kölner Universitäts-Zeitung Nr. 7 vom 31. Juli 1925.)

Wer sich zum Führer des deutschen Volkes heranbilden will, muß neben einer guten Gesundheit und fest fundiertem Charakter, großes Wissen auf allgemeinen und Spezial-Gebieten und vor allem, durch eisernen Fleiß und Energie verbürgtes, gewaltiges Können zu erwerben suchen. Damit aber nicht genug, muß er auch ein gutes Gedächtnis, Sinn für Ordnung haben und unbeugsam streng sein gegen alles, was gegen Sitte und Gesetz gerichtet ist.

Leverkusen, 22. Juli 1925.

Merkwort.

(Sudetendeutscher Studenten-Notopfer-Kalender, Prag, 1926.)

Der Ausgang des Weltkrieges traf das Deutschtum schwer und tief. Weit mehr Deutsche als zuvor müssen heute unter fremder Herrschaft wohnen. Aber treu schlagen die stammverwandten Herzen diesseits und jenseits der Grenze. Die Pflege der deutschen Muttersprache, deutschen Geistes und deutscher Kultur, wo immer es sei, soll den Weg bereiten für die Wiedergeburt der deutschen Nation.

Merkspruch für die Studentenhilfe Würzburg aus Anlaß ihres fünfjährigen Bestehens.

(Veröffentlicht in der Festschrift: „Fünf Jahre Studentenhilfe Würzburg“, September 1926.)

Die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft wurde in Deutschlands tiefster Not ins Leben gerufen. Sie sollte minderbemittelten, aber wissenschaftlich und menschlich wertvollen Studenten die Vollendung ihres Studiums erleichtern. In den fünf Jahren ihres Bestehens hat die Wirtschaftshilfe eine segensreiche Tätigkeit entfaltet, die nicht nur von allen Studierenden, sondern auch von den amtlichen Stellen, den Hochschullehrern und der Wirtschaft dankbar anerkannt wird.

Noch aber ist die Not nicht überwunden, im Gegenteil noch größer geworden. Es gilt daher mehr zu tun als bisher. Darum muß jeder, dem ein warmes Herz für unsere Studenten schlägt, dazu beitragen, daß die Mittel reicher fließen. Durch die Wirtschaftshilfe werden dann Samenkörner gelegt, die in späteren Zeiten reiche Früchte tragen. Auf der akademischen Jugend ruht in besonderem Maße die Hoffnung unseres deutschen Volkes.

Zum Deutschen Studententag in Bonn.

(Westdeutsche Hochschul-Zeitung [Kölner Universitäts-Zeitung] Nr. 7 vom 30. Juli 1926.)

Endlich, nach langer Besatzungszeit, ist die Kölner Zone wieder frei. Damit ist auch die Deutsche Studentenschaft in der Lage, ihre diesjährige Tagung am deutschen Rhein abzuhalten. Im vergangenen Jahre wurde sie durch die Besatzungsmächte daran gehindert. So begrüße ich denn den 8. ordentlichen Deutschen Studententag in Bonn und wünsche seinen Verhandlungen und Bestrebungen besten Erfolg.

Die deutschen Studenten haben eine hohe Aufgabe: Aus ihrem Kreis sollen die künftigen Führer des deutschen Volkes, die Leiter und Mitarbeiter deutscher Unternehmungen auf wissenschaftlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Gebieten hervorgehen. Von dem Grade ihrer Tüchtigkeit und, was ich ganz besonders unterstreichen möchte, weil ich es für ebenso wichtig, wenn nicht für wichtiger halte, ihrer Charakterfestigkeit, wird es abhängen, ob das deutsche Volk wieder auf seine frühere Höhe kommt. Das Streben jedes deutschen Studenten muß daher darauf gerichtet sein, unter Stählung des Körpers und Festigung des Charakters auf dem von ihm erwählten Spezialgebiet das Höchste zu erreichen. Nur so kann und wird bestimmt und sicher Deutschland seinen Platz im Rat der Völker und in der Weltwirtschaft wieder einnehmen.

Merkwort.

(Sudetendeutscher Studenten-Notopfer-Kalender, Prag, 1927.)

Nicht Wissen und Können allein, sondern vornehmlich der Charakter, ist, besonders in der Gegenwart, für den Wert der Persönlichkeit entscheidend. Dessen sollte jeder Student eingedenk sein, der mit ernstem Streben zum Führer heranreifen will.

Die deutsche Wirtschaft und die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft.

(Studentenwerk, Heft 1, 1927.)

Unsere „Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft“ kann jetzt auf die ersten fünf Jahre ihrer Tätigkeit zurückblicken, fünf Jahre voll schwerer Not und harten Kampfes. Ebenso lange bin ich mit ihr verbunden und verwachsen. Gleich in den allerersten Wochen ihrer Tätigkeit schickte sie zwei junge Freunde nach Leverkusen, die mich, mitten in angestrengter Tätigkeit, überfielen und mein Herz mitnahmen. Ich will hier geloben, daß, solange dieses mein Herz schlägt, es nicht aufhören soll, für die Wirtschaftshilfe und ihre Ziele tätig zu sein. Ich darf und kann dies versprechen, denn auch die Wirtschaftshilfe hat mir immer wieder gezeigt und bewiesen, daß unsere Liebe

auf Gegenseitigkeit beruht. Das zeigte sich deutlich und vor allem, als sie mir vor drei Jahren gelegentlich meines 40jährigen Dienstjubiläums in Leverkusen den Namen eines „Vaters der Studentenhilfe“ verlieh, ein Name, auf den ich so stolz bin, daß ich nicht anstehe, zu sagen: Er ist der schönste der vielen Ehrentitel, die ich besitze. Dies um so mehr, nachdem nunmehr auch die gesamte deutsche Studentenschaft mir bei meinem diesjährigen 65. Geburtstag diesen Titel in erweiterter Form neu verliehen hat.

Was ist es nun, was mich, den Altfreund der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft, so eng mit ihr verbindet und für sie einnimmt?

Zuerst die Tatsache, daß hier der gleiche begeisternd große Optimismus der Tat für die Zukunft unseres geliebten Vaterlandes lebt, wie er auch die Führer der deutschen Wirtschaft beseelt. Aber es ist auch bei der Wirtschaftshilfe kein leichtsinniger Optimismus, sondern die Erkenntnis, daß die Zukunft Deutschlands, an die wir glauben, nur errungen und erkämpft werden kann durch härteste, angestrenzte Leistung und Arbeit, sowie durch ein kühnes Vorwärtsschreiten auf neuen Wegen. Einer dieser neuen Wege ist so z. B. das in den Kreisen der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft entstandene Wort „Der Werkstudent“. Dieser neuartige Student, der meist in harter Handarbeit, möglichst nur in den Ferien, versucht, sich selbst die Grundlage für sein Studium zu schaffen. Schon vor Jahren habe ich meinen jungen Freunden gesagt, man könne den Werkstudenten auch den „Kampfstudenten“ taufen, da er mit seinen Fäusten den Kampf um seinen Aufstieg und um den Aufstieg Deutschlands aufgenommen hat. Es wird uns damit ein schönes Beispiel dafür gegeben, daß im gegenwärtigen Deutschland jeder nicht von Rechten, sondern von neuen Pflichten reden sollte, und daß jeder bereit sein muß, seinen Mann zu stellen, dort, wo ihn das harte Schicksal hinstellt, auch wenn er sich das früher anders gedacht hatte. Unsere Werkstudenten tun das. Das habe ich erlebt, als ich auf meiner Weltreise im letzten Sommer durch Amerika kam und dort in Cleveland und Detroit einige der jungen, frischen, tatkräftigen deutschen Freunde antraf, die jetzt in einer Zahl von 100 Mann als unsere „Amerika-Werkstudenten-Gruppe“ drüben in zahlreichen Betrieben der Vereinigten Staaten, außerordentlich gastlich aufgenommen, arbeiten, um so die Arbeitsmethoden der Amerikaner kennenzulernen und sie später bei uns einzuführen. Gewiß hätten es sich vor dem Kriege diese 100 jungen Doktoren und Diplomingenieure nicht träumen lassen, daß sie zwei Jahre lang den harten Weg amerikanischer Handarbeit gehen sollen. Aber jetzt tun sie es, so wie es sich für junge Deutsche gehört. Sie sind unermüdlich tätig und leisten Hervorragendes. Das Zusammentreffen mit einigen dieser jungen Freunde war für mich ein schönes Erlebnis. Besonders erfreulich aber war für mich die Stunde, als der Direktor des technischen Ausbildungswesens der Fordschen Werke mir sagte, daß er noch nie eine Gruppe so tüchtiger, hervorragend ausgewählter junger Männer in seiner Fabrik gehabt habe, wie unsere Gruppe von sieben amerikanischen Werkstudenten, die in Detroit arbeiten. Wir hören es auch immer wieder aus New

York, Pittsburg, Chicago, Cincinnati und anderen Orten. Unsere Amerika-Werkstudenten kommen im gleichen Geiste der treuen Pflichterfüllung und des unbegrenzten Optimismus, der von Anfang an die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft beseelt hat, ihren Aufgaben nach. Wenn unsere Jugend erfüllt ist von den Gedanken, Meinungen und Empfindungen, die die führenden Männer des Staates und der Wirtschaft als Vorbedingung unserer Rettung ansehen, dann ist das die beste Gewähr dafür, daß es wieder aufwärts und nicht abwärts geht. Das eine möchte ich doch auch hier sagen. An unerschütterlichem Glauben an den Wiederaufstieg Deutschlands und an dem eisernen Willen, dafür alles einzusetzen, lassen wir Männer der Wirtschaft, Mann für Mann, uns nicht einmal von unseren Werkstudenten übertreffen, trotz der schwarzen Wolken, die bisher die nächste Zukunft verdunkelt und die leichte Morgenröte immer wieder verschleiert haben. Aber einmal, und hoffentlich recht bald, wird und muß die Sonne des Glückes und des Wohlergehens auch wieder über unserem Deutschland strahlen. Diesen Glauben hält auch die Wirtschaftshilfe auf ihrem Gebiete durch ihr Handeln und Tun lebendig.

Dazu kommt ein zweites: Die Wirtschaftshilfe hat sich von den Anfängen an bis heute ferngehalten von allen Streitfragen der Politik. Sie hat mit großem Erfolg versucht, wenigstens auf ihrem Gebiet, eine Einigung aller Kreise der Studentenschaft herbeizuführen. So hat sie dazu beigetragen, daß die Zerklüftung und Zerreißung Deutschlands in immer kleinere, sich gegenseitig befehdende Gruppen, nicht weiter um sich greift. Das Vorbild der Studenten wirkt ja besonders stark auf das ganze Volk, und deshalb ist es erfreulich, daß hier wenigstens versucht worden ist, das so viel gebrauchte Wort der „Volksgemeinschaft“ zur Tat werden zu lassen. Auch hier geht die Wirtschaftshilfe in der gleichen Richtung, in der wir in der Wirtschaft gehen müssen.

Auf der Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie im September dieses Jahres zu Dresden haben wir diesem Gedanken beredten Ausdruck gegeben: Die Versöhnung zwischen den beiden wichtigsten Faktoren der Arbeit und der Wirtschaft zu suchen und zu fördern, zwischen Unternehmertum und Arbeiterschaft. Ob uns das gelingt, wenigstens so bald schon, wie wir es wünschen, bleibt abzuwarten. Auf jeden Fall werden wir, soweit es in unseren Kräften steht, alles tun, was menschenmöglich ist, um diese Versöhnung herbeizuführen. Wir brauchen sie, wenn wir überhaupt wieder hochkommen wollen. Auch die Wirtschaftshilfe hat an ihrem Teil durch praktisches Handeln mitgeholfen, eine größere Zerreißung der Gesellschaftsklassen zu verhüten. Sie hat alle ihre Kräfte darangesetzt und immer wieder neue Wege gesucht und gefunden, um mehr und mehr den Zugang zum höchsten Gut eines strebsamen jungen Menschen, dem Wege der höchsten geistigen Ausbildung, abhängig zu machen von den geistigen Fähigkeiten des jungen Menschen selbst, nicht von dem Geldbeutel des „Alten Herrn“. Gerade in der von uns geschaffenen „Studienstiftung des Deutschen Volkes“, die schon jetzt 600 besonders tüchtige und begabte junge Studenten

umfaßt, die ausnahmslos aus vermögenslosen Familien aller Volksschichten stammen, haben wir ein neues Beispiel unseres Willens und unseres Wahlspruches verwirklicht: „Die deutschen Hochschulen den Besten der Jugend aus allen Schichten des Volkes“.

Dieses Ziel, mitzuarbeiten an der Überbrückung der Klassegegensätze, erscheint mir von ganz besonderer Wichtigkeit. Das wurde mir mehr als je zuvor klar, als ich von meiner Weltreise zurückkam.

Ich bin sechs Monate draußen in der Welt gewesen, habe während dieser Zeit fast keine Zeitungen gelesen, keine politischen, wirtschaftlichen und so wenig als möglich geschäftliche Nachrichten bekommen. So habe ich mich ganz den Eindrücken der Reise hingeeben und einen gewissen Abstand von den Dingen in Deutschland bekommen, und stehe ihnen deshalb neutraler, unabhängiger, unparteiischer gegenüber als früher. Deshalb darf ich für mich in Anspruch nehmen, daß die Meinungen, die ich wiederholt geäußert habe und hier wieder äußern muß und will, getragen sind von den Gedanken der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit. Ich muß es auch hier sagen, daß ich tief betrübt und erschrocken war, als ich wieder in die heißgeliebte deutsche Heimat zurückkam. Denn ich kam zum Schluß aus den Vereinigten Staaten, aus einem Lande zurück, wo die Wirtschaft grünt und blüht wie nie zuvor, wo eine Einigkeit und Einmütigkeit besteht, wie ich sie vordem, obgleich ich schon oft in Amerika war und das ganze Land von Süd und Nord, von Ost und West kenne, noch nie gefunden habe. Trotz des Überkapitalismus dieses Landes herrscht dort eine bewundernswerte Einigkeit und Einmütigkeit zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Gerade dieser Gegensatz verdunkelte das Bild, das ich hier bei uns vorfand, ein Bild wachsender politischer Zerrissenheit, und, was das schlimmste ist, daß es bis in die jüngste Jugend hineingetragen wird. Ich könnte viele Beispiele aufzählen, die das bestätigen, und die mir und meinen Freunden in der deutschen Wirtschaft immer wieder die Überzeugung aufdrängen, daß, wenn wir nicht untergehen wollen, Einigkeit und Einmütigkeit im deutschen Volke mit allen Mitteln anzustreben, die wichtigste Forderung der Gegenwart und der Zukunft Deutschlands ist.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich eine Bitte aussprechen. Meine lieben Freunde von der Studentenschaft, bleiben Sie, solange Sie studieren und Ihr Examen noch nicht gemacht haben, der Parteipolitik fern. Ich spreche hier aus ernster Seelenüberzeugung. Bei mir war und ist es ein Fehler, daß ich nicht parteipolitisch eingestellt bin. Das lag aber in meiner Entwicklung. Das ist daher gekommen und aus dem Empfinden heraus geschehen, daß ich in vielen Angelegenheiten Mittler werden mußte, obgleich ich früher ein Streiter vor dem Herrn war, wie gewiß wenige von Ihnen. Aber in den letzten 20 Jahren bin ich immer und immer wieder dazu berufen worden, zu vermitteln und zu versöhnen. Dieses wichtige Amt wurde mir erleichtert und führte mich immer zum Erfolg, weil ich nicht politisch festgelegt und gekennzeichnet war.

Um nun auf die Wirtschaftshilfe zurückzukommen, stelle ich das eine fest, daß ich mit meinen Freunden und mit allen Mitteln kämpfen werde, damit,

wie bisher, die gesamte Arbeit der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft, unparteiisch und selbstlos, hilfsbereit und tatentschlossen geführt wird zum Wohle der gesamten Studentenschaft und des gesamten Volkes. Das ist mehr und wichtiger als sonst alles.

Und nun ein drittes und letztes. Auch dies möchte ich wieder in ein Wort an die heutigen Studenten kleiden. Meine lieben, jungen Freunde, Sie werden gezwungen sein, im Schweiße Ihres Angesichts zu arbeiten, dazu zwingt Sie die Not der Zeit. Aber wenn Sie so arbeiten müssen, dann wirken Sie dahin und lassen Sie dies den Leitstern Ihres ganzen Handelns sein, daß Sie den wissenschaftlichen Geist, der die deutschen Hochschulen beseelt und diese groß gemacht hat, nicht verkümmern lassen. Diesen wissenschaftlichen Arbeits- und Forschungsgeist müssen Sie in sich aufnehmen, ihn hegen und pflegen. Sie müssen, wenn irgend möglich, versuchen, selbst Forscher zu werden, jeder an seiner Stelle, wie es unsere Professoren und Gelehrten in Deutschland von jeher vorbildlich getan haben. Denn nur wenn wir auf diesem Wege immer neue Erkenntnisse und Ergebnisse der Wissenschaft hineintragen in das gesamte Volksleben und in die gesamte Wirtschaft, nicht nur in die Industrie, nicht nur in die Landwirtschaft, sondern auch in das tägliche Leben und in die kleinen Betriebe, überall hinein, wird es uns gelingen, wieder die anderen Völker einzuholen. Nur so können wir wieder den Vorsprung bekommen, den wir vor dem Kriege gehabt haben. Seien Sie sich dessen bewußt, daß dies die besondere Veranlagung und der Vorzug des Deutschen ist, daß er Ausdauer und Zähigkeit, verbunden mit wissenschaftlicher Begeisterung, den Aufgaben des Lebens entgegenzubringen befähigt ist.

Ich selbst gehöre einem Zweige der deutschen Wirtschaft, der chemischen Industrie, an, dem es durch Glück und Zufall, möchte ich es nennen, vergönnt ist, zu beweisen, daß man durch eifrige, strenge wissenschaftliche Arbeit und Fleiß Neues schaffen und so vorwärts und aufwärtskommen kann. Ich gestehe ein, daß unsere Lage in der chemischen Industrie, die nach dem Kriege denkbar ungünstig war, jetzt wieder besser ist, und daß wir das den in unseren Laboratorien wissenschaftlich arbeitenden Kollegen verdanken. Daher bitte ich Sie flehentlich, lassen Sie den wissenschaftlichen Geist in Deutschland und an den deutschen Hochschulen nicht erdrücken von dem reinen Zweck- und Nützlichkeitsgedanken, von dem Streben nach einer guten Anstellung mit Altersversorgung. Sie müssen sich ständig als wahre Studenten, als deutsche Studenten fühlen, das will heißen, als Jünger und Forscher der Wissenschaft und der Wahrheit.

Nun werden Sie mit Recht einwenden, daß das höhere Streben nach diesem Ziele Ihnen in sehr vielen Fällen durch die Not der heutigen Zeit sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht ist. Wir wissen, meine lieben, jungen Freunde, wie schlecht es vielen unter Ihnen geht, wie äußerst eingeschränkt Sie leben müssen, wie Sie um die einfachsten Grundlagen des täglichen Lebens kämpfen und ringen müssen und wie in vielen Fällen Ihnen nur ein Existenzminimum gegeben ist. Ihnen fehlt vielfach die Möglichkeit, die ein

deutscher Student braucht, sich schöne Bücher zu kaufen, Theater und Konzerte zu besuchen, oder sich auch einmal, außerhalb des engsten vorgeschriebenen Fachstundenplanes, dem Studium geistiger und schöner Dinge zu widmen.

Das bringt mich wieder zurück zu unserer „Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft“. Sie wurde geschaffen gerade zu dem Zwecke, allen denen, die unter der Not der Zeit an den deutschen Hochschulen leiden, zur Seite zu stehen, sie in den Stand zu setzen, sich selbst zu helfen durch verbilligte Speisungen und durch Arbeiten im eigenen Betrieb, um so die Lebenshaltungskosten möglichst herabzusetzen, vor allem auch, um den Examenskandidaten durch die Gewährung langfristiger, billiger Darlehen eine sorgenfreie Studienzeit zu ermöglichen und vieles andere mehr. Die Wirtschaftshilfe wird auch in den kommenden Jahren versuchen, der jetzigen und den kommenden Studentengenerationen diesen Dienst zu erweisen, und Sie selbst zur Mitarbeit an diesem hohen Ziele aufrufen. Sie wissen, daß die Forderung der Selbsthilfe des einzelnen und der studentischen Gruppen die Grundlage der gesamten Arbeiten der Wirtschaftshilfe war und ist. Und so muß es auch bleiben. Es wäre völlig verkehrt, wenn man für Sie, meine lieben, jungen studentischen Freunde, karitative Almoseneinrichtungen schaffen würde. Mit Recht haben die Freunde der Wirtschaftshilfe immer wieder erklärt, daß es dann besser wäre, die ganze Arbeit abzubauen. Nein, gerade das stolze Bewußtsein, daß jeder von Ihnen sein Äußerstes tut, um für sich selbst zu sorgen und an dem Gesamtwerke mitzuwirken, ist und bleibt die erste Voraussetzung und die Grundlage der ganzen Arbeit.

Aber das allein genügt nicht. Um dieses Werk weiterzuführen, müssen zu dem entschlossenen Selbsthilfewillen der jungen studentischen Generation große Geldmittel hinzutreten. Es ist äußerst dankenswert und kann nicht genug betont werden, wie stark gerade in den letzten drei Jahren der Staat, und zwar das Reich und die Länder hier ihre Aufgabe erkannt und geholfen haben. Die hier aufgewandten Kapitalien bilden bestimmt eine im höchsten Sinne wertvolle und Werte schaffende Anlage. Aber die bisher gegebenen Mittel genügen noch nicht. Vor allem für die „Studienstiftung des Deutschen Volkes“ mit ihrer jährlich wachsenden Mitgliederzahl und für den großen Plan, an jeder Hochschule ein neues, allen Studenten gastlich offenstehendes Studentenhaus zu schaffen, müssen neue große Geldmittel gefunden und bereitgestellt werden.

Hier möchte ich ein ernstes und eindringliches Wort zu meinen Freunden in der deutschen Wirtschaft sprechen. Gewiß, unsere Wirtschaft, aus deren Erträgen ja letzten Endes alle Hilfsmittel fließen, hat immer noch schwer um ihren Bestand zu kämpfen. Aber für die Jugend ist kein Opfer zu groß, und bis jetzt ist das Ausmaß dieses Opfers, das mir als möglich vorschwebt, noch lange nicht erreicht. Zwar sind einzelne Wirtschaftsgruppen, darunter auch meine eigene, und meine Kollegen seit Jahren bestrebt, durch Beiträge dieses stolze Selbsthilfewerk der Studenten in Deutschland zu fördern. Aber es muß noch mehr geschehen.

Wenn unsere Wirtschaft im harten Wettkampf auf dem Weltmarkt bestehen will, dann muß sie sich mehr und mehr der Absolventen der Universitäten und Technischen Hochschulen, die zu wissenschaftlicher Arbeit und Forschung erzogen sind, bedienen. Hochqualifizierte und spezialisierte Erzeugnisse haben den Ruf der deutschen Wirtschaft draußen in der Welt begründet und werden ihn wieder neu herstellen. Wir brauchen aber auch in der Staatsverwaltung, in der Erziehung, im politischen und religiösen Leben immer wieder junge Menschen, die kenntnisreiche, kraftvolle und charakterfeste Persönlichkeiten sind. Was können wir besseres tun, um uns diese wertvollsten „Kraftquellen“ auf allen Gebieten des deutschen Lebens zu sichern, ihren Wirkungsgrad zu erhöhen und damit der Gesamtheit aufs beste zu dienen? Wir müssen mit dazu beitragen, daß die besten und tüchtigsten unserer jungen Menschen, diejenigen, die nach dem Urteil ihrer Lehrer und Förderer dazu berufen sind, die deutschen Hochschulen durchlaufen können, ohne von der täglichen Not immer wieder in Verzweiflung, Verbitterung und Entsagung gedrängt zu werden. Jedes Wachsen erfordert Sonnenschein, geistiges Wachsen in besonderem Maße. Wir müssen helfen, den Nebel der Not auf den deutschen Hochschulen zu zerstreuen, damit sie auch in Zukunft die Pflanzstätten des wichtigsten Gutes bleiben, junge, wissenschaftlich hochgeschulte, begeisterte, tatkräftige, charakterfeste Menschen zu erziehen.

Die deutsche Wirtschaft hat immer die Notwendigkeiten zur rechten Zeit erkannt. Ich bin überzeugt, daß sie auch diese Notwendigkeit, hier zu helfen, erkennen wird.

Wenn sich so der Hilfswille der deutschen Wirtschaft und die Selbsthilfe der jungen Studenten auch in der Zukunft in gleicher Weise befruchtend und fruchtbringend in dem Werke der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft betätigt, dann wird sie auch in Zukunft eines der Werke sein, die in uns und in Deutschland das schöne Dichterwort zur Wirklichkeit werden lassen:

„Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben,
An deines Volkes Auferstehn.
Laß diesen Glauben dir nicht rauben,
Trotz allem, allem was geschehn.
Und handeln sollst du so, als hinge
Von dir und deinem Tun allein,
Das Schicksal ab der deutschen Dinge
Und die Verantwortung wär dein.“

Wie erneuert sich die deutsche Führerschicht?

(Deutsche Allgemeine Zeitung Nr. 259 vom 5. Juni 1927.)

Vielfach wird behauptet, in Deutschland habe sich mit dem unheilvollen Umsturz des Jahres 1918 der Übergang vom Klassenstaat zum Volksstaat vollzogen. Wäre dies richtig, so dürfte heute in unserem Vaterlande von Klassenkampf keine Rede mehr sein. Daß dem nicht so ist, zeigt

der jüngste Parteitag der Sozialdemokratischen Partei in Kiel. Dort wurde die Klassenkampfidée von ihren ersten Führern wiederholt betont und unterstrichen.

In Wahrheit war weder das vornovemberliche Deutschland, noch ist das gegenwärtige Deutschland ein Klassenstaat, von dem doch nur dann die Rede sein kann, wenn zwischen den einzelnen Volksschichten tiefe und unüberbrückbare Abgründe klaffen, wenn ein Übergang von dem einen Stand zum anderen schlechterdings unmöglich ist. Die Tatsachen lehren das Gegenteil: Abgesehen davon, daß es nur wenig völlig Besitzlose gibt, und daß die Besitzenden sich untereinander tausendfach abstufen, hat sich stets, und zwar sehr oft in kurzen Fristen, ein Auf und Nieder unter den einzelnen Bevölkerungskreisen vollzogen. Das war in früheren Zeiten der Fall, das ist es auch heute noch und wird auch zukünftig so bleiben.

Statt vieler Worte nur einige Namen: Ich erinnere an Martin Luther und Johannes Kepler, an Ludwig van Beethoven und Anton Bruckner, an Schiller und Arndt, an Mörike und Friedrich Hebbel, an Gneisenau und Mackensen, und schließlich, um auch einige unserer größten Industriellen zu nennen, an Thyssen und Ehrhardt, Krupp und Borsig und wie die vielen lebenden Deutschen heißen, deren Aufstieg aus Wenig oder Nichts wenn auch langsamer, so doch sicher vonstatten ging.

Gerade aus den Tiefen unseres Volkes steigen die gesunden und lebendigen Kräfte nach oben, welche die führenden Schichten mit frischem Blut und neuer Tatkraft erfüllen, um dann in den folgenden Generationen meist wieder hinunterzusinken. In diesem ewigen Wechsel liegt die Kraft eines jeden Volkes begründet. Hegen wir daher den Glauben, daß trotz des verlorenen Krieges für die Tüchtigen in unserem Volke auch heute noch wie früher Aufstiegsmöglichkeiten bestehen, und weisen wir diejenigen zurück, die uns diesen Glauben rauben wollen.

Einweihungsfeier des aus Anlaß des 400jährigen Bestehens der Universität Marburg für Studierende dieser Hochschule von C. Duisberg gestifteten Studentenwohnheims, des „Dr. Carl Duisberg-Hauses“, am 29. Juli 1927.

(Gedruckter Festbericht.)

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Gestatten Sie, daß ich Sie zuerst im Namen des Vereins Studentenheim und insbesondere seines Vorsitzenden, des Herrn Professor D Dr. Hermelink, sowie in meinem eigenen Namen aufs herzlichste hier oben auf dem Schloßberg, auf dieser schönen Terrasse, mit dem wundervollen Blick ins Lahntal, willkommen heiße. Wir haben die große Ehre und Freude, eine ausgewählte Gesellschaft, sozusagen einen Extrakt aus den Teilnehmern der morgen beginnenden 400 jährigen Jubiläumsfeier der Alma mater Philippina zu begrüßen, an ihrer Spitze zwei preußische Minister, den Minister für Kunst,

Wissenschaft und Volksbildung, Herrn Professor Dr. Becker, und den Finanzminister, Herrn Dr. Höpker-Aschoff nebst Begleitung, sowie die Spitzen der Provinz, der Kreise, der Kirche und der Stadt, die alle die große Liebenswürdigkeit hatten, zu dieser kleinen Feier zu uns zu kommen.

Wenn man sich überlegt, was alles im Deutschen Reiche an Sozialfürsorge geschieht, wie viele Hunderte von Millionen oder besser Milliarden jährlich für soziale Zwecke ausgegeben werden, wenn man dann zusieht, welchen Personen diese gewaltigen Summen zufallen, so findet man, daß sie, wenn auch aus menschlichen, sozialen und staatlichen Gründen begreiflich und notwendig, im wesentlichen nicht für produktive Zwecke verwandt werden. Produktive Sozialpolitik treiben wir überhaupt nur in ganz geringem Umfange. Es will mir aber scheinen, daß es mehr als je zuvor notwendig ist, daß wir uns auch nach dieser Richtung hin betätigen. Wir müssen auf allen Gebieten, sowohl in der Wissenschaft wie in der Wirtschaft wie in der Politik, mehr Führer haben. Deshalb ist es nötig, aus den körperlich, geistig, charakterlich und menschlich Tüchtigen der heranwachsenden Jugend die Besten auszuwählen und diesen, soweit sie nicht die nötigen Mittel haben, das akademische Studium zu ermöglichen.

Der Zweck und der Sinn dessen, was hier oben auf dem Schloßberg von uns geschaffen worden ist, soll ein, wenn auch kleiner Beitrag auf dem Gebiete dieser produktiven sozialen Fürsorge sein. Veranlassung dazu gab die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft, die Zentralorganisation der örtlichen Wirtschaftskörper an deutschen Hochschulen. Sie ist, wie Sie wissen, in der Not der Nachkriegszeit entstanden und hat ihre zahlreichen Selbsthilfemaßnahmen in erster Linie und vor allem im Interesse und zum Wohle der zahlreichen notleidenden, aus dem Kriege zurückkehrenden Studenten, die nichts mehr hatten und nicht mehr wußten, was sie anfangen sollten, getroffen. Nachdem aber diese Schicht der Studentenschaft von der Hochschule abgezogen war und immer mehr und mehr neue Studenten zuwanderten, hat sie ihre Selbsthilfebestimmungen geändert. Sie ist dazu übergegangen, nicht mehr wie bisher allein der Gesamtheit der Studentenschaft zu helfen und dieser besondere Vorteile zuzuwenden, sondern sie hat es sich jetzt zur Aufgabe gestellt, nur für diejenigen besonders zu sorgen, die aus der Studentenschaft ausgewählt werden und denen die nötigen Mittel fehlen, ihre Studien durchzuführen.

Einen bedeutungsvollen Schritt nach dieser Richtung hin hat die Wirtschaftshilfe vor 3 Jahren mit der Errichtung der „Studienstiftung des Deutschen Volkes“ getan. Aus der großen Zahl von Abiturienten, deren Eltern nicht oder nicht mehr in der Lage sind, ihre Söhne studieren zu lassen, werden jährlich etwa 200 ausgewählt, und zwar auf Grund eines besonderen Ausleseverfahrens, das die Besten und Befähigsten, die geistig Tüchtigsten und die menschlich Würdigsten erfassen will, um ihnen durch Gewährung von Stipendien, Freitischen, Wohnungserleichterungen usw. das Hochschulstudium zu ermöglichen.

Diese Auserwählten, von denen heute bereits 620 an den Hochschulen studieren, fühlen sich, wenn sie zur Hochschule kommen, vielfach vereinsamt; sie sind meist auch gesellschaftlich allein auf sich angewiesen. Um nun hier Abhilfe zu schaffen, um diesen Stipendiaten ein Heim zu geben, in dem sie mit gleichaltrigen Kameraden zusammen leben, zusammen lernen und studieren können, haben wir dieses hier vor Ihnen stehende Studentenwohnheim geschaffen. Sie sollen hier, zusammen mit einigen uns besonders empfohlenen und ausgewählten Ausländern, die Möglichkeit des gemütlichen Zusammenseins, wenn auch in schlichter und einfacher Form, haben. Sie werden dabei von besonders dazu geeigneten Professoren und älteren Studenten betreut und beraten werden.

Daß dieses Heim in Marburg errichtet wurde, verdanken wir dem reinen, oder wie ich jetzt, nachdem ich seit heute mittag Marburg zum erstenmal gesehen, sagen muß, glücklichen Zufall. Denn nichts hat mich bisher mit Marburg verbunden, weder Studium noch Wissenschaft. Die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft allein war es, die mich auf die Möglichkeit des Kaufs von Schellenberg aufmerksam gemacht hat. Dann ist alles, was hier oben weiter geschehen ist, von Hause und von der Reise aus, also sozusagen drahtlos angeordnet worden. Deshalb bin ich auch klopfenden Herzens hierhergekommen. Die Photographien, die ich bekam, als ich vor etwa 6 Monaten das frühere Schellenbergsche Erziehungsheim erwarb, machten auf mich den schlechtesten Eindruck. Wie ist das alles besser und schöner geworden, als ich gedacht habe! Die Herren, die in meinem Auftrage hier gebaut und gearbeitet haben, sie haben Wunder gewirkt. Sie haben aus einem vollkommen verwahrlosten und verkommenen Hause ein, wenn auch einfaches, aber solides und, wie Sie sich nachher überzeugen werden, schönes und wohnliches Heim mit Tennisplatz, Turnplatz und wundervollem Garten mit Terrasse und Sitzplätzen aller Art geschaffen.

All den Männern, die sich sowohl beim Ankauf wie beim Umbau und bei der Einrichtung mit Rat und Tat betätigt haben, bin ich deshalb von ganzem Herzen dankbar. Ich nenne hier in erster Linie die Herren, die den Vorschlag des Ankaufs gemacht, den Kauf vermittelt und nachher meinen Beauftragten aus Leverkusen beim Bau und bei der Einrichtung zur Seite gestanden haben. Vor allem ist dies Herr Professor Hermelink, Vorsitzender des Vereins Studentenheim, dann der frühere Geschäftsführer, das jetzige Ehrenmitglied des Vereins, Herr Dr. Sikorski. Der letztere, der in meinem Auftrage mit meinen Leverkusener Herren zusammen einen ganzen Tag von früh bis abends 11 Uhr mit dem früheren Besitzer verhandelt hat, um noch in später Nachtstunde den Notar zu holen, damit das Kaufdokument unterzeichnet werden konnte, hat meinen Wunsch, ohne notarielle Urkunde nicht von Marburg abzureisen, treu erfüllt. Wie richtig er damit gehandelt, ersehen Sie daraus, daß der frühere Besitzer den Verkauf schon am nächsten Tage bereut hat und ihn widerrufen wollte. Und endlich nenne ich den jetzigen Geschäftsführer, Herrn Eilert, der jetzt dieses Haus zu seinem Wohnsitz gewählt und es

in erster Linie betreuen und sich der Einwohner annehmen will. Er verdient ebenfalls besonders genannt zu werden. Nicht vergessen darf ich aber meine bewährten Leverkusener Freunde, die hier dieses Wohnheim, das der Verein Studentenheim „Dr. Carl Duisberg-Haus“ genannt hat, und seinen herrlichen Garten umgebaut, eingerichtet und ausgestaltet haben, Herrn Architekten Rieger und den Leverkusener Gartenbaukünstler, Herrn Gartenbauinspektor Hartnauer. Ihnen allen spreche ich meinen besonders herzlichen und aufrichtigen Dank aus.

Wenn Sie sich nun, meine sehr verehrten Damen und Herren, nach dieser Feier das Haus näher ansehen, so werden Sie finden, daß jedes Zimmer, auf einem Messingschild über der Tür, den Namen eines berühmten Naturwissenschaftlers, insbesondere Chemikers, trägt. Sie werden ferner finden, daß in dem Zimmer selbst auf einer besonderen Tafel das Bild dieses Gelehrten nebst sonstigen Erinnerungsbildern und Medaillen sowie eine die Leistungen des Gelehrten kennzeichnende Schilderung angebracht ist. Man wird es mir als Chemiker, der ich der Wissenschaft so viel verdanke, und durch die Naturwissenschaften, insbesondere die Chemie, das geworden bin, was ich bin, sicherlich nicht verargen, wenn ich dieses Haus gleichzeitig in ein kleines Museum der Naturwissenschaften verwandelt habe. Dabei werden Sie nicht nur die Namen deutscher, sondern auch ausländischer hervorragender Vertreter der wissenschaftlichen Chemie finden. Aber auch meinen Lehrern — Wöhler, Geuther und Baeyer — und vor allem meinen verstorbenen Freunden — Hempel, von Pechmann, Knorr, Curtius —, die sich wissenschaftlich und technisch hervorgetan, habe ich ein kleines Denkmal der Erinnerung setzen wollen. Schließlich sollen diese Namen und Bilder die Bewohner der Zimmer selbst, auch wenn sie auf ganz anderen Gebieten, als denjenigen der Naturwissenschaften, tätig sind, dazu anspornen, diesen großen Vorbildern in jeder Beziehung, menschlich und wissenschaftlich, nachzueifern.

So möge denn dieses „Dr. Carl Duisberg-Haus“ seine Bewohner heranbilden zu arbeitstüchtigen, fleißigen, frohen Menschen, die immer des Goetheschen Spruches eingedenk bleiben: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“

Ihnen, Herr Professor Hermelink, als dem Vorsitzenden des Vereins Studentenheim und damit dem Verein Studentenheim E. V. selbst, übergebe ich nunmehr dieses Heim mit der Bitte und dem Wunsche, daß Sie alle dafür sorgen mögen, daß es stets in gutem, schönem und sauberem Zustande erhalten bleibt und daß ein einfacher, menschlicher, aber echt vaterländischer Geist unter seinen Bewohnern herrschen möge. (Lebhafter Beifall.)

* * *

Rede beim Festakt in der Festhalle.

Übergabe des Dr. Carl Duisberg-Hauses an den Rektor der Universität
am 30. Juli 1927.

Ew. Magnifizienz! Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Daß ich die große Ehre und Freude habe, hier zu stehen und an dem Jubiläum der Alma mater Philippina teilnehmen zu dürfen, ist der reine Zufall. Mich verbindet weder Studium noch Wissenschaft noch Geschäft noch sonst etwas mit Marburgs Universität oder Stadt. Dennoch bin ich hier, und zwar seit gestern — zum erstenmal in meinem Leben. Ich zog durch die im Festschmuck prangenden Gäßchen und Winkel dieser Stadt, fuhr auf den Schloßberg und verbrachte dort einen wundervollen Abend. Seitdem preise ich den Zufall, der mich hierher gebracht, als einen glücklichen. Welch eine wundervolle Universitätsstadt ist doch dieses Marburg. Wie zauberhaft schön ist z. B. der Blick von der Terrasse des Schloßberges auf die Ebene der Lahn. Ich kenne wohl die meisten Hochschulen Deutschlands und sah viele des Auslandes. Marburg scheint mir aber eine der schönsten und eigenartigsten unter ihnen, eine Perle der Universitäten zu sein! (Stürmischer Beifall.)

Nun werden Sie fragen, weshalb ich denn hier bin. (Heiterkeit.) Das verdanke ich der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft, jener Spitzenorganisation mit Sitz in Dresden. Mit ihr bin ich von Anfang ihrer Entstehung an verbunden. Durch sie kam ich mit der akademischen Jugend in innige Berührung. Der Verkehr mit den Vertretern der Studentenschaft war mir eine Herzensfreude. Das hat mich jung und fröhlich gehalten. Die Unterstützung, die ich der Selbsthilfearbeit der deutschen Studentenschaft leisten konnte, brachte mir den schönsten Ehrentitel „Vater der deutschen Studentenschaft“ ein. Auf ihn bin ich mehr als auf alle anderen zahlreichen Titel, die ich besitze, stolz. (Lebhafter Beifall.)

Diese Wirtschaftshilfe, die Zentralstelle der örtlichen Studentenhilfen, also jener Selbsthilfeorganisationen, wie sie sich nach dem Kriege an allen Hochschulen bildeten, hat sich in der letzten Zeit mit der so dringend gewordenen Errichtung von Studentenheimen an unseren Hochschulen befaßt. Zu diesem Zweck wurde in Marburg der „Verein Studentenheim“ gegründet. Ihm gelang es dann, den jahrhundertealten und unter Denkmalsschutz stehenden „Forsthof“ zu erwerben. Mit Unterstützung der Hessisch-Nassauischen Landeskirche wurde dieser zu einem Studentenwohnheim für Stipendiaten der evangelischen Theologie umgebaut. Hoffentlich liegt die Zeit nicht fern, wo auf dem Gelände des Forsthofes das dort geplante Studentenheim ersteht.

Ende vorigen Jahres schrieb mir nun die Geschäftsführung der Wirtschaftshilfe zu Dresden, daß das auf dem Schloßberg gelegene, an den Forsthof angrenzende, ca. 3 ½ Morgen große Gelände mit dem historischen Bettinaturm und dem früheren Erziehungs- und späteren Erholungsheim, Kurhaus Schellenberg, zu verkaufen sei. Man frug mich, ob ich jemanden wüßte, der das nötige Geld zum Ankauf dieses, zur Abrundung des Geländes des späteren

Studentenheimes so wichtigen Objekts hergeben würde. Nach mühevollen Verhandlungen gelang es mir dann, Schellenberg zu erwerben.

Das verwohnte und verwahrloste Haus wurde dann repariert, der ganz verwilderte Garten neu hergerichtet und das alte Erholungsheim durch einfache, aber solide Möbel und Einrichtungsgegenstände in ein gemütliches und wohnliches Studentenwohnheim umgewandelt. So werde ich auch meinerseits einen kleinen Beitrag zu der von der Wirtschaftshilfe betriebenen, jetzt fast ausschließlich produktiven sozialen Fürsorge beitragen können.

In diesem Wohnhaus sollen nämlich die Stipendiaten der „Studienstiftung des Deutschen Volkes“ zusammen mit einigen uns empfohlenen und auserlesenen Ausländern wohnen. Aus der großen Zahl der Abiturienten, deren Eltern nicht mehr in der Lage sind, ihre Söhne studieren zu lassen, wählt nämlich ein aus Professoren, Studierenden und Wirtschaftlern bestehender Ausschuß diejenigen aus, die geistig und menschlich die besten und fähigsten sind, und zwar jährlich etwa 200. Nach einem neuerdings eingeführten Probejahr praktischer Erwerbsarbeit können dann diese Stipendiaten ganz nach Wunsch und Belieben die Fächer studieren, die sie sich selbst aussuchen und zu denen sie sich berufen fühlen. Den meisten dieser Studenten fehlt infolge ihrer beschränkten Vermögensverhältnisse und ihrer auch meist isolierten gesellschaftlichen Stellung, bisher wenigstens, die Möglichkeit, sich an andere anzuschließen und sich des Zusammenlebens mit gleichen und gleichgesinnten Studiengenossen zu erfreuen. Hier soll nun das neue Studentenwohnheim auf dem Schloßberg, das schon dem Verein Studentenheim übereignet ist, im Semester diesen Stipendiaten als Wohnsitz, in den Ferien ausgesuchten erholungsbedürftigen Studenten von Großstadthochschulen zur Erholung und bei wissenschaftlichen, kirchlichen oder sonstigen Kongressen, die in Marburg stattfinden, den Teilnehmern als Absteigequartier dienen.

So gestatte ich mir denn, dieses vom Verein Studentenheim „Dr. Carl Duisberg-Haus“ benannte Studentenwohnheim, nachdem ich es gestern diesem Verein fix und fertig übergeben habe, heute der Universität Marburg zu ihrem 400jährigen Jubiläum zu übertragen. Ich bitte daher auch Eure Magnifizenz, die schirmende Hand über das Haus zu halten und gemeinsam mit dem Marburger „Verein Studentenheim“ und der Dresdener „Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft“ dafür zu sorgen, daß in diesem Hause bei seinen sämtlichen Bewohnern stets ein schlichter, echt deutscher, von nationaler Gesinnung und Empfindung getragener, menschlich und kameradschaftlich versöhnlicher Geist herrschen möge. In diesem Sinne überreiche ich hiermit die Urkunde, die ich für diese Stiftung fertigen ließ. Sie hat folgenden Wortlaut:

Stiftungsurkunde.

Auf Vorschlag der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft, Dresden, habe ich aus den Mitteln der ihr angegliederten „C. Duisberg-Stiftung“ und aus eigenen Mitteln das Kurhaus Schellenberg auf dem Schloß-

berg zu Marburg erworben und es als Studentenwohnheim mit 36 Wohn- und Schlafzimmern umbauen und ausstatten lassen.

Aus Anlaß der Vierhundertjahrfeier der Philipps-Universität habe ich dieses Haus nebst neu angelegtem Garten und Tennisplatz sowie dem historischen Bettina-Turm dem Verein Studentenheim e. V. Marburg übereignet. Dieser wird das Heim, das er „Dr. Carl Duisberg-Haus“ nennen will, den Zweckbestimmungen entsprechend verwalten und unterhalten. Es würde mich freuen, wenn die Alma mater Philippina, der das Anwesen bei Auflösung des Vereins Studentenheim e. V. Marburg bzw. der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft in Dresden nach den festgelegten Bestimmungen zufallen soll, ihre Hand schützend über dieses Haus halten würde.

Das Dr. Carl Duisberg-Haus wird geistig und charakterlich hervorragenden tüchtigen Studierenden der Universität Marburg als Wohnheim dienen. Dabei werden die Stipendiaten der Studienstiftung des Deutschen Volkes und der C. Duisberg-Stiftung bei der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft in erster Linie Berücksichtigung finden.

Möge unter den Bewohnern dieses Hauses ein Geist treuer Kameradschaft und Menschlichkeit, auch über die Landesgrenzen hinaus, erblühen, in seinen Mauern aber auch eine aufopfernde Liebe für unser deutsches Volk und Vaterland gepflegt werden. Die akademische Jugend, der mein Herz gehört, sei dieses Wunsches stets eingedenk.

Leverkusen bei Köln a/Rh., den 30. Juli 1927.

Geleitwort.

(Festschrift zur Einweihung des Studentenheims der Gewerbe-Hochschule Köthen am 1. November 1927.)

Daß es der Gewerbe-Hochschule Köthen gelungen ist, ein eigenes Studentenheim zu errichten, erfüllt mich mit großer Freude. Köthen gehört damit zu den wenigen Hochschulen, die dieses für die Studentenschaft heute so wichtige Heim besitzen. Zur Einweihung des segenspendenden Hauses übermittle ich der Studentenschaft meine aufrichtigsten Wünsche. Möge in den Räumen des neuen Heimes der Geist der Kameradschaft und der Treue zum deutschen Vaterlande gepflegt werden.

Leverkusen, im September 1927.

Produktive Sozialfürsorge.

(Studentenwerk, Heft 4 vom Oktober 1927.)

In der Sitzung des Hauptausschusses des Reichsverbandes der Deutschen Industrie am 2. September 1927 in Frankfurt a. M. machte im Anschluß an ein Referat von Professor Riebensahm über „Wirtschaft und Kultur unter besonderer Berücksichtigung des Bildungswesens“ der Vorsitzende C. Duisberg die nachstehenden Ausführungen:

Meine sehr verehrten Herren!

Ich möchte diese Gelegenheit benutzen, Sie zu bitten, auch der Frage des Werkstudententums Ihre Beachtung zu schenken, und insbesondere für diejenigen Werkstudenten etwas zu tun, die der Studienstiftung des Deutschen Volkes entstammen.

Sie wissen, daß auf Anregung und unter der Leitung der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft in Dresden diese Studienstiftung geschaffen wurde. Aus der Zahl der Abiturienten unserer Schulen, soweit sie sich dem Studium widmen wollen, deren Eltern aber nicht mehr oder überhaupt nicht in der Lage sind, ihre Söhne studieren zu lassen, werden jährlich diejenigen ausgewählt, die geistig, vor allem aber auch menschlich am wertvollsten und tüchtigsten sind. Daß die Zahl solcher Eltern sehr groß ist, werden Sie wissen. Sie werden aber auch begreifen, daß wir bemüht sind, auf diese Weise Söhnen von Arbeitern die Möglichkeit des Studiums zu verschaffen. Reichsregierung, Reichstag und Reichsrat bringen dieser Auslese mit Recht größtes Verständnis entgegen und haben ebenso wie für die übrigen Zwecke der studentischen Wirtschaftshilfe auch im letzten Jahr wieder für diese Studienstiftung größere Beträge bereitgestellt. Dies ist deshalb besonders erfreulich, weil es sich hier, wie ich meine, um ein Stück sogenannter produktiver Sozialfürsorge handelt. Wir geben, so berechtigt und nötig es ist, so unendlich viel für unproduktive Sozialfürsorge aus; für eine produktive Sozialfürsorge, die viel wichtiger ist, tun wir verhältnismäßig sehr wenig oder gar nichts. Deshalb werden wir es mit besonderer Freude begrüßen, wenn immer weitere Kreise der Wirtschaft dieses Werk in jeder Beziehung zu unterstützen bereit sind. Hier ist ein Feld gegeben, wo wir die Wahrscheinlichkeit für uns haben — es ist allerdings vorerst ein Versuch, aber ein sehr bedeutsamer —, zu sehen, ob es nicht möglich ist, eine Auslese der Besten unter vielen zu erzielen, um so zu einem Führernachwuchs zu kommen. Natürlich ist es sehr schwer, die richtige Auswahl vorzunehmen. Doch ist man von Jahr zu Jahr bemüht, die angewandten Methoden zu verbessern und sich auch die Erfahrungen des Auslandes auf diesem Gebiete nutzbar zu machen.

Nach den bisherigen Ergebnissen glaubt der Leiter der Studienstiftung, Herr Oberstudiendirektor Paeckelmann vom Gymnasium in Barmen bezw. Elberfeld, der während seiner Tätigkeit auch Gelegenheit genommen hat und weiter nimmt, mit den Mitgliedern der Studienstiftung an den einzelnen Hochschulen in lebendige und persönliche Fühlung zu treten, daß die bisher getroffene Auswahl über Erwarten günstig ist. Ich habe immer damit gerechnet, daß wir sehr zufrieden sein können, wenn sich unter den nunmehr vorhandenen rund 800 Studienstiftungsmitgliedern etwa 20% ganz besonders wertvolle befinden. Nach Meinung von Direktor Paeckelmann soll der Prozentsatz jetzt schon wesentlich günstiger sein und nahe an 40% liegen. Er ist davon überzeugt, daß sich selbst diese Zahl noch durch Vervollkommnung des Ausleseverfahrens steigern läßt.

Um die Auswahl noch sicherer zu gestalten und den Blick zu weiten

sowie den Charakter zu festigen, hat sich der Vorstand der Studienstiftung zu einer Änderung des bisherigen Verfahrens entschlossen. Den für die Stiftung vorgesehenen Abiturienten, soweit sie dazu körperlich geeignet sind, wird empfohlen, vor Beginn des Studiums und vor Aufnahme in die Stiftung, in werktätiger Arbeit sich aus eigener Kraft einen Teil der Mittel für den Unterhalt des Lebens zu verdienen. Diese Werkarbeit, in welche in diesem Jahr bereits annähernd 50 der jungen Studenten eingetreten sind, wird mit verhindern, daß sich bei den Stipendiaten ein geistiger Hochmut einstellt, dessen Gefahren wir alle kennen. Es wird auch dem Philologen und Theologen, dem Mediziner und Juristen nichts schaden, sondern viel nützen, wenn er in gleicher Front mit den großen handarbeitenden Schichten unseres Volkes gestanden hat. Er wird dabei erkennen, daß das Leben viel mannigfaltiger, aber auch viel schwieriger ist, als er es als nur geistig eingestellter Mensch bisher angenommen hat. Ich hoffe, daß auf diesem Wege die Auswahl noch sicherer als bisher sein wird, und daß sie uns wirklichkeitsbewußte, charakterfeste und doch bescheidene Menschen durch das Hochschulstudium hindurchführen wird.

Nun wende ich mich an Sie, meine sehr verehrten Herren vom Reichsverband. Wenn neben den normalen Werkstudenten, wie Sie sie alle kennen, diese Studienstiftler kommen, dann nehmen Sie sie bitte auf, selbst wenn Sie bisher sich ablehnend gegen Werkstudenten verhalten haben. Aber nicht nur das, nehmen Sie sich ihrer ganz besonders an, indem Sie selbst an ihrer Arbeit Interesse haben und den einen oder anderen Ihrer jüngeren Herren bitten, sich um sie zu kümmern. Es wird durchaus nicht nötig und auch nicht richtig sein, diesen Werkstudenten im Werk irgendeine Sonderstellung zu geben. Aber es wird im Interesse der Fruchtbarmachung dieser Arbeit nötig sein, diesen jungen Leuten die Möglichkeit zu geben, im Werk selbst nicht nur den naturgemäß engen Kreis zu sehen, in den sie gestellt sind. Wir werden gut tun, ihnen auch etwas von der Gesamtstruktur des Werkes zu zeigen und sie bekanntzumachen durch Besprechungen und Vorträge mit den großen Fragen unserer heutigen Wirtschaft und der Lage Deutschlands in der Welt. Geschieht dies nicht, so kann diese Werktätigkeit innerhalb eines engen Arbeiterkreises zu Einseitigkeiten führen.

Doch mehr noch, denken Sie auch daran, daß es wünschenswert ist, wenn irgend möglich, diesen Studenten einen gesellschaftlichen, menschlichen Anschluß zu geben. Viele von ihnen haben hierzu niemals die Möglichkeit gehabt. Sie sind stark vereinsamt und waren fast immer in sehr schwieriger Lage. Dabei ist es nötig, daß diese Männer der Zukunft auch lernen, sich gesellschaftlich zu bewegen. Wir müssen sie daher mit möglichst verschiedenartigen Menschen zusammenführen. Dieser Aufgabe soll ja auch ein Studentenwohnheim dienen, das ich persönlich der Universität Marburg gestiftet habe. In ihm sollen in erster Linie diese Mitglieder der Studienstiftung Aufnahme finden. Sie werden hier mit anderen Studenten, auch solchen aus dem Auslande, geistig, körperlich und menschlich zusammensein, sich unter-

einander bewegen und miteinander aussprechen und so reifer werden. Ich bitte Sie also, meine sehr verehrten Herren, noch einmal darum: Seien Sie so freundlich, und nehmen sich nicht nur der Werkstudenten insgesamt, sondern vor allem auch dieser aus der Studienstiftung Ihnen zugeführten Studenten an. Das Werk der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft verdient, dessen kann ich Sie auf Treu und Glauben versichern, unsere volle Beachtung und weitgehende Förderung.

Der Akademiker in der Industrie.

(Kölner Universitäts-Kalender 1927/1928.)

Die gute Beschaffenheit unserer Industrieerzeugnisse und der billige Preis hatten vor dem Kriege den Weltruf deutscher Waren begründet. Auch heute noch beruht hierauf unsere Stärke, namentlich auf der Erzeugung bester Qualitätswaren. Der Massenherstellung für den Massenverbrauch dagegen bieten sich in Deutschland nicht die großen Möglichkeiten wie in anderen Ländern, insbesondere in Amerika.

Neben einem gut ausgebildeten Arbeiterstand gebührt der wissenschaftlichen Forschung das größte Verdienst an den Erfolgen unserer Industrie. Die Wissenschaft war von jeher die Bahnbrecherin des technischen Fortschritts. Sie wird in Zukunft noch in höherem Maße als bisher zu dieser hohen Aufgabe berufen sein.

Daher ist die Ausbildung des akademischen Nachwuchses für unsere Wirtschaft von größter, wenn nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Nur besonders begabte, fleißige und vor allem charaktervolle Menschen sollten sich dem Studium zuwenden. Auch müssen sich die jungen Akademiker bewußt sein, daß ihr künftiger Beruf, mehr als jeder andere, Dienst an unserer Volksgesamtheit ist. Wenn die deutschen Studenten sich zu dieser Auffassung bekennen, werden sie die auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllen.

Merkwort.

(Sudetendeutscher Studenten-Notopfer-Kalender, Prag, 1928.)

Stets sollten wir uns bewußt sein, daß von den 95 Millionen Deutschen, die die Erde trägt, über 30 Millionen außerhalb unserer Reichsgrenzen leben. Diese Volksgenossen gilt es zu stützen und zu schützen, zumal wenn sie, wie viele von ihnen, in fremden Ländern einen schweren Kampf um ihr Deutschtum zu führen haben. Gelingt es, in ihnen den Glauben an die deutsche Heimat wachzuhalten und zu vertiefen — „Deutschland muß leben, auch wenn wir sterben müssen“ —, so brauchen wir uns um die Zukunft unseres Volkstums nicht zu sorgen.

Merkwort.

(Sudetendeutscher Studenten-Notopfer-Kalender, Prag, 1929.)

Mensch sein, heißt Kämpfer sein. Kämpfer sein für die deutsche Kultur im Auslande ist eine schwere Aufgabe, aber auch eine große Ehre. Erfolge werden auf diesem Gebiet nur sehr selten errungen. Standhaftes Ausharren ist die Hauptsache. Das erfordert Mut und Entsagung.

Jeder Reichsdeutsche aber muß seinen Brüdern in den Grenzlanden den Daseinskampf zu erleichtern suchen, wo immer er kann, um dadurch die Zukunft des deutschen Volkstums zu sichern.

Deutsche Werkstudenten in Amerika.

Am 7. und 8. Juni 1928 fand in Leverkusen unter dem Vorsitz von C. Duisberg eine Tagung der zurückgekehrten Werkstudenten unter Teilnahme einer größeren Anzahl Vertreter der Behörden, der deutschen Wirtschaft, der Wissenschaft usw. statt.

Begrüßungsansprache.

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Willkommen am Rhein! Willkommen in Leverkusen! rufe ich Ihnen allen zu. Ich freue mich über das große Interesse, das die Vertreter der Behörden, der Dozentenschaft und der Wirtschaft durch ihre Anwesenheit unserer Tagung bekunden. Einen ganz besonders herzlichen Willkommengruß möchte ich aber den aus Amerika zurückgekehrten Werkstudenten und den in Amerika gewesenen Austauschstudenten und -studentinnen widmen.

Vor zwei Jahren ist die Ausreise der ersten Amerikawerkstudenten in Dresden und Berlin gefeiert worden. Damals haben die Herren Reichsaußenminister Dr. Stresemann und mein lieber Freund, Geheimrat Hilger, sowie viele andere Freunde und Förderer zu Ihnen gesprochen. Man wollte Ihnen den Abschied leicht machen und hatte infolgedessen für die erste größere Gruppe, die hinausging, eine schöne und wohlgelungene Abschiedsfeier veranstaltet. Nun sind Sie wieder zurückgekehrt zu den heimatlichen Gestaden, und es erschien uns daher richtig und wichtig, Sie in der Heimat zu begrüßen, um von Ihnen zu hören, welche Eindrücke Sie in der sogenannten neuen Welt empfangen, was Sie an Ihren verschiedenen Arbeitsstätten gesehen und erlebt haben, und ob die Art und Weise, wie der Amerika-Werkstudentendienst aufgezogen wurde, richtig ist oder ob eventuelle Abänderungen wünschenswert sind. Deshalb haben wir Sie zu uns nach Leverkusen gebeten. Der erste Tag, der Tag des Auftaktes, war dazu bestimmt, Ihnen, nachdem Sie zwei Jahre lang unter amerikanischen Eindrücken gestanden haben, auch einmal wieder eine moderne deutsche Fabrik zu zeigen. Sie wurden deshalb am Vormittag durch die Leverkusener Arbeitsstätten geführt und sahen am Nachmittag die Werkssiedlungen und die sozialen Einrichtungen aller Art. Ich hoffe, Sie haben einen guten Eindruck von dem, was hier getan und gemacht

wurde, erhalten, der geeignet ist, die großen Eindrücke, die Sie aus Amerika mitgebracht haben, ein klein wenig auszugleichen.

Wir werden morgen Gelegenheit nehmen, den ganzen Tag in Frage und Antwort uns ernstlich mit dem zu beschäftigen, was Sie in Amerika erlebt, gesehen und gehört haben. Deshalb wollen wir heute am ersten Abend über diese Dinge nicht sprechen. Der heutige Abend soll der Fröhlichkeit und der Geselligkeit und der Freude des Wiedersehens gewidmet sein. Und wenn es Ihnen, den Amerikawerkstudenten, so geht wie mir und den Meinen, als wir vor zwei Jahren von unserer Weltreise heimkehrten, daß nämlich nach allem, was wir Schönes und Neues draußen gesehen hatten, doch das Gefühl in uns vorherrschend war, daß es nichts Schöneres gibt als die Heimat, werden Sie wie wir das Wort empfinden:

„Ich kenne nur ein Vaterland, und das heißt Deutschland!“

* * *

Aus der Dankrede des Vorsitzenden zu den Ausführungen Wiebel
und Hemscheidt.

Das Wichtigste und Bedeutendste am Arbeitsverhältnis in den Vereinigten Staaten ist nach meiner Kenntnis der Dinge die Beziehung des Menschen zum Menschen. Es fällt jedem von uns, der hinüberkommt und durch eine Fabrik geht, sofort das bessere Verhältnis des Vorgesetzten zum Untergebenen auf. Man merkt drüben kaum, daß es überhaupt Vorgesetzte gibt. Das kommt daher, weil der Amerikaner die Klassenschichtung, die sich bei uns historisch entwickelt hat, nicht kennt. Wir sollten auch bei uns in Deutschland das rein Menschliche mehr in den Vordergrund stellen. Ich halte das für das Wichtigste. Ich habe daher auch hier immer wieder und wieder unseren Chemikern und Akademikern gesagt, daß sie alles versuchen müssen, um mit ihren Arbeitern in ein gutes Verhältnis zu kommen. Sie müssen in jedem Arbeiter zuerst den Menschen sehen.

* * *

Der Vorsitzende zu den Ausführungen des Herrn Knoll.

Ich freue mich, daß Herr Knoll das Problem, das uns heute bei unserer Tagung beschäftigt, auch einmal von einer anderen Seite aus beleuchtet hat und dabei auf die Psyche des deutschen Arbeiters zu sprechen kam. Er hat dabei die Frage gestellt, ob nicht vielleicht die Psyche des amerikanischen Arbeiters gar nicht so verschieden sei von der Psyche des deutschen Arbeiters, und ob nicht möglicherweise ein viel größerer Unterschied in der Psyche des amerikanischen Unternehmers im Verhältnis zu seinem deutschen Kollegen bestehe, so daß darauf manche Erscheinungen zurückzuführen seien, die in Deutschland einer starken Kritik unterliegen. Ich glaube, die Dinge liegen aber doch anders, und ich möchte Herrn Knoll raten, doch auch einmal

nach Amerika zu gehen. Ich glaube, er dürfte dann doch zu einer etwas anderen Auffassung kommen. Ich bin tatsächlich der Meinung, daß der amerikanische Arbeiter anders eingestellt ist als der deutsche Arbeiter. Ich gebe aber auch zu, daß das Verhältnis des deutschen Arbeitgebers zum deutschen Arbeitnehmer in vieler Hinsicht noch gebessert werden sollte. In beiden Fällen bin ich aber der Auffassung, daß die augenblicklichen Verhältnisse nicht in dem Unterschied der Psyche des einzelnen Individuums begründet liegen, sondern in einer Verschiedenartigkeit der beiden Volkspsychen, die aus den andersgearteten Verhältnissen erwachsen sind.

* * *

Aus der Dankrede des Vorsitzenden zu den Ausführungen Geisler
und Schwabach.

Wir sehen und hören mit Freude und Genugtuung, daß die Amerika-Werkstudenten eine Reihe von starken Erlebnissen in Amerika empfangen haben. Wir können diesen Herren, die nach vollendetem Diplomingenieur-examen sich entschlossen haben, mit ihrer Hände Arbeit sich zwei Jahre lang ihr Brot zu verdienen, obgleich manche von ihnen schon in Deutschland eine ansehnliche Stellung hatten, nicht genug danken; sie haben damit eine Tat vollbracht, die außerordentlich bedeutungsvoll ist. Sie haben sich dadurch ein moralisches Recht erworben, daß die deutschen Arbeitgeber alles, was in ihren Kräften steht, tun, um jenen Werkstudenten in Deutschland zu Stellungen zu verhelfen, in denen sie ihre Erfahrungen befruchtend verwerten können. Das ist natürlich leichter gesagt als getan. Aber wir müssen uns die größte Mühe geben. Der Reichsverband der Deutschen Industrie hat auf meine Veranlassung hin seit einiger Zeit eine besondere Stelle eingerichtet, die diesen Vermittlungsdienst übernehmen soll. Wir wollen auch nicht vergessen, daß Auslandsjahre eine besonders harte Zeit bedeuten, und wollen uns daran erinnern, daß wir früher in unserem Heere den Offizieren im harten Kolonialdienst ihre Dienstzeit bevorzugt in Rechnung gesetzt haben. So müssen wir auch die im Auslande als Werkstudent verbrachten Jahre doppelt zählen und dies bei der Anstellung zum Ausdruck bringen.

Diese Gelegenheit möchte ich nicht vorübergehen lassen, ohne auch denjenigen unter den anwesenden Herren herzlichst zu danken, die sich im Reichstag für die Bewilligung von Mitteln für die Wirtschaftshilfe aus dem Reichs-etat eingesetzt haben. Es sind dies die Herren Exzellenz Becker, Prälat Dr. Schreiber und Geheimrat Wieland.

* * *

Schlußwort des Vorsitzenden:

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Wir sind am Ende unserer Tagesordnung, aber noch nicht am Ende der Tagung. Wir wollen jetzt hinübergehen in das Kasino und wie gestern unser

Abendessen einnehmen und dabei auch wieder recht fröhlich und vergnügt sein. Aber jetzt muß ich Ihnen schon danken dafür, daß Sie eine solch große Ausdauer bewiesen haben. Sie haben von heute früh 9 Uhr bis fast 20 Uhr ausgehalten. Das war eine Höchstleistung. Ich bin am Ende meiner Kraft. Ich weiß nicht, wie es bei Ihnen steht. Ich habe in meinem Leben schon viele Tagungen mitgemacht, aber eine solche, die, ich möchte sagen, mein Gehirn und mein Herz, ja meinen ganzen Körper so in Anspruch genommen hat, habe ich noch nicht erlebt. Und woher ist es gekommen? Weil wir, wie schon gesagt worden ist, heute hier eine Tagung hatten, wie sie in Deutschland bis jetzt nicht üblich war, bei der jung und alt, Professoren, Studenten und Wirtschaftler zusammengekommen sind und versucht haben, ihre gegenseitigen Erfahrungen und Meinungen auszutauschen. Daß diese Tagung nicht fruchtlos sein wird, davon bin ich fest überzeugt, weil wir es als köstliches Volksgut mitbekommen haben, neuen Anregungen und neuen Problemen mit Zähigkeit und Ausdauer nachzugehen, ohne müde und verzagt zu werden, auch wenn der Erfolg lange nicht zu kommen scheint. An der Pflege und Entwicklung dieses Volksgutes haben unsere Schulen großen Anteil. Daraus erwächst die Fruchtbarkeit unseres deutschen Geisteslebens, die Fruchtbarkeit unserer wissenschaftlichen Arbeiten. Wir dürfen aber über der rein geistigen Tätigkeit bei unseren Studien nicht den Menschen vergessen, sondern müssen auch die Pflege der Charakter- und Herzensbildung und das Verständnis für soziales Denken und Empfinden zu fördern suchen.

In dieser Hinsicht leistet die Werkstudententätigkeit ein gutes Stück Arbeit. Und das ist der Hauptgrund, weshalb ich so sehr für die Werkarbeit eintrete, die unsere Amerikawerkstudenten sogar noch nach dem Studium zwei volle Jahre ausübt haben, um durch das Studium fremden Volkstums ihren Gesichtskreis zu erweitern. Durch die Werkarbeit werden die Angehörigen der geistigen Berufe veranlaßt, zu fühlen und zu erkennen, wie es den Menschen ums Herz ist, die in einer ganz anderen Berufswelt leben, nämlich den Handarbeitern. Werkstudententätigkeit wird immer eine Bereicherung fürs Leben sein, und darum wollen wir nicht, wie es manchmal noch geschieht, verächtlich über die Werkarbeit denken, sondern sie als ein dringendes Erfordernis jedes Studienganges betrachten.

Ich schließe die Sitzung mit einem herzlichen Dank an Sie alle, die Sie zum Gelingen dieser Tagung beigetragen haben, die Vertreter der Behörden, die Professoren, die Herren aus der Wirtschaft, die Austauschstudenten und vor allem unsere Amerikawerkstudenten! (Langanhaltender Beifall.)

Stellungnahme zu einer Rundfrage der Zeitschrift „Studentenwerk“ über „Meine Stellung zum Werkstudententum“.

(Studentenwerk Nr. 4 vom Juni 1929.)

Werkarbeit ist für die Gesamtausbildung des akademischen Nachwuchses unentbehrlich. Durch die Not der Nachkriegsjahre gezwungen, schritten die Studenten in spontanem Widerstandswillen zu dieser in Amerika seit vielen Jahren üblichen Selbsthilfe. Die Wirtschaft unterstützte, soweit sie konnte, dieses edle Streben.

Inzwischen ist zwar die äußerste Notlage beseitigt. Die Erfahrungen, die man bei der Werkstudentenarbeit gemacht hat, haben aber sowohl die Studenten selbst als auch die Wirtschaftskreise von der Wichtigkeit der Werkarbeit für die Ausbildung des akademischen Nachwuchses überzeugt. Neben der Möglichkeit, sich die Mittel für das Studium ganz oder teilweise zu beschaffen, ist so dem jungen Akademiker die Gelegenheit geboten, mit den Arbeitern in der Fabrik und an der Werkbank in direkte Fühlung zu kommen und sich als Arbeitskamerad ihr Vertrauen zu erwerben. Die Folge war eine gegenseitige Achtung des einen vor den Leistungen des anderen. Der Student hatte Gelegenheit, den Arbeiter, seine Anschauung und seine Umwelt durch eigenes Erleben kennenzulernen. Der Arbeiter konnte aus dieser Arbeitsgemeinschaft gleichfalls Nutzen ziehen. Er überzeugte sich davon, daß der Student nicht nur bei seiner geistigen Arbeit, sondern auch bei rein körperlicher Tätigkeit seinen Mann zu stellen vermag. So ist das Werkstudententum eine Brücke für die Überwindung von sozialen Gegensätzen geworden, die sehr oft auf beiderseitigem Mißverständnis beruhen.

Ich möchte hoffen und wünschen, daß diese Einrichtung, die schon so wertvolle Erfolge gezeitigt hat, auch in Zukunft ausgebaut und von möglichst weiten Kreisen des akademischen Nachwuchses benutzt wird.

Wirtschaft und Studentenwerk.

(Deutsche Akademiker-Zeitung, Folge 26 vom 20. September 1929.)

Es ist sehr verdienstvoll, daß die „Deutsche Akademiker-Zeitung“ die Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie zum Anlaß genommen hat, um das Interesse der Studentenschaft für wirtschaftliche Fragen zu fördern. Verlangt doch gerade die Zukunft unseres Volkes eine vertrauensvolle Zusammenarbeit aller Kreise. Mehr denn je wird es nötig sein, unter sparsamster Verwendung der zur Verfügung stehenden Mittel zu wirtschaften, unter Vermeidung aller wirtschaftspolitischen Irrtümer und Experimente. Der jungen akademischen Generation, die doch in der Zukunft einmal die Geschicke unseres Volkes mitleiten soll, steht eine schwere Aufgabe und eine große Verantwortung bevor. Mehr denn je ist es erforderlich, daß sie schon

beizeiten den Grad der ökonomischen Einsicht erlangt, der Voraussetzung ist, um die Zusammenhänge des vielgestaltigen Ineinandergreifens der Einzelwirtschaften richtig zu übersehen und die zweckentsprechenden Folgerungen für die Berufsarbeit zu ziehen. Dabei soll und darf aber die Wirtschaft niemals Selbstzweck sein, sondern sie muß immer nur dem Menschen dienen.

Was an der Wirtschaft liegt, soll und wird geschehen, um, trotz aller Schwierigkeiten und Hemmungen, Deutschland wieder emporzuführen. An die jungen Akademiker richte ich den Appell, sich an Deutschlands hohen Schulen das wissenschaftliche Rüstzeug zu verschaffen, den Geist zu bilden und den Körper zu stählen, um später fähig zu sein, zu wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Arbeit für unser Volk und Vaterland.

Leverkusen, im September 1929.

Merkwort.

(Sudetendeutscher Studenten-Notopfer-Kalender, Prag, 1930.)

Das Maß, mit dem ein Mensch seine Heimat liebt, bestimmt seinen inneren Wert. Und jeder, der seine Heimat wahrhaft liebt, wird ihr mit seinen besten Kräften dienen. Das gilt vor allem für unsere deutschen Brüder, die losgetrennt vom heimatlichen Boden ihr deutsches Volkstum mehr denn je zuvor zu verteidigen haben. Das habe ich auf meiner letzten Weltreise gesehen und gefühlt, die mich durch drei Erdteile führte und bei der ich mit großer Freude sehr viele solcher prächtigen Menschen kennenlernte. Allein können die Auslandsdeutschen aber ihre Aufgabe als Grenzposten deutscher Kultur nicht erfüllen. Die Heimat muß helfend und schützend hinter ihnen stehen.

Leverkusen, den 30. Mai 1929.

Geleitwort.

(Münchener Hochschulführer Winter 1929/30.)

Dunkel und ungewiß liegt das Zukunftsschicksal unseres deutschen Volkes vor uns. Heiß ersehnen wir alle den Wiederaufstieg und die Wiedergewinnung der Weltgeltung. Eine Gewähr für unsere Zukunft ist eine kraftvolle, arbeitsfreudige Jugend mit gutem Wissen und Können. In der Kriegs- und Nachkriegszeit haben wir nach besten Kräften die Aufgaben gelöst, die das deutsche Schicksal an uns gestellt hat. Trotz schwerster Belastung durch das Versailler Diktat und die folgenden Notjahre haben wir alles getan, unsere Wirtschaft wieder aufzubauen und unserer Wissenschaft wieder Weltgeltung zu verschaffen. Doch die Reihen der führenden Männer, die dies vollbracht, lichten sich, und es ist daher an der Zeit, daß eine junge Generation in die Breschen springt. Das Rüstzeug, das sie dazu braucht, muß und kann sie sich in vollendeter Form an den deutschen Hochschulen verschaffen.

Gutachten zu dem Plan eines deutsch-japanischen Akademiker-Austausches.

(Erstattet auf Wunsch des Instituts für Betriebslehre beim Landwirtschaftlichen Institut der Universität Leipzig.)

Mit großer Freude habe ich von dem Plan der Universität Leipzig gehört, vom Sommersemester ab zwei Absolventen der Kaiserlichen Universität Kioto Freistellen zu gewähren. Dieser Entschluß, der der erste Schritt zur Verwirklichung eines Austausches von Studentenfreistellen zwischen Japan und Deutschland ist, wie er schon seit Jahren zwischen England, Amerika und Frankreich einerseits und Deutschland andererseits besteht, hat, wie sich nicht nur aus dem bisherigen Austausch deutscher Studenten mit ausländischen, sondern vor allem aus dem Entstehen der Cité-Universität in Paris ergibt, eine überaus große praktische Bedeutung. Es hat sich immer wieder gezeigt, daß gerade die Studenten berufen und geeignet sind, sich während eines längeren Aufenthaltes im Ausland eine genaue Kenntnis vom Wesen, der Eigenart und der kulturellen Bedeutung des Gastvolkes anzueignen. Durch die Nutzbarmachung dieser Erkenntnis nach der Rückkehr in die Heimat entstehen Brücken nicht nur für eine geistige, sondern auch für die wirtschaftliche Zusammenarbeit der Völker. Es ist daher dringend zu wünschen, daß der von der Universität Leipzig geplante Studentenaustausch, der am besten in enger Verbindung mit dem Deutschen Akademischen Austauschdienst erfolgt, auch in Japan den entsprechenden Widerhall findet, so daß nicht nur Japanern in Deutschland, sondern auch deutschen Studenten in Japan Gelegenheit zu eingehendem Studium geboten wird.

Leverkusen, den 14. April 1930.

Zur Einweihung des Karlsruher Studentenhauses am 21. November 1930.

(Karlsruher Akademische Mitteilungen Nr. 2 vom 15. November 1930.)

Der Student von heute muß sein Studium vielfach unter ganz anderen Verhältnissen durchführen als es früher der Fall war. Die wirtschaftliche Not, die die Ursache war, nach neuen Möglichkeiten zu suchen, um die Lebensbedingungen des Volkes den veränderten Verhältnissen anzupassen, hat auch die deutschen Studenten gezwungen, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um den erschwerten Lebens- und Studienbedingungen gerecht zu werden. Es ist bewundernswert, zu sehen, wie unser junger akademischer Nachwuchs bestrebt ist, allen Widerständen zum Trotz sich durchzusetzen, um durch Selbsthilfeaktionen das Ziel zu erreichen. Immer und immer wieder habe ich, der ich in der studentischen Hilfsarbeit tätig bin, gesehen, wie junge Menschen, vielfach fast ohne jede Unterstützung, mit eisernem Fleiß und steter

Beharrlichkeit sich dem Schicksal trotzend entgegenstellten und sich durch Jahre voller Entbehrungen hindurcharbeiteten, um ihr Studium zu vollenden.

Eine Erscheinung der Nachkriegszeit mit ihren vielen Umwälzungen ist das Studentenhaus. Wir sehen an vielen deutschen Hochschulorten solche Heime entstehen, die den Studenten eine Stätte der Erholung und ruhiger Sammlung und vor allem eine Hilfe zur Verbesserung der wirtschaftlichen Lebensbedingungen sind. Mit besonderer Freude begrüße ich es, daß es auch der Technischen Hochschule in Karlsruhe ermöglicht wurde, ein solches Haus zu bauen. Möge es allen Studenten, die die Gelegenheit haben, es zu benutzen, eine Stätte sein, wo sie nach schwerer Tagesarbeit Erholung finden. Möge es dazu verhelfen, die wirtschaftlichen Schwierigkeiten leichter zu ertragen, um, von den kleinlichen Alltagsorgen befreit, das ganze Sinnen und Streben darauf zu richten, das Studium zu vollenden. In diesem Sinne begrüße ich die Errichtung des Karlsruher Studentenhauses und wünsche, daß es Segen stiften möge zum Wohle unserer Studenten.

Leverkusen, im Oktober 1930.

Eröffnung des Karlsruher Studentenhauses am 21. November 1930.

(Veröffentlicht in der Zeitschrift „Studentenwerk“ Heft 8 vom Dezember 1930, unter dem Titel „Aufgaben des Studentenhauses“.)

Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Kommilitonen!

Der Ehrenausschuß, der vor drei Jahren eingesetzt wurde, um Mittel und Wege zu suchen und zu finden, damit auch die Karlsruher Hochschule ein Studentenhaus ihr eigen nennen kann, hat innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit seine Mission erfüllt. Das Ziel ist jetzt erreicht und damit seine Tätigkeit beendet. Morgen soll und wird er sich auflösen.

Da ist es mir an Stelle des verhinderten Vorsitzenden eine große Ehre und Freude, im Namen und Auftrage dieses Ausschusses der Karlsruher Hochschule, die durch dieses monumental schöne und praktische Bauwerk eine wichtige Erweiterung ihrer Einrichtungen im Interesse des leiblichen und seelischen Wohles der akademischen Jugend erhält, die herzlichsten Glückwünsche zu übermitteln. Aber auch die Karlsruher Studentenschaft, die materiell zur Verwirklichung des Planes beigetragen hat und die dem Studentenhaus nunmehr Seele und Leben geben soll, sowie den Karlsruher Studentendienst, der dieses Heim nunmehr in seine Obhut nimmt, beglückwünsche ich zu dieser großen und zweckmäßigen Unterbringung der zahlreichen Selbsthilfeeinrichtungen wie Mensa, Darlehnskasse, Krankenfürsorge, Arbeitsvermittlung, Studienstiftung usw.

Das Studentenheim soll ein Haus froher Kameradschaft und ein Sammelpunkt geselliger Unterhaltung und geistiger Anregung, ein wahres Heim der Studenten sein. Richtig verstanden bedeutet die Studentenhausidee einen Schritt weiter zur Verwirklichung des in weiten Kreisen unseres Volkes leben-

digen Sehns nach Gemeinschaft und Zusammenfinden im Volksbewußtsein und im nationalen Zusammenhalten.

Es wäre fürwahr die idealste Erfüllung unserer Wünsche, wenn es gelänge — und dieses Gelingen liegt allein im Willen der Studentenschaft —, aus den deutschen Studentenhäusern Pflanzstätten für einen neuen deutschen Geist, der vertrauensvoll zusammenarbeitet, zu schaffen. Gerade so bietet sich der Studentenschaft, aus der die Tüchtigsten zukünftig als Führer unseres Volkes hervorgehen sollen, Gelegenheit, die Idee der Überbrückung der Klassengegensätze und der Überwindung eines falschen und veralteten Klassen- und Standesdünkels zu verwirklichen.

In keinem Falle sollen die Studentenhäuser aber als Gegenwirkung gegen die Korporationen ausgedeutet werden. Das ist vollkommen falsch und widerspricht ihrem Wesen. Die studentischen Korporationen haben ihre große praktische Bedeutung durch ihren erzieherischen Wert und ihre ausgeprägte Traditionspflege.

Aber über den Gedanken der Korporation hinaus soll die ganze deutsche Studentenschaft ihre Pflegestätten neben den Hörsälen der Hochschulen im Studentenhaus finden. Wir müssen wieder dazu kommen, daß an die Stelle der Phrase und der demagogischen Verhetzung der Wille zum Verständnis und zur Achtung der Menschen untereinander tritt.

In unserer heutigen Generation, und besonders in der studentischen, ist in erfreulich weitem Ausmaße dieser Wille zur sachlichen Diskussion festzustellen. Auch hier liegt eine wichtige Aufgabe des Studentenhauses. Die Wälle, die geistiger Hochmut und politische Verhetzung zwischen den deutschen Menschen aufgetürmt haben, müssen niedergerissen werden. Auch hier kann die Studentenschaft auf dem neutralen Boden der Studentenhäuser führend vorangehen.

Und noch ein zweites. Es ist besonders wichtig und für die wissenschaftliche Entwicklung des Studenten ausschlaggebend, daß die Verbindung mit den Dozenten sich nicht allein auf den mehr oder weniger häufigen Besuch der Vorlesungen erstreckt. Ich bedauere es außerordentlich, daß die Form von Schulen, die sich um bedeutende Professoren scharen, in der Neuzeit immer mehr in den Hintergrund getreten ist. Ich weiß, daß dies mit dem Problem der Überfüllung der Hochschulen zusammenhängt, aber ich weiß auch aus eigener Erfahrung, die ich in Jena bei Ernst Haeckel und in München bei Adolf Baeyer gesammelt habe, wie entscheidend die innere Fühlungnahme mit den Professoren, die man verehrt und deren Lehr- und Lebensauffassung man sich aneignet, außerhalb der Hochschulen ist. Im persönlichen Gespräch und in der Diskussion eines Bierabends werden Fäden gesponnen, die viel haltbarer sind als stenographische Vorlesungsprotokolle. Auch dieser wichtigen Aufgabe zu dienen, entspricht dem Wesen des Studentenhauses.

Ich habe absichtlich die ideelle Bedeutung der Studentenhäuser etwas eingehender behandelt, um zu betonen, daß ich hierin den Hauptwert dieser neuzeitlichen Einrichtung sehe.

Ich verkenne dabei durchaus nicht den hohen Nutzen, den sie auch in materieller Beziehung für die Studenten haben. Auch hierin wird das Karlsruher Studentenhaus für seine Besucher vorbildlich zu sorgen wissen. Die Erfüllung aller Aufgaben, die einem Studentenhaus gesetzt sind, wird aber erst dann erreicht, wenn neben diesem Materiellen das Ideelle zur vollen Geltung kommt.

So möchte ich denn diesem Hause für die Zukunft wünschen, daß es seinen Teil dazu beitrage, die Verwirklichung des Begriffes Kommilitone: „Mitkämpfer“, den die Kriegsgeneration in bewundernswerter Weise vorgelebt hat, auch in die folgenden Studentengenerationen weiterzutragen und ein leuchtendes Fanal zu werden für neuen deutschen akademischen Gemeinschaftsgeist als Glied des Volksganzen.

Merkwort.

(Sudetendeutscher Studenten-Notopfer-Kalender, Prag, 1931.)

Wohl bei keinem Volk der Erde wohnen so viele Stammeszugehörige außerhalb der eigentlichen Landesgrenzen, wie gerade beim deutschen Volke. Die sogenannten „nationalen Minderheiten“, die zum großen Teil nicht nur als Einzelercheinungen, sondern in großen, zusammenhängenden Siedlungsgebieten unter fremden Nationen zu finden sind, spielen für das Deutschtum eine große und wichtige Rolle. Sie sind nicht nur kulturelle und wirtschaftliche Vorposten, sie können auch lebendige Brücken zu unseren Nachbarvölkern sein. Gegen fremdländische Entnationalisierungsversuche müssen die ihr Deutschtum treu bewahrenden Volksgenossen aber von allen ihr Vaterland liebenden Deutschen unterstützt und gestärkt werden.

Merkwort.

(Sudetendeutscher Studenten-Notopfer-Kalender, Prag, 1932.)

Das Auslandsdeutschtum steht nach dem verlorenen Kriege in einem harten und zähen Kampf. Es hat deutsche Kultur, deutsches Volkstum und deutsches Wesen unter schwierigen äußeren Verhältnissen zu verteidigen. Für die Deutschen im Reich ist es eine heilige Aufgabe, die Brüder, die draußen unter fremden Völkern auf kulturellem Vorposten stehen, in ihrem schweren Kampf zu stärken und so die enge Schicksalsverbundenheit aller Deutschen durch die Tat zu bestätigen.

Das deutsche Studentenwerk.

(Die Rundfunkrede im Westdeutschen Rundfunk am 15. Juni 1932 über „Das deutsche Studentenwerk“ wurde in einer Broschüre „Hochschulfragen, eine Sammlung von Vorträgen“ herausgegeben vom Westdeutschen Rundfunk, veröffentlicht.)

Viele von Ihnen, verehrte Zuhörerinnen und Zuhörer, werden sich wundern, gerade mich hier im Rundfunk über Studentenfragen reden zu hören. Wenn ich über die schweren Probleme der deutschen Wirtschaft oder über Fragen der chemischen Industrie zu Ihnen spräche, so würden Sie wissen, daß dies in der Linie meiner beruflichen Lebensaufgaben liegt. Aber über studentische Dinge? Über das deutsche Studentenwerk?

Seit Beendigung des Weltkrieges habe ich einen kleinen Teil meiner Zeit und einen großen Teil meines Herzens den Studenten geschenkt. Das aber habe ich aus zwei Gründen getan:

Zunächst einmal aus innerem Mitfühlen mit der Jugend. Ich selbst war einst in Göttingen, Jena, München und Straßburg mit Begeisterung Student und habe mich immer bemüht, mir diese frische, fröhliche, unerschrockene Haltung dem Leben gegenüber zu bewahren — wie meine Freunde sagen, nicht ohne Erfolg. Ich muß es auch selbst bekennen: In meinem Herzen bin ich eigentlich immer ein fröhlicher Student mit dem ganzen Eifer und mit der ganzen Lebensfreude geblieben, die damals, als ich studierte, das Vorrecht des deutschen Studenten war.

Das spüren wohl meine jungen Freunde an mir, daß, trotz der 70 Jahre, mein Herz noch immer bei ihnen ist, und deshalb kommen sie auch immer wieder mit ihren Sorgen und Anliegen zu mir und holen sich bei mir Rat.

Aber hierzu tritt noch ein zweites: Ich habe gleich nach dem Kriege erkannt, wie wichtig es ist, um den Wiederaufstieg zu ermöglichen, die deutsche Wissenschaft vor dem Zusammenbruch zu bewahren. Die Wissenschaft ist und wird immer mehr eine der bedeutendsten Kraftquellen eines Volkes. Man braucht dabei nicht nur an mein engeres Fachgebiet, die Chemie, zu denken, oder an die Physik und Technik, sondern dieser Satz gilt für alle Gebiete. Denn Deutschland ist in den letzten 50 Jahren groß geworden, vor allem auch durch die Kräfte, die von seinen Hochschulen, von seinen wissenschaftlichen Forschungsstätten aus in alle seine Lebensgebiete einströmten.

Diese Wissenschaft aber braucht dringend den starken Zustrom junger Menschen, die sie weitertreiben, die in die Lücken springen, wenn große Führer ihr Lebenswerk in andere Hände legen wollen, die die Ergebnisse der Wissenschaft hineintragen ins Leben des Volkes. Weil ich von der Erkenntnis dieser Notwendigkeiten tief durchdrungen war, deshalb habe ich mich so eifrig den studentischen Fragen zugewandt, denn die Lage der Studenten war und ist auch heute mehr als je zuvor alles andere als rosig und befriedigend. Ich habe deshalb schon während des Krieges zusammen mit meinen Freunden aus der Chemie große Mittel aufgebracht, um chemische Forschung, Studium und Literatur zu fördern und uns den bestmöglichen chemischen Nachwuchs

zu sichern. Gleich nach dem Kriege habe ich mich dann mit meinen Bonner Freunden der Notlage der Studierenden im allgemeinen angenommen. Als die Studentenschaft Deutschlands dieser Not durch einen einheitlichen, auf dem Selbsthilfegedanken beruhenden Plan an allen Hochschulen entgegenzutreten beschloß, habe ich mich diesem Werke, der „Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft“, das seinen Sitz in Dresden hat und seit 4 Jahren „Deutsches Studentenwerk“ heißt, besonders gern zur Verfügung gestellt. Seit 1921 bin ich nun im Vorstande des Deutschen Studentenwerks zusammen mit Freunden aus der Wirtschaft, mit Professoren, Studenten und Fachmännern aus der örtlichen Studentenarbeit tätig. Die zahlreichen Beratungen und Sitzungen haben mich immer ganz besonders interessiert, weil hier die Jugend und das Alter in vorbildlicher Weise zusammenwirken. Das Ziel, dem wir zustreben, wurde zusammengefaßt in dem Worte: Die deutschen Hochschulen den Besten der Jugend aus allen Schichten des Volkes. Sie alle wissen, daß diesem Worte heute vielfach die große, bittere Not entgegensteht. Ihr suchen wir abzuhelpen in allen den Fällen, in denen wir die Anzeichen wirklicher, hoher Begabung und Tüchtigkeit zu sehen glauben.

Die Studenten haben zunächst versucht, die Not, soweit wie irgend möglich, auf dem Wege der Selbsthilfe zu bekämpfen. Damals, 1921, kam der Begriff des deutschen Werkstudenten auf, des Studenten, der sich durch harte Handarbeit einen möglichst großen Teil seiner zum Studium und zum Leben nötigen Mittel selbst verdient. Wir waren bemüht, diese Werkstudenten dahin zu bringen, daß sie nicht gleichzeitig während des Studiums, etwa in den Abendstunden, sich durch Dienste, wie Nachtwächter, Kaffeehausmusiker, Postausshelfer, ihr Brot verdienen (— diese in den Vereinigten Staaten von Nordamerika üblichen Formen vertragen sich nicht mit den Anforderungen des deutschen Studiums —). Die Werkstudenten sollen vielmehr in den großen Ferien oder in noch längeren Zeiträumen, mit Unterbrechung des Studiums, als reguläre Arbeiter arbeiten. Es gelang, dank der Tüchtigkeit, die die meisten Werkstudenten an den Tag legten. Von 1921 bis 1929 mögen wohl mehr als 100 000 solcher deutschen Werkstudenten sich selbst auf dem Wege der Selbsthilfe durchgekämpft haben. Ich kann aus meinen eigenen Erfahrungen in den Fabriken unserer I. G. Farbenindustrie diesen Werkstudenten ein gutes Zeugnis ausstellen. Wir haben uns allerdings auch ständig um sie gekümmert und sie zugleich auch mit den Problemen der Wirtschaft selbst bekanntzumachen versucht. Die dann beginnende Arbeitslosigkeit brachte dieser Selbsthilfebewegung des Werkstudenten so große Schwierigkeiten, daß heute wohl nur noch wenige Werke imstande sind, eine Anzahl Werkstudenten zu beschäftigen, was sehr zu bedauern ist.

Desgleichen bereitete die wachsende Arbeitslosigkeit einem besonders wichtigen Zweige des deutschen Werkstudententums in diesem Jahre ein vorläufiges Ende: nämlich dem Amerika-Werkstudenten-Dienst.

Im Jahre 1925 erteilte die amerikanische Regierung dem Deutschen Stu-

dentenwerk die besondere Erlaubnis, jedes Jahr bis zu 100 Werkstudenten nach den Vereinigten Staaten außerhalb der Einwanderungsquote zu entsenden. Diese Werkstudenten hatten das Recht, für 2 Jahre in irgendeinem Betriebe der amerikanischen Wirtschaft zu arbeiten und mußten dann wieder nach Deutschland zurückkehren.

Ein eigenes Komitee mit einer Geschäftsstelle in New York betreute sie und verschaffte ihnen die Arbeitsplätze. Im ganzen haben so 380 junge deutsche Ingenieure, Volks- und Landwirte das amerikanische Wirtschaftsleben, vor allem auch die Formen der Kooperation zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, durch eigenes Erlebnis kennengelernt. Ich habe selbst in den Vereinigten Staaten diese unsere Werkstudentengruppen besucht und mit ihren Arbeitgebern gesprochen. Ich kann das Lob voll bestätigen, das ich aus dem Munde der Amerikaner über sie hörte. So sagte mir der Direktor von Ford in Detroit, als ich danach fragte, wie er mit den deutschen Werkstudenten, die in seinem Werk arbeiteten, zufrieden sei: Er hätte noch nie so tüchtige und fähige Ingenieure wie die deutschen Werkstudenten arbeiten sehen; wir müßten wohl die Tüchtigsten ausgesucht haben. Im Jahre 1928 hatten wir in Leverkusen die erste Gruppe von etwa 25 aus den Vereinigten Staaten zurückgekommenen Werkstudenten für 2 Tage zusammen mit Wirtschaftlern, Professoren und Studenten eingeladen und haben mit ihnen ihre Erfahrungen besprochen und dabei selbst viel von diesen jungen Pionieren gelernt. Ich bin sicher, daß jeder, der das Glück hatte, diese zwei Jahre in den Vereinigten Staaten zu arbeiten, daraus einen reichen Gewinn fürs Leben haben wird.

Für die Studenten im allgemeinen, besonders aber für diese Werkstudenten, haben wir schon 1922 eine besondere Einrichtung geschaffen: die Darlehnskasse des Deutschen Studentenwerks. Ihr liegt die Idee zugrunde, daß der tüchtige, minderbemittelte Student wenigstens in den letzten 2—3 Semestern vor dem Examen ohne Sorgen studieren soll, und vor allem ohne durch die Werkarbeit immer wieder abgelenkt und aufgehalten zu werden. Eigene Ausschüsse an jeder Hochschule wählen die geeignetsten Studenten aus und teilen ihnen im Rahmen der ihnen zustehenden Quote die Geldmittel zu. Während des Zeitraumes von 8 Jahren soll das Darlehn wieder zurückgezahlt sein, das inzwischen sehr niedrig mit 3% verzinst wird. Für die unvermeidlichen Ausfälle haftet ein Sicherheitsfonds, zu dem jeder deutsche Student im Jahre RM 2,— beiträgt. Auf diese Weise haben wir schon mehr als 20000 jungen strebsamen und tüchtigen Studenten den Abschluß ihres Studiums ermöglicht. Ebenso erfreulich ist aber die Tatsache, daß sowohl die Zinsen und die Rückzahlungen über Erwarten gut einlaufen, so daß wir einen großen Teil der jährlich benötigten 1,8 Millionen RM aus dieser Quelle bestreiten können. Bis in 2 Jahren hoffen wir, daß diese Einrichtung sich ganz aus diesen zurückkommenden Mitteln selbst tragen wird. Das Reich, das in erster Linie wie für die übrigen Zwecke des Deutschen Studentenwerks, so auch für die Darlehnskasse die Mittel in höchst dankenswerter Weise bereitgestellt hat, hat damit ein außerordentlich wichtiges Werk der dauernden

Selbsthilfe der akademischen Stände Deutschlands geschaffen. Die Jungakademiker helfen so durch ihre Rückzahlungen gemeinsam mit den Zuschüssen aller Studierenden jedes Jahr 2000 bis 3000 besonders tüchtigen und fähigen Studenten. Dieses Werk unserer Darlehnskasse überragt alle ähnlichen Einrichtungen der Hochschulen der Erde sowohl an Größe wie auch an Planmäßigkeit. Es ist heute, auch über ganz Deutschland, als eine ganz besonders wichtige Einrichtung anerkannt, ganz im Gegensatz zu der Zeit vor 10 Jahren, als bei der Gründung ich mit den Studenten und den Mitarbeitern des Studentenwerkes in Dresden fast allein stand, nachdem in letzter Stunde sogar der Hochschulverband Bedenken anmeldete. Aber so geht es manchmal im Leben, daß das Gute sich erst selbst Bahn brechen muß. Es muß nur, von Begeisterung und kluger Entschlossenheit getragen, erst einmal in die Welt gesetzt werden.

Ähnlich erging es uns auch mit der 1925 geschaffenen Studienstiftung des Deutschen Volkes. Wir hatten erkannt, daß nach dem Ende der Inflation unser Ziel, den Besten, auch aus den armen und arm gewordenen Schichten, das Hochschulstudium zu ermöglichen, ernstlich gefährdet war. Der Weg der Selbsthilfe durch das Werkstudententum war versperrt. So schufen wir für eine kleine Anzahl von jährlich 180 bis 250 ganz besonders hochbegabten und tüchtigen Abiturienten und jungen Studenten diesen neuen Weg der Studienstiftung. Höhere Schulen und Hochschulen melden jährlich zwischen 800 bis 1000 Bewerber an, die ein Netz von Vertrauenspersonen vorprüft. In einer Sitzung aller dieser Vorprüfer werden diejenigen ausgesucht, die man für die Besten hält. Sie erhalten zunächst für ein Jahr die Mittel zum Studium, dann entscheidet der Ausschuß über die endgültige Aufnahme. Im ganzen haben wir so schon zwischen 1600 bis 1700 ausgewählten Abiturienten das Studium ermöglicht. Dieser Verlauf der zentralen Auslese begegnete zunächst auch ernstlichen Zweifeln, aber die Ergebnisse selbst, soweit sie sich schon heute überblicken lassen, sind viel, viel günstiger als wir erwartet hatten.

Ganz ähnlich gehen übrigens die an allen Hochschulen bestehenden örtlichen Studentenhilfen, die alle dem Deutschen Studentenwerk angeschlossen sind, vor, indem sie in ihren Begabtenförderungsabteilungen nach dem gleichen Verfahren mehr als 1000 jungen unbemittelten Studenten das Studium ermöglichen.

Es ist die Hoffnung berechtigt, daß durch diese unsere Unternehmungen schon viele Tausende ganz besonders tüchtiger Jungakademiker aus den minderbemittelten Ständen dem öffentlichen Leben Deutschlands zugeführt wurden.

Diese Tätigkeit stellt jedoch nur einen kleinen Teil unserer Arbeit dar: der andere wird ausgeübt von den örtlichen Studentenhilfen, die, nach dem gleichen Grundsatz wie das Deutsche Studentenwerk, aus Studenten, Professoren und Freunden der Hochschule aufgebaut sind. Hier steht im Vordergrund die Mensa, die Studentenküche.

Als wir nach dem Kriege die Arbeit begannen, war dies eine der größten und wichtigsten Aufgaben. Viele Tausende hatten nicht die Mittel, sich richtig satt zu essen. So schufen wir, aus meist sehr primitiven Anfängen, die Studentenküchen, die heute etwa 25- bis 30000 Studenten täglich speisen, zum großen Teil mit ganz modernen Einrichtungen. Diese Speisungen, ebenso andere wirtschaftliche Betriebe, wie Wäschereien, Druckereien und ähnliches, müssen nach streng wirtschaftlichen Gesichtspunkten sich selbst tragen; denn nur dann können sie als dauernde Einrichtungen angesehen werden, wenn sie ohne laufende Zuschüsse auskommen.

Schon frühzeitig hat man begonnen, die Speisungen mit Studentenhäusern zu verbinden, weil sich zeigte, daß die Studenten der Nachkriegszeit, teils aus sozialen Gründen, teils auf Grund einer neuen Einstellung zu den Problemen des Volkes und des Lebens, nach einem Mittelpunkt verlangen, an dem sie sich mit anderen Studenten und Studentengruppen treffen können.

Die ersten Häuser dieser Art befinden sich an den beiden Hochschulen unseres Bezirkes in Bonn und in Aachen. In Bonn hat der jetzige Vorsitzende des Deutschen Studentenwerks, Professor Tillmann, schon 1919 begonnen, die ganzen Fragen der Studentenhilfe zu lösen, und schon 1924 wurde die damalige Speisung in das jetzige Studentenhaus gelegt. Bald erwies es sich als zu klein, und so mußte trotz der Not der Zeit in diesem Sommer ein großer Erweiterungsplan in Angriff genommen werden.

Auch die Wohnungsfrage wurde an vielen Hochschulorten in Angriff genommen durch Eröffnung von Studentenwohnheimen, die in- und ausländischen Studenten offenstehen und zugleich eine neue Form des Gemeinschaftslebens einführen sollen. Gerade die Studenten aus unbemittelten Schichten, die keinen Rückhalt an Familien, Verwandten oder Korporationskreisen haben, können durch solche Wohnheime besser als auf andere Weise in die Hochschulgemeinschaft eingeführt werden. Dieser Gedanke schien mir so wichtig, daß ich in Marburg an einem der schönsten Punkte dieser alten, malerischen Hochschulstadt, unmittelbar neben dem Schloß, selbst ein solches Wohnheim für 35 Studenten gestiftet habe.

Das Studentenhaus und das Studentenheim sind nicht nur für die Studenten, sondern auch für die Hochschulen selbst eine wichtige Bereicherung.

Dies ist in kurzen Umrissen das Bild der Tätigkeit des Deutschen Studentenwerks in den letzten 11 Jahren. Aus kleinen Anfängen ist es für viele tausende Studenten ein unentbehrliches Stück ihres Lebens geworden, und die deutsche Wissenschaft und das deutsche Volk werden sicher in den kommenden Jahrzehnten durch viele derer bereichert werden, die durch uns zu dem Ziel ihrer Wünsche, zum Studium gebracht wurden. — Diese Tätigkeit hat auch in weitesten Kreisen warme Anerkennung gefunden, am stärksten im April vorigen Jahres, als aus Anlaß der Zehnjahresfeier Reichskanzler Brüning vom Reichstage aus seine weitbeachtete Rede über die Notlage der jungen Generation gehalten hat. Überhaupt muß immer wieder mit besonderer Dankbarkeit des Reiches gedacht werden, das von 1924 an den Hauptteil der be-

nötigten Mittel, die im Jahre sich auf 3—4 Millionen RM beliefen, jetzt aber leider erheblich gekürzt sind, aufgebracht hat, während der übrige Teil von der Wirtschaft und von zahlreichen Freunden dieses Werkes sowie von einem Mitgliederkreis von fast 2000 Mitgliedern aufgebracht wurde. Mit all diesen Einrichtungen vermehren wir nicht etwa die übergroße Zahl der Studierenden, sondern wir helfen durch Auslese den Tüchtigsten unter den armen Studenten, auch in den Kreis der Akademiker einzutreten.

Aber auch die jungen Studentengenerationen selbst ruhen nicht, sie fügen in den Plan der Selbsthilfe immer wieder neue Stücke ein. Dies gilt neuerdings und vor allem von den studentischen Arbeitslagern, deren Förderung das Deutsche Studentenwerk jetzt nachdrücklich betreibt. Diese Lager beruhen auf der Idee, daß junge Studenten, Arbeiter und Bauern sich für einige Wochen in primitivster Lebensform zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenfinden, die sich 5—7 Stunden täglich irgendeinem volksnützlichen Werke widmet, der Regulierung eines Baches, der Entwässerung von Feldern oder ähnlichem. Durch diese Arbeit bringen sie den größten Teil der Kosten des Lagers selbst auf, in den Nachmittags- und Abendstunden finden sie sich zu Aussprachen, Sport, Musik und ähnlichem zusammen. So verbinden sie das Ziel der Kräftigung des Körpers durch Handarbeit mit dem schönen Erlebnis der Gruppenarbeit.

Sie sehen, verehrte Zuhörerinnen und Zuhörer, daß hier ein großes Stück Arbeit geleistet wurde, nicht von uns Älteren für die Jugend, sondern von Jugend und Alter gemeinsam. Und darin liegt der ganz besondere Reiz dieser Arbeit, noch verstärkt durch das Ziel, den Besten der Jugend zu helfen. Ich hoffe, Sie haben aus diesem kurzen Bericht einen Eindruck davon erhalten, warum ich auf den Ehrentitel des Vaters der Studentenschaft so besonders stolz bin, und warum ich dieser Arbeit einen so großen Raum in meinem Herzen eingeräumt habe. Möchten recht viele von Ihnen diese gleiche Möglichkeit, der Jugend zu helfen, sich nicht entgehen lassen; sie würden die gleiche Freude daran erleben. Denn wir haben in Deutschland nichts Wichtigeres und Besseres zu tun, als diejenigen unter der Jugend zu unterstützen, die oft in bitterster Not, mit allen den reichen Kräften ihrer Begabung glühen in Hingabe und Begeisterung für eine bessere Zukunft Deutschlands. Helfen Sie mit, diese Glut zur hellen Flamme zu erwecken!

Zum Dienst an der Jugend und die Jugend zum Dienst an Volk und Vaterland.

(Tonfilmaufnahme in der Lautabteilung Berlin [Staatliches Lautinstitut] am 12. Januar 1933.)

Es ist das beste Zeichen für die Kraft eines Volkes, wenn in Zeiten, in denen die ganze Welt vom Krisenfieber geschüttelt wird, die Jugend den Kopf oben behält. Soweit als möglich bemüht sie sich, von der dumpfen Lähmung der Arbeitslosigkeit freizukommen.

Die Jugend will sich neuen Lebensraum schaffen. Dieser Entwicklung müssen wir Rechnung tragen. Untätigkeit und das Wissen abseits zu stehen, während andere ihre Kraft für die Arbeit an Volk und Vaterland einsetzen konnten, schufen den Willen zur Selbsthilfe. Die ersten „Arbeitslager“ und die Anfänge des „freiwilligen Arbeitsdienstes“ sind so entstanden. Lachend und froh, aber voll ernstem Willens, erfüllen die jungen Menschen die selbstgewählte Pflicht. Aus den ersten Anfängen war schnell eine Bewegung geworden — so schnell, daß die Regierung bald darangehen mußte, ihr gesetzmäßige Form und Inhalt zu geben.

Dienst der Jugend an Volk und Staat, Arbeit am deutschen Heimatboden zur Verbesserung der Lebensbedingungen des deutschen Volkes, das sind die Grundgedanken des „freiwilligen Arbeitsdienstes“ und der „Arbeitslagerbewegung“.

Von entscheidender Bedeutung ist es, daß der Arbeitsdienst in eine Organisation umgewandelt wurde, die allen jungen Leuten vom 18. bis zum 25. Lebensjahr es möglich macht, an Arbeitsdienstlagern teilzunehmen. So konnten auch Studenten und Jungakademiker, die dem Grundgedanken des freiwilligen Arbeitsdienstes besonders freudig zustimmten, sich diesem Volksdienst anschließen.

Eine Reihe guter Nebenwirkungen hat der Arbeitsdienst. Es ist natürlich nicht sein Zweck, mit dem Spaten in der Hand neues Land zu erobern oder den Studenten zum Handwerker oder Handarbeiter zu machen. Nein, aber fühlen soll er, welche Segnungen die Handarbeit für ihn und sein Volk bringt, verstehen lernen soll er die Handwerker und Handarbeiter und den Wert ihrer Arbeit. Denn Arbeit will getan werden um ihrer selbst willen, als Auswirkung der schöpferischen Kräfte des Menschen, als Dienst am Volk und Vaterland.

Das Wort vom Führertum der deutschen Akademiker wird erst dann Wahrheit, wenn diese die schöpferischen Fähigkeiten, die im deutschen Volke schlummern, kennen, sie zu werten und einzusetzen wissen. Diese Kenntnisse vermag ihnen der freiwillige Arbeitsdienst zu vermitteln.

Merkwort.

(Sudetendeutscher Studenten-Notopfer-Kalender, Prag, 1933.)

Es ist ein erfreuliches Zeichen in dieser furchtbaren Weltwirtschaftskrise, von der Deutschland wohl am schlimmsten betroffen ist, daß das Deutschtum diesseits und jenseits der Reichsgrenzen schicksalsverbunden zusammensteht und zusammenhält. Das gilt besonders für die geistigen Führer unseres Volkes, die deutschen Akademiker. Mögen auch unsere Jungakademiker von diesem Geiste durchdrungen sein. Dann brauchen wir um den Bestand und die Entwicklung des Auslandsdeutschtums nicht zu bangen.





Merkwort.

(Sudetendeutscher Studenten-Notopfer-Kalender, Prag, 1934.)

Der Zweck des akademischen Studiums ist, zu lernen im nationalen Geist für das Leben. Einzig und allein dieses Ziel sollte der Student vor Augen haben. Es taugt nicht, wenn er sich durch Betätigung auf anderen Gebieten, z. B. demjenigen der Parteipolitik, von diesem Ziele abbringen läßt. Er wird dann, wenn es vielleicht schon zu spät ist, zu seinem eigenen Schaden erfahren, daß wertvolle Jugend- und Lernjahre unwiederbringlich verloren sind.

Leverkusen, im Juli 1933.

XII. Teil.

Gesellschaft von Freunden und Förderern der
Universität Bonn.

Sechste Hauptversammlung der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Bonn am 21. Juli 1923.

(Nach dem offiziellen Bericht.)

Begrüßungsrede.

Meine sehr verehrten Herren!

Trotz der Schwere und Not der Zeit hielten wir es für richtig, in diesem Jahr die sechste Hauptversammlung der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn abzuhalten, um auf diese Weise wenigstens unser Programm, unsere Geschäfte zu erledigen, wie es unsere Satzungen vorschreiben. Wir waren darauf gefaßt, daß die Zahl derer, die hierher kommen würde, klein sein werde. Trotzdem ist sie eigentlich größer geworden, als ich anfänglich gedacht hatte, denn es sind immerhin noch 70 Teilnehmer, die sich gemeldet haben, und heute abend werden wir das besondere Vergnügen haben, mehr als 30 Damen beim Abendessen in unserer Mitte zu sehen. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über! Wir im Rheinlande sind ja gewohnt, zu empfinden, aber heute ist uns der Mund verschlossen. Wir dürfen nicht sagen, was wir denken, aber mit dem Ausspruch eines unserer größten Denker sagen wir: „Wir wollen immer daran denken, aber nicht davon reden!“ Aber etwas liegt mir auf dem Herzen, was ich doch hier heute vortragen möchte: das ist die Not der deutschen Studentenschaft. Das gehört ja eigentlich in die Vorstandssitzung des Vereins Studentenwohl hinein, die heute nachmittag um 3½ Uhr im Hörsaal des Archäologischen Instituts stattfindet. Aber es drängt mich doch, wenn auch nicht über die örtliche Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft, wie Sie sie verkörpert finden im Verein Studentenwohl, zu sprechen, wohl aber etwas zu sagen über die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft als Zentralorganisation, wie sie sich in Dresden entwickelt hat. Sie wissen, daß, wie die Mark anfang, nach unten zu tanzen und damit die Not der Studenten immer höher und höher stieg, die Studentenschaft nicht, wie es vielleicht früher der Fall war, zum Bettelstab griff, um durch Bettelei die Mittel zum Studium zusammenzubringen, sondern aus eigener Kraft und Machtvollkommenheit und durch Selbsthilfeorganisationen versuchte, Herr der Situation zu werden. So haben sich denn zunächst in Tübingen, Marburg und Leipzig und dann von Hochschule zu Hochschule örtliche Körperschaften gebildet, die den Studenten die Möglichkeit geben

sollten, sich als Werkstudenten zu betätigen. So hat sich denn schließlich eine Zentralorganisation gebildet, die am 1. Juli ihre erste Verwaltungsrats-sitzung in Berlin abgehalten hat und bei der sie erfreulicherweise ein Bild der Tätigkeit der Selbsthilfeorganisationen entfaltete. Wenn ich daran denke, daß ich als Vater der zentralen Darlehnskasse noch im Herbst vorigen Jahres vor der Frage stand, ob es überhaupt möglich sein würde, Studentenschaft, Dozentenschaft und Wirtschaft für diesen Zweck unter einen Hut zu bringen, und nun sehe, wie sich alles zusammengefunden hat und Hand in Hand arbeitet, so erfüllt mich das ganz besonders mit großer Genugtuung und Freude. Der Student muß selber mitreden können, und er hat tatsächlich auch bewiesen, daß er die Fähigkeit, die Kraft und die Macht dazu hat. In-folgedessen ist es erfreulich, wenn wir heute sehen, daß die Dozenten sich in immer wachsender Zahl auf den Standpunkt stellten, daß sie Hand in Hand in den Wirtschaftsfragen mit den Studenten arbeiten müssen. Wichtig ist nur, daß alle Dozenten sich dessen bewußt sein müssen, daß hier nur ganze Arbeit geleistet werden kann. Die Wirtschaft stand damals abwartend beiseite. Und nun sehen Sie, wie diese drei Faktoren erkannt haben, daß sie einig nur helfen können. Sie sehen, was durch diese Einigkeit, aus der Not geboren, erreicht worden ist. So haben wir denn die Darlehnskasse der Deutschen Studentenschaft, die eine unabhängige Organisation für sich ist. Wir sehen die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft in Dresden, die sämtliche örtlichen Wirtschaftskörper an den deutschen Hochschulen zusammenfaßt, und wir sehen, wie diese jungen Vertreter der Wissenschaft und Wirtschaft in Dresden Erfolge erzielen, vor denen man wirklich den Hut abnehmen muß. Als stellvertretender Vorsitzender dieser Wirtschafts-hilfe bin ich in der Lage, tiefen Einblick in die Verhältnisse zu nehmen, und ich kann Ihnen nur sagen, daß vor allem der Geschäftsführer Dr. Schairer, der sich mit seiner Frau diesen Dingen in aufopfernder Weise widmet, Er-folge zu verzeichnen hat, die ganz exorbitant sind. Wir sind doch eigentlich in jedem Monat in der Lage gewesen, nicht Millionen, sondern Milliarden zu vergeben, und zwar an die örtlichen Wirtschaftskörper zur Unterstützung kranker oder genesungsbedürftiger Studenten, zum Bau von Studenten-heimen, überhaupt da, wo irgendwie Hilfe notwendig gewesen ist. Noch vor wenigen Tagen hat mir Seine Heiligkeit der Papst 100 000 Lire zur Verfügung gestellt auf Grund eines Briefes, den wir vor einigen Wochen durch Ver-mittlung des Kardinals Schulte von Köln an den Heiligen Vater gesandt hatten. Die internationale Studentenhilfe hat uns wieder 50 000 Dollar zur Verfügung gestellt; die englische, vor allem auch die Oxforder und Cambridger Stu-denten auf Veranlassung des Herrn Dr. Schairer, der zweimal nach dort gebeten wurde und sich mit den ersten Persönlichkeiten Englands unterhal-ten hat, hat uns ungefähr 2000 englische Pfund zur Verfügung gestellt, Manchester Guardian 8000 Pfund, die Bankiers Gebrüder Schröder 2000 Pfund, kurzum, wir erwarten von England 15 000 englische Pfund. Die Holländer gaben uns 18 000 holländische Gulden, und die Schweden haben uns 15 000

schwedische Kronen zur Verfügung gestellt. So strömt das Geld aus dem Ausland herbei. Es wird nun dringend notwendig, zu fragen: Was tut denn die deutsche Wirtschaft für all diese Dinge? Wir müssen auch hier beweisen, daß wir bereit sind, etwas zu tun. Ich möchte die Wirtschaft auffordern, der Wirtschaftshilfe nicht nur ihr Herz zu öffnen, sondern auch das darunter sitzende Portemonnaie. Wir müssen auch vor allem für die Darlehnskasse der Deutschen Studentenschaft etwas tun, für die wir ja damals 100 Millionen zusammengebracht haben. Viele Milliarden hat das Reich auch für die Wirtschaftshilfe gegeben. Da darf denn die Wirtschaft selber meiner Meinung nach nicht zurücktreten, dies um so mehr nicht, als wir vor allem in dem Werkstudententum etwas erblicken, was mir persönlich Veranlassung gegeben hat, in der Wirtschaftshilfe mitzuarbeiten. Der Werkstudent, so sehr er auch damals, sagen wir einmal, nicht anerkannt und vielfach bekämpft wurde, ist für unsere Wirtschaft außerordentlich wichtig. Er gibt die Möglichkeit, die Versöhnung zwischen Hand- und Kopfarbeit herbeizuführen. Der Werkstudent kann, wenn er richtig geleitet wird, wenn er seine Pflichten richtig auffaßt und wenn er sich taktvoll benimmt, sehr viel in der Fabrik leisten und wirken, zumal er von der Arbeiterschaft gern gesehen und nicht bekämpft wird. Wir sehen, daß der Handarbeiter — und wir sind im traurigen Stadium, daß die Handarbeit überschätzt und die Kopfarbeit nicht mehr genügend geschätzt wird — den Hut abnimmt vor dem tüchtigen Werkstudenten. Er nennt ihn zwar bei uns in Leverkusen den „Hungerleider“, und das ist er ja tatsächlich auch, aber er hilft ihm und fördert ihn, wo er kann, und wir sehen, wie sich hier eine Brücke zwischen Hand- und Kopfarbeiter bildet und auf diese Weise eine Versöhnung möglich ist, die sonst außerordentlich schwer zu erreichen wäre. Nur bin ich ein Feind des Werkstudenten, wie er sich in den großen Universitätsstädten entwickelt, daß der Student am Tage Werkstudent ist und am Abend, wenn er müde ist, noch studiert. Das dürfen wir nicht zulassen. (Sehr richtig!) Wir müssen auch sehen, daß der Student im Semester sich frei hält von jeglicher Handarbeit und sich ausschließlich dem Studium widmet. Dann aber kann er die ganzen oder einen Teil seiner Ferien arbeiten. Er kann tatsächlich in den Herbstferien zwei Monate Werkstudent sein und die sozialen Pflichten erfüllen, die er zu erfüllen hat. Dann hat er so viel verdient, daß er einige Monate davon leben und studieren kann, zumal wenn er den Lohn wertbeständig anlegt. Es hat aber keinen Zweck, wenn süddeutsche Studenten ins Rheinland oder nach Norddeutschland kommen und weite Reisen machen, um eine Arbeitsstätte zu finden. Wenn aber, wie es im Rheinlande möglich ist, die Studenten von Bonn und Köln bei in der Nähe befindlichen Fabriken unterkommen, zu Hause wohnen und leicht zur Arbeitsstätte gelangen können, so ist ein Student imstande, drei Monate von seinen Ersparnissen zu leben. Wir sind dabei, Beziehungen zu Amerika anzuknüpfen und etwa 30 Studenten nach Amerika zu senden, von denen wir jedem einzelnen unentgeltliche Reisemöglichkeit verschaffen und für die Fahrt nach New York und

von dort zur Arbeitsstätte 50 Dollar zur Verfügung stellen können. Diese Studenten können in Amerika außerordentlich viel Geld verdienen. Es darf sich hier natürlich nur um ganz tüchtige Studenten handeln. Kurzum, auf diese Weise wird auch Gelegenheit geboten werden, Studenten unterzubringen. Und dann kommt zum Schluß auch die Sorge für die unterernährten und tuberkulösen Studenten, die sehr zahlreich vorhanden sind, und die Erholungsbedürftigen, deren Zahl größer ist, als hier vielleicht angenommen wird. Auch hierfür sind Mittel vorhanden, und zwar durch eine Sammlung, die von Herrn Warburg im vorigen Jahr in Amerika vorgenommen worden ist. Die Wege sind gewiesen, wo Studenten untergebracht werden sollen. So wurde die Braunschweigische Burse gemietet, ferner ein Erholungsheim in Schreiberhau, in denen wir eine große Zahl von kranken Studenten unterbringen werden. Sie sehen also, daß die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft arbeitet, und ich möchte die anwesenden Vertreter der Wirtschaft bitten, wenn wir uns mit dem Ersuchen an sie wenden, der Wirtschaftshilfe beizutreten, auch ihrerseits zu helfen, und zwar in der Weise, wie wir es in der Verwaltungsratssitzung beschlossen haben, nämlich ein pro Mille der Gehälter der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft zur Verfügung zu stellen. Ich zweifle nicht, daß, wenn diese Bitte an sie gestellt wird, sie derselben auch entsprechen werden.

Meine sehr verehrten Herren! Ich heiße Sie nun in Bonn herzlich willkommen und freue mich, daß Sie trotz der Schwierigkeiten der Reise noch recht zahlreich gekommen sind. Manche wären sicherlich gerne gekommen, die tatsächlich der Reiseschwierigkeiten wegen nicht kommen konnten. Dazu gehört auch unser lieber Freund Beumer, der mir in seiner gewohnten fröhlichen Weise folgenden Vers schrieb:

„Wie gerne käm' ich nach Bonn am Rhein,
Doch hemmen mich bittere Schranken.
So kann ich im Geiste nur bei Euch sein,
Im Flugzeug lieber Gedanken.
Durch Duisberg send' ich Euch herzlichen Gruß,
Er ist, wie Ihr wißt, unser Bester,
Glückauf Eurer Tagung und guter Beschluß
Das hundertundzwölfte Semester.“

Siebente Hauptversammlung der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Bonn und Einweihung des Studentenheimes (Tillmanneum) am 25. Oktober 1924.

(Nach dem offiziellen Bericht.)

Begrüßungsrede.

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Indem ich Seiner Magnifizenz, dem Herrn Rektor, im Namen der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn den herzlichsten Dank sage für die freundlichen Worte der Begrüßung, möchte ich auch wünschen, daß die soeben angedeutete Hoffnung in Erfüllung geht, die wir alle weiter unausgesprochen und innigst ersehnt im Herzen tragen wollen. Wir benötigen dringend der Ruhe und der Freiheit, um endlich an den Wiederaufbau unseres armen zusammengebrochenen Vaterlandes herantreten zu können.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Im Gegensatz zu unserer früheren Gepflogenheit, regelmäßig am Ende des Sommersemesters unsere Hauptversammlung abzuhalten, haben wir sie diesmal auf den Anfang des Wintersemesters verlegt. Wir folgten dabei einem Wunsche des „Vereins Studentenwohl“, der heute einen ganz besonderen Festtag begeht, bei dem uns der geschäftsführende Vorsitzende der hiesigen Wirtschaftshilfe, Herr Professor Tillmann, sein Wunderkind, das neue Studentenhaus, vorführen wird, das wir in wenigen Stunden einweihen sollen. Wir, die Freunde und Förderer der Universität Bonn, haben zwar ein klein wenig bei dieser neuesten Errungenschaft der Universität mitgeholfen, indem wir hier und da einige Bausteine und Dachziegel beisteuerten, das andere aber, die Grundsteine, die Ziegelsteine, das Holz, den Zement usw., alles übrige haben außer dem Kultusminister gute Freunde und die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft Herrn Professor Tillmann zur Verfügung gestellt. Wir werden das ja nachher alles sehen, hören und dann staunen. Heute müssen wir uns hier nur kurz fassen, denn Professor Tillmann verlangt, daß wir um 1/212 Uhr bei ihm sind.

Indem ich Sie, die Mitglieder, die heute hier erschienen sind, aufs herzlichste begrüße, dürfen wir, bevor wir in die Tagesordnung eintreten, nicht diejenigen vergessen, die seit unserer letzten Hauptversammlung von uns abberufen wurden. In erster Linie ist hierbei zu nennen Geheimrat Professor Dr. Ernst Zitelmann, der seit der Gründung der Gesellschaft nicht nur dem Verwaltungsrat, sondern auch dem Vorstand angehört hat. Seinem energischen Vorgehen bei den Vorbereitungen zur Jahrhundertfeier der Universität haben wir unsere Vereinigung zu verdanken, ihm, dem berühmten Juristen, dem tüchtigen und hervorragenden Lehrer, dem prachtvollen Menschen und der großen Persönlichkeit. Ich brauche nicht große Worte zu machen, Sie haben ihn alle, wie ich, gekannt, verehrt und bewundert.

Was nun den Mitgliederbestand unserer Gesellschaft anbetrifft, so ist hierin eine wesentliche Veränderung nicht eingetreten. Es schieden aus durch Tod und Austritt 31 Mitglieder; hinzu kamen 33 Mitglieder. Die Gesamtzahl der Mitglieder am 22. Oktober ds. Js. beträgt demnach 811.

Leider wurde durch den Verfall der deutschen Währung auch unsere Gesellschaft aufs schwerste geschädigt. Von den uns früher zur Verfügung stehenden 1976379 M, die meist in Kriegsanleihe angelegt und von denen 450000 M an die Universitätskasse überwiesen worden sind, waren am 31. Dezember vorigen Jahres nur noch 3076,80 GM vorhanden.

Sie werden mit mir sehr enttäuscht und traurig sein, daß das mit so viel Liebe, Mühe und Fleiß gesammelte Geld unserer Gesellschaft verlorengegangen ist. Es ist aber auch allen anderen Gesellschaften ohne Ausnahme wie uns ergangen. Diesen Folgen der Inflation stand man wehrlos gegenüber. Man wurde wie bei einer schleichenden Krankheit von dem sich langsam vorbereitenden und dann plötzlich und rapid einsetzenden Verfall der Währung überrascht. Als man dann noch retten und helfen wollte, war es zu spät.

Um hier wenigstens einigermaßen Ersatz zu schaffen, sind wir an unsere Mitglieder herangetreten mit dem Ersuchen, für die allgemeinen Zwecke der Gesellschaft und für das Röntgen-Forschungs- und Unterrichts-Institut einen Beitrag für das Jahr 1924 zu zeichnen. Überall sind wir dabei auf vollstes Verständnis und größte Bereitwilligkeit gestoßen, und ich kann Ihnen mitteilen, daß die Beitragszeichnungen bis heute den stattlichen Betrag von insgesamt rund 90000 GM ergeben haben.

Beiträge, die für bestimmte Zwecke gegeben wurden und die in obiger Summe enthalten sind, gingen ein:

von den Mitgliedern im allgemeinen für das Röntgen-Forschungs- und Unterrichts-Institut.	GM 15000,—
von Herrn Generaldirektor Dr. Paul Müller in Köln zur Anschaffung einer „Astro-Kamera“ für die Universitäts-Sternwarte	„ 500,—
von Herrn Dr. J. Balthazar in Bonn für die medizinische Fakultät	„ 500,—
von Herrn Professor Dr. Hübner in Bonn für das zu errichtende Institut für Verbrechensforschung	„ 63,20

Ferner erhielt ich von Herrn Professor Hübner folgendes Schreiben:

„Bezüglich des Fonds ‚Verbrechensforschung‘ der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Bonn gestatte ich mir noch zu berichten:

1. Die Zeitschriften sind weiter gehalten worden.
2. Neuanschaffungen: Diapositive, ein Bibliotheksschrank, ein Mikroskop, Bücher.
3. Außer dem schon abgelieferten Geld sind 300 GM bar, sowie GM 3000,— Ruß-Elektroaktien und GM 12000,— Rhein.-Westf. Getreidekreditaktien vorhanden, die demnächst an das Bankhaus Levy abgeliefert werden.

Begonnen wurde schließlich noch mit der Schaffung eines umfangreichen Archivs.“

Herr Julius Wegeler in Koblenz hat sich in freundlicher Weise bereit erklärt, die von seinem verstorbenen Vater errichtete C. Wegeler-Deinhard-Stiftung nach und nach wieder auf ihren alten Stand zu bringen, und zu diesem Zwecke vorerst

nom. GM 6000,— Aktien der Bayrischen Cellulose A.-G.
vorm. Wacker in Nürnberg

zur Verfügung gestellt.

Ferner gelangten auf Wunsch der Stifter einige Beiträge im Betrage von 75 GM und 50 holl. Gulden schon zur Auszahlung, für die wir noch Ihre nachträgliche Genehmigung einzuholen haben.

Das Gesamtergebnis unserer Bemühungen ist also, wie Sie sehen, sehr gut und ich darf wohl in Ihrer aller Namen allen Mitgliedern, die in diesem Jahre in so vorbildlicher Weise für unsere Gesellschaft eingetreten sind, unseren herzlichsten Dank aussprechen.

In dem von uns errichteten

Röntgen-Forschungs- und Unterrichts-Institut

nimmt die Weiterentwicklung einen befriedigenden Verlauf. Um Sie näher mit den darin geleisteten Arbeiten bekannt zu machen, hat sich der Leiter des Instituts, Herr Professor Grebe, in liebenswürdiger Weise bereiterklärt, Ihnen unter Punkt 7 der Tagesordnung einen Bericht zu erstatten.

Leider ist es uns noch nicht gelungen, unseren Wunsch, das Institut durch Übernahme auf den Staatshaushalt sicherzustellen, zu verwirklichen. Sparmaßnahmen, die von Reichs wegen überall durchgeführt werden mußten, standen dem entgegen und zwangen uns, vorerst noch selbst für die Unterhaltung des Instituts Sorge zu tragen. Dank dem freundlichen Entgegenkommen unserer Mitglieder sind wir in der angenehmen Lage, zu diesem Zwecke den soeben schon bekanntgegebenen schönen Betrag von 15000 GM zur Verfügung zu stellen. Hoffentlich ist es durch ihn möglich, die vorhandenen Schwierigkeiten auch weiter zu überwinden, um so unserem so segensreich wirkenden Röntgen-Forschungs- und Unterrichts-Institut den Übergang in eine bessere Zeit zu erleichtern.

Zum Betrieb eines solchen Instituts gehören aber vor allen Dingen auch Kohlen. Wir hatten uns daher an das Rheinische Braunkohlensyndikat mit der Bitte gewandt, wie im vorigen Jahr, so auch in diesem einen Waggon für das Röntgen-Forschungs- und Unterrichts-Institut zu stiften. Das Braunkohlensyndikat hat uns aber gesagt, die Grube Wachtberg könne das ja eben-
sogut tun. Ich melde deshalb, daß die zur Interessengemeinschaft der deutschen Teerfarbenfabriken gehörende Grube Wachtberg dem Röntgen-Institut für Heizungszwecke einen Waggon Braunkohlenbriketts hiermit zum Geschenk macht.

Bevor ich nun meinen Bericht schließe, möchte ich Ihnen noch mitteilen, daß am 28. Juni in Leverkusen eine Sitzung des Verteilungs-Ausschusses stattgefunden hat, in der über die an die verschiedenen Fakultäten zu verteilenden Mittel Beschluß gefaßt wurde. In einer daran anschließenden Verwaltungsratssitzung sind diese Beschlüsse genehmigt worden. Ich werde sie unter Punkt 3 der Tagesordnung bekanntgeben.

Mit nochmaligem Dank an die Versammlung schließe ich meinen einleitenden Bericht.

* * *

Rede bei Einweihung der neuen Mensa academica.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Im Namen und Auftrage der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn ist es mir eine ganz besondere Ehre, dem Verein Studentenwohl, der ganzen Studentenschaft und damit auch der Universität heute die herzlichsten Glückwünsche zur Einweihung des Studentenheims auszusprechen. Es war uns allen und mir ganz besonders eine große Herzensfreude, daß wir heute morgen in unserer Hauptversammlung beschließen konnten, dem Verein Studentenwohl die Zahlung der 10% von 50000 GM gleich 5000 GM nicht nur für das laufende Jahr, sondern für alle kommenden Jahre zu erlassen. Wir sind besonders froh, daß wir damit dem geschäftsführenden Vorsitzenden, unserem allseits verehrten Professor Tillmann, einen schweren Stein vom Herzen genommen haben. Professor Tillmann hat dann, so lieb und nett, wie er das so gut kann (Heiterkeit), mit einer schönen Geste gesagt: „Hoffentlich wird die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft bald folgen und dasselbe tun.“ Als dann der Geschäftsführer dieser Wirtschaftshilfe, Dr. Schairer, an die Reihe kam, warf er den Ball weiter und sagte, wieder mit einem sehr freundlichen Gesicht zu mir gewendet, das geht mich nichts an, das muß der Vorstand machen. Ja, meine sehr verehrten Damen und Herren, das ist alles richtig, nur daß ich nicht der Vorstand, sondern nur der stellvertretende Vorsitzende in diesem zur Zeit aus 5 Personen bestehenden Gremium und damit ein kleines Glied dieser Organisation bin. Da wir zur Zeit auf der Suche nach einem neuen Vorsitzenden sind, weil leider und zu unserem großen Bedauern der jetzige, Herr Geheimrat Professor Dr. Schmidt-Leipzig, amtsmüde ist und sich zurückziehen will, so gibt mir das die willkommene Veranlassung, und das macht mir und sicherlich auch Ihnen allen viel Spaß, den mir zugeworfenen Ball sofort weiterzuwerfen, und zwar zurück an Professor Tillmann selbst. In Übereinstimmung mit Dr. Schairer nämlich möchte ich Sie alle und damit auch Professor Tillmann bitten, mit der Erledigung der uns von ihm gewordenen Anregung, auch die Hypothek der Wirtschaftshilfe in ein zinsloses Darlehen zu verwandeln, so lange zu warten, bis Professor Tillmann selbst, wie in Aussicht genommen, Vorsitzender der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft geworden ist. (Stürmischer Beifall und Heiterkeit.) Daß das die allerbeste Lösung der schwierigen Frage ist, unterliegt keinem Zweifel.

Da ich durch die Provokation von Professor Tillmann nun einmal als Vorstandsmitglied der Wirtschaftshilfe das Wort habe, so nehme ich mir die Freiheit, in dieser meiner Eigenschaft auch etwas aus der Schule zu plaudern.

Als die Geschäftsführer und Vertreter der Zentralstelle der im Deutschen Reich zerstreut liegenden Wirtschaftskörper der deutschen Hochschulen der „Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft“ unter Führung meines lieben jungen Freundes Dr. Schairer vor etwa 3 Jahren nach Leverkusen kamen und nach einer längeren Aussprache mein Herz mit nach Dresden nahmen, wurde ich: „halb zog man ihn, halb sank er hin“ in die Arbeit der Wirtschaftshilfe mit hineingezogen.

Recht bald schon kamen die Briefe, in denen man mir mitteilte, daß es wünschenswert sei, wenn bei dem Wirtschaftskörper in Bonn, wie auch an anderen Hochschulen, ein Dozent die Leitung übernehmen würde. Ich wandte mich daher an Professor Tillmann und bat ihn, dies zu tun. Der wies mich aber, wenn auch liebenswürdig, wie er immer ist, so doch energisch, was er auch ist, ab und sagte mir, daß er mit dieser Studenten-Wirtschaft nichts zu tun haben wolle. Als dann kurz darauf wieder ein Brief von Dresden kam, ging ich erneut zu Professor Tillmann und sagte ihm nun, und zwar jetzt sehr energisch, was auch ich sein kann: „Lieber Freund, diesmal weiche ich nicht von der Stelle, bevor Sie mir nicht in die Hand versprochen haben, daß Sie die Leitung der Mensa academica übernehmen.“ Er versuchte nochmals sich zu drücken, aber es half ihm nichts, ich ließ nicht locker. Schließlich sagte er: „Ihnen zuliebe will ich es tun; Wirtschaft liegt mir zwar gar nicht, da ich bekanntlich nicht verheiratet bin und deshalb kein Verständnis für solche Dinge habe.“

Tillmann wurde sodann geschäftsführender Vorsitzender des „Vereins Studentenwohl“, er nahm die Leitung in die Hand, stellte tüchtige studentische Hilfskräfte an und sofort wurde es besser und besser, und schließlich ist es heute so, daß Bonn neben Marburg, München und Tübingen mit zu den besten Wirtschaftskörpern Deutschlands zählt und sich die anderen ein Beispiel an dem nehmen können, was Professor Tillmann jetzt auch zu seiner eigenen Freude und Befriedigung geschaffen hat.

Einige Wochen schon, nachdem Professor Tillmann die Führung übernommen, erschien er bei mir und erklärte, daß es so mit der Mensa nicht weitergehen könne; man habe keinen ordentlichen Raum zum Kochen und noch weniger einen passenden Saal zum Essen, in 4 Abteilungen hintereinander müßten die Studenten essen und dabei stundenlang warten. Wir müßten daher für ein neues Heim sorgen. Ich sagte ihm: „Sehr einfach, suchen wir doch ein altes Gasthaus zu kaufen, wie man das auch in Marburg und Tübingen getan hat; das ist die beste Lösung.“ Da legte er mir nun auseinander, daß er diese Möglichkeit schon erwogen habe, daß das aber in Bonn beim besten Willen nicht ginge, da alle Häuser durch die französische Besatzung belegt seien. Es bliebe gar nichts anderes übrig, als ein neues Haus zu bauen. Er habe deshalb schon ein Grundstück an Hand und die Baupläne dazu machen lassen.

Als ich ihn dann fragte, wie er an das nötige Geld zu kommen gedenke, sagte er ganz einfach: „Da müssen Sie mithelfen, denn das erste Geld habe ich schon, das hat mir das Reich und das Kultusministerium gegeben“. Es waren viele Papiermillionen, aber in Gold umgerechnet, war es doch nur ein relativ kleiner Betrag, für den man einige Ziegelsteine, Dachziegel und Hölzer kaufen, aber bei weitem kein Haus, am wenigsten ein solch großes, wie Tillmann es geplant hatte, bauen konnte. (Heiterkeit.) Er hat dann den Bau begonnen und zuerst 10 „Einsamkeiten“, wie er sie nennt, gekauft, auf denen er, wie man in Bonn jetzt scherzhaft erzählt, beinahe sitzengeblieben wäre. (Heiterkeit.) Alles weitere hat er, wie schon wiederholt betont, auf das für ihn und seinen Stand charakteristische „Gottvertrauen“ gesetzt. Aber er hat es dabei doch so gemacht, wie es in dem bekannten arabischen Spruch heißt: „Vertraue auf Gott, aber binde dein Kamel trotzdem an.“ (Stürmische und sich immer wiederholende Heiterkeit.) So ist es weitergegangen, bis die Inflation zu Ende war und damit auch das Ende der ersten Bauperiode eintrat, wie er das selbst geschildert hat.

Da ich einmal dabei bin, möchte ich mit Ihrer gütigen Erlaubnis noch etwas mehr aus der Schule plaudern. Wie Professor Tillmann nun mit seinem Inflationsdefizit festsaß, kam er wieder eines schönen Tages zu mir. Und ich gestehe Ihnen, da bin ich vor Angst und Sorge blaß geworden, als er, der Theologieprofessor, (Heiterkeit) mir in seiner Harmlosigkeit mitteilte, daß er, um die gekauften Türen und Fenster zu bezahlen, nicht etwa einen „Himmelswechsel“, sondern einige Realwechsel oder Akzepte, wie er es nennt, im Betrage von je 10000 GM unter-, oder wie man so schön sagt, quergeschrieben habe, die in 8 Tagen fällig würden. (Heiterkeit.) Ich sagte ihm: „Wissen Sie denn eigentlich, was ein Wechsel ist und was es bedeutet, was Sie da gemacht haben?“ „Warum denn?“ meinte er. „Die Wechsel müssen in einigen Tagen bezahlt werden, das ist alles.“ Ich fragte: „Wer soll sie denn bezahlen?“ „Sehr einfach“, sagte Professor Tillmann. „Deshalb bin ich bei Ihnen, Sie!“ Und Gott sei Dank, das Geld wurde beschafft und die Wechsel wurden rechtzeitig bezahlt.

So ist denn dieses wundervolle Heim entstanden, von dem ich, der ich doch selbst viele Häuser gebaut habe, sagen muß, daß es mit den geringen Geldmitteln, die aufgewandt sind, nicht nur praktisch, sondern auch sehr, sehr schön geworden ist. Professor Tillmann hatte daher recht, als er als Einleitung zu dieser Feier den Einzug der Götter in Walhall blasen ließ, er hat damit das Richtige getroffen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Wie Sie gesehen und gehört haben, ist der Vater dieses Hauses, der es vom Grundstein an bis zum Dachfirst erdacht und erbaut, und alle Mühen und Sorgen auf sich genommen hat, unser lieber und verehrter Professor Tillmann. Seine Magnifizienz, der Rektor hatte also recht, als er sagte, daß der Name Tillmann auf ewig mit diesem Hause verbunden sein wird. Wie sollen wir nun das Haus bei der heutigen Taufe nennen. Tillmann selbst bezeichnet es in der Einladung zur heutigen

Feier als „Mensa academica“. Das drückt aber nicht das aus, was dieses Haus neben der Mensa schon jetzt ist und erst recht später sein soll, ein echtes Studentenheim. Diesen Namen wiederum können wir ihm nicht geben, da das ältere Haus an der Lenné-Straße schon Studentenheim heißt. Nun, wir brauchen nicht lange zu suchen, der schönste und beste Namen für dieses Haus, der der Nachwelt auf immer sagt, wem die Studentenschaft es verdankt, er schwebt Ihnen allen auf den Lippen. Es heißt: „Tillmannheim“ oder ins Akademische übersetzt: „Tillmanneanum“. (Zustimmung auf allen Seiten und stürmischer Beifall.)

Achte Hauptversammlung der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Bonn am 25. Juli 1925.

(Nach dem offiziellen Bericht.)

Begrüßungsrede.

Hochverehrte Magnifizenz! Meine sehr verehrten Herren!

Ich danke Ihnen, hochverehrte Magnifizenz, für die freundlichen Worte der Begrüßung, die Sie wiederum an uns gerichtet haben. Meine ganz besondere Freude möchte ich aber darüber aussprechen, daß Sie mir schon einiges vorweggenommen haben, was ich nicht gern sagen wollte, aber um der Lage Rechnung zu tragen, unbedingt sagen mußte, nämlich, wie die Lage unserer Wirtschaft ist. Sie haben schon gesagt, daß die Verhältnisse sich gegenüber dem Vorjahr ganz erheblich verschlechtert haben. Es ist aber weit schlimmer, als Sie annehmen. Als geborener Optimist, der ich allerdings seit fast zwei Jahren mehr und mehr zum Pessimismus neige, dem ich auch wiederholt Ausdruck gegeben habe, wollte ich eigentlich heute die Stimmung nicht verderben und schweigen. Nachdem mich aber hier beim Eintritt in den Saal einige der Herren mit einer großen Attacke auf den Säckel unserer Gesellschaft der Freunde und Förderer empfangen und bestürmt haben, scheint es mir doch richtiger zu sein, daß ich zu dem, was Seine Magnifizenz über unsere wirtschaftliche Lage gesagt hat, noch einiges hinzufüge.

Ich fürchte sehr, wir stehen erst am Anfang einer recht betrübenden und traurigen wirtschaftlichen Entwicklung nach unten. Alle leitenden Personen der Wirtschaft zerbrechen sich bereits die Köpfe, um Mittel und Wege zu finden, wie wir aus dieser Sackgasse herauskommen. Bis jetzt hat aber noch keiner geeignete Vorschläge machen können. Mit der politischen Befreiung Deutschlands oder besser der freieren Stellung Deutschlands, durch die Räumung der Ruhr- und der Sanktionsgebiete und hoffentlich recht bald auch der ersten Zone mit dem Brückenkopf Köln, wird es nicht getan sein.

Ich hatte in den letzten Tagen Besuch von maßgebenden Führern der englischen Wirtschaft. Sie erklärten alle, daß es in England viel schlechter sei als bei uns. Seit Monaten oder Jahren schon sei ihre Wirtschaft in einer scheußlichen Lage. Sie kämen zu uns, um zu sehen, wie es bei uns in Deutsch-

land aussähe und um mit uns zu überlegen, ob wir nicht gemeinsam etwas tun könnten, die Situation zu ändern. Ich habe darauf den Herren erklärt, daß das der richtige Weg sei. Bevor wir aber zu einer erfolgreichen Verständigung kommen könnten, die auch wir erstrebten, müsse mit dem wirtschaftlichen Irrsinn, der heute noch vom Kriege her die ganze Welt beherrscht, gründlich aufgeräumt werden. (Sehr richtig.) Bei der Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie in Köln habe ich damit geschlossen, daß ich sagte: „Schließlich werde auch die Not unseren Gegnern das Beten beibringen, und sie würden dann sagen: ‚Herr Gott, laß es Deutschland gut gehen, damit es auch bei uns wieder besser wird‘.“

Die gesamte Weltwirtschaft wird nicht eher wieder in Ordnung kommen, bevor nicht auch die deutsche Wirtschaft wieder frei ihre Kräfte entfalten kann und zum Aufstieg gelangt. Die Änderung eines Hemmfaktors hilft nichts, es müssen alle Hemmnisse beseitigt werden.

Aber, meine Herren, auch wir selbst, das ganze deutsche Volk muß endlich begreifen und lernen, daß es so wie bisher nicht weitergeht. Wir haben den Krieg verloren; wir sind arm geworden, wir können nicht da wieder anfangen, wo wir 1914, als wir auf der höchsten Höhe unserer wirtschaftlichen Entwicklung standen, aufgehört haben; wir müssen Jahrzehnte unserer Entwicklung streichen und wieder von vorne anfangen. Hauptsächlich aber müssen wir intensiver arbeiten, viel und billig produzieren, einfacher, viel einfacher leben und wieder wie früher, oder besser noch, mehr als früher sparen. Bevor unser deutsches Volk das nicht eingesehen hat, wird es mit uns sicherlich nicht besser werden. Aber Sie sehen schon aus dieser komplizierten und schwierigen psychologischen Programmstellung, wie schwierig die Lösung ist. Es werden deshalb nicht Monate, sondern wahrscheinlich Jahre vergehen, ehe wir wieder in die Höhe kommen. Meine Herren! Es ist heute hier nicht der Platz, uns länger über diese Fragen, so wichtig sie sind, zu unterhalten. Wir wollen daher für heute den Mantel der Vergessenheit über alles das breiten, was uns drückt, uns Sorgen und Kummer macht. Trotz Regen und Nebel und obgleich die Sonne nicht scheint, wollen wir heute doch die Sonne des Frohsinns in unserem Innern leuchten lassen.

Indem ich hiermit die heutige 8. Hauptversammlung der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn eröffne, begrüße ich Sie, die Mitglieder, auf das herzlichste. Es haben 126 Personen zugesagt, darunter 43 Damen. Der Oberpräsident der Rheinprovinz, Herr Dr. Fuchs, hat mir geschrieben, daß er sehr bedauert, nicht kommen zu können, obgleich er es vorgehabt hätte. Die vielen repräsentativen Pflichten der letzten Monate hätten ihn derart in Anspruch genommen, daß er verzichten müsse. Aber er versichert, daß er ein eifriger Förderer der Universität Bonn sein und bleiben werde. Des weiteren bedauert der Landeshauptmann der Rheinprovinz, Herr Dr. Horion, der zu unserer großen Freude im vorigen Jahre bei uns weilte, aus ähnlichen Gründen nicht teilnehmen zu können.

Was nun den Mitgliederbestand unserer Gesellschaft anbetrifft, so ist eine Veränderung nicht eingetreten. Es schieden aus durch Tod und Austritt 29 Mitglieder, hinzu kamen 29 Mitglieder. Die Gesamtzahl der Mitglieder am 1. Juli ds. Js. ist demnach also die gleiche wie zuvor, 811.

Wegen des völligen Verlustes unseres Gesellschaftsvermögens waren wir, wie in 1924, so auch in diesem Jahre, ausschließlich auf die Unterstützungsfreudigkeit unserer Mitglieder angewiesen. Wir haben es ihnen auch diesmal überlassen, einen Betrag zu zeichnen, der sich ihrer Einkommens- und Vermögenslage anpaßt. Wie richtig unser Vorgehen war, zeigt der Umstand, daß die Beitragszeichnungen bis heute den stattlichen Betrag von insgesamt RM 85 539,50 ergeben haben.

* * *

Rede bei Gelegenheit der Verteilung der Mittel.

Ich danke Herrn Professor Spiethoff für seine offene Meinungsäußerung. Ich stehe selbstverständlich auch meinen Mann. Gehen Sie nur bei Ihren Attacken bis an die äußerste Grenze. Wir werden uns schon verständigen, darüber ist kein Zweifel. Dabei weiß Herr Professor Spiethoff ja sehr gut, daß ich besonders auch für die Nationalökonomie ein fühlendes Herz habe. Ich bin einer der ganz wenigen gewesen, die schon vor 45 Jahren neben der Chemie als Hauptfach Nationalökonomie als Nebenfach studiert und das Examen bestanden haben. Ich verdanke der Nationalökonomie sehr viel. Bei ihrem Studium habe ich vieles gelernt. Außer der freien Meinungsäußerung durch Vorträge im Staatswissenschaftlichen Seminar sind unter der Leitung meines hochverehrten Lehrers Geheimrat Professor Dr. Pierstorff schon sehr früh die wirtschaftlichen Fragen aller Art meinem Verständnis nahegebracht worden. Ich kann nur wiederholt versichern, daß ich die Staatswissenschaftliche Abteilung der Universität Bonn auch weiter warm unterstützen werde. Aber, meine Herren, wenn von 90- bis 100 000 deutschen Studenten 23 000 Nationalökonomie als Hauptfach studieren, dann ist das viel zuviel, dann muß man öffentlich und laut vor dem Studium dieses Faches und Berufes warnen. Wo wollen und sollen denn so viele Nationalökonomten unterkommen? Als Nebenfach ist dieser Zweig der Wissenschaft sehr gut. Es gehört aber, und zwar am besten als Hauptfach, ein anderes Studium, sei es Jurisprudenz, sei es ein technisches Fach, sei es der kaufmännische Beruf, daneben. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß Nationalökonomten als solche in jedem Zweige der Wirtschaft zu gebrauchen sind und darin unterkommen. Die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft in Dresden ist dabei, eine große Umfrage über das Studium der Wirtschaftslehre zu veranstalten. Die Zahlen des schon jetzt vorliegenden vorläufigen Materials sind erschreckend. Es herrscht allgemeine Stellenlosigkeit. Nicht einmal als Maschinenschreiber sind diejenigen, die diesen Weg ausschließlich eingeschlagen und ihr Examen gemacht haben, unterzubringen. Das ist doch höchst bedauerlich, da hilft die beste Ausbildung nichts. Wie man hier eine Lösung finden soll, weiß ich

nicht. Warnen müssen wir, aber helfen wird es wenig. Das haben wir auch beim Studium der Chemie gesehen, wo der Verein Deutscher Chemiker schon seit Jahren Warnung auf Warnung erläßt und die Zahl der Chemiestudierenden trotzdem nicht oder nur wenig abnimmt.

Ob wir unter solchen Umständen nun noch Geld hergeben sollen für das „Institut der Betriebswirtschaftslehre“, das ausschließlich zu begründen und zu unterstützen Pflicht des Staates ist, stelle ich Ihrer Entscheidung anheim. Ich wehre mich dagegen, solange ich kann. Wenn wir aber dem Antrag des Herrn Professor Spiethoff zustimmen, dann können und dürfen wir auch die Herren nicht abweisen, die versuchen wollen, Herrn Aubin zu halten. Was dem einen recht, ist dem andern billig. Gerecht müssen wir sein und bleiben, ganz gleich, ob es sich um Theologie oder Naturwissenschaften handelt. Nun möchte ich von Ihnen, meine Herren, hören, wie Sie zu dieser Frage stehen, ob Sie meinen Standpunkt teilen. Ich bitte Sie, sich dazu zu äußern. Ich möchte nicht allein dastehen, der nein sagt, obgleich ja nein zu sagen viel schwieriger ist als ja. —

Herr Oberbürgermeister, Sie wollten sich zu der Frage äußern.

* * *

Vorsitzender C. Duisberg: Ich danke dem Herrn Oberbürgermeister für seine freundlichen Worte der Begrüßung und vor allem dafür, daß er bereit ist, der Universität Bonn auch weiter zu helfen, soweit das in seinen Kräften steht. Was nun das Mißgeschick mit der Gemäldesammlung anbetrifft, so vollzieht sich hier etwas Gegenteiliges von dem, was Marburg macht. Marburg feiert im Jahre 1928 sein 400jähriges Universitätsjubiläum. Bei dieser Gelegenheit will man der Universität ein Kunstmuseum angliedern. Man hat daher eine Sammlung veranstaltet. Soviel ich weiß, hat man bisher von der Provinz Hessen-Nassau, von den Kreisen und Gemeinden sowie von den Freunden der Hochschule etwa 500 000 RM zusammen, so daß mit dem Bau bereits begonnen worden ist, um ihn bis 1928 fertigzustellen. Im Gegensatz dazu vollzieht sich hier zu Bonn der Abbau der vorhandenen Sammlung. Das ist böses Mißgeschick. Ob sich das verhindern läßt, weiß ich nicht. Ich möchte gern helfen, aber wie? Ich glaube nicht, daß die Gesellschaft der Freunde und Förderer hier etwas tun kann, abgesehen davon, daß wir keine Mittel mehr haben. Aber vielleicht finden sich sonstige Freunde und Verehrer der Stadt und Universität Bonn. Die Wirtschaft kann es auch nicht, das halte ich für ganz ausgeschlossen. Wenn die Lage, wie ich dies einleitend gesagt habe, so traurig ist, dann kann und darf man keine neuen Ausgaben machen. Wenn man, wie es an der Ruhr täglich geschieht, Leute entlassen muß, dann muß man nach jeder Richtung hin sparsam wirtschaften. Ich fürchte, Herr Oberbürgermeister, daß ich Ihnen keine Aussicht auf Erfüllung Ihrer Hoffnungen machen kann. Es ist der unglücklichste Augenblick für solche Sammlungen, der überhaupt gewählt werden konnte. —

* * *

Tischrede beim Abendessen.

Meine sehr verehrten Damen! Entschuldigen Sie, meine Herren, daß ich mich zuerst an die Damen wende, aber Sie kommen erst später an die Reihe. Ich begrüße zuerst Sie, meine lieben Damen, weil Sie meinem Herzen viel näher stehen — Sie werden das Warum? gleich hören, — und weil ich meiner ganz besonderen Freude darüber Ausdruck geben wollte, daß Sie zu uns gekommen sind. Denn heute morgen bei der geschäftlichen Sitzung war begreiflicherweise keine einzige Dame anwesend, da konnte ich Sie nicht begrüßen. Wären Sie aber gekommen, so wäre möglicherweise der Verlauf der Sitzung ein ganz anderer geworden. So große Enttäuschungen, wie ich sie heute früh erlebte, habe ich seit langem nicht mehr mitgemacht. Das fing gleich bei meinem Eintritt in die Aula damit an, daß ich von drei oder gar vier Seiten mit Angriffen auf den Geldbeutel der „Geffrub“ überfallen wurde. Ich habe natürlich hergegeben, was ich hatte, — — ich hatte nämlich nichts. (Heiterkeit.) Und dann habe ich trotzdem immer „nein“ gesagt. Nun sind Sie aber heute abend recht zahlreich hier erschienen, und darüber freue ich mich persönlich ganz besonders. Ob die anderen Herren sich auch freuen, weiß ich nicht (Heiterkeit), das kümmert mich auch nicht, vorläufig spreche ich für mich und nur mit Ihnen.

Ich begrüße Sie also, die Blumen unseres Festes. — Nein, nicht die Blumen, das habe ich im vorigen Jahre gesagt, (Heiterkeit) das wollte ich nicht sagen —, sondern, um mit unserem Freunde Dr. Beumer zu sprechen, begrüße ich Sie als die treuen „Weggenossinnen“. Diese Weggenossinnen haben mir den ganzen Tag gefehlt. Endlich sind sie gekommen, um mir zu helfen, um mich zu trösten bei den Enttäuschungen, die ich erlebte.

Ich beginne mit dem größten der Sünder, (Heiterkeit) der mich am meisten enttäuscht hat, obgleich er meinem Herzen am nächsten stand: das ist mein Freund Tillmann. (Heiterkeit.) Da sitzt er, der „Schwerverbrecher“, inmitten von Damen. (Heiterkeit.) Was haben wir im vorigen Jahr alles für ihn getan? Wir haben sein Studentenheim eingeweiht, das wir dann ihm zu Dank und Ehr „Tillmanneum“ genannt haben. Er hat uns darauf noch 50 000 RM zinsloses Darlehen abgenommen. (Heiterkeit.) Auch die haben wir ihm ohne Widerspruch gegeben. Aber von der Hypothek, die er auf sein Haus eintragen lassen wollte, haben wir bis jetzt nichts gesehen. (Heiterkeit.) Kurzum, wir haben ihm alles zuliebe getan. Bedankt hat er sich überhaupt nicht. (Heiterkeit.) Früher kam er wenigstens fast jede Woche zu mir nach Leverkusen, jetzt ist er das ganze Jahr nicht dagewesen. (Heiterkeit.) Der sagt nun immer, er sei mein lieber und guter Freund. (Heiterkeit.) Als man ihn dann, gelegentlich der Rheinland-Jahrtausendfeier der Universität Bonn, aus Dankbarkeit für alles, was er für die Universität und die Studentenschaft getan, zum Ehrendoktor der Medizin ernannte — soviel ich weiß, nennt das Diplom ihn — o Ironie des Schicksals — Doktor der Chirurgie und Geburtshilfe (Heiterkeit) —, da war es mit der Freundschaft ganz aus. Da wurde er stolz, da hat er mich nicht mehr angesehen, da hat er mich ganz links liegen lassen. (Heiterkeit.)

Nach allem, was vorgegangen, hätten wir doch von ihm erwarten können, daß er uns wenigstens heute zum Essen ins „Tillmanneanum“ einladen würde. Das haben wir wirklich alle angenommen. Ich bin heute mittag sogar schnell in aller Heimlichkeit ganz allein hingegangen, um nachzusehen, ob nicht doch noch ein Teller Suppe für uns übrig sei. (Heiterkeit.) Es war niemand da, der mich kannte. Man war scheinbar erstaunt über einen solch alten Studenten. Daß man mich nicht hinausgeworfen hat, ist alles. (Heiterkeit.) So ist dieser Till-Mann. (Heiterkeit.)

Aber es kommt noch schlimmer. Es verlautet nämlich, er habe sich bestechen lassen! (Heiterkeit.) Ich glaube, es ist wahr, und dann muß ich ihn der Bestechlichkeit anklagen. (Heiterkeit.) Soll ich Ihnen nämlich einmal sagen, warum er uns nicht eingeladen hat? Er durfte es einfach nicht, weil der Herr Oberbürgermeister das nicht haben wollte, weil die Bonner Wirte seine Konkurrenz fürchten. (Heiterkeit.) Und wissen Sie, was er sich als Abfindung dafür für seine Studentenhilfe hat geben lassen? Sage und schreibe 10000 RM bares Geld hat unser Till-Mann dafür eingesteckt. (Heiterkeit.) Ist das nicht unerhört? Wir wollten einfach und ganz schlicht bei ihm zu Mittag essen. Meinetwegen hätte er auch 60 Pfg. pro Person dafür einstecken können. Auf Kaviar und Hummer hatten wir es nicht abgesehen. Wir sind einfache Leute und waren mit einem guten Topfgericht zufrieden. Aber weit gefehlt. Nichts haben wir bekommen, rein nichts. So ist dieser liebe Freund, der uns allen so nahesteht. (Heiterkeit.) Ich sehe unseren lieben und hochverehrten Professor der Theologie bei dieser seiner materiell gerichteten Veranlagung noch als „Generaldirektor“ oder als „Bankier“, etwa als Associé von Freund Hagen, enden. (Stürmische Heiterkeit.) Er ist auf dem allerbesten Wege dazu.

Das war also die erste Enttäuschung, meine sehr verehrten Damen, die ich erlebte. Nun kommt die zweite, und zwar in Gestalt Seiner Magnificenz. Die hat mich auch sehr enttäuscht.

Wie Sie sich wohl entsinnen, hat der Rektor der Universität, Geheimrat Heimberger, mich im vorigen Jahre bei festlicher Tafel schwer angegriffen. Als er hörte, daß ich bei den Mitgliedern der „Geffrub“ betteln gegangen war, und daß, wenn man mich zu der einen Tür hinausgeworfen, ich zur anderen Tür wieder hereingekommen, und mir das sogar, ohne zu weichen, mehrere Male gefallen gelassen hätte, bis ich das nötige Geld für die Gesellschaft der Freunde und Förderer in der Tasche hätte, erklärte dieser Spezialist auf dem Gebiete des Strafrechts, ich wäre ein „Gewohnheitsverbrecher“ schlimmster Sorte. Er sah sich dann nach Methoden der Besserung und Heilung um. Aber alle Vorschläge, die Professor Hübner bei seinem vorigjährigen Vortrage gemacht hatte, verwarf er und erklärte, sie seien nutzlos und würden bei mir nicht helfen. Nur eine einzige Methode, so meinte er, gebe es noch, nämlich die Liebe, von der sei vielleicht etwas zu erhoffen. Die müßte bei mir probiert werden. (Heiterkeit.) Dann hat er sich an Sie, meine verehrten Damen, gewandt, mit der Bitte, die ich mir wörtlich gemerkt habe: „Bieten Sie all Ihre Liebenswürdigkeit auf, um in Geheimrat Duisberg süßere Gefühle zu

erwecken und ihn so auf den Pfad der Tugend zurückzuführen. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß wir es mit einem ‚besserungsfähigen‘ Gewohnheitsverbrecher zu tun haben.“ Und nun kommt meine Hauptenttäuschung: Glauben Sie, meine verehrten Herren, es wäre auch nur eine Dame gekommen und hätte den verlockenden Versuch gemacht? (Heiterkeit.) Das ganze Jahr habe ich gewartet, keine einzige ist erschienen (Heiterkeit) und hat mich zu bessern versucht. Auch Sie, gnädige Frau, (zu Frau Soennecken gewandt) nicht, um durch die vor mir stehenden Blumen zu sprechen. (Heiterkeit.) Sehen Sie, das war die bitterste Enttäuschung.

Nun habe ich aber die Hoffnung und Zuversicht, daß dieser Traum meines Lebens doch noch, und zwar im nächsten Jahr, in Erfüllung geht. Denn Sie, meine Herren, haben mir heute früh wieder den Auftrag gegeben, ich soll, wie im letzten Jahr, für die „Geffrub“ betteln gehen. Das will ich tun unter bestimmten Voraussetzungen, nämlich dann, wenn Sie, meine verehrten Damen, mir wenigstens dabei helfen und auf Ihre Ehegesponste einwirken, daß sie recht viel, und nochmals viel und abermals viel geben, ohne daß ich mir die Finger wund zu schreiben brauche. Also ich hoffe mit Schiller: „Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.“

Nun bin ich mit meinen Enttäuschungen zu Ende. Nun komme ich dazu, Ihnen von einer großen Freude zu berichten, die mir in Verfolg unserer letzten Hauptversammlung zuteil geworden ist.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Entsinnen Sie sich recht, so war im vorigen Jahr aus Anlaß der Einweihung des Studentenheimes bei unserer Abendfeier die studentische Jugend bei und unter uns. Damals tobte noch der Streit zwischen der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft und der politischen Studentenschaft. Ich erzählte Ihnen, wie es mir in Berlin gelungen war, einen Burgfrieden zustande zu bringen und bat die Jugend, doch dahin zu wirken, daß aus dem Burgfrieden ein endgültiger Frieden werden möge. Doch es hat nicht lange gedauert, da war es mit dem Burgfrieden zu Ende, da ging der Kampf wieder los. Alle Versuche der Verständigung halfen nicht; auch zuerst, wenigstens auf der Tagung der Wirtschaftshilfe in München, nicht, als Exzellenz Michaelis sich einen ganzen Tag bemühte. Endlich ist es mir dann gelungen, doch noch eine Einigung zustande zu bringen, auf die ich nun sehr stolz bin. (Bravo.) Der damals geschlossene Friede hat bis jetzt gehalten und wird hoffentlich weiter halten. Jetzt gibt es keine Gegensätze mehr zwischen den offiziellen Vertretern der Studentenschaft und den Vertretern der Wirtschaftshilfe. Diese Verständigung der Jungen betrachte ich als ein gutes Omen für die Alten und für uns alle. Möge dieser holde Frieden, diese süße Eintracht, die Beseitigung all der Gegensätze, zumal der politischen, bringen, die uns im Deutschen Reich trennen und so sehr schaden. Einigkeit brauchen wir mehr denn je! (Beifall.)

Es sei mir gestattet, bei dieser Gelegenheit noch eine Bitte an die Dozentschaft zu richten, nämlich die: Stehen Sie doch den jungen Studenten mehr als früher bei in allen ihren Sorgen und Schmerzen. Helfen Sie ihnen,

wo Sie können. Suchen Sie ihnen nicht nur geistig, sondern auch menschlich näherzukommen. Die Studenten haben ein großes Sehnen danach, sich Rat und Unterstützung bei älteren und erfahrenen Männern zu holen. Unter den jetzigen Studierenden sind ganz prächtige Kerle, die aber vielfach notleidend sind, nicht nur in materieller, sondern auch in seelischer Beziehung, und die der Freundschaft der älteren mehr als je bedürfen.

Ich schließe, indem ich, wie immer, Sie bitte, Ihr Glas zu erheben und mit mir einzustimmen in den Ruf: Unsere Alma mater Bonnensis, und an ihrer Spitze Seine Magnifizenz der Rektor Geheimrat Heimberger, sie leben hoch, hoch, hoch! (Die Anwesenden stimmen unter lebhaftem Beifall in das dreifache Hoch ein.)

Neunte Hauptversammlung der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Bonn am 24. Juli 1926.

(Nach dem offiziellen Bericht.)

Begrüßungsrede.

Ew. Magnifizenz! Sehr verehrte, liebe Freunde von der Geffrub!

Wir danken Ew. Magnifizenz für die freundlichen Worte der Begrüßung, und ich noch ganz besonders dafür, daß Sie meiner in so liebenswürdiger Weise gedacht haben. War ich doch sechs Monate, genau 24 Wochen, von der Heimat fern. Ich hatte nie zuvor die Möglichkeit, eine Weltreise zu machen. Gern hätte ich dies schon früher getan, aber der Krieg hat es verhindert. Nunmehr hat sie alles das erfüllt, was ich von ihr erhoffte.

Wenn ich jetzt, wie es der Wunsch vieler der hier Anwesenden ist, Ihnen einen kurzen Bericht über das Ergebnis unserer Reise abstatte, so muß ich mit einem Gefühl der Wehmut beginnen. Wir kommen nämlich direkt von Nordamerika. Dort grünt und blüht die Wirtschaft und das Leben wie nie zuvor. Man schwimmt im Golde und gibt das Geld mit vollen Händen aus; aber nicht nur für materielle Genüsse, sondern auch für ideelle Bestrebungen, für wissenschaftliche Lehre und Forschung, für Erziehung und Bildung und für Wohlfahrtszwecke. Ganz im Gegensatz dazu sind bei uns, in unserem durch den Krieg und die Nachkriegsfolgen verarmten deutschen Vaterland, seit unserer Abreise im Januar die Verhältnisse nicht besser, eher noch schlechter geworden. Zwar scheint der Tiefpunkt der Depression überwunden, aber die Besserung geht nur ganz langsam vor sich. Man könnte neidisch werden, wenn man sieht, wie in dem allein siegreich aus dem Krieg hervorgegangenen Nordamerika das Volk einig und damit stark ist, wie ein großer nationaler Wille das ganze Leben beherrscht, wie trotz Hyperkapitalismus die Klassenunterschiede und Klassengegensätze nur gering sind, und nicht zuletzt, wie zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ein gutes Einvernehmen besteht und dadurch die Produktion insgesamt und die Leistung im einzelnen gefördert und die Zahlung guter Löhne ermöglicht wird.

Das alles ist bei uns in Deutschland anders; überall das Gegenteil. Statt Einigkeit Uneinigkeit, besonders Zank auf parteipolitischem Gebiet; ob rechts oder links, Zank und Streit. Infolgedessen auch keine tragfähige Regierung, wie sie bei einem parlamentarischen System nun einmal unbedingt nötig ist. Was aber meines Erachtens das Schlimmste, ist der Mangel an ausgeprägtem nationalen Empfinden. Und endlich immer noch schroffer Gegensatz zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern, wobei der Klassenkampf und der Klassenhaß die Parole der sozialistischen und vor allem der kommunistischen Parteien geblieben ist.

Unter solchen Umständen hat es Amerika leicht, die Führung in der Welt zu behalten und zu behaupten. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß man es versteht, die sich bei allen reichen Nationen leicht bemerkbar machenden Verfallserscheinungen zu vermeiden oder diese wenigstens auf ein Mindestmaß zurückzuführen. In erster Linie kommt hier die Erziehung der Jugend in Frage. Auf diesem Gebiet sahen wir drüben manches, was uns nicht gefiel. Noch schlimmer aber sieht es auf einem Felde aus, wo man es am wenigsten erwarten sollte, nämlich auf dem der Prohibition. Das Gesetz gegen den Alkohol ist doch sicherlich aus rein moralischen Gründen erlassen worden, aber vielfach ist das Gegenteil des Gewollten eingetreten. Man verletzt das Gesetz und lügt und betrügt sich selbst und andere. Zwar sind die Arbeiter nicht oder nur selten in der Lage, sich Whisky oder Wein, die Flasche zu 10 oder 12 Dollar, zu verschaffen. Aber jeder, der höhere Einnahmen hat, kann nicht nur leicht Alkohol kaufen, sondern er tut es auch. Ich habe nie so viele Angebote von Wein, Whisky und Champagner erhalten wie in Nordamerika und auf den unter dem Sternenbanner segelnden amerikanischen Schiffen. Dabei wird in der gemeinsten Weise gefälscht, so daß sehr oft nur die Flasche echt, der Inhalt und das Etikett aber nachgemacht und falsch sind. Die großen religiösen Körperschaften, die früher die Prohibition predigten und ihre Ein- und Durchführung betrieben, haben jetzt den Kampf gegen die Trockenlegung begonnen. Sie wünschen an Stelle des Verbots aller alkoholischen Getränke die Zulassung von leichtem Wein und Bier, wollen dagegen den Handel nur mit starken alkoholischen Getränken, wie Whisky und Likör, verbieten. Richtiger wäre es, auch die letzteren zuzulassen, sie dann aber mit ganz exorbitanten Steuern zu belasten, wodurch der Konsum schon erheblich eingeschränkt würde. Auch in dieser Beziehung ist also Nordamerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten geblieben.

Wenn Sie mich nun fragen: Wie die Lage unserer Wirtschaft heute ist, so muß ich antworten: Sie ist so, wie ich es im vorigen Jahre an dieser Stelle kommen sah, oder besser gesagt, sie ist noch schlechter geworden, als ich damals vermutete. Wir scheinen zwar jetzt über den Tiefpunkt hinweg zu sein. Aber immer noch ist die Lage schlecht, die Zahl der Arbeitslosen sehr groß und der Verdienst klein. Wir werden auch noch lange, lange brauchen, bis wir wieder in die Höhe kommen. Dabei tut uns eins not, und hierbei können und müssen wir von den Amerikanern lernen: Wir müssen alles, was uns trennt, beiseite

setzen und nur, was uns eint, betonen. Wir müssen wieder ein einzig Volk von Brüdern werden, „in keiner Not uns trennen und Gefahr“.

Ob nun die Politik oder die Wirtschaft unser Schicksal ist — ich bin der Ansicht, beide sind es —, wir müssen in beiden, in Politik und Wirtschaft, zusammenstehen und zusammenhalten. Es geht nicht an, daß wir in der Politik in zahllose Parteigruppen und -grüppchen gespalten sind, die sich untereinander nicht verständigen und deshalb — wie es zur Zeit leider der Fall ist — keine tragfähige und mächtige, von einer Mehrheit des Parlaments gestützte Regierung hinter, oder besser vor sich haben. Und auch die Wirtschaft, so sehr sie innerhalb der großen Verbände einig und geschlossen dasteht, muß mehr, als es bisher geschehen, in den großen Spitzenorganisationen sich zusammenfinden und fest und treu zusammenhalten. Vor allem muß aber das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, das am meisten zu wünschen übrig läßt, besser werden und der Werksgedanke im Vordergrund der Betrachtung stehen. In diesem Punkte können wir noch viel von Amerika lernen, wo überhaupt nur 10—15% der Arbeiter in Gewerkschaften organisiert sind, die noch dazu der Politik fernstehen und nichts mit ihr zu tun haben wollen.

Aber auch innerhalb Europas müssen wir uns mehr als bisher über Gemeinschaftsarbeit, Beseitigung der Hemmnisse im internationalen Verkehr, Abbau und spätere Aufhebung der Zollschränken und nicht zuletzt auch innerhalb der verschiedenen Wirtschaftsgruppen durch internationale Abmachungen verständigen. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß wir einen dicken Strich unter den Krieg und seine für alle Völker gleich verderblichen Nachkriegsfolgen machen, daß wir wieder lernen, uns gegenseitig zu verstehen und zu vertrauen. Denn internationale Geschäfte und Verträge lassen sich nicht auf juristischer Grundlage, sondern nur durch Gentlemen Agreements, getragen von Treu und Glauben aller Beteiligten, abmachen.

Alles das, was ich oben gesagt habe, ist Vorbedingung für unseren Wiederaufstieg, für das In-die-Höhe-kommen unseres Volkes und für das Wohlergehen Europas. Bleibt es beim alten, geschieht nichts, so wird die zeitliche Überlegenheit Amerikas verewigt werden und Spengler mit dem von ihm angekündigten Untergang des Abendlandes recht behalten. Gelingt es aber, Wandel auf den verschiedensten Gebieten zu schaffen, so brauchen wir die Hoffnung auf Besserung, auf eine bessere Zukunft nicht zu verlieren. Wir werden dann sicher und bestimmt wieder hochkommen.

Was nun unseren Export anbetrifft, so müssen wir auch hier den veränderten Verhältnissen Rechnung tragen. In fast allen westlichen Ländern, einschließlich und vor allem in Amerika, sind so viele neue Fabriken und neue Industriestädte erst unter dem Druck der Absperrung und der Unmöglichkeit des geregelten Warenaustausches, dann aber auch unter dem Schutz hoher Zölle entstanden und errichtet worden, daß wir nicht mehr in dem gleichen Maß und Umfang wie vor dem Krieg an eine Belieferung dieser Länder mit deutschen Waren denken können. Wir dürfen aber trotzdem die Hände nicht in den Schoß legen, sondern müssen uns bemühen, Neues und Besseres an die

Stelle des Alten und Guten zu setzen, wie es in der mechanischen Industrie, allerdings nicht leicht, in der chemischen Industrie dagegen sehr gut möglich ist. Auch müssen wir versuchen, wenn der Export von Ware nicht mehr geht, an Stelle dessen einen Export deutschen Geistes und deutscher Intelligenz zu setzen. Zu dem Zweck müssen wir, so arm wir sind, uns helfend, aber gestützt und versichert durch kapitalistische Beteiligung in diesen westlichen Ländern, fabrikatorisch betätigen. Endlich müssen wir, und das ist die Hauptsache, unter Hebung und Belebung des Innenabsatzes, unser Augenmerk nach dem Osten richten, nach dem, wenn auch langsam und durch Evolution aufsteigenden Rußland und dem zur Zeit durch Kriege und Revolution so tief darniederliegenden China usw. Dort ist sicherlich noch ein großes Feld der wirtschaftlichen Betätigung und des Warenabsatzes, besonders für uns Deutsche. Nach dort können wir dann wieder auch große Massen deutscher Waren in bester Qualität absetzen, wenn wir durch Einführung neuer Arbeitsmethoden, durch Rationalisierung usw. die Herstellungspreise so senken, daß wir wieder eine Überlegenheit vor anderen Nationen haben.

Das, meine sehr verehrten Damen und Herren, lag mir auf dem Herzen, das mußte ich einmal vor Ihnen, vor der Öffentlichkeit aussprechen, wenn es auch nicht direkt mit den Zwecken und Zielen unserer Gesellschaft zusammenhängt.

Somit begrüße ich Sie nochmals herzlichst und heiße Sie zu unserer Jahrestagung willkommen.

Wir treten nunmehr in die Tagesordnung ein und erledigen als 1. Punkt: Erstattung des Jahresberichtes.

Im vergangenen Jahre verloren wir durch Tod und Austritt 24 Mitglieder; hinzu kamen 17 Mitglieder. Die Gesamtzahl der Mitglieder, die am 1. Juli d. J. unserer Gesellschaft angehörten, beträgt 804.

Laut Beschluß unserer letzten Hauptversammlung sind wir auch in diesem Jahre an unsere Mitglieder herangetreten mit dem Ersuchen, einen selbst zu bestimmenden Beitrag zu zeichnen. Der Erfolg war, daß für die allgemeinen Zwecke der Gesellschaft 62507 RM und für das Röntgen-Forschungs- und Unterrichts-Institut . . 12663 „ gezeichnet wurden. Weiter haben in der heute morgen stattgefundenen Verwaltungsratssitzung verschiedene Mitglieder, die unter Punkt 3 noch namentlich aufgeführt werden, Stiftungen im Betrage von 7300 RM gemacht. Damit erhöhen sich die für 1926 eingegangenen Beiträge auf insgesamt 82470 RM.

Daß es trotz der Ungunst der Zeit möglich war, diesen schönen Betrag zu sammeln, legt erneut Zeugnis von dem großen Verständnis ab, das die Mitglieder unseren Bestrebungen entgegenbringen. Wie schwierig es war, gerade in diesem Jahre die Beiträge hereinzuholen, zeigt der Umstand, daß die Industrie, auf die wir doch in erster Linie angewiesen sind, meist nur kleinere Beiträge überweisen konnte und einige der größten Unternehmen ihren Beitrag sogar nur in Kohlen leisteten.

Allen Mitgliedern, die uns auch in diesem Jahre wieder so tatkräftig unterstützt haben, spreche ich hiermit den herzlichsten Dank der Gesellschaft aus.

Wie ich ferner auf unserer letzten Hauptversammlung mitgeteilt habe, hatte das Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in Aussicht gestellt, das von unserer Gesellschaft errichtete Röntgen-Forschungs- und Unterrichts-Institut im Jahre 1926 auf den Preußischen Staat zu übernehmen. Bei unseren Verhandlungen, die wir dieserhalb mit dem Herrn Kurator führten, versuchten wir zunächst zu erreichen, daß das Institut, das dauernd unter großem Raummangel leidet, in die freigewordenen Räume des Hygienischen Instituts verlegt würde. Wir wollten die dann freiwerdende Röntgenbaracke an den Staat verkaufen und den dafür erzielten Gewinn für die Neueinrichtung und Instandsetzung des alten Hygienischen Instituts verwenden. Hierauf wurde uns jedoch von dem Herrn Kurator geantwortet, daß diese Verlegung nur dann in Frage kommen könne, wenn sich die „Geffrub“ bereit erklärte, die Röntgenbaracke bedingungslos dem Staate zu überlassen und außerdem noch die Umzugskosten von 4—6000 RM zu tragen. Auch müsse die Gesellschaft die laufenden Betriebskosten übernehmen, da der Finanzminister die Übernahme des Röntgen-Instituts auf den Staatshaushalt für das Jahr 1926 abgelehnt habe. Nach den darauf folgenden langen und sehr schwierigen Verhandlungen, die mehrere Kuratoriumssitzungen erforderlich machten, haben wir uns endlich bereit erklärt, die obigen Bedingungen anzunehmen, da wir nur auf diesem Wege die so dringend nötige Verlegung des Instituts erreichen konnten. Wie es uns darauf ergangen ist, zeigt das folgende Schreiben des Herrn Kurators Norrenberg, das dieser am 8. Mai d. J. an mich gerichtet hat:

„Die Durchführung des Erweiterungsbaues der Universität bedingt, daß die in dem Erdgeschoß des Universitätshauptgebäudes ‚Am Hof‘ befindlichen Wohnungen und Amtsräume anderweit untergebracht werden.

Zu meinem lebhaften Bedauern müssen daher die Räume des alten Hygienischen Instituts vorläufig zu Wohn- und Amtsräumen Verwendung finden, so daß die Überlassung dieses Hauses für die Zwecke des Röntgen-Instituts einstweilen nicht in Frage kommen kann.“

Wenn uns nun sowohl von namhaften Parlamentariern als auch von seiten des Kultusministeriums die Wiederaufnahme und die Erfüllung unseres Antrages wegen der Übernahme des Röntgen-Instituts auf den Staatshaushalt für das Jahr 1927 in Aussicht gestellt worden ist, so waren wir doch, um den Betrieb des Instituts weiter aufrechtzuerhalten, gezwungen, an unsere Mitglieder erneut mit der Bitte um Unterstützung heranzutreten. Der Erfolg war, daß die soeben genannte Summe von 12663 RM für diesen besonderen Zweck aufgebracht wurde. Rechnet man hierzu den Überschuß vom vergangenen Jahre von 7039,20 RM, so ergibt sich eine Gesamtsumme von 19702,20 RM. Wenn davon auch in diesem Jahre bereits 6164,10 RM verbraucht wurden, so gibt uns die Restsumme von 13538,10 RM doch die

Möglichkeit, wenigstens für dieses Jahr noch den an uns gestellten Ansprüchen gerecht zu werden.

* * *

Tischrede beim Abendessen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Nachdem ich heute früh schon um 9 Uhr die Mitglieder des Verwaltungsrats und um 11 Uhr die Mitglieder der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn begrüßt habe, ist es mir nunmehr als Vorsitzender dieser Gesellschaft meine schönste Pflicht, alle diejenigen Mitglieder willkommen zu heißen, die heute vormittag fehlten, heute nachmittag aber fleißig den Vorlesungen beiwohnten und uns heute abend auch mit ihrem Besuch erfreuen.

Wenn Sie die Annalen der Gesellschaft von Freunden und Förderern durchblättern, so werden Sie finden, daß es in den letzten Jahren üblich war, bei den Reden hier an festlicher Tafel ein neckisches Spiel zu treiben. Neckisches Spiel insofern, als wie z. B. im vorigen Jahre die Herren Heimberger und Duisberg sowie Dyroff und Tillmann sich in der liebenswürdigsten Weise bekriegten und sich dann schließlich wieder, wie das nötig und richtig ist, in schönster Weise vertrugen. Heute möchte ich wenigstens von diesem Wettstreit absehen. Dies um so mehr, als ich mich des hohen Auftrages entledigen soll, Sie nach den schönen wissenschaftlichen Vorträgen von heute nachmittag noch weiter wissenschaftlich zu unterhalten. (Hört, hört!) Ja, ich habe es mir gleich gedacht, daß Sie einen Schrecken bekommen und protestieren würden. Aber, meine sehr verehrten Damen und Herren, es gibt für mich außer Ihnen noch eine höhere Instanz, und das ist meine Frau. Diese hat gesagt: „Wenn du, wie man von dir verlangt, heute abend eine lange wissenschaftliche Rede hältst, dann schmilzt du bei deinem niedrigen Schmelzpunkt und der Wärme des heutigen Tages dahin, und die Zuhörer werden entsetzt sein und zur Salzsäule erstarren.“ Meine Frau hat also wieder einmal, wie immer, recht gehabt, und ich muß es anders machen. Sind Sie einverstanden, so will ich nicht wissenschaftlich und ausführlich, sondern im Plauderton und kurz, nachdem ich heute früh über die Wirtschaft Amerikas im Vergleich zu Deutschland berichtet habe, etwas von dem Wunderlande Japan erzählen. (Beifall.) Ich überspringe dabei alles, was wir auf der Reise mit dem „Columbus“ über Neuyork nach Westindien, von Havana bzw. Key West, mit der Eisenbahn durch Florida, Louisiana nach Kalifornien und endlich mit einem Pacific-Dampfer von San Franzisko über Honolulu nach Kobe gesehen haben. Nur von dem Zauber- oder Märchenlande Japan soll die Rede sein.

Dort ist alles anders als sonst irgendwo in der Welt. Schon wenn man sich mit dem Dampfer der Küste nähert, fällt die durch den vulkanischen Charakter des Landes bedingte Eigenartigkeit der Landschaft auf. Die Hügel und Berge, nur mit geringen Einschnitten und Tälern und mit kurzen Fluß-

laufen versehen, steigen vielfach direkt aus dem Meere auf; sie gliedern sich kulissenförmig hintereinandergeschoben und geben dem Ganzen einen mehr theatralischen Anstrich. Die Küstendistrikte sind meist nur spärlich mit Bäumen — Kiefern und Pinien — bewachsen. Diese wiederum sind nicht, wie bei uns, gerade und himmelstrebend, sondern infolge der Winde und Stürme meist krummgebogen und phantastisch in ihrer Gestalt. Sollte sich aber einmal ein Baum in den Gärten und Parks unterstehen, senkrecht gen Himmel zu wachsen, so nimmt der Japaner sofort Messer, Draht und Schere und zwingt ihn, sich zu beugen und zu biegen und seltsame Formen anzunehmen. Daneben werden Zierbäumchen aller Art im engen Topf mit so wenig Bodennahrung versehen, daß sie klein bleiben und eine eigenartige Zwergform annehmen müssen.

Aber auch die Menschen sind durchaus verschieden von den Menschen aller anderen Länder der Erde. Zuerst die Männer sind nicht, oder wenigstens nicht so schlimm, wie sie uns in Büchern, besonders auch was Charakter und Denkart anbetrifft, geschildert werden. Ich habe große Hochachtung vor der Energie, Zähigkeit und Ausdauer, gepaart mit großem Gemeinschaftssinn, bekommen, die dieses dabei äußerst liebenswürdige Volk besitzt. Unter den Beamten vor allem findet man Typen altpreußischen Musters, einfach und bescheiden im Leben und Auftreten, korrekt und sicher im Handeln und muster-gültig in ihrem Denken dem Lande und ihrem Kaiser gegenüber.

Und nun erst die Frauen, ich wollte sagen die jungen Mädchen, die Geishas. (Heiterkeit.) Wie reizend sehen diese kleinen Geschöpfe (Heiterkeit) in ihren farbenprächtigen Gewändern, den Kimonos mit dem entzückenden Obi, dem Gürtel aus Damast, aus. Dieser Kimono ist aber nicht, wie die Kunstgelehrten meinen, historisch entstanden. Er entstammt ganz anderen Ursachen, auf die ich noch zu sprechen komme. Auch die Männer tragen, abgesehen von der kaiserlichen Familie und vom Hofe, die sich, wie wir es beim kaiserlichen Kirschblütenfest, zu dem wir eingeladen waren, sahen, ganz europäisch kleiden, meist noch einen einfachen Kimono ohne Hut.

Die verheiratete Frau sieht man seltener; sie ist nicht so glänzend gekleidet, hat in Japan wenig oder nichts zu sagen und ist bedauerlicherweise auch wenig geachtet. Zu keiner Festlichkeit wird sie herangezogen; sie muß immer zu Hause bleiben, muß die Kinder, die sie, solange sie Babys sind, auch bei der Arbeit ständig auf dem Rücken trägt, erziehen und die Hausgeschäfte erledigen. Der Mann dagegen genießt die Freuden des Lebens und tut, was ihm beliebt.

Im öffentlichen und gesellschaftlichen Verkehr tritt nun an die Stelle der japanischen Hausfrau die Geisha. Nicht die Geisha, wie man bei uns vielfach glaubt, im üblen Sinne eines zweifelhaften Mädchens, sondern im allerbesten Sinne. Es sind Mädchen aus besseren Familien, die vom 10. Jahre ab in besonderen Pensionaten in Unterhaltung, in Spiel und Tanz, in Musik und Kunst ausgebildet und erzogen werden. Sie haben die Aufgabe, bei Gesellschaften, die nur in Teehäusern abgehalten werden, die Männer zu unter-

halten. Auch in der Politik spielen sie eine Rolle. Auf Grund ihrer guten Bildung heiraten sie oft Männer in hohen Würden und Stellungen. Diese Geishas sind in ihrer liebenswürdigen Art außerordentlich angenehm und haben uns, namentlich bei den Teehausfesten, sehr viel Freude gemacht.

Auch das Familienleben ist ganz verschieden von dem unsrigen. Das ergibt sich einfach daraus, daß das japanische Haus wiederum ganz verschieden ist von unserem deutschen Haus. Es besteht lediglich aus Holzwänden und Papierfenstern. Die Wände kann man verschieben und so große und kleine Räume schaffen, und durch die geschlossenen Fenster fällt nur gedämpftes Licht. Ein solches japanisches Wohnhaus ist daher außerordentlich billig und der Betrieb sehr einfach, zumal sich nichts, rein gar nichts an Möbeln in dem Hause befindet. Es ist weder ein Stuhl noch ein Tisch, weder ein Bett noch Schrank, noch Kommode oder Waschtisch, noch irgend etwas, als einfache Strohmatten bestimmter Form und Größe auf dem Boden, vorhanden. Meist ist in einem der Zimmer noch eine kleine flache Kiste angebracht, in der an der Wand ein Gemälde (Kakemono) hängt und auf einem Vorsprung eines jener schönen und interessanten Kunstwerke aus Ton, Porzellan oder Bronze, ein Koro oder eine Vase mit einer Blume steht. Das ist alles. In einem solchen Hause also lebt die japanische Familie mit sehr vielen Kindern ohne Zentralheizung und ohne Ofen. Zum Wärmen in den oft sehr kalten Wintertagen dient ein einfacher Ton- oder Bronzestopf, mit Sand gefüllt, in dem glühende Kohlen brennen. Für die Nacht holen sich die Bewohner aus einem Wandschrank Decken hervor, auf die sie sich betten und mit denen sie sich zudecken. Die Papierwände werden dann gegen Einsicht mit Holzläden geschlossen.

Auch das Essen der Japaner ist wieder ganz anders als bei uns. Es besteht im wesentlichen aus Gemüse (auch Seetang), Reis und Seenahrung, wie Fische, selbst Tintenfisch, und Muscheln usw. Man kennt weder Milch noch Butter, noch Käse, noch Fleisch. Auch Brot wird wenig oder gar nicht gegessen. Als Getränk dient der Reiswein (Sake genannt), der aus ganz kleinen Schälchen warm getrunken wird. Mit dem Untergehen der Sonne geht der Japaner schlafen und steht mit der aufgehenden Sonne wieder auf.

Nun werden Sie fragen: wie kommt es denn, daß das alles so eigenartig fremd und verschieden von uns ist? Die Hauptursache dafür sehe ich in der Topographie dieses vulkanischen Landes mit den vielen Erdrutschen und Erdbeben. Man zählt durchschnittlich im Jahr etwa 1000 mehr oder weniger heftige Erdstöße. Auch sollen seit Christi Geburt mehr als 120 Erdbeben in der Größenordnung wie vor 3 Jahren stattgefunden haben. Mir wurde versichert, daß dieses letzte große Erdbeben allein 400 000 Menschen das Leben gekostet und ca. 16 Milliarden Yen = 30 Milliarden Goldmark an Sachwerten verschlungen haben soll. Solche furchtbaren Katastrophen ertragen die Japaner gottergeben und lächelnd und lassen nur wenig davon in die Öffentlichkeit kommen. Das allein muß jeden mit großer Bewunderung für dieses, im übrigen sehr naive und für die Natur begeisterte Volk erfüllen.

Diese Naivität drückt sich am deutlichsten in der Religion aus, und zwar

dem Buddhismus auf der einen und der Staatsreligion, dem auf Ahnenkult beruhenden Shintoismus, auf der anderen Seite. Für die Tempel, in denen die Gläubigen ihre Götter verehren und ihre Gebete verrichten, haben sie sich immer die schönsten Stellen ihres Landes, herrlich gelegene und durch die Natur begünstigte Tempelhaine, ausgesucht. Einfach und schlicht sind an sich die Tempel des Shintoismus, die aus Torii von Stein und rohem Holz bestehen. Wunderbar und eindrucksvoll wirken dagegen die buddhistischen Gotteshäuser, besonders in den Tempelhainen von Nikko, Nara usw., die mit herrlichen Schnitzereien in rotem und farbigem Lack, mit figürlichen Kunstwerken aller Art, mit Buddhas und Quanons versehen sind.

Wir selbst haben drei Erdstöße erlebt, einen Brand und einen Zyklon mitgemacht. Wir haben dabei gesehen, welche Bewandnis es hat mit den erdbebensicheren Wohnhäusern aus Holz und Papier ohne Möbel, die ohne große Kosten leicht und schnell nach einem Brande wieder aufgebaut werden können. Auch der Kimono verdankt seine Entstehung den Erdbeben. Dieses einfache Kleidungsstück für Mann und Frau und Kinder schützt nicht nur gut gegen die Kälte der ungeheizten Häuser, sondern bei plötzlich auftretenden Katastrophen, Erdbeben, Bränden und Zyklonen, denen dann die meisten Häuser des Ortes zum Opfer fallen, kann man mit einem Kimono bekleidet schnell das bedrohte Haus verlassen. Auf den mitgenommenen Decken und Strohmatten, dem einzigen Mobiliar, das der Japaner außer Kunstwerken, die in kleinen feuersicheren Gelassen (Godown) untergebracht sind, kennt, wartet er auf der Straße ab, was kommt. Als z. B. in unmittelbarer Nähe unseres Hotels aus Holz in Mijanoshida vier Häuser morgens gegen 6 Uhr in Brand gerieten, wurden nicht nur alle Bewohner des Hotels, sondern auch die Einwohner der ganzen Stadt alarmiert. Man zog sich so schnell als möglich an, um mit Sack und Pack auf die Straße zu eilen. Wir Europäer brauchten dazu mindestens 15—20 Minuten, während die Japaner schon binnen 5 Minuten mit ihren Kindern und dem ganzen Mobiliar im Freien waren und, auf der Straße sitzend, ruhig abwarteten, ob der Brand auch das eigene Haus zerstören würde. Nun, ich will davon nicht weiter sprechen, sondern nur noch kurz von einem Teehausfest, unserem schönsten Erlebnis, berichten.

Wie schon erwähnt, sind die Wohnhäuser der Japaner für die Veranstaltung von Festen nicht geeignet. Deshalb spielen sich alle Vergnügungen und Festlichkeiten im Freien (Kirschblüten- und Chrysanthemenfest) oder in den besonders dafür errichteten Teehäusern ab, in denen man durch Verschieben der Wände größere oder kleinere Räume je nach Bedarf herrichten kann. Von einem unserer Geschäftsfreunde, einem Fabrikanten pharmazeutischer Produkte, Herrn Jahomi Hoshi, dem wir Deutsche deshalb sehr viel verdanken, weil er uns in der Nachkriegszeit, als es uns schlecht ging, zur Förderung deutscher chemischer Forschung größere Geldmittel zur Verfügung gestellt hat, waren wir zu einem Teehausfest eingeladen. Außer uns waren der Deutsche Botschafter, Herr Dr. Solf mit Frau und Tochter, ferner mehrere Minister, Parteiführer und andere angesehene Japaner, darunter der Leib-

arzt des Kaisers, erschienen. Im ganzen waren wir etwa 20 Personen. Dementsprechend waren vom Gastgeber auch 20 Geishas in ihren bunten Gewändern und eigenartigen Frisuren mit ihrer Leiterin an der Spitze engagiert worden. Jedem Gast wurde eine Geisha zugeteilt. Alle saßen an den Wänden entlang auf weichen Kissen und frontal der Botschafter und seine Frau sowie wir, meine Frau und ich, als Ehrengäste. Am unteren Ende des Raumes hatte der Gastgeber Platz genommen. Da wir auf japanische Weise in Hockstellung nicht sitzen konnten, stellte man uns Europäern mehrere Kissen zur Verfügung.

Das Fest begann damit, daß junge, angehende Geishas kleine niedrige Tischchen aus Ebenholz brachten, auf denen dann die Gerichte serviert wurden. Es mögen etwa 20 verschiedenartige Speisen gewesen sein, die von den Geishas mit Saucen und Gewürzen zubereitet und dann von uns, mit dem Reiswein (Sake) verzehrt oder besser versucht wurden. Dabei bemühten sich die Geishas, uns, so gut es ging, zu unterhalten. Da nur wenige von ihnen englisch konnten, so versuchten sie sich mit uns durch die Zeichensprache zu verständigen, was sehr viel Gelächter hervorrief. Im Gegensatz zu den Festen der Geffrub wurden während und nach dem Essen keine Reden gehalten. Nur der Gastgeber rutschte, mit seinem Sakeschälchen auf den Knien, von Gast zu Gast und stieß mit jedem an. Vor dem Essen schon hatte einer der ersten Künstler Japans jedem von uns ein schönes Stilleben von Pflanzen, Blumen und Früchten (ein Hängebild — Kakemono) in wenigen Minuten auf Seide gemalt. Nach dem Essen ergötzte uns eine sehr geschickte Zauberin mit allen möglichen Kunstfertigkeiten. Dann sangen Gruppen unserer Geishas die ganz eigenartigen, für uns Europäer wenig angenehmen Gutturallaute, von Musik auf sonderbaren Instrumenten (Sambisan usw.) begleitet. Auch traten sie als Tänzerinnen auf, die eigenartige nationale Tänze aufführten. So verlief dieses Teehausfest außerordentlich interessant und schön und wird uns unvergeßlich bleiben.

So wundervoll es aber auch in Japan und in der Welt da draußen war, so sehr wir von allem Neuen entzückt waren: am allerschönsten war es doch, als wir wieder auf deutschem Boden weilten (Beifall), als wir den schönen grünen Rhein wiedersahen und wieder in unserer Heimat, in unserem geliebten Leverkusen eintrafen (Beifall), und nun auch wieder unter Ihnen, meine lieben Freunde von der Geffrub und von der Bonner Hochschule, weilen dürfen. (Lebhafter Beifall.) Wir denken Ihrer aller in alter Freundschaft und Treue.

Nun lassen Sie mich schließen, indem ich Sie alle bitte, die Gläser zu erheben und auf das Wohl der Universität und ihrer Lehrer einzustimmen: Die Universität, ihre Lehrer und an der Spitze der Rektor, Herr Professor Dyroff, sie leben hoch, hoch, hoch! (Lebhafter Beifall.)

Zehnte Hauptversammlung der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Bonn am 29. Oktober 1927.

(Nach dem offiziellen Bericht.)

Begrüßungsrede.

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Für die freundlichen Worte der Begrüßung, die Seine Magnifizenz an uns gerichtet hat, darf ich wohl in Ihrer aller Namen herzlichen Dank aussprechen. Wenn er Kürze als der Rede Würze hingestellt hat, so will ich mich beflleißigen, danach zu handeln. Aber es wird mir schwer fallen, denn Sie werden sicherlich bei der Feier eines zehnjährigen Jubiläums — feiern tun wir es freilich nicht, aber jedenfalls würdigen — verlangen, daß ich einen Rückblick gebe über das, was wir in dieser kurzen Zeitspanne geleistet haben.

Heute haben wir die Freude, eine sehr große Zahl von Teilnehmern, wie selten zuvor, nicht nur hier in der Aula, sondern auch mittags im Tillmanneanum und abends beim Essen bei uns zu sehen. Das ist sehr erfreulich. Hoffentlich wird der Verlauf dieser Veranstaltungen ein solch schöner sein und Sie alle so befriedigen, daß Sie im nächsten Jahr in noch viel größerer Zahl kommen werden.

Der Geburtstag der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn ist der 7. Juli 1917. In Bonner Professorenkreisen hatte man zuerst gar nicht die Absicht, eine der Universität anzugliedernde Freundesgesellschaft zu gründen. Man wollte vielmehr nur ein Komitee bilden, das die notwendigen Vorbereitungen für die bevorstehende Feier des hundertjährigen Jubiläums der Universität treffen sollte. Unsere Alma mater ging aber darüber hinaus einen Weg, der mir im Verfolg des Krieges als der wichtigste und notwendigste schien, nämlich Wissenschaft und Praxis noch mehr, als das bis dahin der Fall war, zu vereinigen oder beiden wenigstens die Möglichkeit zu geben, zusammenzukommen, sich näher kennenzulernen und daraus die Folgerungen zu ziehen. Das ist denn auch geschehen. Wir haben als die ersten eine Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität gegründet. In den hinter uns liegenden 10, meist sehr schweren Jahren, hat uns dieses Kind recht viel Freude gemacht. Die Beziehungen zwischen der Universität Bonn und der rheinischen Wirtschaft haben sich vervollkommen und vertieft. Fast an allen Hochschulen Deutschlands ist man dann unserem Vorbild gefolgt und hat überall nach unserem Muster, meist ohne wesentliche Änderung der Satzungen, Hochschulgesellschaften gegründet.

In der Nachkriegszeit der Not und des Tiefstandes haben wir dann mit den uns von unseren Mitgliedern zur Verfügung gestellten Mitteln sehr viel erreicht. Wir haben den Seminarien die Anschaffung von Büchern und den Professoren die Drucklegung ihrer Arbeiten erleichtert, den Hörsälen die Diapositive und Wandkarten, dem Phonetischen Institut die so wichtigen

Grammophonplatten und den Laboratorien die für bestimmte wissenschaftliche Arbeiten wünschenswerten Apparate verschafft und vor allem in weitgehender Weise wissenschaftliche Untersuchungen und Arbeiten unterstützt. Dem Verein Studentenwohl E. V., der 1919 gegründet und 1921 reorganisiert wurde, haben wir jährlich einen angemessenen Beitrag zu seiner so dringend notwendigen Selbsthilfearbeit gewährt und angemessene Beiträge zur Erweiterung der Studentenbücherei geliefert. Auch das Institut für Leibesübungen ist fast regelmäßig bedacht worden. Unserer Initiative verdanken ihre Entstehung 1919 die Jubiläumsprofessur nebst Bibliothek für internationales Handels- und Industrierecht, 1922 das Röntgen-Forschungsinstitut und 1927 das chinesische Lektorat.

Insgesamt, und zwar einschließlich der großen Spenden aus Anlaß des hundertjährigen Universitätsjubiläums, hat unsere Gesellschaft, und zwar die Papiermark am Tage des Eingangs in Goldmark umgerechnet, bisher — man höre und staune — die große Summe von RM 2 323 000,— zusammengebracht. Das ist eine fabelhafte Leistung. Nun kommt aber die Kehrseite der Medaille. Leider ist ein großer Teil dieser Spenden, die in Kriegsanleihe und mündelsicheren Papieren angelegt waren, in der Inflationszeit als Papiermark wegelaufen und zerronnen. Doch wird man nicht fehlschätzen, wenn man annimmt, daß etwa die Hälfte dieses Betrages den Gesellschaftszwecken zugeführt werden konnte.

Unsere oft zweimal im Jahre und meist mit Ausflügen und Besichtigungen von Fabriken verbundenen Verwaltungsratssitzungen, die von den meisten der etwa 70 Verwaltungsratsmitglieder besucht wurden, haben die Teilnehmer aus Universitäts- und Wirtschaftskreisen persönlich und menschlich nähergebracht. Unsere jährlich einmal stattfindende Hauptversammlung ist, wie auch diesmal, sehr rege aus nah und fern besucht worden und gibt durch Vorträge, Besichtigungen und, nicht zu vergessen, durch das gesellige Beisammensein manche wertvolle Anregung und persönliche Annäherung. Das Wichtigste aber, was wir wollen und was wir erzielt haben, ist die innere und innige Beziehung zwischen Wissenschaft und Praxis. Von welcher großen Bedeutung gerade das für unser Vaterland ist, werde ich nachher an einigen Beispielen zeigen.

Was mich aber heute bewegt, über meinen Bericht hinaus, noch das Wort zu nehmen, ist die politische Situation, in der wir uns befinden. Durch das Gutachten von Parker Gilbert, dem Reparationsagenten, das er im Juni erstattete, und neuerdings durch seinen Brief an den Reichsfinanzminister, ist eine Situation entstanden, die nicht nur der ernstesten Würdigung bedarf, sondern die auch zu weitgehenden Konsequenzen in finanzpolitischer Hinsicht führen muß.

Seit Jahren predigen wir Männer der Praxis, die Spitzenorganisationen der Wirtschaft und vor allem der Reichsverband der Deutschen Industrie an Hand von Gutachten, in Besprechungen und in allen möglichen Versammlungen, daß endlich einmal Einkehr gehalten und die wahre Lage, in der wir

uns befinden, richtig gewürdigt wird, daß, statt mehr Ausgaben zu machen, gespart und die Höhe der Steuern gemildert wird. Was ist eingetreten?

Statt der 5 Milliarden, rund gerechnet, die wir vor dem Kriege auf der höchsten Höhe unserer wirtschaftlichen Entwicklung für öffentliche Zwecke ausgegeben haben, und die dem gesunkenen Geldwert entsprechend heute 7 Milliarden ausmachen, sind wir jetzt bereits auf ca. 13 Milliarden angelangt. Werden die für viele Beamtenkategorien notwendigen und nachzuholenden Gehaltserhöhungen durchgeführt und die Konsequenzen daraus gezogen, dann werden die Ausgaben im Jahre 1928 wahrscheinlich mehr als 14 Milliarden betragen. Dazu kommen noch die sozialen Ausgaben, die in dieser Zeit durch neue soziale Lasten von etwa 1,3 Milliarden auf rund 5 Milliarden gestiegen sind. Zusammengerechnet ergibt das eine Summe von 18—19 Milliarden. Nimmt man nun an, daß das Gesamteinkommen des deutschen Volkes dasselbe ist wie vor dem Kriege, das damals auf 40 Milliarden geschätzt wurde, und dem gesunkenen Geldwert entsprechend heute auf rund 60 Milliarden zu rechnen wäre, tatsächlich wohl aber jetzt wesentlich niedriger, sagen wir nicht höher als 50 Milliarden ist, so würden wir über ein Drittel unseres Volkseinkommens für allgemeine Verwaltung und für soziale Fürsorge usw. ausgeben.

Daß das ein unhaltbarer Zustand ist, vor allem in Anbetracht der Daweslasten, die vom nächsten Jahre an ihre volle Höhe erreichen, wird jeder einsehen. Das kann also so nicht weitergehen. Das wußten wir lange. Das haben wir immer betont. Aber die Regierungen, der Reichstag, die Landtage und die Kommunen haben sich glatt darüber hinweggesetzt und haben die Erholungsjahre, die uns der Dawesplan ließ, benutzt, um schon die Zukunft zu diskontieren. Solche große Lasten, durch die einer großen Zahl von Steuerzahlern bis zu 70% und mehr ihres Einkommens fortgesteuert werden, darf man schließlich keinem noch so gutmütigen und gutwilligen Staatsbürger zumuten.

Wenn wir bisher die Daweslasten gezahlt haben und auch weiter aufbringen sollen, so ist das bei unserer passiven Handelsbilanz nur denkbar, wenn wir noch weiter unsere an sich auch passive Zahlungsbilanz geborgt aktiv machen. Aber, meine sehr verehrten Damen und Herren, das hat kurze Beine. Das kann nicht lange geschehen. Wir müssen Umkehr halten. Durch Sparsamkeit auf allen Gebieten, durch Verwaltungsreform, durch Abbau der Steuern, müssen die Kosten der Produktion verbilligt, die Möglichkeiten der Ausführsteigerung geschaffen und damit eine Aktivität der Handelsbilanz angestrebt werden.

Weshalb ich das alles sage? Nicht, um mies zu machen. Ich bin kein Pessimist. Ich bin einer der größten Optimisten. Sonst hätte ich nicht das erreicht, was ich erreicht habe. Aber was ich will und was ich für notwendig halte, ist, daß wir den Ernst der Lage erkennen und dementsprechend handeln, jeder an seiner Stelle. Wenn aber nun ernsthaft gespart werden soll, weil gespart werden muß, dann fühle ich mich verpflichtet, von dieser Stelle aus den Ruf erschallen zu lassen, daß dann aber nicht an der unrichten Ecke

gespart wird. Wir müssen alles tun, was nötig ist, um unsere Wirtschaft wieder in die Höhe zu bringen. Dazu gehören alle Ausgaben zur Unterstützung unserer Wissenschaft und ihres Nachwuchses. (Sehr richtig!) Ich meine hier in erster Linie alle für Universitäten und Technische Hochschulen, Landwirtschaftliche Hochschulen und sonstige Akademien notwendigen Mittel, selbstverständlich unter sparsamster Berücksichtigung aller Verhältnisse und auch unter Anerkennung dessen, daß wir kulturell uns alles das nicht mehr in dem Ausmaß leisten können, wie es früher der Fall war. In zweiter Linie denke ich an die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und die dafür aufgewandten Beträge, die außerordentlich nutzbringend für Forschungszwecke ausgegeben werden; in dritter Linie an die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft mit ihren zahlreichen Forschungsinstituten und endlich an die für den akademischen Nachwuchs so wichtige Wirtschaftshilfe und Darlehnskasse der Deutschen Studentenschaft und an die Studienstiftung des Deutschen Volkes.

Goethe sagt einmal: „Man muß das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrtum um uns her immer wieder gepredigt wird.“ Ich wiederhole deshalb hier an dieser Stelle die absolute Notwendigkeit der wissenschaftlichen Arbeit, der Förderung der Wissenschaft in Lehre und Forschung und in ihrem Nachwuchs. Wenn Sie die Kürze der Zeit bedenken, die seit der Inflation vergangen ist, wie schnell haben wir uns nach dem Sturz aus stolzer Höhe in die tiefste Tiefe schon nach vier Jahren wieder erhoben und erholt! Nehmen Sie z. B. die Chemie. Sie gehört mit der Schwerindustrie zu denjenigen Wirtschaftszweigen, die am meisten durch den Krieg gelitten haben. Auf dem Gebiete der Farbstoffe z. B. sind wir unter die Hälfte unseres früheren Absatzes zurückgeworfen worden. Wir sehen auch infolge der im Ausland entstandenen neuen Farben-Fabrikationsstätten keine Möglichkeit, unsere Produktion wieder auf die frühere Höhe zu heben, wie das der Schwerindustrie und der Stahlindustrie auf ihrem Gebiet möglich ist. Und trotzdem geht es uns in der Chemie nicht schlecht; im Gegenteil, ich kann es in diesem Kreise aussprechen: Ich bin 45 Jahre in der chemischen Industrie tätig und habe meine Laufbahn mit wissenschaftlicher Arbeit begonnen. Das Resultat ist so, daß ich sagen muß: Es gab keine Zeit, bei der der Strom der wissenschaftlichen Erkenntnis für die chemische Industrie so breit und so mächtig floß, wie gerade gegenwärtig. Wir haben noch nie zuvor auf fast allen Gebieten soviel Neues und praktisch Brauchbares gefunden und erfunden, wie gerade jetzt. Infolgedessen ist es uns gelungen, das, was auf dem Farbstoffgebiet ausgefallen ist, durch neue Produkte auf anderen Gebieten zu ersetzen und so die schweren Wunden, die uns der Krieg geschlagen hat, zur Heilung zu bringen. Durch den Ausbau der Stickstoffindustrie konnten wir nicht nur den Bedarf Deutschlands decken, und zwar zu Preisen, die zeitweise weit unter dem Weltmarktpreis lagen, sondern darüber hinaus auch große Mengen Stickstoffprodukte exportieren. So werden wir imstande sein, durch unsere Tätigkeit die Handelsbilanz von Jahr zu Jahr mehr und mehr zu bessern.

Nun kommt dazu noch die Verflüssigung der Kohle. Wir werden hier noch viel große und schwere Arbeit zu leisten haben, bis wir auf derselben Höhe sind wie beim Stickstoff. Aber wir wissen genau, daß es uns gelingen wird und daß wir nicht mehr allzulange brauchen, bis wir den Bedarf Deutschlands an Benzin decken können. Aber für die Erledigung unserer Aufgaben ist Zeit und abermals Zeit nötig. Das geht alles nicht von heute auf morgen. Wir rechnen mit Jahren und, wie die Vergangenheit gezeigt hat, zuweilen auch, wie beim Indigo, mit Jahrzehnten.

Auch auf dem pharmazeutischen Gebiet ist außerordentlich Großes geleistet worden. Ich will nicht an das Insulin, das Mittel gegen Diabetes, erinnern, weil es im Auslande erfunden wurde. Aber denken Sie an das Germanin gegen die afrikanische Schlafkrankheit oder an das Plasmochin, das wahre Heilmittel gegen die Malaria, und viele andere. Leider werden diese beiden genannten Mittel es nicht uns, wohl aber den anderen Ländern und Völkern ermöglichen, bisher noch unbewohnbare Gebiete wieder zu bevölkern und dadurch fruchtbar und nutzbar zu machen. Nicht vergessen darf ich hier das neueste Heilmittel gegen die Rachitis, das Vigantol (synthetisches Vitamin D), das wir aus der Fettsubstanz der Hefe, dem Ergosterin, durch Bestrahlung mit Lichtstrahlen bestimmter Wellenlänge herstellen.

Wollen Sie schließlich im großen Ausmaß und deutlich sichtbar die Resultate wissenschaftlicher Arbeit in der Wirtschaft sehen, dann müssen Sie zur Werkstoffausstellung nach Berlin gehen. Viele von Ihnen sind gewiß schon dagewesen. Ich habe sie mir auch am vergangenen Dienstag eingehend angesehen und war erstaunt über die Fülle der Leistungen, die ich in stofflicher Beziehung dort sah. 50 Elemente, darunter fast alle Metalle, sind durch Legierungen, Wärme- und sonstige chemische und physikalische Behandlung zu veredelten Werkstoffen umgeändert worden, die nun der Öffentlichkeit zum Gebrauch dargeboten werden, und zwar in einer Güte und Qualität, wie sie bis dahin niemals vorgeführt worden sind. Diese Werkstoffausstellung zeigt auf Schritt und Tritt, wie hier die Wissenschaft überall mit am Werke gewesen ist. Überall sehen Sie die Chemie und die Physik und daneben zahlreiche andere Wissenschaftszweige wirksam. Deshalb muß jeder Groschen, den wir übrig haben, zunächst wissenschaftlichen Zwecken zugewandt werden.

Noch ein Gebiet möchte ich besonders erwähnen, auf das wir, solange uns der ausländische Markt in dem bisherigen Umfang, vor allem wegen der hohen Schutzzölle des Auslands, versperrt bleibt, in erster Linie angewiesen sind. Das ist der deutsche Binnenmarkt, auf dem unsere Landwirtschaft die große Rolle spielt. Auch die letztere hat mehr und mehr erkannt, welche große Bedeutung für sie die Wissenschaft hat. Nur durch die Anwendung der Ergebnisse der Wissenschaft in der Praxis ist die Intensivierung, die für uns so nötig ist, durchzuführen. Nur so können wir uns mehr und mehr von der Einfuhr ausländischer Nahrungsmittel unabhängig machen.

Also Pflege und Förderung der Wissenschaft und ihres Nachwuchses, und selbst Steigerung der Aufwendungen für diese Zwecke, statt Verminderung,

muß die Parole sein. Darum: mutig vorwärts, niemals rückwärts. Kräftig, wie wir angefangen, wollen wir zum Ziel gelangen! (Lebhafter Beifall.)

* * *

Tischrede beim Abendessen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Bekommen Sie keinen Schrecken, wenn Sie sehen, daß der Vorsitzende sich wiederum erhebt, um zu sprechen. Ich habe Mitleid mit Ihnen; auch Mitleid mit mir. Aber es ist einmal so, daß bei unserer Gesellschaft, der Geffrub, die Begrüßung dem Vorsitzenden obliegt. Nun werden Sie sagen: Sie haben uns heute morgen schon begrüßt, warum noch einmal? Ich sehe aber viele, männlich und weiblich, die heute morgen in der Aula nicht dabei waren, jetzt aber da sind. Ich frage warum? Sie werden antworten: Wir waren geschäftlich verhindert. Darf das sein? Der Tag der Geffrub ist doch ein Festtag, da gibt es keine Geschäfte. Unsere Freude über die große Beteiligung haben wir heute früh schon ausgesprochen. Seien Sie also erneut alle aufs herzlichste begrüßt. Und was die Hauptsache ist: Ich begrüße ganz besonders herzlich unsere Damen.

Herr Professor Fitting! Sie haben uns heute nachmittag Ihre schönen, neuen, praktisch eingerichteten Treibhäuser im Botanischen Garten gezeigt, mit interessanten und wertvollen Pflanzen aus aller Herren Länder gefüllt, wohlgeordnet und in tadellosem Zustand. Es war für uns ein großer Genuß, alles das, was Sie neu geschaffen haben, unter Ihrer Führung zu sehen und zu bewundern. Dafür sagen wir Ihnen allerherzlichsten Dank. Nur eine kritische Bemerkung möchte ich hinzufügen. Die Blumen, die Sie uns zeigten, können mit den unsrigen, mit den Blumen der Geffrub, doch nicht konkurrieren. Sehen Sie sich einmal an den verschiedenen Tischen hier an. Sie werden sich dann mit uns freuen, daß es so viele und so schöne sind.

Nun ist es zwar bei uns im allgemeinen nicht üblich und gebräuchlich, daß man aus der Reihe der Teilnehmer einzelne heraushebt und besonders begrüßt. Aber heute muß ich doch eine Ausnahme machen. Früher war es unser ältestes Semester, Herr Dr. Beumer, dem wir huldigten und der uns dann fast immer mit einer humorvollen Ansprache erfreute. Leider wurde er im Laufe dieses Jahres von uns abberufen. An seiner Stelle möchte ich heute die beiden Senioren nennen, die hier an meinem Tische sitzen, unseren hochverehrten Altmeister der Schwerindustrie, Herrn Geheimrat Dr.-ing. E. h. Emil Kirdorf, und den Altmeister der chemischen Industrie, Herrn Geheimrat Julius Vorster. Sie beide heiße ich auf das herzlichste in unserem Kreise willkommen und gebe der Hoffnung Ausdruck, daß Sie sich trotz Ihres hohen Alters von über 80 Jahren noch recht lange einer so guten körperlichen und geistigen Frische erfreuen mögen.

Aber jetzt, meine sehr verehrten Damen und Herren, gestatten Sie wohl, daß ich mein Kolleg, das ich heute früh begonnen, heute mittag

im Tillmanneanum fortgesetzt habe, nun beende. Heute morgen habe ich gewünscht und gefordert, daß, wenn gespart werden muß und gespart werden soll, dies nicht an der unrichtigen Stelle, bei der Wissenschaft, geschehen darf, denn die Wissenschaft ist für die Förderung und Entwicklung der Wirtschaft das wichtigste Fundament. Heute mittag haben wir im Studentenheim des studentischen Nachwuchses gedacht, der dringender als je für uns notwendig ist, sowohl für die Wissenschaft und Lehre, als auch für die Praxis. Wir haben gefordert, daß nicht weniger, sondern eher mehr für die heranwachsende studentische Jugend ausgegeben wird, insbesondere für den Neubau und die Einrichtung von Studentenheimen an deutschen Hochschulen, die nicht nur für die Speisung (Mensa) nötig sind, sondern auch zur Pflege der Geselligkeit und Kameradschaft dienen, um so den so wichtigen Ausgleich der menschlichen und gesellschaftlichen Gegensätze unter der akademischen Jugend, der die Zukunft gehört, herbeizuführen.

Jetzt möchte ich ein drittes Kapitel berühren, das mir ganz besonders am Herzen liegt. Es betrifft die Auslese, die wir treffen müssen unter der studentischen Jugend, um wieder Führer zu bekommen, Führer der Wissenschaft und Führer der Wirtschaft. An beiden ist großer Mangel. Der Krieg hat uns die Besten der heranwachsenden Jugend genommen. Viele unter denjenigen, die während des Krieges und direkt nachher studierten — mannigfach auch durch die Not geschädigt —, sind nicht in der Lage gewesen, sich so gut auszubilden und so zu entwickeln, wie dies erforderlich ist. Unter den jetzt kommenden Studenten aber sind, soweit meine Kenntnisse reichen — und ich habe wiederholt Fühlung mit vielen von ihnen gewonnen —, manche, die sicherlich für obige Zwecke besonders geeignet sind. Wenn man aber mit der studentischen Jugend spricht, und ich als „Vater der Studentenschaft“ — auf diesen Ehrentitel bin ich ganz besonders stolz — habe häufig Gelegenheit dazu und tue es gern, dann glaubt eigentlich jeder von ihnen, Führer werden zu können und zum Führer berufen zu sein. Wenn ich ihnen dann sage, was von einem Führer alles verlangt wird und welche zahllosen Eigenschaften und Fähigkeiten er haben muß, dann werden sie nachdenklich und haben sich das ganz anders vorgestellt. Wie ich Ihnen aber schon sagte, fehlen uns echte und wahre Führer. Wir müssen sie mehr als je zuvor haben. Leider können wir sie nicht wie die Tiere und Pflanzen züchten, denn Zuchtwahl unter Menschen zu treiben, ist unmöglich. Wir können aber etwas tun, was auch zu guten Ergebnissen führt, nämlich eine gute und richtige Auslese vornehmen. Hier hat nun die „Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft“ eingesetzt und mit der „Studienstiftung des Deutschen Volkes“ einen Anfang gemacht. Jährlich werden aus der Zahl der Abiturienten, deren Eltern nicht oder nicht mehr wie früher in der Lage sind, ihre Söhne studieren zu lassen, die menschlich Geeignetsten und geistig Befähigsten ausgelesen. Das geschieht durch einen aus Professoren, Wirtschaftlern und Studenten bestehenden Ausschuß, der jährlich etwa 200 von 900 bis 1100 Bewerbern aus sucht. Diesen Studienstiftlern wird dann mit den uns vom Reich zur Ver-

fügung gestellten Mitteln die Möglichkeit gegeben, sich in voller Freiheit an Deutschlands Hochschulen zu betätigen und diejenigen Studien zu betreiben, die sie wollen und für die sie am besten geeignet sind. Die Zahl der in den letzten 4 Jahren so ausgelesenen Studenten beträgt zur Zeit schon 840.

Herr Oberstudiendirektor Dr. PaECKELmann, früher Direktor des Gymnasiums in Barmen, jetzt Gymnasialdirektor in Kassel, ist vom Preußischen Kultusministerium beurlaubt worden, um diese Studenten einmal eine Zeitlang zu beaufsichtigen und zu betreuen. Auf einer Rundreise hat er alle Hochschulen Deutschlands besucht und des öfteren mit den Studienstiftlern Ausflüge gemacht, um sich auf diese Weise eine Übersicht über die Ergebnisse dieser Auslese zu verschaffen. Dieser ausgezeichnete, für die Jugend begeisterte Pädagoge hat mir kürzlich einen eingehenden und interessanten Vortrag gehalten. Auf Grund seiner sorgfältigen Studien ist er der Meinung, daß von den jetzigen Studienstiftlern menschlich mindestens 40% und geistig etwa 30% erster Qualität sind. Herr Dr. PaECKELmann glaubt aber, daß es möglich sein wird, durch Verbesserung des Ausleseverfahrens diese Prozentsätze noch zu steigern. Wenn von den so Ausgewählten in Wirklichkeit nur 10% zu führenden Persönlichkeiten heranreifen, dann können wir sehr froh und zufrieden sein.

Bedauerlich war die Feststellung, die Dr. PaECKELmann gemacht hat, daß eine ganze Reihe dieser Stipendiaten vom Hochmutsteufel besessen ist; sie bilden sich ein, zu den Auserlesenen des deutschen Volkes zu gehören, und verhalten sich dementsprechend. Andere wieder tragen das Empfinden des absoluten Versorgtseins zur Schau. Sie meinen, sie seien bereits gegen alle Fährnisse des Lebens gesichert; sie würden auch gut untergebracht werden, wenn sie ihre Examina gemacht hätten; ihnen könne überhaupt nichts mehr geschehen. Deshalb machte Herr Dr. PaECKELmann den bereits vom Ausschuß angenommenen Vorschlag, daß, wenn auch nicht alle, so doch die körperlich Fähigen in Zukunft gleich nach dem Abiturientenexamen ein Jahr lang, bevor sie in die Studienstiftung aufgenommen werden, als Werkstudenten in irgendeinem Werk ihr Brot selbst verdienen sollen, wenn auch unter Betreuung durch die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft. Versuche nach dieser Richtung hin sind schon im Gange, und nach den Erfahrungen, die wir auf dem Gebiete des Werkstudententums überhaupt gemacht haben, rechne ich mit guten Ergebnissen.

Das ganze Problem dieser Auslese ist von solch großer Tragweite und Bedeutung, daß ich Sie alle, die Sie hier anwesend sind, von Herzen bitten möchte, insbesondere aber die akademischen Lehrer, sich dieser „Studienstiftler“ besonders anzunehmen. Sie werden dann finden, daß die meisten sich an den Hochschulen verwaist vorkommen und vereinsamt fühlen und das Bedürfnis der seelischen Fürsorge haben. Wir müssen daher alles tun, um diesen jungen Leuten die Möglichkeit des Anschlusses an andere Studenten, Korporationen oder Familien zu geben, damit sie nicht nur hervorragende Lehrer, Forscher und Praktiker, sondern vor allem auch tüchtige Menschen,

ganze Kerle werden; denn nur solche können Führer des Volkes, Führer der Politik und Führer der Wirtschaft sein.

Ich habe mich gefreut, auch hier in Bonn zu sehen, wie unser Freund, Professor Tillmann, der Vater der hiesigen Studentenschaft, den Versuch unternommen hat, in dem neuen Studentenwohnheim für etwa 16 Studenten, das direkt neben dem Studentenheim liegt, etwas Ähnliches durchzuführen, wie ich es in Marburg in dem Dr. Carl Duisberg-Haus, wie man es genannt hat, begonnen habe. Wir wollen so diesen Studienstiftlern zusammen mit anderen uns empfohlenen Studenten und vor allem auch mit Ausländern die Möglichkeit des Zusammenlebens und damit des gegenseitigen Kennenlernens und Abschleifens geben. Hoffentlich folgen noch viele unserem Beispiel und gründen und stiften derartige Studentenwohnheime an den deutschen Hochschulen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Ich bin am Ende meiner Ausführungen. Verzeihen Sie, wenn ich etwas ausführlich wurde. Aber das, was ich sagte, lag mir so am Herzen, daß ich die Gelegenheit der Tischrede benutzt habe, es in weitere Kreise zu bringen.

Nun zurück zur Universität. Es ist uns, die wir auswärts wohnen, immer eine große Freude, wenn wir Gelegenheit haben, nach Bonn zu kommen, um mit den Lehrern der Universität zusammenzusein und unsere Ansichten und Meinungen auszutauschen. Das wirkt immer erfrischend und befruchtend, zumal, wenn wir alte Freunde und Bekannte wiedersehen. Von diesem Gesichtspunkte aus möchte ich persönlich noch uns und der Universität dazu gratulieren, daß uns eine bewährte Kraft als Lehrer und Forscher nicht verlorengeht, sondern erhalten bleibt. Wie ich höre, hat unser chemischer Kollege, Herr Professor Dr. Pfeiffer, heute früh der sächsischen Regierung geschrieben, daß er den Ruf, den ihm Leipzig als Nachfolger von Hantzsch gegeben, nicht annimmt, sondern in Bonn bleiben will. Auch im Namen der Geffrub möchte ich Herrn Professor Pfeiffer dafür unseren herzlichen und aufrichtigen Dank sagen. Es ist mir auch eine angenehme Pflicht, dem neuen Rektor, Seiner Magnifizenz Herrn Geheimrat Professor Dr. Meissner, unsere besten Glückwünsche zu seiner Wahl auszusprechen. Wir hoffen, daß auch unter seinem Zepter die Universität wie unter seinen Vorgängern wachsen, blühen und gedeihen möge. Und nun, meine sehr verehrten Damen und Herren, erheben Sie sich von Ihren Plätzen und trinken Sie mit mir auf das Wohl unserer Alma mater Bonnensis. Sie und ihr Oberhaupt, der Rektor, sie leben hoch, zum zweiten Male hoch und zum dritten Male hoch!

Elfte Hauptversammlung der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Bonn am 27. Oktober 1928.

(Nach dem offiziellen Bericht.)

Begrüßungsrede.

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Für die freundlichen Worte der Begrüßung, die Seine Magnifizenz der Rektor an uns gerichtet hat, darf ich wohl in Ihrer aller Namen herzlichen Dank sagen. Er gedachte dabei auch meiner und meiner Frau im Zusammenhang mit unserem Familienfest, unserem vierzigjährigen Hochzeitstage, den man an und für sich überhaupt nicht zu feiern gewohnt ist. Ich habe daher im Familien- und Freundeskreis auch immer von unserer „falschen goldenen Hochzeit“ gesprochen. Da man aber in unserer modernen Zeit nie weiß, was passieren kann — es könnte ja noch zu einer Ehescheidung in den letzten 10 Jahren vor der wirklichen goldenen Hochzeit kommen — (Heiterkeit), und da ich ferner mit Demokrit der Meinung bin, daß „ein Leben ohne Feste wie eine Wanderung ohne Herberge ist“, so haben meine Frau und ich den vierzigjährigen Hochzeitstag zum Anlaß genommen, um den Mitgliedern unserer engeren Familie und ihren Freunden auf dem Petersberg eine Freude zu machen. Ich danke der gesamten Universität, dem Rektor, dem Senat und den Fakultäten herzlich dafür, daß sie so liebenswürdig waren, uns bei dieser Gelegenheit Grüße auf den Petersberg zu senden. Ich danke insbesondere auch meinem lieben Freunde Professor Tillmann, daß er an dieser Feier teilgenommen und uns mit einer schönen Rede, wie wir das bei ihm gewohnt sind, erfreut hat.

Aber nun lassen Sie mich zur Tagesordnung übergehen. Leider habe ich, da ich erst heute früh von Berlin zurückgekommen bin, bisher noch keine Gelegenheit gehabt, die Akten und Berichte für die heutige Sitzung durchzusehen. Nur auf der Fahrt von Leverkusen nach hier im Automobil habe ich in aller Eile den Bericht über die 10. Hauptversammlung durchgeblättert. Dabei sah ich, daß wir uns hier im vorigen Jahre mit ganz wichtigen Fragen der Wirtschaft beschäftigt haben, so daß vorerst wenigstens keine Veranlassung vorliegt, erneut darauf zurückzukommen, so sehr es mich reizen würde, auf einige der vielen Anregungen, die die allzuvielen Tagungen und Versammlungen der großen Verbände in diesem Jahre gebracht haben und sicherlich noch bringen, einzugehen.

Aber ein Problem, das bis jetzt noch nicht oder wenigstens noch nicht genügend gründlich behandelt worden ist, möchte ich doch kurz erwähnen, da es meiner Meinung nach am meisten dringlich und vor allem für uns in Deutschland wichtig ist, es ist die Frage der Heranziehung von Führern, von Führern der Politik, der Wissenschaft und der Wirtschaft. Wenn Sie den Bericht über unsere letzte Hauptversammlung durchsehen, so werden Sie finden, daß ich schon im vorigen Jahre Gelegenheit genommen habe, diese

Führerfrage anzuschneiden. Damals erzählte ich Ihnen, daß wir bei der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft, durch die Studienstiftung des Deutschen Volkes, einen Menschauslese-Versuch machen. Aus dem Kreise derjenigen Abiturienten unserer höheren Schulen, deren Eltern nicht oder nicht mehr in der Lage sind, ihre Söhne studieren zu lassen, und die auf Grund bester Zeugnisse und hervorragender menschlicher Eigenschaften uns besonders empfohlen werden — es handelt sich hierbei jährlich um rund 1200 Abiturienten —, suchen wir auf Grund eines von Jahr zu Jahr verbesserten und vervollkommenen Ausleseverfahrens 200 der besten heraus. Diesen geben wir die Möglichkeit, nach freiem Ermessen, aber unter fortlaufender Betreuung durch die örtlichen Wirtschaftskörper, das Studium zu betreiben, das ihnen liegt und für das sie besonders veranlagt sind. Zur Zeit studieren etwa 1100 dieser Studienstiftler. Die ersten, die wir vor fünf Jahren auswählten, werden demnächst ihr Abschlußexamen machen, also fertig werden. Wir werden dann nach und nach sehen, ob unser Versuch gut und erfolgreich genug war, um ihn fortzusetzen. Aber darüber hinaus, meine sehr verehrten Damen und Herren, muß jeder von uns sich auch mit diesem Führerproblem beschäftigen, ganz besonders Sie, meine Herren Professoren. Sie müssen in Ihren Kreisen alles tun, was menschenmöglich ist, um besonders tüchtige Studierende ausfindig zu machen und vorwärtszubringen. Wir müssen auch solche tüchtige, junge Leute, früher als es meist jetzt der Fall ist, an verantwortliche Stellen setzen. Zu unserem großen Bedauern sehen wir z. B. auch in den Präsidien und Vorständen der Gesellschaften, Vereinen, Verbänden bis hinauf zu den Spitzenorganisationen, daß die leitenden Persönlichkeiten dort immer älter und älter werden und kein jugendlicher Nachwuchs da ist, der an unsere Stelle treten kann. Das liegt teilweise darin begründet, daß unsere Jugend solchen Organisationen auf wissenschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiet wenig freundlich gegenübersteht und ihnen nicht das erforderliche Interesse entgegenbringt. Man ist der Ansicht, daß sie nicht nötig seien, daß dabei viel zuviel geredet und zu wenig geleistet wird, der Erfolg nicht im Verhältnis zu der aufgewandten Zeit und Kraft steht. Daran ist manches wahr. Der Verbände und Vereine sind zu viele. Noch schlimmer sieht es mit den großen Tagungen und Versammlungen aus. Deshalb lassen wir seit einigen Jahren in der „Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte“ die Naturforscherversammlungen nur noch alle zwei Jahre stattfinden. Auch sind wir im Reichsverband der Deutschen Industrie und in seinen zahlreichen Unterverbänden diesem guten Vorbild gefolgt. Aber es wäre besser, wenn wenigstens alle großen Spitzenorganisationen sich hierzu entschließen würden. Wir können aber die Verbände an sich, diese Zusammenfassungen von Vertretern gleichartiger Tätigkeit und Berufe nicht entbehren. Wir müssen uns um sie kümmern, wollen wir in diesem harten Kampf ums Dasein nicht unter den Schlitten kommen. Nach Lage unserer politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Verhältnisse müssen wir uns um diese Dinge kümmern. Das muß und wird auch unsere Jugend mehr und mehr einsehen, wenn es, was

leider zu fürchten ist, in unserer Wirtschaft und dann rückwirkend auch bei der Wissenschaft, nicht mehr aufwärts, nicht einmal horizontal, sondern abwärts geht. Sitzt man einmal im Abgrund, so ist es nicht so leicht, wieder herauszukommen. Aus diesen und anderen Gründen richte ich an die hier anwesenden Vertreter der Wirtschaft und gleich anschließend auch an die hiesigen Vertreter der Wissenschaft die dringende Bitte: Geben Sie tüchtigen jungen Leuten die Möglichkeit, schneller als bisher vorwärts zu kommen, damit sie sich zu heranwachsenden Führern ausbilden können. Wenn wir älteren Männer der Praxis uns fragen, wann wir angefangen haben, uns verantwortlich und leitend zu betätigen, so müssen wir gestehen, daß wir viel jünger waren, als es meist jetzt der Fall ist. Es wäre sehr wichtig, wenn dieses Problem auch wissenschaftlich und literarisch eingehender behandelt würde. Es sind zwar über dieses Thema einige Bücher erschienen, vor allem auch aus Gewerkschaftskreisen. Wie Ihnen nicht unbekannt sein wird, ist man gerade in diesen Kreisen bestrebt, die industrielle Führerschaft an sich zu reißen; man will, daß Vertreter der Arbeitnehmerschaft mitleitend in die Wirtschaft eintreten — das nennt man dann Wirtschaftsdemokratie —, um so langsam und allmählich das verhaßte kapitalistische System, das uns wirtschaftlich und kulturell groß gemacht hat, durch das vielfach beliebtere sozialistische und sowjetistische System, das wir mit so traurigen Ergebnissen in Rußland vor uns haben, zu ersetzen.

Was nun das Problem der Führerauslese anbetrifft, so sind hier schon verschiedene Vorschläge gemacht worden, wie z. B. die Bildung wirtschaftlicher Generalstäbe oder die Errichtung wirtschaftlicher Ausbildungsinstitute nach dem Vorbild der militärischen Kadettenanstalten. Von solchen Erziehungseinrichtungen und Anstalten halte ich nichts. Der Führer wird nicht erzogen, sondern geboren. Wichtig ist nur, und darauf kommt es in erster Linie an, die zum Führer geeigneten jungen Leute richtig und rechtzeitig zu erkennen, um sie dann, sobald als möglich, an die richtige Stelle zu bringen. Das ist der Kernpunkt des Problems.

Aber es gibt noch einen Weg, den ich auch für gut halte, und der von einzelnen verantwortlichen Führern schon beschritten und versucht worden ist. Er besteht darin, daß die Direktoren der großen Gesellschaften sich solche gut veranlagten jungen Leute als Adjutanten zur Seite stellen, die dauernd mit ihnen in Berührung bleiben und in ihren Gedankenkreis eingeführt werden. Auf diese Weise haben solche jungen Männer dann die Möglichkeit, recht bald, wenn sich zeigt, daß der richtige Mann gefunden ist, auch an verantwortliche Stellen zu kommen. Das scheint mir der beste Weg zum Führertum zu sein, den ich auch den hier anwesenden Vertretern der Wirtschaft sehr empfehlen kann. Selbstverständlich sind dies alles, wie auch die Studienstiftung, Versuche zur Lösung des schwierigen Problems, aber nur durch Versuche kommt man zum Erfolg.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Nun gestatten Sie wohl, daß ich Sie alle, die Sie heute hier zur Hauptversammlung erschienen sind, aufs

herzlichste willkommen heiße und Ihnen danke, daß Sie in so großer Zahl gekommen sind. Den Anmeldungen nach haben sich zur Hauptversammlung 172 Mitglieder gemeldet. Das ist eine Zahl, die weit größer ist, als die des vorigen Jahres. Am Frühstück werden 110 Personen (71 Herren und 39 Damen) und am Abendessen 155 Personen (91 Herren und 64 Damen) teilnehmen. Es freut uns, daß auch die Zahl der Damen größer ist, als je zuvor. Ganz besonders schön ist aber, daß wir heute zahlreiche Vertreter der Landkreise und der Städte und, last not least, auch der Handelskammern unter uns sehen. Das gereicht uns zur besonderen Ehre und Freude und wird hoffentlich nicht nur so bleiben, sondern noch immer besser werden.

Ich möchte die Gelegenheit nicht versäumen, auch unserem regelmäßig anwesenden Mitgliede unseres Verwaltungsrats, Herrn Dr. Paul Müller, herzlichsten Dank dafür auszusprechen, daß er uns bei der letzten Verwaltungsratssitzung zu sich nach Troisdorf eingeladen hat. Bei dieser Gelegenheit, die, wie ich schon oft erwähnt habe, besonders geeignet ist, die Vertreter der Wissenschaft und Wirtschaft menschlich näher zu bringen, haben wir nicht nur manches Schöne und Gute gehört und uns durch frohe Geselligkeit und ausgezeichneten Männergesang erfreuen lassen, sondern wir haben auch manches Interessante und Lehrreiche gesehen. Schon heute möchte ich die hier anwesenden Verwaltungsratsmitglieder bitten, sich zu überlegen, wo wir im nächsten Jahre unsere Verwaltungsratssitzung abhalten sollen.

* * *

Rede beim Abendessen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

„Tages Arbeit, abends Gäste — Saure Wochen, frohe Feste.“ Heute haben wir wirklich schwere Arbeit leisten müssen, sowohl die Geistesarbeiter, die am Trapez hingen und uns etwas vorturnten, als auch diejenigen, die zusahen und zuhörten. Das ist nun mal so bei den Hochschulgesellschaften, bei denen wir nur jährlich einmal zusammenkommen. Es ist dabei aber für uns alle gleichzeitig ein Festtag. Wir, die Vertreter der Wirtschaft, freuen uns, mit den Vertretern der Wissenschaft einmal einen ganzen Tag zusammen sein zu können, um so Gelegenheit zu haben, Meinungen auszutauschen, uns gegenseitig kennenzulernen und auch, wenn es möglich ist, dem einen oder anderen zu helfen. Kommt dann der Abend, vereinigen wir uns im schönen Königshof zur einfachen, aber würdigen Festtafel. Und da sind es nun unsere besseren Hälften, die dann das Wort haben, da sind es die Damen, die heute in so stattlicher Zahl hier erschienen sind und die ich deshalb aufs wärmste begrüße. Ich gebe der Hoffnung Ausdruck, daß, wie in diesem Jahre die Zahl schon sehr groß ist, sie im nächsten Jahre noch größer werden möge. Denn das wird sicherlich auch dazu beitragen, die Zahl der Mitglieder zu erhöhen. Als junger Student in Jena sang ich schon immer das schöne Lied:

„Wie Eisenspäne immerdar
Hin zum Magneten müssen,
Das wurde mir ganz sonnenklar
Bei meines Liebchens — — — —.“

(Heiterkeit.)

Ich begrüße aber nicht nur die Damen, sondern auch eine ganze Reihe von Herren, die erst heute abend zu uns gekommen sind, das sind diejenigen, die für uns geschafft und gearbeitet, das für die Geffrub notwendige Geld verdient haben, wie Herr Otto Wolff z. B. (Heiterkeit), und auch unsern Senior, Herrn Geheimrat Vorster, der, wie im vorigen Jahr, so auch heute abend wieder erschienen ist und den ich auch als unseren ältesten Freund hier erneut herzlich willkommen heißen möchte.

Früher war es bei uns einmal Gepflogenheit, daß bei diesem Essen sich Rektor und Vorsitzender gegenseitig so ein klein wenig anulkten. Das hat im letzten Jahre schon nachgelassen und ich will es auch nicht wieder einführen. Statt dessen ist man dazu übergegangen, auch beim Festmahl ernstere Reden zu halten, wie unser Freund Professor Tillmann dies heute mittag beim Frühstück in seinem Tillmanneum getan hat. Dabei hat er seine auch von uns für so sehr wichtig und bedeutungsvoll gehaltene Wirtschaftshilfe verteidigt. Ich komme gerade von der jährlich einmal stattfindenden großen Berliner Tagung dieser Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft, bei der eine große Zahl von Vertretern fast aller örtlichen Wirtschaftskörper deutscher Hochschulen anwesend waren, sowohl Professoren, wie Studenten, wie Vertreter der Wirtschaft. Leider war Professor Tillmann wegen Krankheit verhindert, zu erscheinen. Auch dort ist auf der Hauptversammlung genau dasselbe Thema, das Herr Professor Tillmann heute mittag anschnitt, behandelt und besprochen worden. Man hat sich sehr klar und deutlich mit allen denen auseinandergesetzt, die der Meinung sind, und die leider dieser Ansicht auch Ausdruck geben, daß die Arbeit der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft, insbesondere in den örtlichen Wirtschaftskörpern und den Studentenheimen und in allem, was so drum und dran hängt, erheblich dazu beitragen soll, die Zahl der akademischen Bürger zu vermehren. Mit Staunen und Entsetzen sehen wir ja alle, daß trotz dem verlorenen Krieg mit seiner Verarmung und trotz langsam aber deutlich fallender Konjunktur die Zahl der Studierenden von Jahr zu Jahr steigt. Von rund 80 000 vor dem Kriege ist sie jetzt im letzten Sommersemester auf 113 000, darunter 13 000 oder 11,7% Frauen, gestiegen. Einschließlich der Hörer und Gastteilnehmer auf allen Hochschulen, einschließlich der Handelshochschulen, ist diese Zahl der Hochschulbesucher rund 130 000. Wie mir vor wenigen Tagen im Kultusministerium gesagt wurde, werden wir in den nächsten Jahren auf Grund der anrückenden Abiturienten auf 140 000 kommen. Das ist natürlich eine erschreckende Ziffer. Aber, wie auch heute mittag schon ausgesprochen wurde, sind nicht die Hochschulen und nicht die Wirtschaftskörper daran schuld. Mit Recht hat Herr Professor Tillmann ausgeführt, tragen die letzteren im wesentlichen nur dazu bei, das

Studium derjenigen zu verbilligen, die besonders dafür ausgesucht, menschlich und geistig also zum Studium geeignet sind. Auch ist im Vergleich zur großen, soeben gehörten Zahl, die Zahl dieser Studierenden sehr, sehr klein und gering. Herr Professor Tillmann hat in erster Linie die Schulen für dieses Übermaß an akademischem Nachwuchs verantwortlich gemacht und die Lehrer der höheren Schulen gebeten, doch viel strenger zu sein in den Examinas. Vor allem sollten sie schon in den mittleren Klassen diejenigen zurückweisen, die nicht für die höheren Schulen befähigt und geeignet sind. Aber das allein ist nicht die Ursache. Schuld an diesem Übel trägt auch der Staat selbst, der überall, bei jeder Stellung das Abiturienten-Examen verlangt und demnächst wahrscheinlich noch das Abitur vorschreibt, wenn jemand einen Bubi-kopf schneiden will. Ich möchte aber auch an die hier anwesenden Vertreter der Hochschulen die Bitte richten, auch ihrerseits sehr streng und strenger als bisher zu sein und möglichst viele, nicht Befähigte durchfallen zu lassen. Es hilft alles nichts mehr, wir müssen durchgreifen, sonst bekommen wir das geistige und akademische Proletariat, von dem schon so oft die Rede war. Hören aber die heranwachsenden Abiturienten, daß es nicht mehr so einfach ist, an der Hochschule zu studieren, so werden sich viele vorher anderen Berufen zuwenden, für die sie mehr geeignet sind. Als ich diesen Vorschlag in Berlin machte, wurde mir gesagt, daß der prüfende Professor nicht nur einen großen Verstand, sondern auch ein großes Herz habe und daß dies bei jedem Examen eine besondere Rolle spiele. Ich erkenne das an. Aber dann rufe ich: Landgraf, werde hart und immer härter und härter. Aber ich hoffe, wie das immer geht, nach dem Wellenberg, dem wir zustreben, wird auch in der Zahl der Studierenden demnächst einmal wieder ein Wellental von selbst kommen. Die Natur hilft sich immer selbst, wenn auch, wie es nun einmal im Leben nicht anders möglich, mit rauen und grausamen Methoden.

Nun lassen Sie mich zum Schluß und Zweck meiner Rede kommen, indem ich unseren akademischen Lehrern herzlich für alles das danke, was sie nicht nur der Jugend getan, sondern was sie auch für die Geffrub geleistet haben. Lassen Sie uns dabei der Hoffnung Ausdruck geben, daß Sie, jeder an seiner Stelle, auch mitbemüht sind, die Zahl unserer Mitglieder zu vermehren, indem sie in erster Linie sich bemühen, die früheren Studierenden der Bonner Hochschule mit heranzuholen, um Mitglieder der Geffrub zu werden. Das von Seiner Magnifizienz angeregte Nachrichtenblatt werden wir, wenn es der Verwaltungsrat genehmigt, an alle akademischen Kreise in Bonn, auch an die Korporationen, senden, um auf diese Weise die Alten Herren besser als bisher mit unserer Hochschule zu verbinden. Wir tun das im doppelten Interesse: im Interesse unserer Gesellschaft, aber auch im Interesse dieser Kreise selbst. Denn jeder von uns, der einmal der Wissenschaft nahegekommen ist und eingesehen hat, wie wertvoll gerade die wissenschaftliche Betätigung auch in der Wirtschaft ist, der wird uns zu besonderem Danke verpflichtet sein. Und so lassen Sie mich denn diesem Dank Ausdruck geben,

indem ich Sie bitte, mit mir einzustimmen in den Ruf: Unsere Universität, ihre Lehrer und an ihrer Spitze Seine Magnifizenz der Rektor, sie leben hoch, hoch, hoch! (Lebhafter Beifall.)

Zwölfte Hauptversammlung der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Bonn am 16. November 1929.

(Nach dem offiziellen Bericht.)

Begrüßungsrede.

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Sehr verehrter Herr Prorektor!

Für die freundlichen Worte der Begrüßung, die Sie soeben an uns gerichtet haben, danken wir Ihnen von Herzen. Wir kommen gerne nach Bonn. Denn die Alma mater Bonnensis mit ihrer schönen Lage am Rhein zieht alle an. Das habe ich erst kürzlich gesehen aus einem Bericht, den ein junger luxemburgischer Austauschstudent, der sich zur Zeit in Berlin in der Humboldt-Hochschule befindet, über seinen Aufenthalt in Bonn geschrieben hat. Ich glaube, es würde sich empfehlen, diesen Bericht in unsere „Mitteilungen“ aufzunehmen. Es ist eine so herrliche Schilderung von Bonn, wie ich eigentlich noch nie eine gelesen habe.

Nun war es bisher meist üblich, daß wir am Ende des Sommersemesters unsere Jahresversammlungen abgehalten haben. Das ließ sich leider diesmal nicht einrichten. Widrige Umstände aller Art machten es sowohl auf seiten der Wirtschaft wie auch auf seiten der Wissenschaft unmöglich, Ende Juli einen geeigneten Zeitpunkt zu finden. So beschlossen wir denn, unsere Hauptversammlung in diesem Jahre zu Anfang des Wintersemesters stattfinden zu lassen. Aber auch da stellte sich durch die nunmehr freundschaftlich mit Bonn verbundene Kölner Hochschule ein Hindernis ein. Ich betone das freundschaftlich und freue mich dessen, weil das kleine Bonn trotz der von Anfang an seit der Wiedereröffnung der Kölner Universität gefürchteten Konkurrenz im vorigen Semester tatsächlich mehr Schüler gehabt hat als das große Köln. Wir mußten also unsere auf den 26. Oktober einberufene Sitzung verschieben, weil an diesem Tage in Köln die Grundsteinlegung der neuen Universität stattfand. Bei dieser Feier durfte weder die Wissenschaft der Nachbaruniversität Bonn noch die rheinische Wirtschaft fehlen. So haben wir uns denn an diesem Tage in Köln getroffen und gut unterhalten. Wir haben dort schöne und ernste Worte gehört, die besonders mich sehr gefreut haben. Abgesehen von den Ansprachen der Vertreter der Behörden und der Rede des Rektors der Hochschule, waren es vor allem die Worte des Vertreters der Studentenschaft, die mir außerordentlich gefallen haben.

Wir sind also alle, die wir von auswärts hier sind, gerne nach Bonn gekommen, und wir hoffen, trotz des schlechten Wetters einen schönen Tag zu verleben.

Für mich, den Vorsitzenden, ist es stets eine große Ehre und Freude, hier die Geschäfte zu leiten und den Vorsitz zu führen. Aber es wird mir diesmal nicht leicht gemacht, nachdem der Herr Prorektor Erwartungen bei Ihnen erweckt hat, die ich schwer erfüllen kann, wenn ich, wie er meint, Ihnen etwas Programmatisches sagen soll. Eigentlich ist das Gegenteil richtig. Wir kommen nach Bonn, damit die Dozenten uns etwas sagen und uns wissenschaftlich unterhalten. (Professor Tillmann: Das kommt später!) Jawohl, das kommt später. Darauf freuen wir uns sehr. Wir wollen also abwarten und noch keine Vorschußlorbeeren pflücken.

Ich habe also heute die große Ehre, hier in diesem Auditorium maximum 162 Damen und Herren zu begrüßen, von denen 105 mittags am Frühstück im Tillmanneanum und 127, und zwar 82 Herren und 45 Damen, am Abendessen im Königshof teilnehmen werden. Diese Zahlen sind schon sehr erfreulich, aber wir hoffen, daß es immer noch besser wird. Daß wir heute nicht das Vergnügen haben, Seine Magnifizenz, den neuen Rektor, Herrn Professor Dr. Konen, unter uns zu sehen, tut uns leid. Er durfte, wie er mir in einem sehr liebenswürdigen Schreiben mitteilt, als Mitglied des Verwaltungsrates der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft bei einer sehr wichtigen Versammlung in Hamburg nicht fehlen.

Nun kommt die Wirtschaftspolitik an die Reihe.

Wirtschaftspolitisches und finanzpolitisches Reformprogramm.

Meine sehr geehrten Damen und Herren!

Gerade in Ihrem Kreise, der sich neben Angehörigen der Wirtschaft sehr stark aus Angehörigen der Staats- und Kommunalverwaltung sowie besonders der rein akademischen Berufe zusammensetzt, möchte ich wieder einmal mein wirtschaftliches Herz ausschütten und Sie bitten, sich nicht nur die Lage unserer Wirtschaft auch vom Standpunkt der Eigenkapitalbildung aus genau anzusehen, sondern dazu beizutragen, sie zu ändern und zu bessern. Es geht wirklich nicht so weiter. Wir sind am Ende unserer Kraft. Seit Jahren predigen wir die Notwendigkeit einer Änderung unserer Finanz- und Wirtschaftspolitik, aber immer vergeblich. Wie Sie aus den Zeitungen ersehen und aus den Parlamentsreden hören, denkt man nun endlich daran, ein umfassendes Reformprogramm vorzubereiten und wenigstens zu erörtern. Aber bis zur Durchführung ist sicher noch ein langer Weg, obgleich Eile geboten und es höchste Zeit ist, soll unsere Wirtschaft nicht zugrunde gehen.

Warum ist in Deutschland, so werden Sie, die der Wirtschaft fernstehenden Kreise, fragen, diese Reform denn nötig und noch dazu Eile geboten? Der eigentliche Anlaß ist vielleicht die Neuregelung der Reparationsverpflichtungen, aber ohne diese wäre es so auch nicht weitergegangen. Das

Versagen des Dawesplanes und die Neuregelung durch den Youngplan sind also durchaus nicht der einzige Grund. Er ist vielmehr in den Fehlschlägen der Wirtschafts- und Finanzpolitik der Nachkriegszeit, nicht zuletzt aber auch in dem wirtschaftsfeindlichen Verhalten weiter Kreise unseres Volkes zu suchen.

Der öffentliche Finanzbedarf ist, ohne Rücksicht auf die Lage der Wirtschaft, dauernd gewachsen. 1913 betrug er noch 8,4 oder, auf den heutigen Lebenshaltungsindex umgerechnet, rund 12 Milliarden, 1925 schon 17,6 und 1928 24,9 Milliarden. Er hat sich also verdoppelt. Vergleicht man damit das Gesamt-Netto-Einkommen der Wirtschaft, das Dr. Ungewitter, der Geschäftsführer des Vereins zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands, mit 52 Milliarden berechnet, so ergibt sich, daß die öffentliche Hand, also Reich, Länder und Kommunen, an dem Gesamtwirtschaftsprozß mit einem Drittel beteiligt sind. Mit anderen Worten: Im Durchschnitt muß jeder Erwerbstätige täglich ein Drittel seiner Zeit für die öffentliche Hand arbeiten. Nach einer anderen Berechnung ergibt sich, daß 10 Erwerbstätige außer für 12 Angehörige auch noch sage und schreibe für 11 andere Menschen sorgen müssen. Die große Ausgabensteigerung und die Aufblähungen des öffentlichen Verwaltungsapparats haben ihre Ursachen in der Verbreiterung des öffentlichen Aufgabengebietes.

Statt sich auf die Aufgaben, die das Allgemeininteresse erheischt, zu beschränken, sind Staat und Kommunen trotz unserer Mahnungen, insbesondere bei der großen Protestversammlung vor zwei Jahren in Berlin, immer mehr dazu übergegangen, in eigenen, noch dazu nicht besteuerten Betrieben der Wirtschaft, die doch letzten Endes den ganzen Finanzbedarf aufzubringen hat, Konkurrenz zu machen. Die Erfolge dieser Wirtschaftsbetätigung der öffentlichen Hand werden, gerade in jüngster Zeit, durch Skandalaffären kleineren und größeren Umfanges in wenig erfreulicher Weise beleuchtet.

Der Staat und die Kommunen sollten sich wirklich auf ihr ursprüngliches Arbeitsgebiet beschränken und für eine gute, zweckmäßige und unbestechliche Verwaltung zum Schutz ihrer Bürger, nach innen und außen, Sorge tragen. Das Produzieren und Verteilen der Güter aber sollte endlich der Privatwirtschaft überlassen bleiben, die bisher diese Aufgaben zur Zufriedenheit gelöst hat.

Über das ständige Eingreifen des Staates in die Wirtschaft hinaus geht aber die Tendenz herrschender Regierungsparteien auf eine wachsende Ausschaltung der Selbsthilfe des einzelnen zugunsten der Staatsfürsorge. Sicherlich, darüber besteht bei uns kein Zweifel, ist der Staat verpflichtet, ganz besonders für das Wohl derjenigen Bürger zu sorgen, die im Lebenskampf zu schwach sind, sich selbst zu helfen. Die Arbeiterschaft, für die diese Staatsversorgung in der Hauptsache gedacht ist, ist aber durchaus nicht mehr der schwächere Teil der Wirtschaft. Ganz im Gegenteil, die wirtschaftliche Macht der Gewerkschaften, zu der sich die politische Macht gesellt hat, ist an allen Stellen fühlbar. Denken Sie nur an die Tarifikündigungen und die

erzwungenen Lohnerhöhungen, auch dort, wo die wirtschaftliche Lage der betroffenen Industrien nicht die erforderliche Grundlage bot. Denken Sie ferner an das rasche Anwachsen der gewerkschaftlichen Eigenbetriebe und deren Kapitalmacht. Ein gutes Beispiel dafür ist die Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, die einen solchen Eigenbetrieb der freien Gewerkschaften darstellt.

Umsatzentwicklung:

1924	175 Millionen,
1928	2 Milliarden.

Einlagen und Depositen am Jahresschluß:

1924	9 Millionen,
1928	117 Millionen.

Die trotzdem betriebene übergroße staatliche Fürsorge hat durch ihre Übertreibung zu einem ständigen Steigen des öffentlichen Bedarfs beigetragen.

Allein in der Sozialversicherung sind die Deckungsmittel von 1,2 Milliarden im Jahre 1913 auf 4,6 Milliarden im Jahre 1928 gestiegen und werden in diesem Jahre noch weit höher geschätzt.

Nimmt man alle Beträge zusammen, also außer der Sozialversicherung (Krankenkassen einschließlich Knappschafts-Krankenkasse, Invaliden- und Angestelltenversicherung, Erwerbslosenunterstützung und Unfallversicherung), die Zuwendungen für die eigentliche Wohlfahrtspflege und die Fürsorge für die Kriegsoffer, so ergibt sich im Jahre 1928 ein Gesamtaufwand für soziale Zwecke von 8825 Mill. RM. Hiervon stammen 3536 Mill. RM aus öffentlichen Mitteln und 4825 Mill. RM aus den gesetzlichen Beiträgen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer. 1913 sind insgesamt 2137 Mill. RM, also der vierte Teil, für die gleichen Zwecke aufgebracht worden, davon 503 Mill. RM von der öffentlichen Hand und 1213 Mill. RM durch Beiträge. Allein der Anteil der Arbeitgeberseite — nur auf Grund der gesetzlichen Beitragsleistung — stieg seit 1913 von 606 Mill. RM auf 2246 Mill. RM im Jahre 1928. Diese Zahlen entstammen der Deutschen Bergwerkszeitung Nr. 288, Jahrgang 1929.

Nach dem statistischen Jahrbuch sind heute in Deutschland schon über 21 Millionen Personen krankenversicherungspflichtig (einschließlich der Familienversicherten rd. 40 Millionen), d. h. also fast zwei Drittel der deutschen Bevölkerung werden von der Krankenfürsorge erfaßt. Aber das genügt noch nicht; man will noch weiter, von jetzt 3600 RM bis zu 8400 RM Einkommen, gehen.

Diese übertriebene Fürsorge hat aber auch insbesondere in der Kranken- und Arbeitslosenversicherung eine sehr ernste Wirkung auf die Moral der Bevölkerung ausgelöst. Wenn Sie sich die Mißstände allein im Krankenkassenwesen, nicht zu reden von der Arbeitslosenversicherung, vor Augen halten, so wird dies klar ersichtlich. Von 1913 bis 1928 sind die Krankenkassenbeiträge von 582 auf 2335 Millionen gestiegen, trotzdem in dieser Zeit der

Gesundheitszustand des Volkes sich außerordentlich gehoben hat. Verschiedene Nachprüfungen, die in jüngster Zeit stattgefunden haben, zeigen ganz erstaunliche Mißstände.

Trotzdem soll diese staatliche Fürsorge nach Maß und Umfang noch immer mehr erweitert werden. Ich weiß, daß man sich heute in Deutschland sofort den Ruf eines Sozialreaktionärs zuzieht, wenn man auf diese Dinge hinzuweisen wagt. Daß ich kein solcher Reaktionär, sondern ein warmer Freund der Sozialpolitik bin, brauche ich vor Ihnen nicht zu beweisen. Aber ich weiß auch, daß den Führern der Wirtschaft gerade heute eine ungleich größere Verantwortung zukommt als es in guten Zeiten der Fall ist. Diese Verantwortung erheischt es, zu verlangen, daß alle diese Forderungen mit den wirtschaftlichen Möglichkeiten in Einklang gebracht werden. Man kann nur dann von der Wirtschaft erwarten, daß sie etwas, oder besser noch, mehr als bisher leistet, wenn ihre Rentabilität gesichert ist. Die Wirtschaft hat von sich aus alles getan, was nötig ist, um durch straffe Rationalisierung die in der Inflation verlorengegangene Rentabilität wieder herzustellen. Die finanziellen Ergebnisse dieser Rationalisierung sind aber nicht den Unternehmen verblieben, sondern überwiegend an die öffentliche Hand, die jetzt an der Wertschöpfung der Unternehmen einen größeren Anteil hat als das Unternehmen selbst, und in den Verbrauch übergegangen.

So erhält nach einer vom Reichsverband der Deutschen Industrie aufgemachten Berechnung bei 1065 Aktiengesellschaften die öffentliche Hand eine Vorzugsdividende von 7,9% des Nominalkapitals, bevor an die Aktionäre im Durchschnitt nur 5,7% ausgezahlt werden. Bei einzelnen Industriegruppen ist das Bild noch bedeutend ungünstiger. So erhält der Fiskus beim Bergbau 6,5%, der Aktionär 3,5% und bei der Eisen- und Metallgewinnung der Fiskus 6,2%, der Aktionär nur 2%. Der Fiskus ist also am Produktionserfolg der gesamten Industrie mit 58%, beim Bergbau mit 65% und bei der Eisen- und Metallindustrie sogar mit 75% beteiligt, wogegen dem Aktionär nur 42% bzw. 35% oder gar nur 25% verbleiben. Das konnte natürlich nur auf Kosten der Kapitalbildung, insbesondere der Eigenkapitalbildung, geschehen und mußte sich weiter als eine Schwächung des Kapitalmarktes auswirken. Die Beschaffung von Betriebskapital kann jetzt sehr oft nur durch Substanzverkauf ermöglicht werden. Die Rentabilität der Wirtschaft muß also unbedingt wiederhergestellt bzw. gesteigert werden, soll eine Gesundung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse eintreten.

Auch der Versuch der Demokratisierung der Wirtschaft, der vor allem von den freien Gewerkschaften propagiert wird, ist kein Heilmittel. Nur eine seiner Konsequenzen, nämlich die allgemeine Einkommensgleichheit, wollen wir betrachten, und zwar auf Grund einer Untersuchung, die ebenfalls der Reichsverband der Deutschen Industrie vorgenommen und veröffentlicht hat.

Bei 1065 untersuchten Unternehmungen ergibt sich als durchschnittliches Jahreseinkommen der Arbeiter 2089 RM und der Angestellten 3372 RM. Dabei sind die leitenden Angestellten nicht mitgerechnet. Würde man nun

eine Senkung des Gehaltes der leitenden Angestellten auf den Satz der übrigen Angestellten vornehmen, so würde sich eine Erhöhung des Einkommens dieser Angestellten um sage und schreibe nur 9 RM im Monat ergeben. Dem steht dann aber als Verlust gegenüber der Mangel an richtiger Führung, an Initiative, an Verantwortungsfreudigkeit und Vorwärtsstreben. Die Wirtschaft würde dann mehr und mehr, ebenso wie es sich beim Staat heute schon vollzieht, eine Versorgungsanstalt für die beschäftigten Arbeiter und Angestellten werden, und auf die Dauer wäre die Wirtschaft auch dazu nicht mehr in der Lage. Dies hat man sogar in der Sowjetunion erkannt. Typisch ist, daß auf dem 8. Gewerkschaftskongreß der Sowjetunion die kommunistischen Führer die Wirtschaftsdemokratie in diesem absoluten Sinne als undurchführbar abgelehnt haben. Wichtig ist dabei das Eingeständnis, daß nicht die Masse, sondern der qualifizierte Einzelne zur Führung berufen sei. Dementsprechend ist seit kurzem in allen Fabriken Rußlands an Stelle der bisherigen Arbeiterkomitees die Einzelpersönlichkeit als alleiniger Leiter tätig. Die Leitung des Betriebes liegt jetzt nur noch in den Händen des Direktors; den Parteizellen und Gewerkschaften ist ihr Einfluß genommen.

Wie ich eingangs schon betont habe, hat die Wirtschaft weitere wichtige Arbeiten zu leisten, als nur ihren Arbeitern und Angestellten die Lebensmöglichkeiten zu sichern. Sie muß auch dem Staat die Mittel schaffen, die er zur Lösung seiner wirklichen Aufgaben braucht. Sie muß darüber hinaus noch die Mittel für die private Kulturförderung bereitstellen. Man hat oft gesagt: „Ohne Kultur und ohne Wissenschaft keine Wirtschaft.“ Die Umkehrung scheint mir heute mehr berechtigt zu sein: „Ohne Wirtschaft keine Kultur und keine Wissenschaft.“

Der Pioniergeist und die Unternehmerinitiative müssen unserer Wirtschaft als vorwärtstreibender Motor erhalten bleiben, wenn sie ihre Aufgaben voll erfüllen soll.

Sie, meine Herren Professoren, können die Baumeister der notwendigen Brücke zwischen Wirtschaft und Kultur sein. Ja, Sie können mitbauen an der Brücke, die über den Abgrund der Klassegegensätze führt und einen Teil des Weges darstellt zur Volksgemeinschaft auch in der Wirtschaft. Wir verlangen nicht von Ihnen, daß Sie den Unternehmerstandpunkt verteidigen. Ich weiß, daß viele von Ihren Herren Kollegen ganz anderer Ansicht sind. Wir bitten Sie nur, beizutragen, daß unser Volk bei seinen Forderungen an die Wirtschaft lernt, die Grenzen einzuhalten, die durch natürliche Wirtschaftsgesetze geboten sind.

Die Wirtschaft und ihr System werden sich fortentwickeln, wie sie es schon von jeher getan haben. Aber man muß dieser Entwicklung Zeit lassen und dafür sorgen, daß sie nicht durch unüberlegte und unverantwortliche Maßnahmen und Forderungen aus der Bahn geworfen wird. Eine wirksame Reform unserer Wirtschafts- und Finanzpolitik wird alles dies zu berücksichtigen haben. Grundsätzliche Voraussetzung für eine bessere wirtschaftliche Zukunft unseres Volkes ist aber, daß das Verständnis für wirtschaft-

liche Dinge in alle Kreise unseres Volkes eindringt und daß man von der Wirtschaft nicht Unmögliches verlangt.

Unsere deutsche Wirtschaft wird auch in der Zukunft beweisen, daß sie Höchstleistungen vollbringen kann, die letzten Endes unserem ganzen Volke zugute kommen. Aber sie muß Ruhe zur Arbeit und Ruhe zur Entwicklung haben, und ihre Belastung durch öffentliche Anforderungen muß sich in erträglichen Grenzen halten. Dann werden wir nach den schier unglaublichen Leistungen, die wir in der relativ kurzen Zeit von kaum sechs Jahren nach der Inflation in der Wirtschaft vollbracht haben, weiter vorwärts und aufwärts steigen zum Segen aller Klassen der Bevölkerung und damit unseres geliebten deutschen Vaterlandes. (Lebhafter Beifall.)

* * *

Rede beim Frühstück in der Mensa academica.

Meine sehr geehrten Damen und Herren!

Zuerst etwas zur Geschäftsordnung! Ich habe Ihnen heute morgen mitgeteilt, daß 105 Mitglieder der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Bonn zum Frühstück im Tillmanneum, zu dem uns Herr Professor Tillmann in gewohnter liebenswürdiger Weise eingeladen, zugesagt haben. Wir haben also 105 Teilnehmer gemeldet, aber nur 70 sind erschienen. Das ist nicht recht! Das muß anders werden! Ich werde feststellen lassen, wer ausgeblieben ist. Jeder bekommt dann einen Mahnbrief und muß zur Strafe einen Betrag bezahlen, über dessen Höhe wir noch reden werden. Ich glaube, wir machen es nach der Höhe des Einkommens, am besten 10% davon. (Heiterkeit.) Wenn Reich, Staat und Kommunen dies tun, warum sollen wir das nicht auch können? Nun hat mein Freund Tillmann gesagt, was nicht gegessen wird, ist nicht verloren, es wird sich mancher im Hause darüber freuen. Also es ist nicht ganz so schlimm, wie ich geglaubt habe, aber immerhin, Ordnung muß sein und Ordnung wird eingeführt. Basta!

Meine Damen und Herren! Der schönste Teil der Hauptversammlung der Geffrub ist für mich immer dieses Frühstück in diesem Hause der Studentenschaft. Es mag das vielleicht damit zusammenhängen, daß ich als einer der Alten, der der jungen Studentenschaft so nahesteht, am liebsten in diesem der Jugend gewidmeten Hause weile. Allerdings habe ich mich vor einigen Jahren, als wir noch nicht eingeladen wurden, einmal ganz allein hier eingeschlichen und versucht, mein Mittagsmahl einzunehmen. Ich habe aber nichts zu essen bekommen. Mir wurde gesagt, hier werden nur Studenten versorgt. Sie sehen also, wie schön und wichtig es ist, daß uns Professor Tillmann einlädt. Es ist uns allen eine Genugtuung, wie gut er für uns sorgt.

Nun kommt die Hauptsache. Ist es nicht ein Hochgenuß, diesen Professor Tillmann hier reden zu hören? Er ist kein Prediger in der Wüste, sondern im Gegenteil ein Prediger des frischen, fröhlichen, pulsierenden Lebens.

Er hat heute ein ernstes Thema angeschnitten, über das wir schon im Oktober in Würzburg auf der Tagung der „Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft“ oder des „Deutschen Studentenwerks“, wie es heute heißt, einen ganzen Abend geredet haben, nämlich über die Überfüllung der Hochschulen. Es ist dabei aber nichts, auch rein gar nichts herausgekommen. Bis jetzt hat keiner des Rätsels Lösung gefunden. Viele Vorschläge wurden gemacht, u. a. der, man solle bei den Prüfungen auf den Schulen und Hochschulen strenger sein. Ob das möglich ist, weiß ich nicht, und ob es hilft, erst recht nicht. Mit Recht wurde dagegen eingewandt, daß die Lehrer und Professoren auch Menschen seien, die nicht nur Verstand, sondern auch Herz hätten und darunter viele mit sehr großem Herzen, so daß sie arme Schüler, die sich geplagt, aber wenig erreicht hätten, nicht gut durchfallen lassen könnten.

Zur Überfüllung unserer Hochschulen trägt wesentlich auch die Weiblichkeit bei. Heute studieren etwa 15—20000 Studentinnen. Obgleich ich ein Verehrer des weiblichen Geschlechts bin und diesem den Vortritt gebe, stehe ich doch auf dem Standpunkt meines verstorbenen Freundes Emil Fischer — aber das trifft im wesentlichen für das Chemiestudium zu —, der immer sagte: „Jeder Groschen und jede Minute, die aufgewendet werden, eine Studentin der Chemie zu fördern, sind verloren, denn wenn sie heiraten, ist alles Geld und alle Mühe futsch“. Aber des Rätsels Lösung hat, glaube ich, mein Freund Tillmann gefunden. Er hat ganz recht, ich stimme mit ihm in jedem Punkte überein. Der Verein Deutscher Chemiker hat wiederholt vor dem Studium der Chemie gewarnt. Was war die Folge? Die Zahl der Chemiestudierenden hat sich nicht vermindert, aber die besseren Elemente sind nicht mehr Chemiker geworden, sondern haben sich einen anderen Beruf ausgesucht. Sie haben gesagt, bei der Chemie kommen wir nicht vorwärts, da studieren wir lieber — Theologie. (Stürmische Heiterkeit.) Tatsächlich wird es auch auf dem Hochschulgebiet so gehen, wie es nach Darwin in der Natur immer gegangen ist: Der Kampf ums Dasein wird die Lösung und er wird uns gleichzeitig die Auslese bringen, die immer damit verbunden ist. Ich glaube, insofern können wir es sogar begrüßen, wenn wir eine Überfüllung der Hochschulen haben und damit eine durch den Kampf ums Dasein hervorgerufene Auslese bekommen. Mehr denn je zuvor hätten wir heute eine Züchtung von hervorragenden Menschen nötig. Aber diese bei den Tieren und Pflanzen so erfolgreiche Methode läßt sich leider bei den Menschen nicht durchführen. Nur die Auslese führt vielleicht zum Erfolg. Alle Vertreter der Wirtschaft — ich weiß nicht, wie es bei den Akademikern steht — klagen darüber, daß wir keinen Nachwuchs an Führern haben. Uns fehlen sie überall, in der Wirtschaft und auch in der Politik. Was wäre im gegenwärtigen Augenblick wichtiger — und nun will ich einmal ausnahmsweise politisch werden —, als daß wir gerade jetzt politische Führer hätten, die einen dicken festen Block der bürgerlichen Mitte bildeten, der sich durchsetzte und durch Aufstellung eines wirksamen wirtschaftlichen und finanzpolitischen Sofortprogramms verhinderte, daß eine bürgerliche Familie nach der anderen rechts und links

ins Elend hinuntersinkt? Die Parteien der Mitte haben darüber gesprochen und verhandelt, aber nichts erreicht. Man hat versucht, einen geeigneten Mann, einen Kerl zu finden, der sich an die Spitze stellt. Alles vergeblich. Man hat bis jetzt keinen geeigneten gefunden. Es wird also weiter gewurstelt und es werden weiter Kompromisse gemacht, die nichts helfen, sondern uns immer tiefer und tiefer in den Dreck hineinbringen. Das ist das Betrübliche und Bedauerliche, was wir immer und immer wieder konstatieren müssen. Es fehlt der Nachwuchs an Führern.

Meine Damen und Herren! In der „Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft“ und besonders bei der „Studienstiftung des Deutschen Volkes“ kommt nun der Zeitpunkt, wo die ersten Abiturienten fertig werden, die durch ein von Jahr zu Jahr verbessertes Verfahren mit einer sich daran anschließenden Betreuung während ihrer Studentenzeit ausgelesen worden sind. Wir werden dann sehen, ob es auf diesem Wege möglich ist, daß aus diesen ersten, aus über 1000 Abiturienten herausgesuchten 120 Studienstiftlern wirklich, sagen wir 10 oder gar 20%, als besonders charakterlich und geistig hervorragende Menschen anzusehen sind. Ich würde schon mit 10% zufrieden sein. Wenn es aber, wie mein Freund Tillmann meint, 20 oder 25% sein sollten, so bin ich sattsam zufrieden. Aber ich glaube, wenn wir das Ausleseverfahren immer weiter verbessern, wenn wir auch an der Bonner Hochschule, wie mein Freund Tillmann gesagt hat, nicht nur in geistiger und menschlicher, sondern auch in pekuniärer Beziehung bei dieser Menschenauslese mitwirken wollen, so muß, lieber Freund Tillmann, das Geldliche dann auch die Studienstiftung übernehmen. (Professor Tillmann: Drückeberger! — Heiterkeit.) Diese Zwischenbemerkung bringt mich auf einen neuen Gedanken, denn ich will mich doch bemühen, meinem Freunde Tillmann nicht Verdruß, sondern Freude zu machen. Ich habe heute morgen gesagt, daß die Geffrub vielzuviel Geld für Papier, nämlich für Bücher, ausgibt. Ich glaube, es waren 32000 RM, die wir auch heute wieder für diesen Zweck bewilligt haben. Warum müssen wir hier in Bonn so viele Bücher anschaffen? Können wir nicht eine neue Abteilung, sagen wir einmal eine Ausleseabteilung, bilden, der wir, indem wir weniger Bücher kaufen, einen großen Betrag zur Verfügung stellen, um nicht nur Abiturienten, sondern auch ausgewählten Studenten, die man auf der Hochschule besser als auf der Schule ausfindig machen kann, den Eintritt in die Studienstiftung zu ermöglichen oder unabhängig davon heranzubilden? Ich hoffe, das wird gelingen. Also im nächsten Jahr mehr davon.

Wie Professor Tillmann nun einmal ist, nimmt er immer, wenn man ihm den kleinen Finger gibt, gleich die ganze Hand oder besser den ganzen Menschen. Ich persönlich bin ihm ja schon mit Haut und Haar verschrieben. (Heiterkeit.) Sie sehen ja, er will nicht nur Abiturienten aufnehmen, sondern auch Umschau unter den vorhandenen Studenten halten, um auch diese der Studienstiftung zuzuführen. Dann wird und muß der Erfolg noch größer sein. Aber dazu gehört Geld und abermals Geld, und das fehlt uns, denn von den

in der Wirtschaft erzielten Überschüssen nehmen uns das Reich, die Länder und Gemeinden, das habe ich heute vormittag gezeigt, den größeren Prozentsatz als Steuern ab, und dann bleibt für diesen wichtigen Zweck nichts übrig.

Nun hat Professor Tillmann vorhin den Wunsch geäußert, die Geffrub möchte ihm doch, damit er das Studentenheim, das zu klein ist, vergrößern kann, die Kleinigkeit und Bagatelle von 150 000 RM (Heiterkeit) als Hypothek, und noch dazu als zinsfreie Hypothek, geben. Ja, wenn wir thesauriert hätten, wie die anderen Hochschulgesellschaften, z. B. die Kölner, die schon 200 000 RM bares Geld in der Tasche hat, dann könnten wir ihm leicht 100 000 RM vorstrecken, wie wir das damals beim Bau des Studentenheims mit den 50 000 RM getan haben. Die fehlenden 50 000 RM holt er sich dann anderswo. (Heiterkeit.) Die nötigen „Kamele“ findet er ja immer. (Heiterkeit.) Immerhin muß ich gestehen, daß ich, wie ich vorhin mit meinem Freunde Tillmann den oberen Saal dieses Hauses besuchte, eine helle Freude hatte, zu sehen, wie diese jungen Menschen, Männlein und Weiblein, fröhlich und frisch nebeneinander am Tisch saßen und einen hochgehäuften Teller voll Essen — Suppe, Fleisch, Gemüse und Kartoffeln — zu sich nahmen. Dafür haben sie sage und schreibe nur 50 Pfg. pro Person zu bezahlen. Und das alles bringt dieser Mann hier, Professor Tillmann, fertig, ohne ein Defizit zu machen. Wie er mir mitteilte, werden die Unkosten voll und ganz gedeckt. Suchen Sie einmal, meine Damen und Herren, im ganzen Deutschen Reiche einen so ausgezeichneten Künstler der Ökonomie. Wie viele junge Menschen haben hier Gelegenheit, sich für billiges Geld satt zu essen. Und dann die schönen Räume! Luft und Licht überall! Dazu die Geselligkeit und der gute Geist, der hier herrscht! Also, Herr Professor Tillmann, wir werden uns bemühen, zu helfen. Aber bitte nicht so eilig, sondern langsam. Wir müssen Zeit haben, zumal bei dieser wirtschaftlich so wenig guten Lage. Da müssen Sie, meine Damen und Herren, alle mithelfen, daß die Wirtschaft wieder auf eine bessere Verzinsung ihres angelegten Kapitals und zur Kapitalbildung kommt, dann werden wir der Bonner Studentenschaft auch auf diesem Gebiete helfen können, dafür bürgе ich.

Meine Damen und Herren! Mein Freund Tillmann hat aber auch noch eine andere Methode, mit der er sich zu helfen weiß. Das sind seine Himmelswechsel, die wir von früher her kennen. Was hat er nicht alles auf Himmelswechsel bezogen und angeschafft. (Heiterkeit.) Ich kann Ihnen sagen, eine große Menge. Alle diese Wechsel sind aber überraschenderweise eingelöst worden.

Meine Damen und Herren! Nun habe ich ja wieder solch eine kleine Weltreise hinter mir, über die ich auf Wunsch einiger Herren heute abend etwas sagen soll. Ich weiß zwar nicht, ob Sie es wünschen. (Zwischenrufe: Doch, doch!) Ich werde jedenfalls nicht über meine wirtschaftlichen Beobachtungen sprechen, darüber haben Sie ja schon genug gehört. Das können Sie ja auch nachlesen in den Berichten über die Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie in Düsseldorf. — Auf dieser zweiten Weltreise, das werden Sie ja sicherlich begreiflich finden, habe ich mir, nachdem ich schon auf der

ersten, und zwar in China, dieses Kamel aus Ton ausgegraben habe, das dort mit dem bekannten Spruch: „Vertraue auf Gott, binde dein Kamel trotzdem an“ (Heiterkeit) an der Wand hängt, den Kopf zerbrochen, wie kann ich nun erneut meinem Freunde Tillmann und dem Studentenheim eine Freude machen. Da fiel mir eine ähnliche und schöne alte Grabfigur, ein Dromedar, in die Finger. Aber da dachte ich mir, erst ein Kamel mit zwei Höckern und dann ein Dromedar mit nur einem Höcker, das geht nicht. Umgekehrt wäre es vielleicht möglich gewesen. Alsdann wollte ich einen Elefanten mitbringen, wie es deren in Indien viele gibt, und zwar sehr schöne, nicht lebende, sondern in Ebenholz oder Messing oder Bronze. Aber was soll mein Freund Tillmann mit einem Elefanten machen? Wenn er verheiratet wäre, könnte er ihn vielleicht gebrauchen. (Heiterkeit.) Nun wissen Sie ja, da Sie meine Reisebeschreibungen gelesen haben, daß Birma ein Land ist, in welchem man im Gegensatz zu Indien nur fröhliche Menschen sieht. Wenn Sie einmal von Ceylon durch ganz Indien bis nach Kalkutta reisen, da werden Sie, das ist die Regel, keinen einzigen Menschen lachen sehen. Das fällt jedem Fremden sofort auf. Als wir von Kalkutta nach Birma und seiner Hauptstadt Rangoon kamen, da waren die Menschen fröhlich und vergnügt, sie lachten genau so, wie wir hier am Rhein. Und unser Führer berichtete uns, daß der Vizekönig von Indien, als er nach seiner fünfjährigen Amtsperiode, wie es vorgeschrieben ist, einmal nach Birma kam, bei einem Essen, das 24 Stunden nach seiner Ankunft stattfand, erklärt haben soll, er habe in seiner fünfjährigen Dienstzeit in Indien weniger Leute lachen sehen, als in den 24 Stunden, die er nun in Birma sei. Zu dieser Fröhlichkeit tragen in Birma in erster Linie die Frauen bei. Meine sehr verehrten Damen! Wenn Sie hier in Deutschland mit den Verhältnissen, wie sie nun einmal sind, nicht zufrieden sein sollten, so rate ich Ihnen, gehen Sie nach Birma. (Heiterkeit.) Dort hat die Frau die Herrschaft; im Geschäft, im Büro, auf dem Markt, überall, wohin Sie kommen, herrscht nur die Frau! Kein Mann hat dort etwas zu sagen. Das kommt vielleicht daher, weil bei den Birmesen jeder Mann eine gewisse Zeit in einem buddhistischen Kloster zugebracht haben muß. Das wäre so etwas für uns hier in Deutschland. (Heiterkeit.) Also die Frauen haben überall dort das Regiment. Das drückt sich auch darin aus, daß die Frauen, um ihre Überlegenheit zu zeigen, von früh bis spät rauchen, und zwar lange, dicke und mächtige Zigarren. Also, sehr verehrte Damen, auf nach Birma!

Nun kommt das, worauf ich hinaus will. Was ist für die Raucher neben der Zigarre nötig? In erster Linie der Aschenbecher. Nirgends in der Welt findet man originellere Aschenbecher als in Birma. Damit Sie sich gleich von der Richtigkeit dieser Behauptung überzeugen können, habe ich eine Anzahl mitgebracht. Sie sehen sie hier auf diesem Tablett. Aber fangen Sie nicht sofort an zu gähnen, denn es sind, wie Sie sehen, aus Messing gegossene Frösche mit weit aufgerissenen Mäulern. Also, lieber Freund Tillmann, ich habe Ihnen elf dieser Frösche, einen großen und zehn kleinere, für Ihr Studentenheim mitgebracht. Aber nun benutzen Sie sie bitte auch! Sehen

Sie, diese Frösche haben sogar leuchtend rote Augen, hoffentlich aus Rubinen, den Steinen des Landes. Mögen diese Frösche dazu beitragen, die Gemütlichkeit in diesem schönen Hause noch zu erhöhen. (Bravo.)

Nun, meine sehr verehrten Damen und Herren, müssen wir zum Schluß unserem Freunde Tillmann von ganzem Herzen danken erstens dafür, daß er dieses schöne Haus erbaut, zweitens, daß er uns auch heute wieder so wundernetzt und gemütlich aufgenommen, und drittens, daß er die übliche und bei ihm gewohnte gute Rede gehalten hat. Er ist ein famoser Kerl! Er lebe hoch, hoch, hoch! (Die Anwesenden stimmen in das dreifache Hoch ein. — Lebhafter Beifall.)

* * *

Rede beim Abendessen.

Meine sehr geehrten Damen und Herren!

Ebenso wie heute mittag zuvor eine geschäftliche Feststellung: Sie haben sich sicherlich gewundert, weshalb wir heute abend zum ersten Male eine Anwesenheitsliste haben zirkulieren lassen? Das geschah, um Schuldige zu ermitteln. Wiederum sah ich nämlich viele, die sich angemeldet haben, aber nicht hier sind. Nach oberflächlicher Feststellung fehlen mindestens 20 Herren und Damen, die uns im Stich gelassen haben. Das entspricht nicht der Ordnung. Deshalb müssen gemäß dem Beschluß, den wir heute mittag im Tillmanneanum faßten, auch sie bestraft werden. Wir wollen aber zuvor einmal den Versuch machen, ob sie sich freiwillig melden und Buße tun. Ich werde dann die Einkommensteuerlisten nachsehen und eventuelle Korrekturen nach oben vornehmen. (Heiterkeit.)

Nun, meine Damen und Herren, muß ich nach alter Sitte zuerst damit beginnen, daß ich Sie herzlich willkommen heiße. Gäste haben wir ja keine. Wir sind sicherlich eine der ganz wenigen Gesellschaften in Deutschland, die niemals Gäste einladen. Wer nicht Mitglied ist, hat hier keinen Raum. Deshalb darf sich auch der eine oder andere Vertreter von Behörden, der vielleicht gedacht hat, er würde eingeladen, nicht wundern, wenn das nicht geschehen ist. Jeder hat ja Gelegenheit, bei uns Mitglied zu werden. Was mich besonders freut, ist, daß wir heute abend eine so große Anzahl von Damen begrüßen können, und zwar besonders diejenigen, die weder heute morgen bei der Sitzung und dem Vortrag, noch heute mittag beim Frühstück, noch heute nachmittag bei dem zweiten Vortrag dabei waren, aber heute abend gekommen sind. Sie sind sicherlich im Sinne des Spruches erschienen, den wir neulich auf unserer Weltreise auf dem „Columbus“ lesen konnten: „Wer Dag for Dag sien Arbeit deit, un immer up’n Posten steit; un deit dat froh und deit et gern, der kann sick ok mal amüseern“. (Heiterkeit.)

So begrüße ich denn alle Damen, und zwar, wie immer, ganz besonders herzlich. Dies um so mehr, als mir heute einer der Herren sagte: „Nachdem Sie auf der Weltreise so schöne Indierinnen, Malaiinnen, Chinesinnen und

dann, erneut in Japan, nette Geishas gesehen haben, werden Ihnen sicherlich unsere deutschen Mädchen und Frauen gar nicht mehr gefallen.“ Dem habe ich es aber gegeben. Ich habe ihm gesagt: „Sie verkennen die Situation vollkommen, wenn Sie glauben, daß in Ostasien etwa schönere Frauen sind als in Deutschland. Die deutsche Frau, darüber ist gar kein Zweifel, geht über alles, über alles in der Welt!“ (Bravo.)

Nun hat man mich gebeten, ich möchte doch, wie vor 3 Jahren, so auch heute abend etwas von unserer letzten Weltreise erzählen. Ach, du lieber Gott, das habe ich schon so oft getan, das ist langweilig. Erstens hat mich auf dem Dampfer meine liebe Frau veranlaßt, wenn wir von einem Land zum andern fahren, die freie Zeit, die ich dann hatte, dazu zu benutzen, alles das, was wir gesehen und gehört, gegessen und getrunken und erfahren hatten, in Form von Reisebriefen niederzuschreiben. Viele von Ihnen haben schon diese Reiseberichte kennengelernt. Na, Sie werden sich beim Lesen schön gelangweilt haben. (Widerspruch.) Ich kann nur immer wieder sagen: Es war eine wundervolle Reise. Aber sie war auch sehr anstrengend.

Was nun das Wirtschaftliche anbetrifft, das wir beobachtet haben und was mich ja in erster Linie interessierte, so habe ich das schon in Düsseldorf in der Rede veröffentlicht, die ich als Vorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen Industrie im September bei der großen Mitgliederversammlung halten mußte. Wer sich dafür interessiert, der kann es in den Berichten über diese Tagung nachlesen; er braucht nur zu schreiben, dann bekommt er von mir einen Abdruck.

Als ich nun heute morgen diese wundervolle Rede des Herrn Professor Dr. Bonnet über Ägypten hörte, da kam mir, nachdem wir schon wiederholt in Ägypten waren, der Gedanke, ob es nicht zweckmäßig sei, im Vergleich zu den Bildern, die wir heute früh gesehen, einmal in kurzen Zügen die vier schönsten Wunderwerke Ostasiens vorzuführen, und zwar auch deshalb, weil sie sich nicht vergleichen lassen mit dem, was die alten Ägypter in Einfachheit und Größe geschaffen haben. Das kommt im wesentlichen daher, weil diese ostasiatische Kunst meist allzusehr, und das gilt in erster Linie von Ostindien, mit dem Verstande und allzuwenig mit dem Herzen geschaffen worden ist.

Als wir auf unserer Reise zuerst von Ceylon nach Madura ins südliche Indien kamen, fanden wir dort besonders die große Kunst der Tempel, der Hindutempel, vorherrschend. Das gilt aber auch von dem großen Buddhatemple in Trichinopoly. Wir waren trotz der Größe und Vielheit der Bildwerke tief enttäuscht. Alle die Künstler dieser Völker haben allzusehr zu symbolisieren gesucht. Sie haben alles mit dem Verstande und zu wenig mit dem Gefühl ausgedrückt. So stellen sie, um zu zeigen, daß einer ein großer Denker ist, den Mann mit 5 Köpfen dar; um zu zeigen, welche Kraft er hat, gaben sie ihm 10 Arme, und um seine Macht auszudrücken, zeigen sie, wie er jemanden tot tritt. Infolgedessen machte der große und berühmte Hindutempel in Madura, der ein ganzes Stadtviertel einnimmt, auf ca. tausend, meist mit Bildwerk

versehenen Säulen ruht und dessen Tore himmelstürmend sind, auf uns bei weitem nicht den Eindruck, den wir erwartet hatten. Das einzige große Kunstdenkmal, das im nördlichen Ostindien auf uns Deutsche wirkt und einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck hinterläßt, ist die große Moschee in weißem Marmor, die Taj Mahal in Agra. Als wir zuerst am Morgen in wundervollem Sonnenschein hinkamen, haben wir bei ihrem Anblick tatsächlich eine Viertelstunde kein Wort sprechen können, so stark war der Eindruck, den dieses Kunstwerk auf uns machte. Diese wunderbare Architektur, noch dazu in herrlicher Lage in einem großen Garten am Fluß und mit prachtvollen Toren und Nebengebäuden versehen, wirkt außerordentlich imponierend. Wir haben sie uns deshalb auch dreimal, und zwar zu den verschiedensten Zeiten, auch im Mondlicht, angesehen. Es war immer ein Hochgenuß. Aber von rein indischer Kunst ist dabei keine Spur vorhanden. Alles an diesem Bauwerk ist importierte persisch-türkische Kunst. Dieser Tempel wurde von einem mohammedanischen Fürsten zum Andenken an seine Gattin errichtet.

Das Nächste, was wir an großen Kunstwerken sahen, war das große Buddhadenkmal in „Boroboedoer“ auf Java, ein enorm hohes Kunstwerk aus Stein in Stufen, ähnlich der Pyramide in Sakkara, aber breiter und lange nicht so hoch. Alle Wände an den Rundgängen dieses Denkmals sind mit wunderbaren Reliefs versehen, die das Leben Buddhas darstellen. Wenn es auch aus der Ferne nicht so wirksam wie die Pyramiden ist, so macht es doch in der Nähe infolge des herrlichen Bildwerks einen sehr tiefen Eindruck.

Es kann sich aber nicht vergleichen mit dem, was wir darauf in China sahen, nämlich mit dem Himmelstempel und Himmelsaltar in Peking. Dieser ebenfalls in Etagen aufgebaute Tempel aus rein weißem Marmor, mitten in einem ganz großen Park mit jahrhundertealten graugrünen Chryptomerien gelegen, übertrifft, was Größe, Erhabenheit und Schönheit anbetrifft, nach unserem Empfinden alles, was wir bisher in der Welt sahen. Ich kann nur jedem empfehlen, der einmal die Möglichkeit hat, nach dem Osten zu kommen, sich dieses Kunstwerk in Peking und alle anderen dort befindlichen Paläste und Tempel anzusehen. Es trifft wirklich hier das bekannte chinesische Wort zu: „Wer Peking nicht gesehen, hat China nicht kennengelernt.“ Es ist nur allzusehr zu bedauern, daß durch die Verlegung der Regierung von Peking — das heißt Hauptstadt des Nordens, jetzt umgetauft in Peiping, heißt Stadt der Provinz — nach Nanking — meint Hauptstadt des Südens — eine solche Vernachlässigung und Verödung dieser schönen und großen Gartenstadt mit einer Million Einwohnern eingetreten ist. Alle die wunderbaren Tempel und Paläste, wie Winter- und Sommerpalast, sehen meist heute schon so verkommen aus, daß einem das Herz wehe tut.

Und nun zum Schluß — das habe ich Ihnen zwar, irre ich nicht, schon vor drei Jahren geschildert — der Eindruck, den wir, allerdings jetzt zum zweitenmal, von Nikko in Japan mit seinen großen Tempeln hatten. Wir sahen sie diesmal bei herrlichstem Sonnenschein und schneebedeckten Bergen. Sie sind nach jeder Richtung hin anders als die drei oben erwähnten Kunstwerke,

nämlich viel phantastischer, statt aus Stein fast ganz aus Holz, aber in wunderbarer Formgestaltung und herrlicher Farbenpracht. Das ist wirklich für jeden, der Kunstempfinden hat, etwas ganz besonders Eigenartiges und Schönes.

Meine Damen und Herren! Das wäre im wesentlichen das, was ich Ihnen heute von unserer Reise erzählen wollte. Nun möchte ich aber nicht schließen, ohne Ihnen noch das eine zu sagen. Als wir von unserer Reise von New York zurück und in Hamburg ankamen und an einem wunderbaren Maitag durch die deutschen Gauen fuhren und uns beeindruckten ließen von dem, was die deutsche Ebene mit ihren blühenden Wiesen und gutbestellten Feldern, was der deutsche Wald in frischem hellgrünen Blätterschmuck uns boten, da haben wir einmütig erklärt: Es mag eine Weltreise noch so schön sein, aber keine Tropenwelt und keine Landschaft Amerikas, Japans, Chinas und Indiens, oder sonstwo, kann sich vergleichen mit dem geliebten Vaterlande. (Bravo!) Es gibt wirklich nichts Schöneres auf der Welt als unsere Heimat. Das ist keine Übertreibung, das ist reine Wahrheit. (Bravo!) So lassen Sie mich denn schließen, indem wir in gewohnter Weise unseren Dank für den wundervollen Tag, den wir heute wieder hier in Bonn verbracht haben, aussprechen, und zwar an unsere Alma mater Bonnensis, an ihre Lehrer und an ihrer Spitze zur Zeit den Herrn Prorektor, sowie an Seine Magnifizenz, den leider abwesenden Herrn Rektor. Sie alle leben hoch, hoch, hoch! (Die Anwesenden stimmen in das dreifache Hoch ein. — Lebhafter Beifall.)

Dreizehnte Hauptversammlung der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Bonn am 26. Juli 1930.

(Nach dem offiziellen Bericht.)

Begrüßungsrede.

Wir danken Ihnen, hochverehrte Magnifizenz, ganz besonders dafür, daß Sie uns so freundlich und herzlich begrüßt haben, und wir hoffen, daß auch der heutige Tag wiederum zeigen wird, wie verbunden Wirtschaft und Wissenschaft sind.

Wenn Sie darauf anspielten, daß wir uns demnächst in der neuen Aula wiedersehen werden, so freuen wir uns gerade so wie Sie darauf. Diese Aula wird ja etwas ganz Besonderes werden. Ganz besonders auch deshalb, weil dort gezeigt werden soll, was gemeinsame Arbeit auf dem Orgelgebiet zu leisten vermag. Ich danke Ihnen also recht herzlich für Ihre freundlichen Worte der Begrüßung und eröffne die heutige Sitzung.

* * *

Finanzreform und Wissenschaft.

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Sie werden es verstehen, daß es mir nicht leicht wird, über dieses Thema heute noch einmal zu Ihnen zu sprechen. Ich könnte Ihnen Wort für Wort

meiner einleitenden Ausführungen zu unserer Hauptversammlung im vorigen Jahre wiederholen, ohne mir den Vorwurf zuzuziehen, nicht aktuell zu sein. Dabei mußten wir schon im vorigen Jahr feststellen, daß die wirtschaftlichen Eingriffe des Staates in die Privatwirtschaft, die finanzielle Mißwirtschaft öffentlicher Körperschaften und die Überspannungen unrichtig aufgebauter sozialpolitischer Einrichtungen, sowie machtpolitisch bestimmte Lohnforderungen, hervorgegangen aus spekulativen und sogenannten Kaufkrafttheorien, die Wirtschaft in eine Situation gebracht hatten, die nicht nur eine Weiterentwicklung in Frage stellte, sondern die Aufrechterhaltung des bisherigen Standards als unmöglich erscheinen ließ. Trotzdem war schon damals der Silberstreifen einer beginnenden Einsicht zu erkennen. Das Bombardement mit Denkschriften, Reden, Aufsätzen, das in zunehmendem Maße von allen wirtschaftlich interessierten Seiten einsetzte, hat zweifellos die Einsicht in den breiten Massen und unter deren Druck auch in zuständigen Beamtenkreisen verstärkt. Eine Reform an Haupt und Gliedern ist nicht mehr zu umgehen.

Aber hat diese Einsicht in den vergangenen $\frac{3}{4}$ Jahren in irgendeiner Form eine Umsetzung in die Tat erfahren? Es ist erschütternd, feststellen zu müssen, daß es einem Volke, das nach außen hin den Ruf der Dichter und Denker genießt, dessen Forschungsarbeit, wissenschaftliche und technische Leistungen Weltruf errungen haben, unmöglich zu sein scheint, einen in breiter Öffentlichkeit als falsch und verderblich erkannten Kurs öffentlicher Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik zu verlassen, um nach gründlicher Reform den richtigen Kurs einzuschlagen und beizubehalten.

Statt einer Besserung durch eine Erneuerung haben wir eine Verstärkung unserer Arbeitslosigkeit von 1,4 Millionen Ende November 1929 auf 2,7 Millionen Ende Juli 1930, eine Steigerung der Zusammenbrüche (Konkurse) von 813 im November vorigen Jahres auf 1062 im Mai 1930, eine niedergebrochene Landwirtschaft, sowie weitere Produktionsrückgänge in der Urproduktion und in Teilen der Fertigindustrie, wie Textil- und Kleisenindustrie, erfahren. Sicherlich hat die allgemeine Weltkrise, die, von einer Erschütterung der Rohstoffmärkte ausgehend, über die Schwächung der Kaufkraft auf den Auslandsmärkten auch unsere Exportwirtschaft wesentlich beeinträchtigt, in erheblichem Maße unseren lokalen Konjunkturabschwung der Intensität und Dauer noch krisenhaft verschärft.

Unserer öffentlichen Wirtschaftspolitik, worunter ich die Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik von Reich, Ländern und Kommunen verstehen möchte, kommt aber das Verdienst zu, die beiden Quellen, aus denen die Kräfte zum Konjunkturaufstieg fließen, nämlich Kapitalbildung und Unternehmerinitiative, restlos verschüttet zu haben. Die Kapitalbildung durch ein Besteuerungssystem mit dem alleinigen Zweck, immer neue Mittel für ständig steigende öffentliche Ausgaben aus der produzierenden Wirtschaft zu pressen, einem Steuersystem, das sich kapitalfeindlich auswirkt. Die Entfaltung jeder Unternehmerinitiative wiederum wird verhindert durch die Un-

möglichkeit, allein alle bisher bestehenden Betriebe im ganzen rentabel zu halten, ganz abgesehen von der Aussicht, neue Produktionen mit Rentabilitätsmöglichkeit zu beginnen. Diesem zweiten Punkt der mangelnden Rentabilität und der mangelnden Konkurrenzfähigkeit versucht man jetzt durch Einwirkung auf die Selbstkostenfaktoren, Löhne und Preise, zu begegnen.

Sicherlich liegt hierin ein Mittel, um die Schwierigkeit der augenblicklichen Situation zu bekämpfen. Diese Bestrebungen, so begrüßenswert sie auch sind, dürfen aber keinesfalls darüber hinwegtäuschen, daß die Wurzeln des Übels damit nicht erfaßt werden. Es darf auch nicht die Gefahr entstehen, daß die öffentliche Aufmerksamkeit durch Verhandlungen auf diesem Gebiete von dem Hauptproblem abgelenkt wird.

Die Kardinalfrage ist und bleibt: Finanzreform durch Aufgabenabbau und Ausgabeneinschränkung, Reform der Lohnpolitik durch Anpassung staatlicher Schiedssprüche an die Wirtschaftslage, Reform der Sozialpolitik durch Neugestaltung der Arbeitslosenversicherung und der Krankenversicherung. Es hat sich in dieser Krisenzeit als unbedingt notwendig erwiesen, die verheißungsvoll begonnene Verständigung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern fortzusetzen. Zeigt sich doch gerade heute schärfer denn je, wie innig das gemeinsame Schicksal von Arbeitnehmern und Arbeitgebern mit dem Schicksal des Wirtschaftsapparats verbunden ist. Jedem Einsichtigen wird deutlich klar, daß im Rahmen unserer Wirtschaftsentwicklung auf die Dauer Arbeitnehmer und Arbeitgeber die als gemeinsam erkannten Interessen auch gemeinsam gegen bürokratische Unvernunft verteidigen müssen.

Sicherlich ist noch viel Einsicht und vor allen Dingen viel guter Wille zur Erreichung dieses Zieles notwendig. Ich zweifle aber nicht, daß ein in schwerer Notzeit begonnener Versuch fortgesetzt werden kann, wenn das Wohl der ganzen Wirtschaft auf dem Spiele steht.

Sie können mir jetzt sagen, meine Damen und Herren, daß die eben erwähnten Grundlagen für jede Reform Ihnen allen schon längst bekannt sind. Aber darin sehen Sie ja gerade das tragische Schicksal unseres deutschen Volkes. Obwohl jeder die Wege zu zeigen weiß, die zu einer Rettung und Besserung führen, findet sich niemand, der endlich zur Tat schreitet.

Woran liegt das? Der wesentlichste Faktor zur Erklärung dieser Tatsache erscheint mir in der Zusammensetzung unserer Parlamente zu liegen. Allein der Besuch einer Plenarsitzung zeigt Ihnen die Erstarrung unseres parlamentarischen Lebens in Interessenpolitik und Formalismus. Von Gruppen und Grüppchen werden Sonderinteressen mit einem Fanatismus, der einer besseren Sache würdig wäre, vertreten und so jeder großzügige Reformversuch zerschlagen. An Stelle des Volkswohles, dem doch letzten Endes die gewählten Vertreter des Volkes zu dienen hätten, ist als beherrschender Geist ein absoluter Egoismus in die Parlamente eingezogen. Die Partei- und Gruppengebundenheit wirkt sich bis zu den höchsten Beamten des Staates aus und lähmt jede Energie und Initiative, richtig Erkanntes durchzusetzen.

Wir haben heute begrüßenswerte Anzeichen, daß das Bürgertum doch

zur größeren Aktivität und Besinnung seiner Rolle im Staat erwacht. Soll die existenznotwendige Reform endlich zur Durchführung kommen, so muß in das neue Parlament ein geschlossener Block des Bürgertums von rechts bis über die Mitte hinaus einziehen mit dem energischen Willen, unter dem Gesichtspunkt des Gemeinwohls Reformen nicht nur in Programmen niederzulegen, sondern sie auch rasch zur Durchführung zu bringen.

Dies ist eine unabweisbare Pflicht, die das staatserhaltende Bürgertum dem Staate gegenüber zu erfüllen hat. Es ist aber auch eine Ehrenpflicht dem greisen Präsidenten unseres Staates, Hindenburg, gegenüber, der trotz seines hohen Alters sich im entscheidenden Augenblick, wie schon einmal in der Geschichte, mit seiner ganzen Persönlichkeit und seiner ganzen Autorität für die Rettung unseres Volkes vor drohenden Katastrophen einsetzte.

Ich verkenne durchaus nicht die Schwierigkeiten, die sich der Durchführung eines umfassenden Reformwerkes mit dem Ziele des Ausgabenabbaues statt der Einnahmenerhöhung entgegenstellen. Ein Sturm der Entrüstung wird sich bei allen irgendwie betroffenen Kreisen erheben. Die Gefahr besteht, daß auch bei diesem Reformwerk die Linie des geringsten Widerstandes gewählt wird.

Wo liegt diese Linie? Bei Gehaltsminderungen und Aufgabenabbau erhebt sich der Protest mächtiger Beamtenorganisationen. Sozialpolitische Reformen haben gegen den Widerstand der Gewerkschaften zu kämpfen. Reformen auf dem Gebiete der Überweisungen und der Kontrolle der kommunalen Finanzgebarung rufen die Städte und Gemeinden in seltener Einmütigkeit auf den Plan. Steuerverlagerungen zur Schonung der Kapitalbildung stoßen auf den Widerstand der Konsumentenorganisationen und deren parlamentarischen Vertreter. Abbau der Aufgabengebiete einzelner Ministerien hat mit dem geschlossenen Widerstand der betroffenen Bürokratie zu rechnen.

Den geringsten Widerstand glaubt man nach Lage der Dinge bei der Wissenschaft zu finden, und gerade hier sind schematische Streichungen am gefährlichsten. Treffen sie doch einen der wenigen Faktoren, die uns noch eine glückliche Zukunft erhoffen lassen. Ich bin durchaus der Meinung, daß in einer Notlage alle Kreise zur Behebung des Notstandes beitragen müssen. Aber bedenkt man, wie unendlich mühevoll die wissenschaftlichen Institutionen, wie die „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft“, „Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft“, das „Deutsche Studentenwerk“ mit der „Studienstiftung des Deutschen Volkes“, um die Anerkennung ihrer Bedeutung durch den Staat und die öffentlichen Körperschaften ringen mußten und wie spärlich im allgemeinen öffentliche Mittel für wissenschaftliche Zwecke fließen; zieht man dazu in Betracht, daß für manche der wissenschaftlichen Organisationen eine Einschränkung der öffentlichen Mittel Unmöglichkeit der Weiterarbeit bedeutet, so wird man zum mindesten diese Seite der Finanzreform aufs ernsthafteste prüfen müssen. Im Wesen der Wissenschaft liegt es, daß sie nicht die Reklame zu machen versteht, die ihre

Bedeutung im öffentlichen Bewußtsein verankert. Aber wer sich die Mühe gibt, nachzudenken, dem muß klar werden, daß die deutsche Wissenschaft nicht nur ein wesentlicher Faktor unserer Weltgeltung ist, sondern in ganz besonderem Maße das Fundament unserer wirtschaftlichen Entwicklung darstellt. Wenn wir neue Mittel und neue Wege, neue Erfindungen und neue Verfahren für unseren wirtschaftlichen Wiederaufstieg gewinnen wollen, dann kann sie uns nur intensivste, jahrelange Forschungstätigkeit der Wissenschaft bringen. Nehmen Sie nur als Beispiel die Chemie, die mir besonders nahesteht, so kann ich Ihnen versichern, daß es niemals möglich gewesen wäre, die deutsche chemische Industrie zu entwickeln und sie auf ihren heutigen hohen Stand von Weltbedeutung zu bringen, wenn nicht in ständiger Arbeit die Wissenschaft immer neue Wege und neue Arbeitsmethoden gewiesen hätte. So liegt es auch auf den anderen Wissensgebieten, besonders auch auf dem Gebiet landwirtschaftlicher Produktionsverbesserung, ebenso wie auf dem Gebiete der Lehre und der Erziehung des Nachwuchses. Mehr als je müssen wir in der jetzigen schwierigen Zeit mit allen Mitteln versuchen, den Besten unseres Volkes den Wiederaufstieg in Führerstellungen zu erleichtern. Die Überfüllung der Hochschulen, die durchaus keine Dauererscheinung zu sein braucht, darf unter keinen Umständen ein Propagandamittel für eine schematische Einschränkung der Förderung des Nachwuchses abgeben. Denn wenn unter 100 Studierenden, denen das Studium ermöglicht wird, nur 20 sind, die, weit über dem Durchschnitt begabt und charakterlich veranlagt, auf diese Weise zum Besten der Allgemeinheit ihre Kräfte entfalten können, so ist dies schon ein großer Erfolg. Heute schon zeigt uns z. B. die Studienstiftung des Deutschen Volkes, daß dieses Ergebnis durchaus möglich ist.

Wie der Einzelmensch in Zeiten wirtschaftlicher Not entsprechend der Bedürfnisskala seine Ausgaben abbaut und sie schließlich auf die lebensnotwendigen konzentriert, so muß auch der Staat in Notzeiten von dem hohen Gesichtspunkt seiner Lebensnotwendigkeit aus einen notwendigen Ausgabenabbau durchführen. Zu den lebenswichtigsten Aufgaben des Staates gehört es, sich die Sicherungen zu erhalten, die eine Entwicklung aus schwieriger Notzeit in günstigere Situationen gewährleisten. Eine der wesentlichen dieser Sicherungen ist aber die wissenschaftliche Forschung, die Lehre und Nachwuchspflege. Gerade um auf die Dauer wirksam und erfolgreich zu sein, wird jede Finanzreform diese Zusammenhänge berücksichtigen müssen. So notwendig und so unentbehrlich in unserer Lage ein energisch durchgeführtes, umfassendes Reformprogramm ist, so wichtig ist es auch, daß es, ohne bleibende Schädigung der organischen Weiterentwicklung unserer Wissenschaft, die Basis für das ungestörte Funktionieren unserer Wirtschaft und damit für die Steigerung unseres Volkswohlstandes schafft.

Aus dem engen Zusammenwirken wirtschaftlicher Kräfte und wissenschaftlicher Leistungen wird sich dann der optimistische Wille zu wagnisreicher Produktionserweiterung entwickeln, der zusammen mit der wiederhergestellten Rentabilität Voraussetzung für unseren Wiederaufstieg ist.

„Feiger Gedanken bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen, ängstliches Klagen,
Wendet kein Elend, macht dich nicht frei.
Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten,
Nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme der Götter herbei.“

Vierzehnte Hauptversammlung der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Bonn am 18. Juli 1931.

(Nach dem offiziellen Bericht.)

Begrüßungsrede.

Hochverehrte Magnifizenzen!

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich danke Eurer Magnifizenz von Herzen für die freundlichen Worte der Begrüßung, die Sie an uns und an mich persönlich gerichtet haben. Wir stehen unter dem Eindruck einer schweren, alle tief ergreifenden Zeit. Ich werde Ihnen nachher zeigen, daß, obgleich im allgemeinen kein Geld vorhanden ist und niemand Geld in der Tasche hat, im Gegensatz dazu die Gesellschaft von Freunden und Förderern doch Geldmittel zur Verfügung und sogar flüssig hat. (Bravo!) Wir brauchen uns also nach dieser Richtung hin keine Sorgen zu machen.

Meine Damen und Herren! Wir versammeln uns heute zu der 14. Hauptversammlung der Gesellschaft von Freunden und Förderern der beiden Bonner Hochschulen in einer kritischen Zeit erster Ordnung im Verlauf der deutschen Geschichte. Wir leben im gewissen Sinne in einem Kriegszustand, dessen Schlachten nicht militärisch, sondern auf finanziellem und diplomatischem Boden ausgefochten werden. Der Hooverplan schien den Anbruch einer Ära der weltwirtschaftlichen Vernunft anzuzeigen. Bevor er sich aber auswirken konnte, brach unter dem Druck von Frankreichs unvernünftiger Verzögerung eine deutsche Sonderkrisis durch den systematischen Abzug ausländischen kurzfristigen Leihkapitals aus. In kurzer Zeit wurden den Banken Milliardenbeträge entzogen. In plötzlich aufflammender Panikstimmung folgten dem die Abzüge der Einlagen von den Sparkassen und Banken durch das deutsche Publikum selbst. Damit trat ein Stadium der Zahlungsmittelknappheit, der Deflation, ein.

Die Sonderkrisis hat schlagartig bewiesen, welche schicksalhafte Bedeutung die unverantwortlich übertriebene kurzfristige Verschuldung, vor allem der Gemeinden und verschiedener Banken, für die deutsche Gesamtwirtschaft hat. Die Warnungen, die ich schon im Jahre 1927 auf der Mitgliederversammlung des „Reichsverbandes der Deutschen Industrie“ gegen die kurzfristige Verschuldung und die verfehlte staatliche Wirtschaftspolitik überhaupt aus-

sprach, haben sich damit leider ebenso bestätigt, wie sich die Finanzpolitik Schachts auf diesem Gebiete als richtig erwiesen hat.

Heute ist uns aber wenig damit gedient, die Schuldigen festzustellen. Diese schweren Tage und Wochen muß das deutsche Volk aus eigener Kraft überstehen. Auch eine Auslandshilfe, selbst langfristige Kredite können uns nichts nützen, wenn wir nicht vorher unsere inneren Verhältnisse konsolidiert haben. Wir müssen erkennen, daß die Scheinblüte der kurzfristigen Kredite den gesamten deutschen Lebensstandard über die tatsächliche Lage hinaus aufgebläht hat. Das gilt sowohl für den Standard der öffentlichen Körperschaften wie für jeden einzelnen Bürger. Wir werden uns daran gewöhnen müssen, von einer zwar zusammengeschrumpften, aber gesunden Basis aus aufzubauen. In den kritischen letzten Tagen hat die Regierung bewiesen, daß sie die Nerven behält, zu tatkräftigem Handeln entschlossen ist und führen will und kann. Das deutsche Volk hat aber auch in bewundernswerter Energie und Disziplin die Notlage erkannt und den Notverordnungsvorschriften der Regierung Verständnis entgegengebracht. Es ist heute nicht an der Zeit, über notwendige Reformen und künftige Ziele der deutschen Wirtschaftspolitik zu sprechen. Die Regierung steht jetzt im schwersten diplomatischen Kampf. Aufgabe der Heimat ist es, in Ruhe und mit Disziplin auszuhalten und alles Trennende beiseite zu stellen.

* * *

Dank für die Ernennung zum Ehrenvorsitzenden.

Ich danke Ihnen, Magnifizenz, ich danke auch Ihnen, meine sehr verehrten Herren, daß Sie mir diese hohe Ehrung zuteil werden ließen. Sie werden verstehen: wenn man das biblische Alter von 70 Jahren erreicht hat, dann muß man anfangen, das, was man im Leben Wichtiges getan hat, jüngeren Kräften zu überlassen. Wir haben ja in Herrn Dr. Paul Müller einen geeigneten und tüchtigen Nachfolger im Vorsitz gefunden, der genau so wie ich die Geschäfte führen und leiten wird, zum Wohle der Geffrub und der beiden Hochschulen. Auf mich können Sie dabei jeden Augenblick rechnen bis zum letzten Atemzuge. Aus diesem Grunde freue ich mich auch sehr, daß ich mit dem Vorstand der Gesellschaft weiter verbunden bleibe. Ich werde stets zu Ihren Sitzungen erscheinen und zu Ihrer Verfügung stehen, wo immer Sie mich brauchen. (Beifall.)

* * *

Äußerung zur Frage der Überfüllung unserer Hochschulen.

Die große und schwierige Frage der Überfüllung der Hochschulen besteht schon lange, aber eine Patentlösung ist noch nicht gefunden worden. Sie ist auch nicht dadurch zu beseitigen, daß wir eine Reihe dieser jungen Leute in andere, nichtakademische Berufe hineinbringen. Es sind dann immer noch viel zu viel. Wir haben heute beinahe doppelt soviel Studierende als vor

dem Kriege, obgleich die wirtschaftlichen Verhältnisse viel, viel schlechter als damals sind. Das ist sehr zu bedauern! Um aus diesen Schwierigkeiten herauszukommen, müssen wir schon unter den Abiturienten eine gewisse Auslese treffen. So treiben z. B. solche Studenten Chemie, die absolut keine Beobachtungsgabe besitzen. Einem solchen jungen Manne müßte selbstverständlich der Professor der Chemie sagen: „Ich nehme dich nicht an, du bist nicht geeignet, oder du bist zu ungeschickt, du zerbrichst alles, was du in die Hand nimmst, du kannst also kein Chemiker werden.“ Und wenn dann, wie es geschehen ist, die physikalischen Chemiker sagen: „Wir können solche Menschen dennoch gebrauchen“, so ist auch das nicht richtig. Ein physikalischer Chemiker muß ebensoviel Handfertigkeit und Beobachtungsgabe besitzen wie jeder andere Chemiker. Wir müssen also eine Auslese vornehmen. Abgesehen davon sind wir Wirtschaftler aber gern bereit, uns mit den Wissenschaftlern zusammenzusetzen, um die von Herrn Professor Tillmann angeschnittene Frage einmal ernstlich zu prüfen. So geht es nicht weiter.

Erschwerend kommt noch hinzu, daß die Zahl der weiblichen Studierenden außerordentlich zugenommen hat. Entsinne ich mich recht, so sind es jetzt beinahe 20 000. Gewiß, hier besteht die Möglichkeit oder besser die Wahrscheinlichkeit, daß sie heiraten. Aber das erinnert mich an meinen verstorbenen Freund Emil Fischer, der, wie ich früher schon einmal in diesem Kreise erwähnt habe, zu sagen pflegte: „Ich lehne es ab, Chemikerinnen auszubilden. Man gibt sich die größte Mühe, ihnen etwas beizubringen; sind sie dann fertig, so nehmen sie einen Mann und heiraten, und der Lehrer hat das Nachsehen.“ (Heiterkeit.) Wir werden am besten zu der geplanten Besprechung auch einige Damen mit hinzuziehen und auf diese Weise ein schönes Kollegium bekommen.

Fünfte Hauptversammlung der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Bonn am 5. November 1932.

(Nach dem offiziellen Bericht.)

Rede beim Abendessen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich hatte wirklich geglaubt, ich würde ungeschoren bleiben, ich hätte nicht nötig zu sprechen. Ich habe wahrhaftig in meinem Leben genug geredet. Nun werde ich überrascht durch die Überreichung dieser Urkunde. Ich gestehe offen, sie hat mir große Freude bereitet. Sie ist eine Bereicherung meiner großen Sammlung von Urkunden in meinem Hause in Leverkusen. Aber nun ist kein Platz mehr vorhanden. Ich müßte sie denn an der Decke anbringen. (Zwischenruf: Anbauen!) Ja, das wäre ein neuer Gedanke. Anbauen nach dem Rezept unseres Freundes Tillmann. (Heiterkeit.)

Durch die mir von der Geffrub verliehene Urkunde werde ich erinnert

an die Zeit, als 1918 das hundertjährige Jubiläum der Bonner Hochschule gefeiert werden sollte. Eines schönen Tages rückten eine Reihe von Professoren und der jetzt verstorbene Dr. Weinlig unter Führung des Rektors bei mir an und machten mir klar, daß man zur Feier eines solchen Jubiläums Geld gebrauche, und zwar möglichst viel, und daß ich mich an die Spitze eines diesbezüglichen Komitees stellen solle. Ich erwiderte, daß das jetzt im Kriege ein nutzloses Beginnen sei, weil niemand Geld für solche Zwecke zur Verfügung habe. Ich schlug den Herren aber vor, man solle etwas ganz anderes, etwas Neues machen, und zwar die Gründung einer Gesellschaft, wie wir sie in der Gesellschaft der Freunde und Förderer unserer Universität geschaffen haben. Zuerst wollten die Herren die Nützlichkeit, ja die Notwendigkeit einer solchen Gesellschaft nicht einsehen. Als ich ihnen aber sagte, daß wir eine Verbindung der Wirtschaft mit der Wissenschaft und umgekehrt dringend benötigen zur gegenseitigen Befruchtung beider Teile und daß die Wirtschaft dann bereit sein würde, das nötige Geld für die Wissenschaft aufzubringen, stimmte man zu. Damit hatte ich auf einmal alle auf meiner Seite, und es wurde beschlossen, eine solche Gesellschaft in Bonn zu bilden. Später hat sich dann jede Hochschule in Deutschland eine derartige Gesellschaft zugelegt. Daß dieser Vorschlag ein glücklicher Gedanke war, werden Sie alle zugeben. Wir haben in unserer Gefrüb bisher immer nur Freude und Erfolg gehabt. Wir haben viel gelernt. Wir haben interessante Vorträge gehört, wir sind mit ganzem Herzen bei der Gesellschaft und freuen uns, daß wir sie haben. Ich hoffe, daß es auch in Zukunft so bleiben wird.

Als ich nun vor einem Jahr meinen 70. Geburtstag feierte, da sagte ich mir: du bist nun ein alter Mann, du hast 14 Jahre deine Pflicht getan, jetzt mußt du gehen, und die Jugend soll an deine Stelle treten. Ich habe Umschau im Kreise der Wirtschaft gehalten. Niemals habe ich ein Amt niedergelegt, ohne einen würdigen Nachfolger zu haben. So war es im Reichsverband der Deutschen Industrie, so war es in den zahlreichen anderen Gesellschaften, und so war es auch in der Gesellschaft der Freunde und Förderer. Meine Wahl fiel auf meinen Freund Dr. Paul Müller, der heute mein Nachfolger ist.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Urteilen Sie nach dem glänzenden Verlauf der ersten Versammlung, die er geleitet hat, heute selbst! Ist er nicht ein vortrefflicher Nachfolger? Hat er nicht seine Sache sehr gut, ja man kann sagen, ganz großartig gemacht? Glänzend, ganz glänzend! Aber er hat auch eine ausgezeichnete liebe Frau, die jetzt an meiner Seite sitzt. Sie kann genau so gut reden wie er. Ich würde Ihnen nicht raten, sich mit ihr in eine Debatte einzulassen. (Heiterkeit.) Aber nun noch einmal allerherzlichsten Dank für alles das, was Sie mir Gutes erwiesen haben. Die Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Bonn, sie lebe hoch, hoch, hoch! (Starker Beifall.)

XIII. Teil.

**Deutsches Museum von Meisterwerken
der Naturwissenschaft und Technik.**

Ansprache in der 13. Ausschuß-Sitzung des Deutschen Museums zu München am 21. Oktober 1923.

(Verwaltungsbericht des Deutschen Museums 1921/23, S. 14.)

Als einer der wenigen heuer anwesenden Bewohner der besetzten Gebiete, als der Vorgänger in dem schönen Amte des Vorsitzenden des Vorstandsrates, des Herrn Krupp von Bohlen und Halbach, ist es für mich eine große Ehre und Freude, dem im Gefängnis in Düsseldorf als politischer Gefangener schmachtenden Vertreter des Deutschen Reiches diese schöne Urkunde bringen zu dürfen. Ich weiß sicher, daß er eine große Freude empfinden wird, wenn ich ihm persönlich diese Urkunde überreiche. Ich weiß, wie er mit allen Fasern seines Herzens am Deutschen Museum hängt. Sie wissen, daß er sich im allgemeinen aus öffentlichen Ämtern und Betätigung in der Gesellschaft nicht viel macht. Zwei Ausnahmen hat er aber gemacht: das Deutsche Museum und die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Diese beiden großen Organisationen haben ihm so nahe gestanden, daß er ihnen angehören wollte. Es wird für ihn nun eine besondere Freude sein, durch die Ehrenmitgliedschaft mit dem Deutschen Museum verbunden zu sein.

Dankrede in der 14. Ausschuß-Sitzung des Deutschen Museums zu München am 6. Mai 1925 aus Anlaß der Ernennung zum Ehrenmitglied.

(Verwaltungsbericht 1923/25, S. 25ff.)

Sehr verehrte Damen und Herren! Ich bin aufs höchste überrascht! Ich falle tatsächlich aus den Wolken! Ich hätte mir nie träumen lassen, daß mir diese Ehre — die höchste Ehrung, die das Deutsche Museum zu vergeben hat — je zuteil würde. Ich bitte Sie wirklich, mir dies zu glauben; Sie sehen ja, wie betroffen ich bin, so daß ich nicht recht weiß, was ich sagen soll. Schamrot hätte ich werden können über das, was Geheimrat Planck so lebenswürdig war, über meine wissenschaftlichen und technischen Leistungen zu sagen. Aber was ist zu machen? Man muß stillhalten und sich fügen, das ist in diesem Falle das beste. Nur was meine Verdienste um das Deutsche Museum selbst anbetrifft, da möchte ich doch einiges sagen, damit auch Sie hören, wie man es anzufangen hat, Ehrenmitglied des Deutschen Museums zu werden.

Wie Sie wissen, bin ich Naturwissenschaftler, Chemiker und Techniker. Was lag für mich näher, als daß ich mit Begeisterung, mit heller und freudiger Begeisterung, den Gedanken Oscar v. Millers, ein Deutsches Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik zu gründen, mit aufgegriffen und alles, was ich konnte, getan habe, es zu fördern. Wer würde an meiner Stelle und in meiner Lage nicht dasselbe getan, anders gehandelt haben?

Als ich dann vom einfachen Mitglied hinaufrückte in den Vorstandsrat, und zwar damals in meiner Eigenschaft als Vorsitzender des Vereins Deutscher Chemiker, fühlte ich mich außerordentlich geehrt. Voll Freude folgte ich gern den Einladungen zu der jährlich einmal stattfindenden Vorstandsratssitzung und Hauptversammlung, wo man nach getaner Arbeit beim festlichen Mahl im alten Münchener Rathause, gewürzt von guten Reden und verschönt durch prächtige, künstlerische Aufführungen, heitere Stunden im Kreise der Führer Deutschlands verbrachte. Dann wurde ich Vorsitzender des Vorstandsrates des Deutschen Museums und war es nicht nur, wie es die Satzung vorschreibt, ein Jahr, sondern ausnahmsweise drei Jahre lang, weil man im Kriege keine Neuwahl vornehmen wollte. Was habe ich in dieser meiner Stellung nun besonderes getan? Ich habe getreulich das getan, was ungeschrieben heute noch über dem Museum steht: „In diesem Hause darf jeder tun, was ich will. Oscar v. Miller.“ (Heiterkeit.)

Dann bin ich, als meine Zeit als Vorsitzender um war, gemäß der Tradition, die Oscar v. Miller eingeführt hat, wieder nach unten gekommen und auf einen der letzten Plätze gesetzt worden. In dieser ganzen Zeit ist es mir nie in den Sinn gekommen, daran zu denken oder auch nur im mindesten zu hoffen und zu erwarten, daß ich demnächst einmal wieder oben sitzen würde, neben unseren hochverehrten, lieben Freunden und Ehrenmitgliedern Dr. Linde und Dr. Krupp v. Bohlen und Halbach. Da oben, am Vorstandstisch, wo auch das erste Ehrenmitglied des Deutschen Museums, Graf Zeppelin, gesessen hat, da soll, da kann, da darf ich nun wieder Platz nehmen. Sie können sich denken, wie ich mich gehoben und geehrt fühle und wie ich Ihnen allen, insbesondere dem Vorstand und Vorstandsrat, deshalb von Herzen danken möchte. Also heißen, aufrichtigsten und herzlichsten Dank für die große Auszeichnung, die Sie mir zuteil werden ließen. (Lebhafter Beifall.)

Als nun der 70. Geburtstag Oscar v. Millers herannahte, habe ich mir überlegt, was man wohl tun könnte, um dem Schöpfer des Deutschen Museums eine Freude zu machen. Herr Generaldirektor Dr. Günther sagte ja schon vorhin, daß man beim Deutschen Museum in den Bannkreis seines Schöpfers tritt, daß es sich dabei um ein Erlebnis handelt. Ganz so bequem und schön, wie er es sich vorstellt und es ihm ergangen ist, hat es sich bei mir nun nicht zugetragen. Bei mir begann das Erlebnis mit einer großen — wie man in Bayern so schön sagt — Rauferei. (Heiterkeit.) Von vielen Freunden Oscar v. Millers wurde mir allerdings gesagt, erst wenn man sich mit ihm gehörig ausgesprochen, das heißt gezankt hat, kann man sein guter Freund werden.

Das ist bei mir gründlich geschehen. (Heiterkeit.) Ich bin dann allerdings einer seiner besten Freunde geworden und darauf bin ich ganz besonders stolz.

Wenn man sich nun diesen großen, starken Mann mit jenem prachtvollen Kopf, den Schöpfer dieses Weltwunders, denn das ist das Deutsche Museum und wird es bleiben, einmal ansieht, dann fragt man sich, wo sind die Künstler, die ihn porträtiert haben, damit die Nachwelt weiß, wie dieser willensstarke Mann ausgesehen hat? Gewiß, eine Büste von ihm ist vorhanden, die hat der Protektor des Deutschen Museums, der Prinzregent Luitpold, fertigen lassen. v. Miller hat sie dann aber sofort in die tiefsten Gewölbe und Keller versenken und vergraben lassen. Wir hoffen jedoch zuversichtlich, daß er nichts mehr dagegen haben wird, wenn wir sie jetzt, wo das Museum fertig ist, herausholen und an einem würdigen Platz aufstellen.

Es existiert aber weder ein Relief noch eine Plakette oder eine Denkmünze von Oscar v. Miller. Er selbst hat ja soeben gesagt, wie wichtig es ist, Denkmünzen unter das Volk zu bringen. Was liegt näher, als daß ich dasselbe dachte und deshalb eine Medaille von ihm machen lassen wollte. Doch das war leichter gedacht als getan. Ich mußte sehr weise zu Werke gehen, um seine Zustimmung zu bekommen. Das geschah bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Rapallo, und zwar in dem Augenblick, als er Gerhart Hauptmann dazu gebracht hatte, das Festspiel für das Deutsche Museum zu schreiben. Da war er glücklich und froh, und so dachte ich, jetzt kannst du es wagen, vorzugehen. Ich sagte zu ihm: „Lieber Oscar! Ich habe etwas mit Dir vor; ich will von Dir zu Deinem 70. Geburtstage für Deine Familie und Deine Freunde eine Denkmünze machen lassen.“ Da hätten Sie ihn sehen und hören sollen. So aufgeregt war er selten. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, und verbat sich eine solche Gemeinheit. Ich muß sagen, so unhöflich und grob bin ich in meinem Leben noch nicht angefahren worden. Man hat in Bayern einen spezifischen Ausdruck dafür. Nachdem er ausgetobt hatte, erwiderte ich ihm: „Jetzt wird die Denkmünze erst recht gemacht; mit Deiner Zustimmung, dann wird sie gut, gegen Deinen Willen, dann wird sie schlecht, aber gemacht wird sie!“ Meine Frau war bei dieser Unterredung zugegen; sie war blaß geworden und schwieg. Als Oscar v. Miller dann fortgegangen war, sagte ich zu ihr: „Hast Du gemerkt, daß er es gern hat, wenn ich ihn porträtieren lasse, so macht er es nämlich immer.“ Sie sagte darauf, es ist doch unmöglich, bei dem, was vorgefallen, daß du so etwas tun willst.

Am nächsten Morgen früh 8 Uhr klopft es an meiner Tür im Hotel und wer erscheint? Oscar v. Miller, der eigentlich schon in aller Frühe nach München hatte zurückreisen wollen. Er sieht mich überhaupt nicht an, sondern sagt zu meiner Frau: „Gnädige Frau! Ich habe eine schlaflose Nacht gehabt; mir ist klar geworden, daß ich mich gestern wohl unschön benommen habe. Wenn jemand einem etwas Liebes antun will, dann ist es üblich, daß man dafür Danke sagt. Das habe ich mir überlegt, und bin deshalb nicht abgereist. Ich habe meine Reise verschoben, um Ihnen zu sagen, daß, wenn Ihr Mann

bereit ist, die Münze, und zwar ganz klein und winzig wie ein Zehnpfennigstück, den Mitarbeitern des Deutschen Museums zu stiften, ich die Stiftung annehmen will.“ Dann habe ich den bekannten Medaillenkünstler A. Hartig in Wien gewonnen, und der hat etwas sehr Gutes und sehr Schönes zustande gebracht. Zuerst fertigte er dieses prachtvolle Bronzemodell, von dem ich nunmehr Oscar v. Miller persönlich ein Exemplar für seine Frau Gemahlin, ein anderes für das Deutsche Museum, zur Erinnerung an den heutigen Tag hiermit übergebe. Darnach hat der Künstler dann diese sehr gut gelungene verkleinerte Prägemedaille geschaffen, die bereits in 600 Exemplaren fertig vorliegt. Auf der Vorderseite zeigt sie den schönen Kopf unseres lieben Freundes Oscar v. Miller mit dem heutigen Datum, auf der Rückseite die Ansicht des Deutschen Museums mit der Inschrift: „Den Mitarbeitern am Deutschen Museum.“

Diese Denkmünze wird in den nächsten Tagen vom Museum aus an jene Mitarbeiter versandt werden, die Oscar v. Miller selbst ausgesucht und persönlich benannt hat. Mögen alle, die dieses kleine Geschenk von mir erhalten, es annehmen einerseits als herzlichen Dank für die Freundschaft, die mich mit Oscar v. Miller verbindet, und anderseits als Zeichen der Begeisterung, die ich für das Deutsche Museum gehabt habe, noch habe und bis an mein Lebensende behalten werde. (Lebhafter Beifall.)

16. Ausschuß-Sitzung des Deutschen Museums am 7. Mai 1927 zu München.

(Verwaltungsbericht 1926/27, S. 23 ff.)

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Ich weiß eigentlich nicht, was ich sagen soll. Es sieht mir aber so aus, als ob Oscar von Miller wieder von mir etwas erwartet, wie ich das ja bei den Versammlungen des Deutschen Museums immer gewohnt bin. So schickt er mir gewöhnlich vor jeder Hauptversammlung neben der Einladung noch einen besonderen Liebesbrief. Auch dieses Mal ist mir ein solches, in schönen Worten gehaltenes Schriftstück zugegangen. Ob ich will oder nicht will, ich muß also schon das Wort nehmen.

Mit Herrn Oscar von Miller waren wir Industriellen im Vorstandsrat der Meinung, daß, wenn das Deutsche Museum nicht nur eine Schauburg und eine Stätte der Belehrung und Förderung von jung und alt sein will, sondern wenn es das wissenschaftliche Fundament, das es schon hat und noch weiter ausbauen muß, behalten soll, wenn es auch auf Wissenschaft und Wissenschaftler anregend wirken soll, es unbedingt eine schöne und vollständige Bibliothek nötig hat, wie sie im Neubauentwurf vorgesehen ist. Zweifel und Meinungsverschiedenheiten über diese Frage gibt es nicht und kann es nicht geben. Es fragt sich nur: Wann soll mit dem Neubau dieser Bibliothek begonnen werden?

Nun nähert sich das eigentliche Museum mit dem Ausbau des zweiten Stockwerks seiner Vollendung. Oscar von Miller hat also recht, wenn er die

Frage des Bibliothekbaues jetzt zur Erörterung stellt. Der Brief, den er mir schrieb, nimmt also hierauf Bezug und lautet etwa wie folgt:

„Da ich die Absicht habe, in der Hauptversammlung den Neubau der Bibliothek zu erörtern, so bitte ich Dich als Vorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen Industrie durch Deinen Reichsverband die Verpflichtung einzugehen, als erste Rate 100 000 RM zu zeichnen. (Heiterkeit.) Sollte das nicht möglich sein, so mußt Du dafür sorgen, daß der Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands wenigstens 50 000 RM zeichnet. Ich rechne sicher darauf, daß Du mit einem zusagenden Brief nach München kommst.“

Oscar von Miller weiß anscheinend nicht, daß weder der Reichsverband der Deutschen Industrie noch der Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands in der Lage sind, auch nur 1 RM für solche Zwecke auszugeben. Hier handelt es sich um Vereine zur Vertretung wirtschaftlicher Interessen, die die Beiträge, die sie von ihren Mitgliedern bekommen, lediglich und allein zur Bestreitung ihrer Verwaltungskosten verwenden müssen. Beide Vereine können aber ihren Mitgliedern empfehlen, dem Wunsche des Herrn von Miller zu entsprechen. Das wollen und werden wir selbstverständlich gerne tun. Ich hoffe und bin auch fest überzeugt, daß dann viele unserer Mitglieder, die dazu in der Lage sind, diesem Rate folgen und Mittel in bar und in Substanz zum Bau der Bibliothek beisteuern werden.

Um der Sache aber von vornherein das nötige gute Fundament zu geben, habe ich den obigen Brief mit der Bitte um Stellungnahme und Berücksichtigung an die Spendenzentrale der I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft gesandt. In der Sitzung des Arbeitsausschusses dieser Gesellschaft, bei der die Mitglieder des Verwaltungsrates zugegen waren, ist dann die Bibliothekfrage eingehend erörtert worden. Nun muß ich Ihnen verraten und gestehen, daß auch in diesem Gremium eine einstimmige Meinung nicht zu erzielen war. Erstens kannte man dort unseren Freund Oscar von Miller sehr genau, und viele sagten sich, wenn man dem einen Finger gibt, nimmt er gleich die ganze Hand, wenn möglich die ganze I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft. (Heiterkeit.) Zweitens war man der Überzeugung, daß, wenn wir in der Chemie jetzt vorangehen und den Kopf einer Zeichungsliste bilden, manche Vertreter anderer Zweige der Industrie abgeschreckt werden und nichts oder nur wenig zeichnen. Nach langem Hin und Her einigte man sich dahin, daß die I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft bereit ist, dem Deutschen Museum für den Bibliothekneubau 50 000 RM zur Verfügung zu stellen, wenn die gesamte deutsche Industrie 200 000 RM aufbringt. (Bravorufe.) Den diesbezüglichen Brief hat Oscar von Miller in Händen. Nun werden Spötter an der Börse sagen: Da haben wir des Rätsels Lösung. Die I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft bzw. ihr Aufsichtsrat gibt, um dem Deutschen Museum Geld schenken zu können, ihren Aktionären statt 12% nur 10% Dividende.

XIV. Teil.

Auslandsdeutschtum.

Auslandsdeutschtum und Wirtschaft.

(Der Auslandsdeutsche Nr. 11, 1. Juniheft 1927.)

Die Zahl der auf der Erde lebenden Deutschen wird mit 90—95 Millionen angenommen. Von dieser großen Zahl aber leben nur 62 Millionen im neuen Deutschen Reiche. Alle übrigen müssen außerhalb ihres Vaterlandes um die Erhaltung ihres deutschen Volkstums, um die Bewahrung deutscher Art und Sitte kämpfen.

Aber mehr noch. Unsere Auslandsdeutschen sind draußen in der Welt die tapferen Pioniere für Deutschlands Industrieprodukte. Der Krieg mit seinem verderblichen Ausgang hat die deutschen Waren vom Weltmarkt verdrängt, wo sie einstmals durch ihre Güte und Wohlfeilheit den Ruf unseres heimischen Gewerbefleißes begründeten.

Wir Deutschen haben niemals nach Eroberung der Welt und des Weltmarktes gestrebt. Wenn das Gegenteil behauptet wurde und noch wird, so ist es nicht wahr. Heute liegt uns dieses Streben ferner als je. Was wir aber wünschen müssen und auch wollen, das ist ein Platz an der Sonne. Wir haben ihn verloren, zum Schaden für unsere Arbeiterschaft. Diesen Platz wieder zu erringen, ist das Ziel unseres heißen Bemühens. Hier mitzuhelfen sind vor allem unsere treuen Auslandsdeutschen berufen. Sie haben ihre Heimat ja nur verlassen, um ihr in der weiten Welt um so wirksamer zu dienen. Ihnen gebührt daher der wärmste Dank der deutschen Wirtschaft.

Geleitwort für den Kalender des Auslandsdeutschtums 1930.

(Herausgegeben vom Deutschen Ausland-Institut, Stuttgart.)

Das uns vor zehn Jahren aufgezwungene Versailler Diktat hat durch seine Zwangsvorschriften nicht nur die politische, sondern auch die wirtschaftliche Großmachtstellung Deutschlands zu brechen versucht. Daß dies nicht in dem gewollten Umfang gelungen ist, verdanken wir nicht zuletzt unseren Auslandsdeutschen, die trotz schwerster Schicksalsschläge den Kampf für ihr Deutschtum im Ausland von neuem aufgenommen haben und dadurch Vorposten und Stützpunkte für den Wiederaufbau der wirtschaftlichen Stellung Deutschlands in der Welt geworden sind. Welche wertvolle Arbeit unter den

schwierigsten Verhältnissen von unseren Landsleuten draußen geleistet wird, konnte ich zu meiner größten Freude und Genugtuung auf meinen beiden Weltreisen 1926 und 1929 feststellen. Die Erfolge, die unsere Brüder im Ausland erringen, verpflichten aber auch das deutsche Volk, seinen Dank dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß es mit allen Mitteln seine Söhne im Ausland zu schützen und zu fördern sucht.

Geleitwort für den Kalender des Auslandsdeutschtums 1931.

(Herausgegeben vom Deutschen Ausland-Institut, Stuttgart.)

Es scheint mir, daß besonders die wirtschaftliche Bedeutung, die das Auslandsdeutschtum für das Mutterland hat, noch vielzuwenig erkannt ist. Besonders in wirtschaftlichen Depressionszeiten sind viele Zweige der Wirtschaft gezwungen, im Export Ausgleichsmöglichkeiten für rückläufige Konjunkturen im Inland zu suchen. Es ist natürlich, daß ein Teil des Exports in den Nachbarländern Absatz sucht. Wir Deutschen sind hier in der glücklichen Lage, in fast allen Richtungen der Windrose, insbesondere aber bis tief nach dem Südosten, deutsches Volkstum in fremden Ländern in geschlossenen Siedlungsgebieten zu besitzen. Auf diese Weise stößt die Exportpropaganda in diesen Gebieten auf eine Schicht von Volksgenossen, die das tragende Element deutschen Exportwillens bei ihren Gastvölkern sein kann. So ist es möglich, den engen kulturellen Beziehungen zwischen der Heimat und den Deutschen im Ausland auch ein beiderseitiges Geben und Nehmen auf wirtschaftlichem Gebiet hinzuzufügen. Während die Heimat in steter Wachsamkeit für ihre Söhne im Ausland zu sorgen hat, können so die Söhne wieder zur Stützung und Mehrung der heimischen Wirtschaftskraft beitragen, und so können beide auch auf diesem Gebiete die enge Schicksalsverbundenheit aller Deutschen stärken und festigen.

Würdigung der „Oberlander-Stiftung“.

(Diese Worte der Würdigung der „Oberlander-Stiftung“ wurden der New Yorker-Staatszeitung und dem New York Herald zur Verfügung gestellt.)

Als in den letzten Tagen bekannt wurde, daß Herr Oberlander in Reading eine Stiftung von einer Million Dollar gemacht hat, um die deutsch-amerikanische Freundschaft zu fördern, hat diese Tatsache in Deutschland große Freude und Befriedigung ausgelöst. In unserem Zeitalter der intensiven Massenbeeinflussung durch Presseerzeugnisse, die vielfach politischen oder personellen Interessen zu dienen bestimmt sind, entsteht häufig in einem Volk, das in der Hauptsache auf diese Quellen zur Unterweisung über andere Völker angewiesen ist, ein falsches oder zum mindesten verzerrtes Bild von deren

Wesen und deren Eigenart. Es ist immer noch die persönliche Inaugenscheinnahme, die allein eine klare und eindeutige Unterrichtung zu schaffen vermag. Deshalb ist der persönliche Besuch bei zwei Völkern, die, wie die Amerikaner und die Deutschen durch die Wellen des Atlantik getrennt, nach ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung für eine dauernde freundschaftliche Zusammenarbeit bestimmt sind, besonders wertvoll. Hüben und drüben haben zahlreiche Personen des kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Lebens aus eigener Initiative den Weg über das große Wasser angetreten und eingehend die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten und in Deutschland studiert. Auch beim akademischen Nachwuchs hat man dem starken Bestreben amerikanischer und deutscher Studenten nach eigener Anschauung Rechnung getragen und in einer großzügigen Organisation des Austauschdienstes den Amerikanern das Studium in Deutschland und den Deutschen das Studium in den Vereinigten Staaten ermöglicht. In gleicher Richtung wirkt der vom Deutschen Studentenwerk organisierte Amerika-Werkstudenten-Dienst, durch den Diplomingenieure, Diplomkaufleute und Diplomlandwirte, nachdem sie bereits mindestens ein Jahr in deutschen Betrieben tätig waren, mit Genehmigung der amerikanischen Regierung zwei Jahre lang in amerikanischen Fabriken, Büros und auf Gütern arbeiten, um dann nach Deutschland zurückzukehren.

Ein besonders wichtiger Baustein bei der Fortführung des Ausbaues amerikanisch-deutscher Freundschaft ist die großzügige Stiftung des Herrn Oberlander, die amerikanischen Personen des öffentlichen Lebens Gelegenheit geben soll, in Deutschland Studienreisen zu unternehmen und in ihrem heimischen Wirkungskreise dann die Kenntnis und das Verständnis deutscher Eigenart zu vertiefen. Ich bin davon überzeugt, daß in dem Maße, in dem der persönliche Kontakt zwischen den Amerikanern und Deutschen wächst, auch die Sorgen und Nöte, die uns Deutschen in den Jahren nach dem Weltkriege in steigendem Maße bedrängen, im amerikanischen Volke Verständnis finden werden. Es spannt sich so ein starker Bogen der Sympathie und der aufrichtigen Freundschaft von dem Volk aus dem Herzen Europas zu dem mächtigsten Volke der amerikanischen Welt zwischen dem Atlantik und Pazifik.

Leverkusen, im April 1931.

Geleitwort.

(Süddeutsche Sonntagspost, München, Mai 1931.)

Das Deutsche Ausland-Institut ist das unentbehrliche Kraftzentrum der Heimat für die Erforschung, Pflege und Verbindung zum Auslandsdeutschtum in der Welt.

Festakt des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart zur Verleihung des „Deutschen Rings“ in Stuttgart, im Hause des Deutschtums, am 15. Mai 1931.

(Der Auslandsdeutsche, Nr. 12, zweites Juniheft 1931.)

Meine Damen und Herren!

Die hohe Ehrung, die mir das Deutsche Ausland-Institut durch die Verleihung seines Deutschen Ringes zuteil werden ließ, hat mich tief gerührt und aufrichtig gefreut. Ich fasse diesen Ring nicht nur als eine Anerkennung auf, für die ich dem Deutschen Ausland-Institut tiefgefühlten Dank weiß, sondern mehr noch als eine unlösbare Verpflichtung zur Deutschtumsarbeit, eine Aufgabe, die edel ist wie der Stoff dieses Ringes und stolz wie das Symbol, das ihn ziert.

Meine Damen und Herren! Wie liegen denn die Dinge in Europa? Die Diktate von Versailles und St. Germain gelten als das Fundament des europäischen Friedenszustandes. Versailles und St. Germain haben aber entgegen den Zusicherungen Wilsons, entgegen dem heiligen Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts der Völker und damit entgegen den Grundsätzen internationaler Moral uralten deutschen Volksboden, geheiligt durch das Leben und Wirken vieler deutscher Geschlechterfolgen, vom deutschen Volkskörper losgetrennt. Sie haben deutsches Volk gegen seinen Willen fremden Gewalten überantwortet. Damit ist eine deutsche Frage geschaffen, ohne deren Lösung Europa nicht gesunden kann. Das Ziel der beiden Diktate, die Weltgeltung des Deutschtums zu zerschlagen, deutsches Volkstum zu zersplittern und damit das große Ideal der geeinten deutschen Nation zu zerstören, wurde aber nicht erreicht. Blut ist stärker als Eisen.

Trotz aller Bedrückungen in der Heimat, trotz schwerster Bedrohung und Gefährdung der Minderheiten erstand aus der Gemeinschaft des deutschen Blutes eine Wiedergeburt des Nationalempfindens, ein Aufflammen der Begeisterung für die Idee der deutschen Nation. Gemeinsame Not hat alles, was stolz darauf ist, deutsch zu sein, vom geschlossenen Siedlungsgebiet über die Inseln des Deutschtums in Europa bis zu den Vorposten in Übersee zu einer ehernen Schicksalsgemeinschaft zusammengeschweißt. Die Erkenntnis von der hohen Bedeutung der Deutschtumsarbeit ist heute in alle Schichten des deutschen Volkes gedrungen. Getragen von dem unerschütterlichen Willen einer Nation gewinnt diese Arbeit ständig an Tiefe und Wirkung. Deutsche Sprache und deutsche Kultur, deutsche Heimat und deutsches Wesen haben sich als Ideale bewährt, für die der Deutsche in der Heimat Opfer bringt und für die der Deutsche im Ausland lebt und kämpft, getreu dem tapferen Bekenntnis aus dem Munde eines Auslandsdeutschen:

„Was auch immer werde,
Steh' zur Heimaterde,
Bleibe wurzelstark.

Kämpfe, blute, werbe
Für dein höchstes Erbe,
Siege oder sterbe:
Deutsch sei bis ins Mark.“

Die Opfer der Heimat und der persönliche Einsatz der Auslandsdeutschen führen so zur Pflege, Förderung und Blüte des wichtigsten Teiles der Deutschtumsarbeit, der geistigen und kulturellen Deutschtumsarbeit. Den Erfolgen auf der einen Seite steht allerdings schweres Ringen auf der anderen gegenüber. Es wird sicher noch manches Opfer der Heimat gebracht und noch mancher Kampf der Auslandsdeutschen um ihr Volkstum geführt werden müssen. Wenn so die Gemeinschaft der deutschen Kultur und ihre Verteidigung das beherrschende Problem der Deutschtumsarbeit geworden ist, so hat daneben doch auch die Frage der wirtschaftlichen Verbindung zwischen Heimat und Auslandsdeutschtum eine erhebliche Bedeutung gewonnen. Denn, meine Damen und Herren, das Problem der Pflege des Auslandsdeutschtums ist keineswegs eine karitative Angelegenheit oder eine Liebhaberei von Idealisten. Es entspricht nicht dem Willen der Auslandsdeutschen, die Deutschtumspflege als Fürsorgearbeit aufzufassen. Die Auslandsdeutschen wollen die Frage so betrachtet wissen, wie sie betrachtet werden muß, wenn die Pflege des Auslandsdeutschtums auf die Dauer gesichert und erfolgreich sein soll, nämlich als gegenseitiges Geben und Nehmen ideeller und materieller Güter.

Gerade auf wirtschaftlichem Gebiet sind hier noch wichtige Aufgaben zu lösen. In der handelspolitischen Neuorientierung Südosteuropas fällt den Auslandsdeutschen eine entscheidende Mittlerrolle zwischen der Heimat und den Staaten, denen Auslandsdeutsche als loyale Bürger angehören, zu. Eine Mittlerrolle, die um so bedeutsamer ist, als hier Gelegenheit gegeben wird, beiden Interessen gleichzeitig zu dienen. Darüber hinaus aber hat sich das Auslandsdeutschtum als wichtige Stütze für den Wiederaufbau der deutschen Exportbeziehungen bewährt. Auch für die künftige Erhaltung und Entfaltung deutschen Exports wird das Auslandsdeutschtum unentbehrlich sein. Gleichfalls kann es der Heimat in ihrem heißen Bemühen um Änderung der undurchführbaren Reparationsregelung wichtige Dienste leisten. Denn nur wenn die öffentliche Meinung der Welt die Unsinnigkeit der Kriegsschuldenregelung erkennt und sich von ihren schweren wirtschaftlichen Gefahren überzeugt, werden wir eine erfolgreiche Neuregelung der Reparationsverpflichtungen erreichen können.

Aber auch die Heimat kann noch vieles tun, um die wirtschaftlichen Beziehungen zum Auslandsdeutschtum zu stärken und die schwankende und unsichere wirtschaftliche Grundlage, auf der es an vielen Stellen steht, zu untermauern und zu stabilisieren; sei dies nun z. B. durch die Bevorzugung auslandsdeutscher Warenangebote oder die besondere Berücksichtigung Auslandsdeutscher bei der Bestellung von Vertretern.

Das Auslandsdeutschtum hat auch wirtschaftlich unser Interesse um so mehr verdient, als es sich nach dem Kriege unter den ungünstigsten Verhält-

nissen auch draußen in Übersee aus eigener Kraft durchgesetzt hat und an vielen Stellen die alten Positionen wieder erobern konnte. Auf meinen beiden Weltreisen 1926 und 1929 konnte ich mich selbst davon überzeugen, daß die Deutschen z. B. in Ostasien wieder eine große Rolle spielen. So ist das Ansehen und die Stellung des Deutschen am indischen Markt sehr gut, ja sogar noch besser als vor dem Kriege. Allerdings erfordert diese Stellung auch, daß man nicht jeden beliebigen Kaufmann oder Techniker hinaus-schickt. Es ist eine Auslese von Männern, insbesondere auch von tüchtigen jungen Männern, zu treffen — die besten sind gerade gut genug —, die das Volk in Office und Basar richtig zu nehmen wissen, sehr gute Fachkenntnisse haben und sich vor allem von den Eingeborenen nicht dúpieren lassen. Ich bin überzeugt, daß das Einsetzen richtiger Leute am richtigen Platz in Indien und an allen ostasiatischen Plätzen dazu beitragen wird, den Anteil Deutschlands am Geschäft durch gute Ware und niedrigen Preis zu heben.

Ähnliche Erfahrungen habe ich auch in China gemacht. Zu meiner großen Freude stellte ich in Shanghai fest, daß die Zahl der Deutschen dort wieder im Steigen begriffen ist. Aber nicht nur in Shanghai, sondern auch in Hongkong, Kanton, Tsingtau, Peking, Mukden und vor allem in Tientsin haben sich die Deutschen wieder eigene deutsche Heime, wenn auch vorerst mit Garten- oder Tennisheimen beginnend, geschaffen als Mittelpunkt deutschen Lebens und deutscher Kulturpflege. Überall findet man sehr gut geleitete deutsche Schulen. Neben Ingenieuren, Kaufleuten und Lehrern haben sich aber besonders in Niederländisch-Indien deutsche Ärzte anerkannten Ruf und wichtige Positionen geschaffen.

In Japan drängte sich mir angesichts der fieberhaften Anstrengungen dieses Volkes, die durch das Erdbeben angerichteten Verheerungen zu beseitigen, ein naheliegender Vergleich mit Deutschland auf. Das japanische Erdbeben im Jahre 1923 kommt für Japan mit seinem Verlust von vielen, vielen Milliarden Yen einem verlorenen Kriege gleich. Mit unermüdlichem Fleiß und mit rastloser Energie machten sich die Japaner sofort daran, das Vernichtete wieder aufzubauen. Sind wir Deutschen nicht in einer ganz ähnlichen Lage nach dem Kriege und den schweren Verpflichtungen des Versailler Diktats? Mehr als je zuvor mußten wir arbeiten, um den Zusammenbruch abzuwehren und wieder vorwärts zu kommen. Denn auch für das Auslandsdeutschtum ist der beste Rückhalt und die wirksamste Unterstützung eine kraftvolle Heimat mit gesunder Wirtschaft und souveräner Weltgeltung. Seit 12 Jahren kämpfen wir für die Erreichung dieses Zieles. Auch die gegenwärtige Krise, geboren aus der Konstellation weltwirtschaftlicher, weltpolitischer und innerdeutscher Schwierigkeiten wird uns nicht daran hindern, dieses Ziel weiterzuverfolgen.

Es wird allerdings dabei notwendig sein, dem deutschen Volke einen klaren Weg und ein bestimmtes Ziel zu zeigen. Der Einzelne ist nur dann bereit in der Gegenwart die schweren Opfer, die ihm auferlegt sind, zu bringen, wenn er weiß, daß er damit auf die Dauer sich selbst und seinem Volke dient. Es wäre zu wünschen, daß dem deutschen Volke durch seine Regierung, am

besten in Form eines langfristigen Programms, endgültig gesagt wird, welche Opfer jetzt und in den nächsten Jahren noch zu bringen sind. Dabei muß auch zum Ausdruck kommen, daß der Staat alle Maßnahmen ergreifen wird, um die Eigenkapitalbildung zu fördern, und die erschütterte Konkurrenzfähigkeit der deutschen Wirtschaft wiederherzustellen, feiernden deutschen Händen wieder Arbeit zu verschaffen und dem deutschen Volke den Glauben an sich selbst und die Hoffnung an seine Zukunft zu geben. Mögen auch die Erfolge unserer jetzigen Anstrengungen erst in Jahren reifen. Mit Friedrich List zu sprechen „muß man Nationalgesinnung genug haben, um schon jetzt den Baum zu pflanzen und zu schützen, der erst künftigen Generationen seine reichsten Früchte bieten wird“. Denn, meine Damen und Herren, wir haben auch der deutschen Jugend gegenüber die Verpflichtung, klar und deutlich den Weg zu zeigen, der aus der gegenwärtigen Krisen- und Notzeit herausführt. Unsere Jugend muß, wenn sie einmal in unsere Fußtapfen treten wird und die Geschicke unseres Volkes führen soll, frei und ungebunden sein. Sie muß in der Lage sein, Ideale zu verfolgen, die weit über den Tagessorgen wirtschaftlicher Not stehen, Ideale, die die Geschlechterfolge der Völker überdauern, Ideale, die mit ehernen Buchstaben in die Tafeln der Geschichte geschrieben werden. Eines dieser Ideale wird die Schaffung und Erhaltung der freien, mächtigen und glücklichen deutschen Nation sein. Wir müssen heute schon das unsere tun, um hierzu den Weg zu bereiten, getreu dem Worte unseres Dichters Ernst v. Wildenbruch:

„Jetzt ist nicht Zeit zum wühlen,
Nicht Zeit für die Partei,
Jetzt ist es Zeit, zu fühlen,
Daß eins das größte sei:
Das Land, aus dessen Schoße
Uns Leib und Geist erstand,
Das heilige, das große,
Das deutsche Vaterland.“



XV. Teil.

Begrüßungs- und Gedenkreden.

Enthüllung des Adolf v. Baeyer-Denkmal zu München am 20. Oktober 1922.

(Zeitschrift für angewandte Chemie 1922, S. 693 ff.)

C. Duisberg übergab als Vertreter der Interessengemeinschaft der deutschen Teerfarbenfabriken dem Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften das Denkmal mit folgenden Worten:

Was uns Adolf v. Baeyer als Forscher, Pfadfinder und Lehrer war und wieviel wir ihm in Wissenschaft und Praxis Dank schulden, haben Sie soeben aus beredtem Mund seines berühmten Schülers und Nachfolgers gehört. Gern würde auch ich als einer seiner älteren Schüler meinem früheren hochverehrten Lehrer und späteren lieben, väterlichen Freunde erneut heute einen Blütenkranz unvergeßlicher und dankbarer Erinnerungen winden. Als Chemiker und Leiter einer deutschen Teerfarbenfabrik brauchte ich nur die Blumen, von denen eine farbenprächtiger und schöner als die andere ist, dem herrlichen Blütenstrauß der Rosaniline, der Phthaleine, der Indigoiden und der Alizarinfarbstoffe zu entnehmen, den unsere Industrie ihrem Großmeister Adolf v. Baeyer direkt oder mehr noch indirekt verdankt. Das haben wir aber, als Adolf v. Baeyer in seiner hohen, imponierenden Gestalt, mit dem wunderschönen Kopf, der edlen Stirn und den prachtvollen Augen noch unter uns weilte, zuerst gelegentlich seines 25jährigen Doktorjubiläums, dann beim 60., 70. und 80. Geburtstag sowie beim goldenen Doktor- und Dozentenjubiläum getan und dabei im Kreise seiner Schüler und Verehrer meist unvergeßlich schöne Erinnerungsfeste mit ihm zusammen gefeiert.

Als Vertreter der gesamten deutschen chemischen Industrie würde es mir auch ein leichtes sein, ein sicherlich mehr als kriegsstarke Bataillon von technisch tätigen, vielfach in leitenden Stellungen befindlichen Chemikern zu formieren, die alle ganz oder teilweise ihre Studien unter Adolf v. Baeyers Leitung und Aufsicht gemacht haben. Wären die Zeitverhältnisse besser, so würden alle diese seine Schüler in Technik und Wissenschaft bestimmt heute hier sein, um ihrem geliebten, so hoch geschätzten und bewunderten Lehrer mit dem meisterhaften Vortrag in dankbarer Verehrung die letzten Huldigungen darzubringen. Keiner der hervorragenden chemischen Akademiker seit Berzelius und Liebig, weder Wöhler noch Bunsen, weder Kekulé noch Hofmann, weder Viktor Meyer noch van't Hoff haben ein Unterrichtslaboratorium von der Größe und Bedeutung wie Adolf v. Baeyer

gehabt; auch nicht der größte seiner älteren Schüler, Emil Fischer, hat eine solch große und bedeutende Schule wie er hinterlassen. Das lag an der Macht der großen, vornehmen Persönlichkeit, voll von Pflicht und Arbeit, an der hervorragenden Menschenkenntnis dieses dem Unterricht wie der Forschung gleichmäßig ergebenden Mannes und an der Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit dieses durch sein Beispiel in hohem Maße anfeuernden, befruchtend wirkenden Lehrers, der seinen Schülern jederzeit mit Anregung, Gedanken und Rat zur Verfügung stand. Das war auch begründet in dem System, das er geschaffen und das seinen Assistenten und Mitarbeitern nicht nur Pflichten auferlegte, sondern ihnen auch Zeit und Muße ließ, selbständig wissenschaftlich zu arbeiten und zu forschen. Unvergesslich ist daher der Dank, den ihm alle diese Schüler und mit ihnen Wissenschaft und Technik für alles das schulden, was er geleistet, nicht zu vergessen die wundervollen Arbeiten, die er der Nachwelt hinterließ.

Die Interessengemeinschaft der deutschen Teerfarbenfabriken, in der die meisten Schüler v. Baeyers tätig sind und die den größten Nutzen aus seinen Arbeiten gezogen hat, hielt es daher für ihre Pflicht, einem Manne von solcher Bedeutung und Wirksamkeit ein Denkmal zu setzen, und zwar vor dem Laboratorium, das er selbst erbaut und in dem er den größten Teil seines Lebens, mehr als 40 Jahre lang, verbracht hat. Der berühmte Künstler Adolf v. Hildebrand, der auch die bekannte schöne Büste schuf, die wir Schüler unserem Lehrer zum 70. Geburtstage verehren konnten, wurde mit der Ausführung des Denkmals beauftragt. Leider lähmte ein Schlaganfall die Hand, die schon so viele wundervolle Kunstwerke geschaffen, kurz nachdem der erste Entwurf in Form einer Halbfigur fertiggestellt worden war. Bald darauf wurde dann auch dieser große Meister abberufen. Es mußte daher ein anderer Bildhauer mit der Fertigung des Denkmals betraut werden. Hierzu wählten wir den hiesigen Professor Hermann Hahn, der auch schon Adolf v. Baeyer aus eigener Anschauung kennengelernt hatte, als er die goldene Adolf v. Baeyer-Medaille für den Verein Deutscher Chemiker schuf.

Durch dieses Künstlers Meisterhand ist nunmehr das herrliche Bronzedenkmal auf dunkelgrünem Porphyrsockel entstanden, das wir soeben enthüllt und bewundert haben und das unseren Adolf v. Baeyer in der Weise wiedergibt, wie wir ihn so oft vor uns sahen. Einem Buddha gleich in stoischer Ruhe, die Hände auf die Knie gestützt, sitzt er in ganzer Figur, mit dem prachtvoll geformten Kopf und dem wunderschönen furchenfreien Gesicht, den Blick beschaulich nach innen gerichtet, da, gleichsam auf seine Schüler wartend, um anregend und belehrend auf sie zu wirken. So kommt uns beim Anblick dieses Kunstwerkes das Goethesche Wort in den Sinn, das so gut auf das Leben Adolf v. Baeyers paßt:

„Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschlichste erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren“
und dann das andere, noch schönere:

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
als daß sich Gott Natur ihm offenbart“.

Wenn wir unseren Lehrer und Meister so ruhig und ernst dasitzend betrachten, so will es uns scheinen, als wenn er uns zum Abschied auch noch das Wort Buddhas zurufen wollte:

„Überall wo Liebe, entsteht auch Leid“.

Neben viel Liebe hat er auch manches Leid, zuerst durch den Verlust seiner treuen, auch uns unvergeßlichen und lieben Lebensgefährtin und dann im Kriege nicht zum wenigsten durch den Verlust seines Schwiegersohnes und seines Enkels kennengelernt. Das Schwerste zwar, der Zusammenbruch der deutschen Armee und der Verlust des Krieges sowie als Folgeerscheinung die über uns hereinbrechende Revolution mit ihren großen Schrecknissen, besonders zur Zeit der Räteregierung in München, ist ihm erspart geblieben. Ein gütiges Geschick hat ihn schon am 21. August 1917, als wir noch zu siegen hofften, im höchsten Alter nach einem arbeitsreichen Leben voll glänzender Erfolge und höchster Ehrungen und Anerkennungen von uns gerufen.

Möge dieses Denkmal, das auch Hermann Hahn zu Ehre und Ruhm gereicht und für das wir ihm zu herzlichstem Dank verbunden sind, den Lebenden künden, daß „Talent im wesentlichen Wille und Arbeit ist“ —, „daß nicht der Besitz der Kenntnis, das Suchen derselben, das Arbeiten dafür, das Glück ist“. Möge dieses Denkmal, das in den traurigen Zeiten von Deutschlands Niedergang errichtet wurde, dem kommenden Geschlecht ein Zeichen dafür sein, daß es des ganzen deutschen Volkes Pflicht ist, mit eisernem Fleiß und einfachster Lebensführung intensive Arbeit zu leisten, um durch den Aufbau des Zertrümmerten bald wieder dahin zu kommen, wo wir vorher waren, auf die hohe Höhe wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Macht, auf der Adolf v. Baeyer stand und zu der er uns mit hinaufgeführt hat.

Indem ich hiermit im Namen und Auftrag der Interessengemeinschaft der deutschen Teerfarbenfabriken das Adolf v. Baeyer-Denkmal dem Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften übereigne, tue ich es mit der Bitte, die Akademie möge das Kunstwerk in gute Hut nehmen, es gegen alle Wetter und Stürme der Zeit schützen und so dafür sorgen, daß es Jahrhunderte standhält als ein Zeichen inniger Dankbarkeit der Industrie an die Wissenschaft für die geleisteten treuen Dienste aufrichtiger Freundschaft.

„Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück!“

Begrüßung des Reichskanzlers Dr. Stresemann bei der Tagung des Deutschen Industrie- und Handelstags am 24. August 1923 in der Deutschen Gesellschaft 1914 zu Berlin.

(Nach Manuskript.)

Herr Reichskanzler! Meine sehr verehrten Herren! Nachdem Sie, Herr Reichskanzler, einer Reihe von Vertretern der Spitzenorganisationen die Möglichkeit gegeben haben, sich mit Ihnen auszusprechen, ist es für uns, die gesetzlichen Vertreter von Handel und Industrie, wie sie im Deutschen Industrie- und Handelstag zusammengeschlossen sind, eine ganz besondere Ehre und Freude, daß auch wir heute Gelegenheit haben, uns mit Ihnen und einigen Ihrer Kabinettsmitglieder zu unterhalten. Deshalb begrüßen wir Sie und die mit Ihnen gekommenen Minister, den Herrn Reichswirtschaftsminister v. Raumer und den Herrn Reichsfinanzminister Dr. Hilferding sowie die übrigen Vertreter der Regierung herzlichst und danken Ihnen für Ihr Erscheinen. Es war unser lebhafter Wunsch, bei dieser Veranstaltung neben ortsansässigen Vertretern der Berliner Handelskammer auch solche des mit uns in allen industriellen Wirtschaftsfragen synchron schwingenden Reichsverbandes der Deutschen Industrie bei uns zu sehen. Daher heiße ich auch diese Gäste, besonders aber den Vorsitzenden des Reichsverbandes, Herrn Dr. Sorge, und das geschäftsführende Präsidialmitglied, Herrn Geheimrat Dr. Bücher, von Herzen willkommen.

Ich bedauere lebhaft, daß unser Präsident, Herr Franz v. Mendelssohn, nicht anwesend ist. Er weilt zur Zeit in Urlaub auf seinem Gut in Österreich und läßt alle hier anwesenden Herren aufs herzlichste grüßen.

Meine Herren! Gern hätte ich, der ich keiner politischen Partei angehöre und daher den Dingen neutral gegenüberstehe, gesehen, daß, als uns der schwere Kampf im Ruhrgebiet aufgezwungen wurde, sich die ganze Nation hinter das dazu nötige Koalitionsministerium gestellt hätte. Das ist aus mir unverständlichen Gründen damals versäumt und erst jetzt unter schwierigsten Verhältnissen und Bedingungen nachgeholt worden. Erst jetzt hat man es für notwendig gehalten, alle Mann an Bord zu rufen, und Sie, Herr Reichskanzler, haben das Reichsschiff Germania als Kapitän übernehmen müssen, als es nicht im sicheren Hafen lag, sondern sich auf stürmischer See, in höchster Not befand.

Sie sahen, als Sie an Bord kamen, daß das Schiff weit mehr als Sie erwartet hatten, voll Wasser war. Ihre Vorgänger hatten zwar Öl auf die Wogen gegossen, um diese zu beruhigen und Hand- und Dampfpumpen in Betrieb gesetzt, um so des Wassers Herr zu werden. Aber das Wasser war trotzdem höher und höher gestiegen, bis man im letzten Augenblick erst auf den für jeden Techniker so naheliegenden Gedanken kam, die zahlreichen Löcher des Schiffes zuzustopfen. Letzteres wurde dann in übertriebener Hast und Eile ohne reifliche Überlegung gemacht. Daher hat man zum Zustoßen der Löcher nicht nur das an Bord befindliche, dazu besonders bestimmte Material ge-

nommen, sondern sogar — und zahlreiche und bittere Klagen aus den Kreisen unserer Handelskammern bestätigen dies — die Passagiere aus den Betten geworfen und deren Matratzen und Bettzeug für diesen Zweck verwandt.

Wenn auch, mit Bismarck zu reden, „das erste Erfordernis einer Regierung Energie ist“ und Sie, Herr Reichskanzler, mit Ihren Ministern hoffentlich und sicherlich sich diesen Spruch jederzeit und dauernd zu eigen machen, so erwarten wir doch, daß Sie neben Energie und Strenge das tun, was als weiteres Erfordernis einer guten Regierung unbedingt nötig ist, daß Sie auch Gerechtigkeit walten lassen. Man kann sehr streng sein, man muß dann aber auch gerecht sein.

Als die für das Reichsschiff in seiner jetzigen Lage und Verfassung wichtigsten Offiziere möchte ich neben dem uns Wirtschaftlern am nächsten stehenden Reichswirtschaftsminister den im Augenblick wohl am meisten im Vordergrund des Interesses stehenden Reichsfinanzminister ansehen. Hoffentlich bilden Sie mit diesen beiden Herren nunmehr eine untrennbare Dreieinigkeit, so daß unter Ihrer Führung kein Gegensatz mehr aufkommen kann. Nur so allein läßt sich meines Erachtens das erreichen, was zur Zeit dringend notwendig ist, daß das Reichsschiff schnellstens aus den Klippen, Riffen und Untiefen des Binnenmeers herauskommt, in dem es sich im Augenblick befindet.

Aber, Herr Reichskanzler, Sie müssen noch mehr tun. Sie müssen einmal nachsehen, ob nicht zu viele Mannschaften an Bord sind, die den Passagieren und Gütern den erforderlichen Raum fortnehmen und damit die Passage und Fracht so verteuern, daß Ihr Etat nicht ins Gleichgewicht kommen kann. Und dann über Bord mit all dem Ballast, der sich noch von der Kriegszeit her auf unserem Reichsschiff befindet. Hinweg mit all den Bestimmungen, die die Freiheit der Passagiere beeinträchtigen und ihnen das Leben verleiden. Es muß wieder diejenige Freiheit herrschen, die vor dem Krieg sich bei uns bewährt hat, als wir uns auf der höchsten Höhe wirtschaftlicher Entwicklung befanden. Mit der Zwangswirtschaft, das haben wir nun zur Genüge gesehen und kennengelernt, kommen wir nicht weiter. Bei ihr spielen leider nicht die guten, sondern meistens die schlechten Eigenschaften und Triebe der Menschen die größte Rolle. Nicht die Guten, sondern die Schlechten kommen dabei am besten fort. Also hinweg mit den Bestimmungen über die Demobilisierungsverordnung, die der Ordnung und Disziplin eines jeden Betriebes hindernd im Wege stehen. Hinweg auch mit den Zwangsbestimmungen auf dem Gebiet des Wohnungswesens und der Mietswirtschaft. Aber noch mehr.

Unser Schiff soll in erster Linie deutsche Waren ins Ausland bringen, um dagegen Nahrungsmittel, Rohstoffe und das für uns so wichtige Gold und fremde Devisen hereinzuholen. Wie vor dem Kriege, so sind wir auch jetzt wieder in der Lage, genügende Mengen Industrieprodukte aller Art herzustellen. Wir müssen daher, um ausführen und arbeiten zu können, dem Exporteur alle nur möglichen Erleichterungen geben. Dies um so mehr,

nachdem von Dumping keine Rede mehr ist und wir die Weltmarktpreise in vielen Waren nicht nur erreicht, sondern sogar überschritten haben. Drum über Bord auch mit all den Zwangsmaßnahmen, die den Export hemmen. An Stelle der Ausfuhrabgaben, mit denen wir zur Zeit noch den Exporteur bestrafen, sollten wir lieber Ausfuhrprämien setzen, wie es die mit uns konkurrierenden Länder Belgien und Frankreich durch Frachtermäßigung usw. getan haben. Leider steht dem der Friedensvertrag von Versailles im Wege, aber dafür muß dann unbedingt die Ausfuhrabgabe und die Aus- und Einfuhrkontrolle mit all ihren Erschwernissen und dem kostspieligen Beamtenapparat so schnell als möglich fallen.

Unser Schiff, das deutsche Güter ins Ausland bringt, darf aber nicht leer zurückkommen. Es muß als Rückfracht in erster Linie die bei uns in nicht genügenden Mengen vorhandenen Lebensmittel wie Fett und Speck und daneben die für unsere Industrie unbedingt nötigen Rohstoffe zurückbringen. Um dies erfolgreich tun zu können, benötigen wir als Gegenwert für die von uns ausgeführten Waren Devisen. Soweit solche bereits bei uns in Deutschland offen und geheim vorhanden sind, haben Sie, Herr Reichskanzler, bezw. der Herr Reichsfinanzminister unsere Hilfe erbeten. Wir sollten erneut auf dem Wege der Freiwilligkeit durch die Spitzenorganisationen von unseren Mitgliedern die von dem Ernährungsminister zur Sicherung der Ernährung des deutschen Volkes bis zum Dezember geforderten 300 Millionen Goldmark beschaffen, notfalls unter Androhung der uns zur Verfügung zu stellenden Reichsgewalt.

Zu unserem lebhaften Bedauern haben wir dies ablehnen müssen. Wir haben Ihnen empfohlen, selbst und direkt den Zwang anzuwenden, also das Gegenteil von der sonst von uns überall gewünschten Freiheit zu tun. Das haben wir nur schweren Herzens getan, aber es ging nicht anders. Dreimal haben wir versucht, durch Aufrufe an unsere Mitglieder die von der Regierung benötigten Devisensummen zusammenzubringen. Dreimal sind diese Versuche gescheitert. Da blieb uns wirklich nichts anderes übrig, als Ihnen zu empfehlen, direkt von Staats wegen und nicht durch Vermittlung der Organisationen Zwang anzuwenden. Auch Steuern lassen sich auf dem Wege der Freiwilligkeit nicht aufbringen. Unsere Mitglieder werden uns für diesen Rat, den wir Ihnen gegeben, sicherlich nicht loben, sondern tadeln. Das müssen wir uns gefallen lassen. Um Ihnen und damit dem Vaterland zu helfen war aber kein anderer Ausweg möglich.

Ich glaube auch — und das habe ich überall bestätigt gefunden —, daß die Art, wie es nunmehr gemacht werden soll, Erfolg haben wird, und darauf kommt es doch in erster Linie an. (Sehr richtig!) Wenn Sie richtig verfahren, werden nun endlich einmal die Devisen in der erforderlichen Zahl aus ihren Verstecken herauskommen, nicht so sehr, wie ich glaube, aus den weniger gesegneten Portefeuilles der Industrie, die bei der zur Zeit herrschenden Geldknappheit nicht so groß sind, wie allgemein angenommen wird, sondern mehr noch aus den Safes und Strümpfen von Privatpersonen aller Erwerbskreise.

Sind nun alle Bedingungen erfüllt, aber auch alle, so werden Sie, Herr Reichskanzler, sicherlich imstande sein, das Reichsschiff aus dem für jedes Fahrzeug gefährlichen Binnensee herauszubringen auf das offene Meer, dorthin, wo der für die Wirtschaft so nötige freie, frische Wind weht, wo zwar auch Stürme brausen und Wellen und Wogen über das Schiff hinweggehen, aber nur der bestehen kann, der ein tüchtiger Führer ist, der ein gutes Schiff mit fähigen Offizieren und brauchbarer Mannschaft sein eigen nennt.

Wollen Sie dann auf offener See mit Ihrem Schiff sicher Ihr Ziel erreichen, so vergessen Sie auch eins, und zwar das wichtigste, nicht, daß Sie da, wo es keine Leuchttürme und Signale mehr gibt, gute Instrumente benötigen. Leider sind zur Zeit, das wissen wir genau, auf dem Reichsschiff alle diese Instrumente in Unordnung. Die Chronometer zeigen nicht die richtige Zeit, die Meßinstrumente, die Sextanten, mit denen Sie Höhe und Breite feststellen müssen, stimmen nicht mehr und, was das allerschlimmste ist, Ihr Kompaß taugt gar nichts. Es ist daher dringend nötig, und das ist das eiligste, was Sie machen müssen, daß Sie Ihre Instrumente in Ordnung bringen. Man hat zwar wie im Kriege so auch jetzt wieder versucht, mit allem möglichen Ersatz auszukommen. Man hat den Roggen, die Kohle, das Kali und was weiß ich alles, als Wertmesser einzuführen gesucht. Eine Zeitlang kann und konnte man im Notfalle damit auskommen. Wollen Sie aber ganz sicher steuern und fahren, so müssen Sie zurückkommen auf das einzige, was am meisten wertbeständig ist und voraussichtlich auch bleibt, das metallische Gold. Wir müssen wieder zu Goldlöhnen, Goldgehältern, Goldkalkulationen, Goldpreisen und Goldkonten kommen. Die Basis unserer Finanzwirtschaft, die Währung, muß wieder das Gold sein, sonst werden wir nicht in die Höhe kommen, sondern immer tiefer heruntergleiten. Für die Gesundung unserer Wirtschaft lege ich dabei allergrößten Wert auf die bald wieder vorzuschreibende Goldbilanz. Mit den aus Gold und Papier gemischten Bilanzwerten machen wir uns und dem Auslande nur etwas weis. Bilanzieren wir wieder in Gold, dann wird nicht nur zutage kommen, wie viele deutsche Unternehmungen in Handel und Industrie bereits jetzt schon von der Substanz gelebt haben und bankrott sind, sondern dem Auslande, und besonders unseren Gegnern, wird auch klar werden, wie arm Deutschland bereits geworden ist.

Ist das Reichsschiff Germania nun von Wasser befreit und wieder flott, sind alle an Bord befindlichen Instrumente in Ordnung und ist genügend Platz für Ware und Passagiere vorhanden, so werden Sie, Herr Reichskanzler, mit der erforderlichen Energie sicherlich, wie wir es Ihnen von Herzen wünschen, das gesteckte Ziel erreichen. Drum rufen wir Ihnen heute ein herzliches Glückauf und gute Fahrt zu. (Beifall.)

Zum 60. Geburtstage von Friedrich Quincke.

(Zeitschrift für angewandte Chemie 1925, S. 653f.)

Am 5. August feiert der verdiente Vorsitzende des Vereins Deutscher Chemiker, Professor Dr. F. Quincke in Hannover, seinen 60. Geburtstag. Es mag vielleicht nicht jedem erwünscht sein, wenn er, an dieser Station seiner Lebensbahn angelangt, von wohlmeinenden Weggenossen in die breite Öffentlichkeit gezerrt wird, während er lieber in Zurückgezogenheit und Resignation stille Rückschau halten möchte. Wenn man aber das Glück hat, diesen Gedenktag in solch vorbildlicher Frische und Tatkraft begehen zu können, wie unser lieber Freund Quincke, dann darf man sich dieses Zurschaugestelltwerden schon gefallen lassen. Für ihn ist auch der 60. Geburtstag immer noch ein flüchtiger Haltepunkt, von dem aus er mit altgewohntem Tatendrang und auf seine Kraft vertrauend weiter vorwärts in die Zukunft strebt.

So rufe ich denn an diesem Festtag unserem Jubilar unsere herzlichsten Glückwünsche zu. Sicherlich werden sich Tausende von Fachgenossen, für deren gemeinsame Interessen er sich schon seit vielen Jahren mit seiner ganzen Persönlichkeit eingesetzt hat, meinem Rufe anschließen und sich das Lebensbild des Gefeierten zu vergegenwärtigen suchen. Sie mögen es mir, dem langjährigen Freunde des Jubilars, der ihn auf einer großen Strecke seines Lebensweges begleiten konnte, gestatten, daß ich versuche, das Lebensbild zu vervollständigen.

Am 5. August 1865 als Sohn des bekannten Physikers Georg Quincke in Berlin geboren, besuchte er nach dem in Heidelberg, dem späteren Wohnsitz seines Vaters, bestandenen Abiturientenexamen von 1883—1889 die Universitäten Heidelberg, Bonn, Berlin und Göttingen und studierte dort Chemie und Physik. Er arbeitete praktisch bei Bunsen, Kekulé, Wallach, A. W. Hofmann, Victor Meyer, Kundt, Quincke, v. Lasaulx und Klein und legte 1888, also nach 10 Semestern, als Chemiker sein Dokorexamen in Berlin ab. Seine Neigungen drängten ihn zu praktischer Betätigung in der Technik, und so kam es, daß ich bereits 1889, als er zu seiner weiteren Ausbildung im Göttinger Laboratorium arbeitete, mit ihm wegen einer Anstellung in den Elberfelder Farbenfabriken in Beziehung trat. Durch Zufälligkeiten kam es damals nicht dazu, den warm empfohlenen jungen Chemiker für das Werk zu gewinnen. Noch im gleichen Jahre nahm er eine Stellung in London bei dem bekannten Ammoniaksodaindustriellen Ludwig Mond an, wo er sich bis zum Jahre 1891 mit wissenschaftlich-technischen Arbeiten über Wassergas, Gasbatterien, Nickel, Eisen und Phosphorite beschäftigte. 1891—1896 war er dann als selbstständiger Betriebsführer für die Chlor- und Sulfatanlagen der Chemischen Fabrik Rhenania in Stolberg bei Aachen tätig. Hier fand er ausreichend Gelegenheit, sein großes technisches Geschick und seine reichen chemischen Kenntnisse bei der Leitung, Umänderung und Erweiterung der Betriebe zur Geltung zu bringen. Geleitet von einem für Quincke besonders charakteristischen Drang nach Selbständigkeit nahm er 1896 das Anerbieten an, als Fabrik-

direktor die Firma Dr. Boessneck & Co. in Glauchau zu leiten, wo er in der Hauptsache Borax, Essigsäure, Brechweinstein und Zinnoxid zu fabrizieren hatte. Als er einsah, daß sich das Werk unter den damaligen Verhältnissen nicht in dem Maße entwickeln ließ, wie es dem jungen, vorwärtsdrängenden Chemiker notwendig erschien, gab er seine Stellung auf und trat 1897 erneut mit den Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. in Elberfeld in Verbindung. Diese Firma war damals mit dem Auf- und Ausbau ihrer anorganischen Betriebe in Leverkusen beschäftigt und bedurfte hierbei besonders sachverständiger und energischer Mitarbeiter. Diesmal führte die Anknüpfung der Beziehungen zum Erfolge, und schon nach wenigen Jahren gelang es dem jungen Betriebsführer, die damals notleidenden Betriebe in die Höhe zu bringen und sich selbst zum verantwortlichen Leiter der ganzen anorganischen Abteilung emporzuarbeiten. Seine großen Verdienste um das Werk fanden volle Anerkennung. 1904 wurde er zum Prokuristen und 1912 zum stellvertretenden Vorstandsmitglied ernannt. Acht Jahre lang war er in dieser, in der Kriegszeit besonders verantwortungsvollen und anstrengenden Stellung tätig und hat hierbei Großes geleistet. Leider brachte es die Organisation des Unternehmens mit sich, daß ihm nicht der Grad von Selbständigkeit gewährt werden konnte, den er bei seinem ausgeprägten Unabhängigkeitsgefühl haben wollte. So kam es denn, daß er nach mehr als 22jähriger erfolgreicher Auf- und Ausbauarbeit mit Zustimmung der Farbenfabriken eine ihm angebotene leitende Stellung bei der Rhenania übernahm. Es ist mir eine angenehme Pflicht, hier als Kennzeichen seiner stets sachlichen und vornehmen Denkweise die Tatsache zu betonen, daß durch diese Trennung seine freundschaftlichen Beziehungen zu den Farbenfabriken und im besonderen zu mir nicht im geringsten gelitten haben und auch heute noch ungetrübt fortbestehen. Aber bei der Rhenania blieb unser Freund nicht lange. Die unerquicklichen Arbeitsverhältnisse der Nachkriegszeit mögen ihm die Tätigkeit in der Technik verleidet und die schon immer in ihm schlummernde und wohl vom Vater ererbte Neigung zum Lehren aufgeweckt haben. So nahm er denn im Jahre 1922 einen ehrenvollen Ruf als Dozent für chemische Technologie an der Technischen Hochschule in Hannover an. Dort übermittelt er nun seine großen Kenntnisse und Erfahrungen der heranwachsenden Generation zum Wohle des Vaterlandes und zur eigenen Befriedigung.

Was unser Jubilar für die gemeinsamen Interessen der Chemiker und für den Verein Deutscher Chemiker geleistet hat, brauche ich den zahlreichen Freunden des Gefeierten und den Fachgenossen nicht zu schildern. Wer auf den Tagungen des Vereins seinen mit machtvoller Stimme, klarem Verstand und warmem Herzen vorgetragenen Ausführungen zu folgen Gelegenheit hatte, der fühlte, daß hier eine Persönlichkeit stand, der man die allgemeinen Interessen der Chemiker anvertrauen konnte.

Das Lebensbild, das ich in kurzen Zügen entworfen habe, würde aber nur unvollständig sein, wollte ich hier nicht seiner lebenswürdigen Gattin gedenken, der frohsinnigen Rheinländerin und trefflichen Mutter dreier Söhne,

von denen leider einer im Kriege auf dem Felde der Ehre geblieben ist. Sie hat seinen Lebensweg getreulich geteilt und steht allen Freunden des Hauses beim Gedenken des Jubilars als untrennbar von seinem Bilde vor Augen.

Mögen unserem Freunde noch viele Jahre gleich erfolgreichen Schaffens beschieden sein. Die chemische Technologie hat keinen Überfluß an solch kenntnisreichen, das Gebiet beherrschenden Fachleuten, und die Allgemeinheit braucht heute mehr denn je Männer, die sich, mit Sachkenntnis ausgerüstet, uneigennützig und warmfühlend für das Gemeinwohl einsetzen. Der Jubilar hat das Glück, aus einem ungewöhnlich langlebigen Geschlechte zu stammen; wir dürfen daher hoffen, daß unser aller Wunsch in Erfüllung gehen wird, daß Fr. Quincke noch viele Jahre an gleicher Stelle in voller Gesundheit und geistiger Frische wirken möge.

Leverkusen, im Juli 1925.

Ansprache C. Duisbergs als Vertreter der wirtschaftlichen Spitzenverbände anläßlich der Beglückwünschung des Reichspräsidenten von Hindenburg zu seinem achtzigsten Geburtstage am 2. Oktober 1927 zu Berlin.

(Nach Manuskript.)

Hochverehrter Herr Reichspräsident!

In Ehrfurcht und Dankbarkeit erscheinen die Vertreter der deutschen Wirtschaft vor Eurer Exzellenz. Es ist uns ein Herzensbedürfnis, in vorderster Linie derjenigen zu stehen, die Ihnen am Vortage der Vollendung des 80. Lebensjahres ihre Glückwünsche darbringen.

Von Kindesbeinen an war Ihr Leben dem Vaterlande geweiht. Als Mitstreiter der Feldzüge von 1866 und 1870 haben Sie die deutsche Einigkeit erkämpfen helfen. Als Generalfeldmarschall haben Sie im Verein mit unseren tapferen Truppen vier lange, schwere, aber stolze Jahre die deutsche Heimat gegen eine Welt von Feinden verteidigt. Auch nach der Staatsumwälzung haben Sie sich dem deutschen Volke in der Stunde der Not nicht versagt. So stehen Sie heute an der Spitze des Vaterlandes als unsterbliches Vorbild deutscher Treue und Pflichterfüllung.

Die Gefühle unvergänglichen Dankes, die wir für Eure Exzellenz in unserm Innersten hegen, lassen sich nicht in Worte kleiden. Sie werden aber fortleben in unserem Volke bis in die fernsten Zeiten. Zum äußeren Ausdruck unserer Dankbarkeit glaubten wir als Vertreter der deutschen Wirtschaft uns nicht auf eine allgemeine Unterstützung der Hindenburgspende beschränken zu dürfen, aus deren Mitteln Sie, hochverehrter Herr Reichspräsident, die Not unserer Kriegsverletzten und Kriegshinterbliebenen lindern wollen. Auf ein Dankeszeichen für Sie persönlich konnten wir nicht verzichten. So haben sich denn die Spitzenverbände der deutschen Wirtschaft zusammengetan,

um die Summe aufzubringen, die für den Rückerwerb des alten Stammsitzes derer von Beneckendorff und Hindenburg notwendig ist. Wir hoffen, damit einen stillen Wunsch Eurer Exzellenz der Wirklichkeit entgegengeführt zu haben. Möge von nun an Gut Neudeck für alle Zeiten der Familie von Hindenburg eine sichere Heimstatt gewähren.

Es gereicht mir zur höchsten Ehre, Ihnen, Herr Reichspräsident, im Namen der Spitzenverbände der deutschen Wirtschaft die Schenkungsurkunde zu überreichen. Wir verbinden damit unsere ehrerbietigsten Glückwünsche für Eurer Exzellenz 80. Geburtstag. Gott erhalte Sie noch lange, lange Jahre zum Segen unseres lieben deutschen Vaterlandes.

Feier des 70. Geburtstages des Staatsministers D Dr. Friedrich Schmidt-Ott in Berlin am 5. Juni 1930.

(Quelle: Festbuch über die Geburtstagsfeier Schmidt-Ott.)

Hochverehrte, liebe Exzellenz! Sehr verehrte Damen und Herren!

Als ich die Rednerliste zugesandt erhielt, stand ich an dreizehnter Stelle. Obgleich ich als Naturwissenschaftler nicht abergläubisch bin, schien mir das doch ein schlechtes Omen zu sein. (Heiterkeit.) Als ich dann nach Berlin kam, hatte ich den Auftrag für drei Körperschaften zu sprechen. Dazu haben sich im Laufe des Vormittags noch vier weitere hinzugesellt, so daß es jetzt sieben sind. Die Glückszahl 7 paralyisiert also die Unglückszahl 13. (Heiterkeit.)

Unter den sieben Körperschaften bzw. Gesellschaften, für die ich reden soll, steht an erster Stelle die „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften“. Unser hochverehrter Präsident, Exzellenz von Harnack, hat, wie Sie wohl alle gehört oder gelesen haben, gelegentlich der Einweihung des neuen Kaiser-Wilhelm-Instituts für innere Medizin in Heidelberg einen schweren Zusammenbruch erlitten. Nach den neuesten Nachrichten, die soeben eingetroffen sind, geht es ihm, Gott sei Dank, wieder besser, nämlich schon so gut, daß er eigentlich nach Hause reisen könnte. Geheimrat Krehl hat ihn aber fürsorglich gebeten, noch ein paar Tage in der Klinik zu bleiben. Ich glaube in Ihrer aller Namen zu sprechen, wenn ich hier an dieser Stelle der Hoffnung Ausdruck gebe, das Exzellenz von Harnack, dieser hervorragende Gelehrte und prachtvolle Mensch, uns noch recht lange in derselben Frische des Geistes und des Körpers erhalten bleiben möge, in der er bisher die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft geleitet hat. Da nun auch sein erster Stellvertreter, Herr Dr. Krupp von Bohlen und Halbach, verhindert ist, zu erscheinen, so ist mir die große Ehre zuteil geworden, heute hier die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zu vertreten.

Blickt man zurück auf die Gründung dieser Gesellschaft — wenn ich mich recht entsinne, war es im Januar 1911 — und fragt dann, wer eigentlich der Vater war, so wird man auf die Bestimmung des Code Napoléon verwiesen,

welche lautet: „La recherche de la paternité est interdite“. (Heiterkeit.) Aber das eine kann ich bestimmt sagen: die Mutter der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft — die sitzt hier vor uns, (Erneute Heiterkeit) das ist unser hochverehrter Jubilar! (Andauernde Heiterkeit.) Hat er doch damals alles getan, was notwendig war, damit das Kind zur Welt kam! Und wie hat es sich seitdem entwickelt. — Nun, darüber brauche ich in diesem Kreise nichts weiter zu sagen. Das wissen Sie alle. 33 Kinder sind dieser Ehe der Wissenschaft und Technik, unterstützt von Reich und Ländern, bereits entsprossen. Darauf sind wir stolz. Neben der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft ist die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft diejenige Stätte, der die Forschung die größte Förderung verdankt, was gerade jetzt bei der schlechten Konjunktur unserer Wirtschaft für uns alle von allergrößter Bedeutung ist.

Also im Namen der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, hochverehrte, liebe Exzellenz, habe ich Ihnen die herzlichsten Glück- und Segenswünsche zu Ihrem 70. Geburtstage zu überbringen. Wir verbinden damit den wärmsten Dank für alles das, was Sie überhaupt zur Förderung der Wissenschaft getan haben und geben der Hoffnung Ausdruck, daß Sie uns noch recht lange in dieser jugendlichen Frische erhalten bleiben mögen.

Nun soll ich auch für die drei Gesellschaften hier sprechen, die mit der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und mit der Notgemeinschaft direkt oder indirekt zusammenhängen und bei denen Sie, hochverehrte Exzellenz, bei ihrer Taufe Pate gestanden haben: Es sind in der Reihenfolge des Alters: die Justus-Liebig-Gesellschaft zur Förderung der chemischen Wissenschaft, die Emil-Fischer-Gesellschaft zur Förderung der chemischen Forschung und die Helmholtz-Gesellschaft zur Förderung der physikalischen Wissenschaft und Technik. Alle drei Gesellschaften verdanken ihre Entstehung der Erkenntnis der Kreise unserer Wirtschaft, daß die Technik nur vorwärts und aufwärts kommt, wenn sie von wissenschaftlich erzogenen Männern geführt und durch wissenschaftliche Erkenntnis und Forschung unterstützt wird. Die chemische Industrie ging hier voran, indem sie durch die Justus-Liebig-Gesellschaft jährlich etwa 80 jungen Chemikern ermöglichte, nach der Promotion noch ein Jahr als Assistent an der Hochschule wissenschaftlich und forschend tätig zu sein, und indem sie durch die Emil-Fischer-Gesellschaft dem von ihr erbauten Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie in Dahlem die nötigen Mittel für die wissenschaftliche Forschung zur Verfügung stellte. Die Eisen- und Metallindustrie folgten dann nach, indem sie durch die Helmholtz-Gesellschaft den Lehrern der Physik an den Universitäten und Technischen Hochschulen in großzügigster Weise in ihren Instituten die fehlenden Apparate und Einrichtungen aller Art zur Verfügung stellten, damit sie sich neben ihrer Lehrtätigkeit auch der Forschung erfolgreich widmen können. — Also auch von diesen drei Gesellschaften habe ich den Auftrag, Ihnen, hochverehrte Exzellenz, herzlichste Glückwünsche darzubringen.

Nun komme ich als Vater — und das ist, wie Sie wissen ein Titel, auf den ich besonders stolz bin —, nämlich als „Vater der Deutschen Studenten-

schaft“, und spreche für meine Kinder, die deutschen Studenten, also für die Jugend, von der ja unsere Zukunft abhängt. Gott sei Dank ist sie in bester Verfassung. Gerade der jetzt studierenden Jugend können wir, glaube ich, mit Vertrauen entgegensehen. Bei der im Krieg gewesenen und in dieser Zeit groß gewordenen Jugend haben wir infolge von Kriegsschäden und Ablenkungen aller Art manches zu beklagen gehabt. Aber die jetzige, so hoffe ich bestimmt, wird unsere Hoffnungen erfüllen. Diese Jugend nun, hochverehrte Exzellenz, hat mich auch beauftragt, Ihnen die herzlichsten Glückwünsche auszusprechen. Das gilt insbesondere von der „Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft“, nunmehr „Deutsches Studentenwerk“ genannt, dessen Verwaltungsrat Sie angehören. Auch hier haben Sie direkt und indirekt die Interessen dieser zahlreichen, wichtigen sozialen studentischen Selbsthilfeeinrichtungen gefördert. Wir hoffen zuversichtlich, daß Sie uns weiter helfen und unterstützen werden.

Nun kommt die Wirtschaft, die auch am heutigen Tage nicht fehlen will, und sendet ihren Vertreter in Gestalt des Vorsitzenden des Reichsverbandes der Deutschen Industrie. Was die deutsche Industrie der Wissenschaft verdankt, das brauche ich hier an dieser Stelle nicht weiter auszuführen. Das wissen wir jetzt alle. Früher war es anders. Nur ganz langsam und allmählich ist ja die Einsicht zum Durchbruch gelangt, wie wichtig und notwendig die Wissenschaft für die Förderung der Wirtschaft ist. Wir Chemiker sind mit die ersten gewesen, die hier vorangegangen sind, indem wir Forschungsinstitute errichtet haben. Dann sind aber sehr bald die andern gefolgt, so die Kohlenindustrie mit den Kaiser-Wilhelm-Instituten für Kohlenforschung, die Eisenindustrie mit dem Düsseldorfer Eisenforschungsinstitut, die Textilindustrie mit ihren Textilforschungsinstituten, die Lederindustrie, und wie sie alle heißen mögen. Ich glaube, es gibt heute kaum noch einen Industriellen, der nicht durchdrungen ist von dem Gedanken, daß wir, um aus der tieftraurigen Lage, in der wir uns befinden, heraus und wieder in die Höhe zu kommen, jeden zur Verfügung stehenden Groschen aufwenden müssen, um in den verschiedenen Industriezweigen Neues zu schaffen und Besseres an die Stelle des Guten zu stellen. Nur so werden wir in der Lage sein, neue Arbeitsplätze für die immer zahlreicher werdenden Arbeitslosen zu schaffen.

Was die Forschung anbetrifft, so sind wir ja, wie vorhin gezeigt, in einer recht günstigen Lage. Es wird auch fast täglich, besonders in den wissenschaftlichen Laboratorien und Arbeitsstätten, die in den Fabriken vorhanden sind, Neues gefunden, das wert wäre, ins Große übertragen zu werden. Wir haben manches Schöne und Gute auf Lager. Aber, meine sehr verehrten Damen und Herren, bei der traurigen Lage unserer Finanzwirtschaft in Reich, Ländern und Gemeinden mit den unerschwinglichen Steuern und sozialen Lasten, die eine Innenkapitalbildung verhindern, ist das leider nicht möglich. Hier muß eine völlige Umkehr der Anschauungen und Meinungen eintreten. Der Kampf gegen den Kapitalismus und Individualismus, der sich bei uns immer weiter ausgedehnt, hat aufzuhören. Überall muß die Erkenntnis reifen, daß

wir nur durch gemeinsame Zusammenarbeit wieder emporkommen können. In der Hoffnung, daß hier die so dringend erforderliche Besserung der ganzen Verhältnisse in unserer Wirtschaft und Politik endlich eintritt, übermittele ich Euer Exzellenz auch die aufrichtigsten Wünsche und Grüße der deutschen Wirtschaft. (Bravo!)

Und nun, last not least, die I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft, die ich hier als Vorsitzender des Aufsichtsrats zu vertreten die Ehre habe, eine große, von manchen nicht gern gesehene trustartige Vereinigung, wie man sie fälschlich nennt. Sehr verehrte Anwesende, es ist, meine ich, falsch, wenn man, wie es vielfach geschieht, in ihr ein wirtschaftliches Gebilde sieht, das man fürchten und hassen muß. Im Gegenteil, man müßte es gerade in diesen Kreisen hier lieben, (Heiterkeit) gibt es doch ca. 3100 Akademikern, darunter mehr als 2000 Chemikern und 700 Ingenieuren, Beschäftigung. In der Zeit, in der wir leben, gibt es — glauben Sie es mir! — keinen Weg, der die Rationalisierung in so vollkommener Weise auf dem einfachen Wege der Organisation möglich macht, wie der von uns eingeschlagene. Nur wird leider furchtbar, so furchtbar viel dummes Zeug über die zum Schlagwort gewordene Rationalisierung geredet und vielfach so getan, als wenn es sich hierbei um etwas ganz Neues handele. Jeder Leiter und Techniker eines Betriebes weiß, daß es seit Bestehen der Industrie seine Pflicht und Schuldigkeit ist, so billig wie nur irgend angängig das von ihm hergestellte Wirtschaftsgut zu machen. Durch die Zwangswirtschaft auf dem Lohngebiet sind wir nun leider dahin gekommen, daß nicht nur auf diesem Wege eine größere Zahl von Arbeitslosen entstanden ist, sondern daß auch das Fabrikat so hoch im Preise stieg, daß es nicht mehr den nötigen Absatz fand. Daran kann die Industrie nichts ändern, und das darf man ihr auch nicht zum Vorwurf machen. Sie muß nun einmal die Waren so billig wie irgend möglich zu machen suchen, will sie konkurrenzfähig bleiben, und sie muß auch neben dem Verbrauch im Inland, zumal hier in Deutschland, an die Ausfuhr ins Ausland denken. Weil man dies alles so leicht übersieht, kommt man zu der durchaus falschen Meinung, die leider Gottes immer noch sehr weit verbreitet und an allem Elend schuld ist: Hohe Löhne, hoher Absatz und folglich große Produktion.

Doch nun zurück zu dem Anlaß, der uns heute hier zusammengeführt hat, zu unserem Jubilar! — Ungefähr zur gleichen Zeit, als die Notgemeinschaft gegründet wurde, kamen die Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. zu Leverkusen — also eine der acht Vorläuferinnen der I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft — auf den klugen Gedanken, sich die wertvolle Kraft des Herrn Staatsministers Dr. Schmidt-Ott zu sichern und die Aktionäre wählten ihn zum Mitglied ihres Aufsichtsrates. Das war vor 10 Jahren, im Mai 1920. Als dann, hochverehrte, liebe Exzellenz, unsere beiden gemeinsamen Freunde — zuerst Geheimrat Dr. Friedrich Bayer und dann kurz darauf auch Geheimrat Dr. Henry Th. von Böttinger — abberufen wurden, haben wir Sie an die Spitze dieses Aufsichtsrates gestellt, und 5 Jahre lang haben Sie uns geführt. Da hat, Exzellenz, das begonnen, was mir persönlich so überaus

lieb und wert ist: unsere Freundschaft und alles das, was uns und auch die Familien so eng miteinander verbunden hat.

Als dann die Leverkusener Farbenfabrik durch Fusion in die I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft aufging, da sind Sie mit in den Aufsichtsrat der großen I. G. hinübergangen. Deshalb ist auch gestern anschließend an die Generalversammlung in der Aufsichtsratssitzung in Frankfurt Ihrer in der allerherzlichsten Weise gedacht und Ihnen gedankt worden. Wir haben ein Hoch auf Sie ausgebracht und dann alle Mitglieder gebeten, ein Glückwunschsreiben zu unterzeichnen, das Ihnen mit den Originalunterschriften kurze Zeit darauf in Berlin als Bildtelegramm — eines der bisher wenigen Bildtelegramme — zugestellt worden ist. Ich hoffe, auch das hat Ihnen eine kleine Freude bereitet.

Wir haben nun den lebhaften Wunsch, daß Sie uns in der I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft auch weiterhin in derselben Weise, wie es bisher der Fall war, zur Seite stehen und uns helfen werden, wenn immer es nötig sein sollte.

Um Ihnen nun, hochverehrte Exzellenz, unsere Dankbarkeit für alles, was Sie für uns getan haben, zu bezeugen und auch Ihrer hochverehrten Gattin und Ihren Kindern eine Freude zu machen, haben wir Sie, Exzellenz, gebeten, sich durch die Meisterhand des Herrn Professors Samberger malen zu lassen. Das dort aufgestellte Bild gibt Sie als Mann und Mensch prächtig wieder. Ich gestatte mir, es Ihnen hiermit zum dauernden Andenken an die Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. bzw. die I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft zu überreichen.

Ich schließe mit den Wünschen und der Hoffnung, daß Sie uns allen, sowohl den genannten Körperschaften, in deren Namen ich hier sprechen durfte, wie auch vor allem Ihrer Familie, Ihren Freunden und allen Anwesenden und dem deutschen Volke noch recht, recht lange erhalten bleiben mögen. (Stürmisches Bravo und Händeklatschen.)

Ehrende Worte über Stresemann für ein am 5. Juli 1931, dem Tage der Einweihung des Stresemann-Ehrenmals in Mainz, herausgegebenes Festbuch.

Unter den menschlichen Eigenschaften Stresemanns mußte seine Energie und Tatkraft sowie besonders die kluge Art und Weise, mit der er für richtig erkannte Ziele verfolgte, besondere Bewunderung einflößen. Trotz seiner schweren Krankheit hat er auch noch in den letzten Jahren bis in die allerletzten Tage seine ganze Persönlichkeit eingesetzt, um seinem Volke zu dienen und die Ziele zu erreichen, die seiner Meinung nach notwendig waren, um die Freiheit seines Volkes wiederzuerringen.

Leverkusen, im April 1931.

200-Jahr-Feier der Firma J. A. Henckels, Zwillingswerk, Solingen, am 13. Juni 1931.

(Nach Manuskript.)

Meine Damen und Herren! Es ist mir eine große Ehre und besondere Freude, der Firma J. A. Henckels, ihren Leitern und Inhabern heute zu dem 200jährigen Bestehen der Firma die herzlichsten Glückwünsche der „Solinger Industrie- und Handelskammer“, des „Vereins zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen“ und des „Reichsverbandes der Deutschen Industrie“ überbringen zu können. Die Wirtschaft des Kreises Solingen, die Wirtschaft Rheinlands und Westfalens und die gesamte deutsche Industrie haben sich so in ihrem Wunsch für einen weiteren segensreichen Aufstieg der Firma Henckels verbunden. Sie blicken mit freudigem Stolz auf dieses ragende Zeichen deutschen Unternehmerwillens und deutscher Wirtschaftskraft.

Die Industrie- und Handelskammer Solingen hat mich besonders beauftragt, der Firma J. A. Henckels diese Plakette zu überreichen, geschmückt mit dem „Zwillingssymbol“, unter dem die Firma ihre großen Erfolge auf allen Plätzen der Welt errungen hat. Sie ist gefertigt von der Solinger Fachschule aus rostfreiem Stahl, der mehr als jeder andere Stoff für Solingens industrielle Entfaltung grundlegend ist. Diese Plakette symbolisiert aber auch einen Wesenszug, der charakteristisch ist für den Boden des Bergischen Landes, in dem Solingens Industrie wurzelt, und der besonders auch bei den Leitern der Firma Henckels immer wieder zum Durchbruch kam. Es ist das harte und energische Wollen und die kühle und klare Nüchternheit, die die Familie Henckels immer wieder befähigten, im Laufe zweier Jahrhunderte das Werk von den kleinsten Anfängen zur heutigen Weltgeltung emporzuführen. Man mag dabei an die ungebrochene Widerstandskraft gegenüber den revolutionären korsischen Bedrückungen im Anfang des 19. Jahrhunderts denken oder an die Pionierleistungen des älteren Johann Abraham Henckels, der mit zähem Willen und größten Entbehrungen seiner Firma den ostdeutschen Markt erschloß. Mag man an seine beiden Söhne, Gottfried und Johann Abraham jun., denken, die dem Zwillingssymbol lebendigen Ausdruck verliehen.

Wie ich aus eigener Erfahrung weiß, kamen diese bemerkenswerten echt bergischen Eigenschaften der Familie Henckels nicht minder ausgeprägt zum Durchbruch bei den folgenden Dioskuren, dem Geheimen Kommerzienrat Fritz Beckmann und dem Kommerzienrat Dr. h. c. Alfred Wolters, die den letzten Schritt zur Weltfirma mit weitverzweigtem internationalen Verkaufnetz taten. Ich habe mir sagen lassen und kann dies aus gemeinsamer Zusammenarbeit sowohl im Reichsverband der Deutschen Industrie wie in der Industrie- und Handelskammer Solingen bestätigen, daß auch Herr Paul Kind diese Familientradition nachdrücklich unter Beweis stellt, ebenso wie seine beiden Partner Dr. Paul Beckmann jun. und Dr. Walter Gontermann.

Die Geschichte der Firma Henckels gibt einen packenden Querschnitt durch Gründungs-, Entwicklungs- und Blütezeit deutscher industrieller Betätigung. Die beiden Eigenschaften, denen Henckels letzten Endes ihren Welt- ruhm verdanken, nämlich unerschütterlicher Unternehmungsmut und höchste Qualität ihrer Erzeugnisse, sind typisch für den deutschen Industrieaufstieg. Sie sind heute noch die beste und sicherste Gewähr für jede Export- förderung.

Entsprechend der führenden Stellung, die die Familie und die Firma Henckels seit Jahrhunderten in Solingen einnimmt, haben sich ihre Leiter sehr frühzeitig für die öffentlichen Interessen der gesamten Wirtschaft und des Volkes zur Verfügung gestellt. Damit sind sie schon vor Jahrzehnten Vor- bild geworden für den Typ des modernen Unternehmers, der sich seiner Pflichten der Volksgesamtheit gegenüber bewußt ist. Schon Johann Abraham Henckels ist bekannt als äußerst reger Mitarbeiter der Solinger Industrie- und Handelskammer. Der ihm folgende Geheime Kommerzienrat Fritz Beck- mann war 34 Jahre lang Mitglied und von 1905 bis 1918, also 14 Jahre lang, Vorsitzender der Handelskammer. Trotzdem er bis zu seinem Tode die Lei- tung der Firma behielt, und sie so führte, daß über ihn in seinem Nachruf gesagt werden konnte „er hat das Zwillingswerk zu dem gemacht, was es heute ist“, fand er außerdem noch Zeit, sich für die öffentlichen Interessen als Stadtverordneter, als Mitglied des Landtags und des Provinziallandtags einzusetzen. Auch sein Partner und Schwager Kommerzienrat Dr. Alfred Wolters, der von 1920 bis 1928 stellvertretender Vorsitzender der Handels- kammer war, gehörte ebenso dem Stadtrat und Provinziallandtag als Ab- geordneter an. In der Vereinigung von praktischer Führertätigkeit und Dienst im öffentlichen Interesse sind diese beiden Männer der Firma Henckels zu Vorbildern der kommenden Unternehmergeneration geworden.

Mögen auch heute die Zeiten nicht minder schwer sein, als in und nach den napoleonischen Kriegen, so bin ich doch davon überzeugt, daß eine Firma, die 200 Jahre lang allen Stürmen zum Trotz emporstieg, aus den Fähigkeiten ihrer Leiter und der Tüchtigkeit der Angestellten und Arbeiter die Kraft schöpfen wird zum weiteren Aufstieg im neuen Jahrhundert.

75jähriges Jubiläum des Vereins Deutscher Ingenieure am 28. Juni 1931 zu Köln.

(Nach Manuskript.)

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Lassen Sie mich in den reichen Kranz freudiger Glückwünsche, der heute in festlicher Stunde dem „Verein Deutscher Ingenieure“ aus Anlaß seines 75jährigen Bestehens dargebracht wird, auch die besonders herzlichen Wünsche

sämtlicher deutschen technisch-wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Vereine und Verbände einflechten. Diese Vereine und Verbände haben in getreuer und erfolgreicher Zusammenarbeit mit dem „Verein Deutscher Ingenieure“ eine lange Wegstrecke durch die stolzen Höhen und die dunklen Niederungen des deutschen Schicksals zurückgelegt. Deutsche Forschung, deutscher Erfindergeist und deutscher Unternehmerwille geben uns trotz der Schwere der Zeit das Recht, am heutigen Tage im Bewußtsein des großen Kapitals, das die deutsche geistige Arbeit repräsentiert, den Mut und die Zuversicht nicht sinken zu lassen.

Ich freue mich ganz besonders, dem „Verein Deutscher Ingenieure“ diese Glückwünsche nicht nur in Worten aussprechen zu können, sondern ihm auch im Auftrage des „Deutschen Verbandes technisch-wissenschaftlicher Vereine“ ein Ehrengeschenk für sein Ingenieurhaus überbringen zu dürfen. Will man konstruktiven Geist und erfolgreiches praktisches Schaffen des deutschen Ingenieurs würdigen und ehren, so wüßte ich keine bessere Wahl als dafür die Person unseres verehrten Oscar von Miller zu nehmen. So soll denn dieses Relief dort, das das Bild des Gründers des Deutschen Museums trägt und das ich hiermit dem „Verein Deutscher Ingenieure“ als Geburtstagsgabe des Deutschen Verbandes übergebe, das Deutsche Ingenieurhaus schmücken, das erbaut wurde, als Oscar von Miller Vorsitzender war.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Gestatten Sie mir, daß ich aus dem vielgestaltigen Arbeitsgebiet des „Vereins Deutscher Ingenieure“, das in diesen Tagen vor Ihnen ausgebreitet liegt, ein Problem herausgreife, das mir für die zukünftige Entwicklung Deutschlands von entscheidender Bedeutung zu sein scheint. Es ist die Förderung der Wissenschaft unter der Devise: „Forschung tut not.“ In mustergültiger Weise und beispielgebend für spätere Verbandsgründungen, z. B. für den „Verein Deutscher Chemiker“, hat sich der „Verein Deutscher Ingenieure“ die Pflege der wissenschaftlichen Arbeit in der deutschen Technik zur Richtschnur gemacht, getreu der Bestimmung seiner Satzung „der Verein bezweckt ein einiges Zusammenwirken der geistigen Kräfte deutscher Technik zur gegenseitigen Anregung und Fortbildung im Interesse der gesamten Industrie Deutschlands“. Auch heute noch, nach 75jähriger Arbeit, steht der Verein mit seinen 31 000 Mitgliedern bei der Förderung der wissenschaftlichen Arbeit in vorderster Linie. Ich bin der Überzeugung, daß das Schicksal unseres Volkes im wesentlichen von der Fortentwicklung unserer wissenschaftlichen Forschung und von der zweckmäßigen Heranbildung des Nachwuchses in allen Berufen abhängt. Wenn uns auch ein Machtdiktat in Versailles deutschen Volksboden, deutsche Güter und deutsche Kolonien rauben konnte, eines mußte unangetastet bleiben: die schöpferische Kraft des deutschen Geistes. Es ist daher von entscheidender Bedeutung, daß gerade in Zeiten größter Not dieser Lebensquell des deutschen Volkes, der für neuen Aufstieg neue Kräfte spenden wird, nicht versiegt. Auch für die wissenschaftliche Arbeit gibt es ein materielles Existenzminimum. Wir sind nahe daran, es zu unterschreiten, ja, wir haben es schon an

vielen Stellen unterschritten. Mögen weise Einsicht und staatspolitische Klugheit dafür sorgen, daß selbst unsere gegenwärtige schwere Not, die wir zu überwinden haben, an diesem Fundament der deutschen Existenz nicht zu rütteln vermag. Ich bin der Überzeugung und glaube diese Überzeugung mit Männern zu teilen, die heute die deutschen Geschicke maßgebend leiten, daß die wissenschaftliche Arbeit erst an letzter Stelle beschränkt werden soll. Sie wird einer der wesentlichsten Faktoren für unseren Wiederaufstieg sein. Für einen Aufstieg, den wir erringen wollen und den wir auch erringen werden, wenn deutscher Geist und deutsche Arbeit sich in einer geschlossenen Front im höheren Dienste der Nation finden.

XVI. Teil.
Nachrufe.

Biographie des Geheimen Regierungsrats Dr. Henry Theodor v. Böttinger.

(Deutsches Biographisches Jahrbuch, Überleitungsband II, 1917/1920, S. 500/501.)

Böttinger, Heinrich Theodor v., geboren am 10. Juli 1848 zu Burton on Trent in England, gestorben am 9. Juni 1920 in Arensdorf in der Neumark. — Heinrich v. Böttingers Vater, ein Deutscher, war zur Zeit seiner Geburt in der Brauerei von Allsopp in Burton on Trent als Chemiker tätig. Nachdem der junge Böttinger auf englischen und deutschen Schulen eine gründliche englische und deutsche Ausbildung genossen hatte, begann er seine kaufmännische Laufbahn in einem Londoner Exportgeschäft und in der Bayerischen Wechselbank zu München. Der frühzeitige Tod seines Vaters, 1874, stellte den jungen Kaufmann vor schwierige Aufgaben. Es galt, das eben begründete Würzburger Hofbräuhaus, in dem das Vermögen der Familie festlag, aus schwieriger Lage zu befreien und zu einer gedeihlichen Entwicklung zu bringen. Hier zeigte er das ihm eigene besondere Geschick, sich schnell in neue, schwierige Arbeitsgebiete hineinzufinden, und mit Menschen jedes Standes umzugehen. Wenn ihm diese Tätigkeit auch schon Ansehen und Anerkennung brachte, so fand er doch erst den richtigen Boden für die volle Entfaltung seiner hervorragenden kaufmännischen Fähigkeiten, als er nach dem Tode seines Schwiegervaters Friedrich Bayer, des Gründers der Firma Friedr. Bayer & Co. in Elberfeld, der heutigen I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft, Werk Leverkusen, im Jahre 1882 in den Vorstand der damals noch jungen Aktiengesellschaft eintrat. Das Werk befand sich zu jener Zeit in einer recht schwierigen Lage, und es ist zum erheblichen Teil der Tatkraft und der kaufmännischen Geschicklichkeit Böttingers zuzuschreiben, daß das Unternehmen in kurzer Zeit die Schwierigkeiten überwand und sich in dauernd aufsteigender Linie zu dem Weltunternehmen entwickelte, das die im Auslande viel besprochene und beneidete Vormachtstellung der deutschen chemischen Industrie begründen half. Wenn heute die zur I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft in Frankfurt a. M. zusammengeschlossene deutsche Teerfarbenindustrie als das mächtige Gebilde betrachtet wird, auf das Deutschland bei seinen Wiederaufbaubestrebungen die größten Hoffnungen setzt, so darf man nicht vergessen, daß auch v. Böttinger zu den Pionieren gehört, die die Grundlagen für den Bau geschaffen haben.

Fast 40 Jahre, bis zu seinem Tode, hat Bötttinger den Farbenfabriken angehört; bis 1907 als Direktor und dann bis zu seinem Lebensende als Vorsitzender des Aufsichtsrats. Besondere Verdienste hat er sich hierbei um die Anknüpfung der internationalen Beziehungen der Farbenfabriken erworben. Eine ganze Reihe von Niederlassungen hat Bötttinger bei seinen vielfachen Reisen, die ihn schon im Jahre 1888/89 um den ganzen Erdball führten, persönlich gegründet und eingerichtet, wobei er nach dem Grundsatz verfuhr, jungen tüchtigen Mitarbeitern volle Entwicklungsmöglichkeiten zu geben. Seine große Menschenkenntnis ermöglichte es ihm, die richtigen Mitarbeiter auszuwählen.

Trotz dieser anstrengenden Tätigkeit fand Bötttinger noch die Zeit, sich auch in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Er erkannte frühzeitig, daß es eine Pflicht des Großindustriellen ist, seine Fähigkeiten und Erfahrungen auch der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Von 1891 bis 1908 gehörte er als nationalliberaler Abgeordneter dem Preußischen Landtage und von da ab dem Herrenhause an. Zum Dank für seine öffentliche Wirksamkeit haben ihn bei seinem Übertritt ins Herrenhaus die drei größten Städte seines Wahlkreises zum Ehrenbürger ernannt. Den Streitfragen der eigentlichen Politik blieb er fern; sein Arbeitsgebiet waren Fragen der Industrie, der Kolonialwirtschaft, des Verkehrswesens und der Hochschulen, Fragen, die er auch in zahlreichen wirtschaftlichen Vereinen und Ausschüssen als Sachverständiger, Geschäftsführer oder Vorsitzender behandelt hat.

Besonders hervorzuheben ist sein unausgesetztes Bestreben, die Pflege der Naturwissenschaften zu fördern; vor allem die Deutsche Bunsen-Gesellschaft für angewandte physikalische Chemie und die Göttinger Vereinigung zur Förderung der angewandten Physik und Mathematik sind ihm für seine Unterstützung mit Rat und Tat zu Dank verpflichtet. Durch die Stiftung des Göttinger Studienhauses (früher Göttingen, jetzt Berlin) hat er sich ein bleibendes Denkmal gesetzt. Sein Freund, Exzellenz Althoff vom preußischen Kultusministerium, pochte nie vergeblich bei ihm an, wenn es galt, durch reiche Stiftungen die Pflege der Naturwissenschaften zu fördern.

In Anerkennung seiner Verdienste verlieh ihm die Universität Göttingen schon im Jahre 1896 den Ehrendoktor der Philosophie, und 1918 ernannte ihn die Technische Hochschule in Braunschweig zum Doktor-Ingenieur ehrenhalber. 1906 wurde ihm der Charakter als Geheimer Regierungsrat und 1907 der erbliche Adel verliehen.

Nachruf auf Dr. Christian Hess.

Rede, gehalten am Sarge des Entschlafenen am 14. Juli 1923
in Leverkusen.

(Zeitschrift für angewandte Chemie 1923, S. 413f.)

Liebe Leidtragende, werte Freunde und Kollegen!

Als derzeitiger Vorsitzender des Direktoriums der Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. ist es mir ehrenvolle Pflicht und als ein Freund dieses

Hauses aufrichtiges Herzensbedürfnis dem, was soeben gesagt wurde, noch einiges Persönliches hinzufügen zu dürfen.

Dr. Christian Hess — ein Schüler und Assistent A. W. Hofmanns — wurde von uns vor 29 Jahren aus Krefeld, wo er sich schon 11 Jahre lang erfolgreich als Lehrer der Chemie und Physik an der dort neu gegründeten preußischen höheren Fachschule für Textilindustrie betätigt hatte, nach Elberfeld berufen. Wir wollten versuchen, den bis dahin ausschließlich von reinen Kaufleuten, mit Hilfe und Unterstützung von Färbermeistern und Färbertechnikern betriebenen Verkauf unserer Farbstoffe, zumal der vielen neuen von uns erfundenen Produkte, auch durch akademisch gebildete Chemikerkoloristen vornehmen zu lassen. Diese, dem bis dahin kaufmännisch ganz unerfahrenen Chemiker übertragene neue Aufgabe war nicht leicht. Wie so vieles im Leben kann auch das, was für einen guten Kaufmann nötig ist, bekanntlich nicht anerzogen werden, sondern muß angeboren sein. Dr. Christian Hess besaß gute kaufmännische Fähigkeiten. Schnell gelang es unserem jungen Akademiker, sich durchzusetzen und den ihm gestellten Aufgaben gerecht zu werden, und zwar, was¹ hier nicht verschwiegen werden darf, unter Überwindung vieler Schwierigkeiten und persönlicher Hemmnisse. Schon nach sechs Jahren wurde er Prokurist, nach weiteren sechs Jahren stellvertretendes Vorstandsmitglied und nach abermals sechs Jahren ordentliches Vorstandsmitglied und Generalleiter des Farbenverkaufs unserer Firma.

In dieser langen Zeit, erheblich erschwert durch die Verhältnisse des Krieges und der jetzt noch wesentlich verschlimmerten Nachkriegszeit, hat Dr. Christian Hess sich außerordentlich große Verdienste um unser Unternehmen und damit auch um die vielen Tausende bei uns beschäftigten Beamten und Arbeiter und ihre Familienangehörigen erworben. Auch im Kreise der mit uns durch Interessengemeinschaft verbundenen Firmen genoß er infolge seiner durch zahlreiche Reisen ins Ausland, besonders Nordamerika, vertieften Kenntnisse und Erfahrungen, seines ruhigen und bescheidenen, aber bestimmten Auftretens wegen und nicht zuletzt wegen seiner Unparteilichkeit und Gerechtigkeit in allen strittigen Fragen hohes Ansehen. Endlich war ihm unsere in- und ausländische Kundschaft, der er durch Rat und Tat wertvolle Hilfe und Unterstützung zuteil werden ließ, und auf deren Bedürfnisse er immer Rücksicht nahm, freundschaftlich ergeben und zugetan.

Fragen wir nun, wie er das erreicht hat, so könnte man in diesem Spezialfall einmal versucht sein, an das zu denken, was Goethe in seinen Betrachtungen über die Farbentheorie gesagt hat: „Der Umgang mit Farben veredelt den Menschen.“ Das mag zutreffen, denn auch ein edler Mensch war Christian Hess. Sicher ist aber, daß er in erster Linie das alles, was er war und geworden ist, der ihm nicht nur angeborenen, sondern auch anerzogenen und von ihm sein Leben lang konsequent durchgeführten und treu bewahrten arbeitsamen, aufopfernden, pflichttreuen, charaktervollen Persönlichkeit verdankt. Für ihn war „nur Arbeit Leben“, war „Pflicht der höchste Zweck der Sittlichkeit“. Sein Wahlspruch lau-

lete: „Was man einmal ist, das muß man ganz sein. Halbheit hat noch keiner Sache genutzt.“

Dazu kommt noch eins, was gerade von mir und an dieser Stätte nicht vergessen werden soll, die in unserer Zeit leider so seltene, geradezu muster-gültige Ehe, die unseren Freund mit seiner Frau 36 Jahre lang ungetrübt verbunden hat. Man kann wohl sagen, daß er ohne sie mit den ihr eigenen prächtigen, ihn ergänzenden Eigenschaften, dem sinnigen, heiteren Wesen, dem glücklichen Temperament und der unermüdlichen Regsamkeit und Energie, das vielleicht nicht alles geworden wäre, was er erreicht hat. Das spiegelt sich auch in seinen drei hervorragend tüchtigen Kindern wider.

Nun ist dieser echte, kernige deutsche Mann ganz plötzlich und unerwartet von uns hinweggerafft worden. Eine große, unersetzbare Lücke ist in den Kreis unseres Direktoriums gerissen. Dieser Verlust geht uns besonders nahe; wir können, was so plötzlich geschehen, kaum fassen. Noch sehen wir ihn lebend vor uns, wie er nach einer Kissinger Kur scheinbar gesund und gut erholt, aber doch von Schmerzen, die ihn seit längerer Zeit geplagt hatten, nicht ganz befreit, sorglos von uns Abschied nahm. Er wollte ein von ihm und uns allen als harmlos angenommenes Darmleiden endlich beseitigen lassen. Wie wir jetzt wissen, aber ihm, Gott sei Dank, nicht bewußt wurde, war die Uhr seines Lebens dem Ablaufen näher, als wir annahmen. Eine vor der Operation unternommene Untersuchung hatte nämlich gezeigt, daß zwar eine Erleichterung des Leidens möglich, eine Beseitigung desselben aber nicht wahrscheinlich war.

Die Operation verlief demgemäß auch sehr schwer, aber vollkommen schmerzlos; sie schien erfolgversprechend dank der Tüchtigkeit eines unserer größten rheinischen Chirurgen.

Da plötzlich und ganz unerwartet senkten sich am vierten Tage nach dem operativen Eingriff die Schatten des Todes in der kurzen Spanne Zeit von früh bis mittag über ihn, ohne daß er sich dessen bewußt wurde. Jetzt schläft er den ewigen Schlaf. Was an unserem Freunde Christian Hess sterblich war, zieht dahin.

So stehen wir, die Freunde, Kollegen und der große Kreis von Vertretern der Werksangehörigen, an der Bahre dieses von uns allen geliebten und verehrten Mannes, der ganz Pflichttreue und Arbeit war. Wir danken ihm von Herzen, was er uns allen als Mensch und Freund gewesen, was er der Firma als Oberleiter unseres Farbenverkaufs und der diesem angeschlossenen Färbereien und Druckereien und als Leiter unseres Kasinos, der Gärtnereibetriebe und nicht zuletzt unseres Wirtschaftsgutes Paulinenhof getan hat. Er, als der Treuesten der Treuen einer, soll uns in der schwierigsten aller Zeiten, „wo das Leben mehr denn je nichts gilt ohne die Treue“, Vorbild sein. Ihm wollen wir nacheifern und nachstreben, solange wir leben. Unser deutsches Vaterland in all seiner Not und Erniedrigung werktätig lieben heißt in seinem Sinne: „Arbeiten und immer wieder arbeiten.“ Manche von uns aber, die

schon auf den Höhen des Lebens wandeln oder sie bereits überschritten haben, werden sicherlich über ihn denken, was Goethe sagte, als er den Tod Byrons erfuhr:

„Wüßten wir doch kaum zu klagen,
neidend preisen wir dein Los.“

Biographie des Geheimen Kommerzienrats Friedrich Bayer.

(Deutsches Biographisches Jahrbuch, Bd. IV, 1922, S. 313/314.)

Bayer, Friedrich, Geheimer Kommerzienrat, Industrieller, Mitglied des Vorstandes und des Aufsichtsrates der Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. in Elberfeld, der heutigen I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft, Werk Leverkusen bei Köln a. Rhein, geboren am 13. Oktober 1851 in Barmen, gestorben in Leverkusen am 21. Juni 1920. — Schon früh hat Bayer sich in dem jungen, von seinem Vater gegründeten Unternehmen, dessen Förderung und Entwicklung seine Lebensaufgabe bildete, kaufmännisch betätigt. Nachdem er sich dann in dem bekannten Laboratorium von Fresenius in Wiesbaden und auf der Universität zu Bonn die Grundbegriffe der Chemie angeeignet hatte, trat er mit 23 Jahren als Chemiker in die Firma wieder ein, deren Teilhaber er im Januar 1877 wurde. Bei Umwandlung des Unternehmens in eine Aktiengesellschaft im Jahre 1881 wurde er Mitglied des Vorstandes, in dem er 31 Jahre, bis zum Jahre 1912, tätig war, um dann im 61. Lebensjahr in den Aufsichtsrat überzutreten, dem er bis zu seinem Tode angehörte. Im Jahre 1912 wurde er zum Geheimen Kommerzienrat ernannt. Er war einer der wenigen Männer, die an der ganzen Entwicklung der deutschen Teerfarbenindustrie von den ersten Anfängen an bis in die heutige Zeit hinein dauernd tätigen Anteil genommen haben und die gesamten geschichtlichen Zusammenhänge bei dem beispiellos schnellen Aufstieg dieser Industrie zu überblicken vermochten. Unter den Pionieren, denen Deutschland den Aufbau der für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes so wichtigen I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft in Frankfurt a. M. verdankt, darf der Name Friedrich Bayer nicht vergessen werden.

Mit besonderer Vorliebe widmete sich Friedrich Bayer den technischen Angelegenheiten der Fabrik; er verfolgte persönlich alle fabrikatorischen Vorgänge bis ins kleinste. Ohne eine abschließende Fachausbildung an der Hochschule genossen zu haben, eignete er sich im Laufe der Jahre eine solche Fülle technischer Kenntnisse und Erfahrungen an, daß er den Chemikern, mit denen er unermüdlich selbst die kleinsten Änderungen und Fortschritte besprach, ein stets willkommener Ratgeber und Förderer war. Unterstützt von einem vorzüglichen Gedächtnis, ließ er mit echt bergischer Zähigkeit nicht nach, bis das einmal beobachtete neue Ergebnis — und mochten auch Jahre darüber hingehen — in die Praxis umgesetzt wurde. Ein hübscher neuer Farbstoff,

eine interessante chemische Reaktion konnten ihn stundenlang an den Laboratoriumstisch fesseln und zu immer erneuten Erwägungen über die technische Auswertung der Erfindung anregen. Sein gesunder Optimismus und sein stets lebhaftes Interesse für jede einen Fortschritt andeutende Neuerung wirkten überall belebend und anfeuernd. Diese für die Entwicklung des Unternehmens so segensvolle Tätigkeit kann nicht hoch genug bewertet werden.

Nach außen hin trat er nur wenig in Erscheinung. Friedrich Bayer ist daher vielfach von Fernerstehenden nicht nach seiner wahren Bedeutung gewürdigt worden. Bei seiner Bescheidenheit und seinem anspruchslosen Wesen hat er es stets vermieden, sich im Vordergrund zu bewegen. Die reine Freude an der Entwicklung des Unternehmens, dem sein Herz gehörte, war ihm ausreichender Lohn; an der Anerkennung durch andere lag ihm nichts. Gern und neidlos überließ er seinen Freunden Böttinger und Duisberg die ihm selbst nur lästige Pflicht, das Unternehmen nach außen hin zu vertreten.

Friedrich Bayer gehörte zu den seltenen Persönlichkeiten, von denen man bei ihrem Scheiden sagen darf, daß sie keine Feinde, wohl aber zahlreiche trauernde Freunde zurückgelassen haben. Das Kunstleben der Stadt Elberfeld fand an ihm einen hilfsbereiten Förderer, und mancher unserer Maler hat das Hinscheiden des opferfreudigen Kunstfreundes betrauert.

Leverkusen b. Köln.

Anton Geuther. Sein Leben und seine Arbeiten.

Persönliche Erinnerungen.

(Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft 1930, A, S. 145ff.)

Die Deutsche Chemische Gesellschaft macht es sich zur Aufgabe, von allen verstorbenen Chemikern, die sich um die Wissenschaft verdient gemacht haben, Nekrologe schreiben zu lassen, um das Andenken an diese Männer wach zu halten und der Tradition zu dienen.

In der Reihe der wissenschaftlichen Chemiker des vorigen Jahrhunderts, die neben den Bahnbrechern Liebig, Wöhler und Bunsen und ihren Mitarbeitern und Schülern, wie A. W. Hofmann, Kekulé, Adolf Baeyer, Emil Fischer, Victor Meyer usw., sehr erheblich mit dazu beigetragen haben, daß die Chemie Deutschlands in Wissenschaft und Technik heute eine beherrschende Stellung einnimmt, fehlt noch der Name eines Mannes, der zwar nach außen hin wenig in die Erscheinung trat, der aber als Lehrer und Wissenschaftler, insbesondere wegen seiner Arbeiten und vorausschauenden Publikationen, nicht vergessen werden sollte. Es ist dies der Schüler und langjährige Assistent Friedrich Wöhlers, der frühere Direktor des Chemischen Laboratoriums an der Universität Jena, Professor Dr. Anton Geuther.

Als einer der ältesten unter den wenigen noch lebenden Schülern und Assistenten Geuthers empfinde ich es als eine Pflicht der Dankbarkeit und Verehrung, diesem großen Lehrer und Forscher, dem Entdecker des Acetessigesters, in den Berichten der Deutschen Chemischen Gesellschaft ein

schlichtes Denkmal zu setzen, wie es der Lebensweise und Sinnesart dieses Mannes entsprach. Um den genial veranlagten Menschen Anton Geuther in seinen starken und schwachen Seiten näher kennenzulernen, beginne ich mit persönlichen Erinnerungen an ihn.

Ich hatte mir bereits vor Beginn des chemischen Studiums reiche praktische und theoretische Kenntnisse auf einer chemischen Fachschule erworben und kam so vorbereitet Ostern 1879 ins Chemische Universitäts-Laboratorium nach Göttingen. Nachdem ich im Laufe des ersten Semesters unter Professor Jannasch schwierige Mineralanalysen erfolgreich durchgeführt hatte, nahm sich der damalige Direktor des Laboratoriums, Professor Hübner, meiner an, um mir im zweiten Semester meines Universitätsstudiums die schwierige Aufgabe zu übertragen, die β -Metabrom-orthobrombenzoesäure darzustellen. Diese für einen Anfänger nicht einfache Arbeit gelang mir. Da aber Göttingen den Abiturienten einer lateinlosen Oberrealschule zur Promotion noch nicht zuließ und außerdem noch 4 Studiensemester von mir verlangt wurden, ging ich Ostern 1880 nach Jena, um im dortigen Chemischen Universitätslaboratorium bei dem Geheimen Hofrat Professor Dr. Anton Geuther meine Studien fortzusetzen. Auch hier mußte ich für die Promotion ein 6-semesteriges Studium nachweisen. Aber diese Verlängerung meines Studiums habe ich nicht bereut. Ich verdanke Anton Geuther im wesentlichen meine exakte chemische Ausbildung und die Erziehung zu scharfer Beobachtung.

Ich erzählte Geuther, wie es mir in Göttingen ergangen war, und daß ich nach zwei Semestern sozusagen schon die Promotionsarbeit begonnen bzw. beendet hatte, ohne vorher anorganische und eine größere Zahl organischer Präparate gemacht zu haben. Darüber war er aufs höchste entsetzt. Er hielt die Darstellung anorganischer Präparate neben solchen organischer Natur für dringend notwendig und stellte mir eine Reihe derartiger Aufgaben, die ich in dem recht primitiv eingerichteten Versuchsraum des alten Laboratoriums durchführte. Dabei legte Geuther den größten Wert darauf, daß ich mit möglichst einfachen Mitteln arbeitete, so z. B. alle Schmelzversuche nicht im Gasofen, sondern mit Holzkohle im Windofen machte. Geuther, der sich in rührender Weise nicht nur der fortgeschrittenen Studierenden, sondern auch der Anfänger annahm, brachte mir zuerst, und zwar persönlich, das Schneiden von Holzkohle bei. Um Hochtemperatur zu erzielen, verlangte er, daß jedes Kohlenstückchen nußgroß und rund sei. So mußte ich denn eine große Zahl wichtiger Präparate der anorganischen Chemie, wie Magnesium, Aluminium, Molybdänsäure usw. herstellen. Zum Schluß gab er mir einen großen Topf Platinrückstände, die er jahrelang bei Verwendung von Platinchlorid für analytische Zwecke angesammelt hatte, und stellte mir die Aufgabe, daraus die seltenen Platinmetalle Iridium, Rhodium, Osmium und Ruthenium zu isolieren. Entsinne ich mich recht, so bin ich damit allerdings nicht fertig geworden, da der Semesterschluß diese schwierige Arbeit unterbrach. Auf jeden Fall habe ich aber ein ganzes Semester mit anorganischen Arbeiten ausfüllen

müssen, ehe ich zu organischen Arbeiten zugelassen wurde. Auch diese durfte ich erst beginnen, nachdem ich die Liebigsche Elementaranalyse gründlich kennengelernt hatte. Dabei mußte ich einfache organische Substanzen nicht nur im Gasofen verbrennen, sondern diese Elementaranalysen wie Liebig, dem damals noch kein Gas zur Verfügung gestanden hatte, im Kohlenofen ausführen, was nicht so leicht und einfach ist. Erst als ich dies alles erledigt hatte, wurde ich zur Darstellung organischer Präparate der verschiedensten Art zugelassen. Unter diesen befand sich auch der von Geuther zuerst dargestellte Acetessigester, den man bei der Einwirkung von Natrium auf Essigester erhält.

Bei dieser Gelegenheit machte mich Geuther darauf aufmerksam, daß die Keton-Formel, die Frankland und Duppa dem Acetessigester gegeben ($\text{CH}_3 \cdot \text{CO} \cdot \text{CH}_2 \cdot \text{CO} \cdot \text{OC}_2\text{H}_5$), deshalb nicht richtig sein könne, weil das durch Zusammenbringen von wäßrigen Lösungen von Acetessigester mit Kupferoxydsalzen, wie Kupfersulfat oder -acetat, entstehende Kupfersalz grün sei. Wäre im Acetessigester das Kupfer an Kohlenstoff gebunden, so müsse das Kupfersalz braun oder schwarz sein. Es müßte also zwischen dem Kupfer und dem Kohlenstoff ein Sauerstoffatom stehen. Deshalb sei wahrscheinlich nicht die Keton-Formel des Acetessigesters, sondern die Enol-Formel $\text{CH}_3 \cdot \text{CH} \cdot \text{C}(\text{OH}) \cdot \text{CO} \cdot \text{OC}_2\text{H}_5$ die richtige.

Er stellte mir als Doktorarbeit die Aufgabe, diese Frage zu klären. Ich machte zuerst die Bromverbindungen des Acetessigesters und ihre Kupfersalze, um festzustellen, ob alle Kupfersalze grün seien. Als dies der Fall war, ließ ich zuerst Ammoniak und dann auch Natrium auf den Monobrom-acetessigester einwirken. Im letzten Falle erhielt ich eine neue gelbe Substanz, die wir eingehend untersuchten und Oxy-tetrolsäure-äthyläther nannten. Diese Arbeit habe ich dann meiner Promotion zugrunde gelegt und sie unter dem Titel: „Beiträge zur Kenntnis des Acetessigesters“ als Inaugural-Dissertation und kurz darauf in den Berichten und Liebigs Annalen veröffentlicht*).

Geuther hat auch rein äußerlich auf meinen Lebensweg Einfluß gehabt.

Nachdem ich kurz nach Neujahr 1882, also noch vor Ablauf des 6. Semesters, das Doktorexamen gemacht hatte, wollte ich eine Stellung in der Praxis suchen, um meinen Eltern nicht mehr zur Last zu fallen. Ich bewarb mich daher um eine Stellung als Chemiker am städtischen Nahrungsmittel-Untersuchungsamt in Krefeld. Als ich dies noch vor Semesterschluß meinem Lehrer Geuther mitteilte, sagte er sofort: „Diese Stelle dürfen Sie nicht annehmen, für rein analytische Arbeiten sind Sie zu gut!“ Da er keine staatliche Assistentenstelle mehr frei hatte, schlug er mir vor, Privatassistent bei ihm zu werden, zwar nicht für das übliche Gehalt von 100 Mark, sondern für 80 Mark bei freier Wohnung in einem Dachzimmer des Laboratoriums. Hierbei stellte er die Bedingung, daß ich solange bleiben müßte, bis ich eine passende Stellung in der Industrie gefunden hätte. Ich willigte sofort ein

*) B. 15, 1378 ff. [1882]; A. 213, 133 [1882].

und führte im Laufe der Winter- und Sommersemester 1882 zusammen mit Geuther eine Reihe von Arbeiten aus, über das rote und gelbe Bleioxyd sowie über Schwefelverbindungen, Senföle und anderes, über die Geuther in den Annalen*) berichtet hat.

Gegen das Ende des Sommersemesters versuchte ich, eine Stellung in der Industrie zu bekommen. Aber überall wies man mich zurück, weil ich noch nicht meiner Militärdienstpflicht genügt hatte. Ich teilte daher eines Tages gegen Semesterschluß Geuther mit, daß ich am 1. Oktober beim Infanterie-Leibregiment München eintreten wollte und deshalb die Assistentenstelle aufgeben mußte. Darauf großes Entsetzen meines Dienstherrn, der sofort behauptete, daß dies unzulässig sei, da ich vereinbarungsgemäß erst dann von ihm fortgehen könne, wenn ich eine Stellung in der Industrie gefunden hätte. Da dies nicht der Fall sei, müsse ich bleiben.

Alle Vorstellungen, daß dies praktisch unmöglich, weil mir die Dienstpflicht im Wege stände, waren vergeblich. Die Unterhaltung spielte sich im Laboratorium an meinem Arbeitsplatz ab, und zwar in recht lebhafter und erregter Weise. Da ich gerade damit beschäftigt war, einen großen Rundkolben zu reinigen, so fuchtelte ich mit diesem dem Geheimrat so lange vor seinem Gesicht herum, bis er vorzog, sich zurückzuziehen. Ich folgte ihm bis zur Tür des Laboratoriums und warf schließlich, als er immer noch bei seiner Ansicht beharrte, den Kolben zur Erde, so daß er in tausend Stücke zerbrach. Damit war unsere Unterhaltung zu Ende. Als ich einsah, daß ich zu weit gegangen, und nicht recht wußte, was ich machen sollte, wandte ich mich an den Prorektor und erzählte ihm, was vorgefallen. Lachend erwiderte er, daß dies zwar nicht der rechte Weg gewesen sei, um mit Geuther auseinanderzukommen, daß dieser aber auch kein Recht habe, mich festzuhalten. Ich sollte nur sofort einen Entschuldigungsbrief an Geuther schreiben, feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln und dann ruhig nach München gehen; wenn Schwierigkeiten entstanden, wollte er helfen. So bin ich denn am 1. Oktober 1883 als Einjährig-Freiwilliger beim Infanterie-Leibregiment in München eingetreten, und Geuther hat nichts getan, um mich, wie er gedroht hatte, beim Regiment des Kontraktbruches zu beschuldigen. Erst später, als ich als wissenschaftlich arbeitender Chemiker in den Elberfelder Farbfabriken tätig war und mir der erste Assistent bewilligt wurde, habe ich mich an Geuther gewandt. In einem netten Brief empfahl er mir einen seiner Assistenten, den ich ohne weiteres nahm. Bei Vergrößerung meines Laboratoriums habe ich dann weitere Schüler Geuthers angestellt. Dadurch wurden meine Beziehungen zu Geuther immer besser, und als er sich eines Tages in Elberfeld zum Besuch anmeldete, um die Fabrik kennenzulernen, fing die Versöhnung damit an, daß er mich in einem Restaurant in Elberfeld vor einem großen Publikum umarmte und küßte. Von da an waren wir bis zu seinem Tode die besten Freunde.

*) A. 219, 56 [1883], 224, 178 [1884].

Rede anläßlich des Begräbnisses von Dr. Kurt Sorge in Berlin am 13. September 1928.

(Nach Manuskript.)

Lieber Freund und Kollege!

In den Reihen der Leidtragenden, die dir heute die letzte Ehre erweisen, stehen neben deinen Angehörigen mit in erster Linie der Reichsverband der Deutschen Industrie und die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände. Beide sind dir zu großem Dank verbunden. Dein Leben war erfüllt von aufopferungsvoller Arbeit und treuer Pflichterfüllung. Im raschen Aufstieg, von Stufe zu Stufe, bis empor in die ersten Reihen der deutschen Wirtschaftsführer, bist du uns zum Vorbild geworden. Mag dich auch dein Beruf in all den Jahren deiner erfolgreichen Tätigkeit noch so sehr in Anspruch genommen haben, du fandest immer die Zeit, deine reichen Erfahrungen und dein großes Wissen und Können, wie es eines echten deutschen Mannes Pflicht ist, in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Das zeigte sich vor allem während des Krieges und in der Zeit nach dem Kriege. Als unser armes deutsches Vaterland durch die Stürme der Nachkriegszeit zerrissen am Boden lag und unsere deutsche Wirtschaft schwer um ihren Bestand ringen mußte, als Einigkeit und Sammlung das Gebot der Stunde war, bist du es gewesen, der zusammen mit treuen Helfern die in einzelne Gruppen zersplitterte Industrie zum Reichsverband der Deutschen Industrie zusammenfaßte. Aber mehr als das. Du nahmst auch die verantwortungsschwere Aufgabe eines Vorsitzenden des Präsidiums auf dich. Unter deiner Führung wurde dann die Grundlage gelegt für die Geschlossenheit nach innen und für die Geltung nach außen, die heute den Reichsverband auszeichnet.

So konnte es nur ein schwacher Ausdruck des Dankes sein, als der Reichsverband der Deutschen Industrie und die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände dir bei deinem Rücktritt vom Vorsitz die höchste Würde, die sie zu vergeben haben, die Ehrenmitgliedschaft, und der Reichsverband außerdem den Ehrenvorsitz im Präsidium, verliehen. Damals hätte keiner von uns gedacht, daß du uns schon nach so kurzer Zeit entrissen würdest.

Arbeit war der Leitstern deines Lebens. Daher wollen wir auch in der Arbeit das Andenken an dich ehren und an dieser Stelle geloben, in diesem Sinne und Geiste weiter auf dem Wege fortzuschreiten, den du uns vorgezeichnet hast. In unermüdlicher, harter und pflichtbewußter Arbeit im Dienste der deutschen Industrie und Wirtschaft und damit unseres geliebten Vaterlandes wollen wir dir nacheifern.

So nehmen wir Abschied von dir, geliebter Freund. So lange wir leben, werden wir dein in Treue und Dankbarkeit gedenken!

Dem Andenken W. Wiens.

(Vorwort zu der im Verlag von J. A. Barth, Leipzig, im Jahre 1930 erschienenen Biographie von Geheimrat Professor Dr. Wien.)

Wenn ein Großer im Reiche der Wissenschaft von uns geschieden ist, so ist es die Ehrenpflicht der Fachgenossen, ein getreues Bild von dem Leben und Streben, dem Wirken und Schaffen des Verstorbenen der Nachwelt zu übermitteln. Mir, einem Vertreter der chemischen Industrie und der Wirtschaft, möge es gestattet sein, diesem Lebensbilde noch einige Züge hinzuzufügen, die vielleicht geeignet sind, es noch weiter zu beleben und zu vervollkommen.

Willy Wien habe ich zuerst 1907 als Mitglied des Vorstandes der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte und dann 1908 in Köln als zweiten, 1909 in Salzburg als ersten stellvertretenden und 1910 als Vorsitzenden und Leiter der wohlgelungenen Naturforscherversammlung in der Hauptstadt Königsberg seiner Heimatprovinz Ostpreußen kennengelernt. Im Weltkriege und nach Beendigung desselben trat ich als früherer Vorsitzender des Vorstandsrats des Deutschen Museums diesem prachtvollen Menschen, hochstrebenden Forscher und begeisternden Lehrer, nachdem zuerst Dr. Krupp von Bohlen und Halbach und darauf W. Wien von 1918—1925 meine Nachfolger geworden waren, auch freundschaftlich näher. Am 7. Mai 1925 leitete er als Vorsitzender die schöne und allen Teilnehmern unvergeßliche Feier der Eröffnung des Neubaus des Deutschen Museums, dieses allgemein anerkannten Weltwunders der Technik. Er schloß seine Rede mit den Worten: „Das Deutsche Museum soll als Darstellung der Werke des zielbewußten und gestaltenden, des wirkenden und schaffenden Menschengesistes bis in ferne Zeiten wirken“. In allen Lagen des Lebens lernte ich ihn stets als aufrechten Mann schätzen, der über den Kreis seiner physikalischen Fachwissenschaft hinaus sich auch für die Fragen des Gemeinwohls einsetzte. Ob der Unterseebootkrieg 1916 rätlich, ob nach dem Zusammenbruch unserer Hoffnungen bei dem uns aufgezwungenen Friedensvertrag von Versailles der Industrie der erforderliche Spielraum gelassen werde, wie dieser oder jener Lehrstuhl richtig zu besetzen sei, das alles waren Fragen, die ihn neben seinen Forschungsarbeiten lebhaft beschäftigten und häufig Gegenstand mündlichen und schriftlichen Gedankenaustausches zwischen uns bildeten.

In intimere Berührung mit Wien kam ich aber erst bei Gelegenheit der Gründung der Helmholtz-Gesellschaft. Es war in der Zeit der tiefsten Erniedrigung und Not unseres Vaterlandes. Damals fand sich eine Reihe von Männern zusammen, die klar erkannten, daß dem wehrlosen Volke nur ein Mittel zur Wiederaufrichtung und zur Wiedererlangung der Weltgeltung geblieben sei, die Pflege der Wissenschaft. Sie verbanden sich, um den notleidenden Vertretern der Wissenschaft und den vernachlässigten und verarmten wissenschaftlichen Instituten soweit als möglich zu helfen. Zu diesem Zwecke wurden insbesondere die Kreise der Industrie und des Handels zur

Mitarbeit herangezogen. So wurden Mitte 1920 unter tatkräftigem Zusammenwirken von Industrie und Wissenschaft zunächst die drei chemischen Gesellschaften, die Justus-Liebig-Gesellschaft zur Förderung des chemischen Unterrichts, die Adolf-Baeyer-Gesellschaft zur Förderung der chemischen Literatur und die Emil-Fischer-Gesellschaft zur Förderung der chemischen Forschung gegründet.

Die großen Erfolge dieser Vereinigungen regten an, auch zur Förderung der physikalischen Forschung den gleichen Weg zu beschreiten. Hier fanden wir in W. Wien den Mann, der nicht nur bereit war, sich mit Liebe und Tatkraft in den Dienst der Sache zu stellen, sondern auch die Fähigkeit besaß, die vielen Schwierigkeiten persönlicher und sachlicher Art, die sich der Gründung der Gesellschaft entgegenstellten, zu überwinden. Es war nicht leicht, diese neue Einrichtung neben dem ebenfalls geplanten Stifterverband der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft durchzusetzen. Viele einflußreiche Männer waren der Ansicht, daß dieser Verband die Aufgaben der Helmholtz-Gesellschaft mit übernehmen könne, damit eine Zersplitterung der Kräfte vermieden werde. Trotzdem gelang es uns schließlich, insbesondere die mechanische Industrie für unseren Plan zu gewinnen, und so konnte am 20. Oktober 1920 die Helmholtz-Gesellschaft zur Förderung der physikalisch-technischen Forschung gegründet werden. Als erster stellvertretender Vorsitzender der Gesellschaft hat sich Wien dann mit Wort und Tat in aufopferungsvoller Weise für die Entwicklung der Gesellschaft eingesetzt und bewiesen, daß sie neben dem Stifterverband nicht nur existenzberechtigt war, sondern geradezu einem Bedürfnis entsprach. In vorbildlicher Weise hat er in einer 7 Jahre nach Gründung der Gesellschaft erschienenen Broschüre: „Die Helmholtz-Gesellschaft zur Förderung der physikalisch-technischen Forschung in 7 Jahren ihres Wirkens“ die Bedeutung der Gesellschaft für die deutsche Physik und die wissenschaftliche Technik dargelegt und dadurch der Gesellschaft neue Freunde gewonnen. Die so segensreiche innigere Berührung zwischen Wissenschaft und Technik gefördert zu haben, ist das Verdienst W. Wiens, das nicht hoch genug gewürdigt werden kann und mich mit ihm innig verbunden hat.

Sein 60. Geburtstag im Januar 1924 bot ihm Gelegenheit, sich in einem Schreiben an mich über diese Episode seines Lebens zu äußern:

„Von den vielen Glückwünschen, die ich am vorigen Sonntag erhalten habe, haben mich ganz besonders die gefreut, die von führenden Männern unseres Wirtschaftslebens ausgingen. Für mich persönlich hat die schwere Zeit, die unserem Zusammenbruch gefolgt ist, unter dem vielen Elend doch das eine Gute gehabt, daß ich mit Männern wie Ihnen und Vögler in nähere Berührung gekommen bin. Ich habe schon früher die besondere Art der Leistung auf technischem oder wirtschaftlichem Gebiet hoch geschätzt, aber bei der früheren Absonderung der einzelnen Arbeitsgebiete, die nach meiner Meinung einer der Hauptfehler der alten Zeit war, bot sich fast nie die Gelegenheit zur näheren Berührung mit Männern anderer

Arbeitsgebiete und noch seltener zu gemeinsamer Arbeit. Daß es mir vergönnt war, mit Ihnen und Vögler die Helmholtz-Gesellschaft zu organisieren, wird mir immer eine der angenehmsten Erinnerungen bleiben.

Der 60. Geburtstag ist ein kritischer Tag. Es heißt nun mit der Zeitverschwendung, die man in der Jugend getrieben, endgültig aufhören und die wenige übrigbleibende Zeit möglichst gut anwenden. Hoffentlich bringt die kritische Periode des Wirtschaftslebens, der wir jetzt entgegengehen, nicht wieder neue Formen der unproduktiven Arbeit, mit der wir in den letzten Jahren so reich gesegnet waren.“

Die unvergänglichen Verdienste, die wir dem Forscher W. Wien verdanken, sind durch die Verleihung des Nobelpreises aller Welt sichtbar anerkannt worden. Das oben Gesagte möge dazu beitragen, daß auch alle diejenigen Lehrer und Schüler der Universitäten und Technischen Hochschulen, die auf dem Wege über die Helmholtz-Gesellschaft gefördert wurden, sich bewußt bleiben, was sie dem leider allzu früh verstorbenen Mitgründer der Gesellschaft verdanken. Auch damit hat sich der große Gelehrte ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Mögen diese Zeilen auch der liebenswürdigen, treuen Lebensgefährtin, die als lebensfrohe Rheinländerin mit dem ernsten und mehr zurückhaltenden Ostpreußen in einer geradezu vorbildlichen Ehegemeinschaft lebte und an allen Arbeiten ihres Gatten regen Anteil nahm, eine Genugtuung bereiten.

Leverkusen, im September 1929.

Abschiedsworte, gesprochen am Sarge von Dr. ing. h. c. Theodor Plieninger bei der Trauerfeier im Krematorium zu Frankfurt a.M. am 17. Januar 1930.

(Nach Manuskript.)

Geliebter Freund!

Tief ergriffen über den harten Schicksalsschlag, der dich aus unserer Mitte gerissen, stehen wir heute hier an deiner Bahre. Noch am Ende der vergangenen Woche waren wir gesund, frisch, froh und fröhlich drei volle Tage lang in emsiger und unermüdlicher Arbeit, als Mitglieder des Aufsichts- und Verwaltungsrates der I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft mit dir hier zusammen tätig. Wir schmiedeten Pläne für die Zukunft unseres großen und erfolgreichen Unternehmens. Mit keiner Faser unseres Gehirns dachten wir daran, daß der Bote des dunklen Geschicks schon als drohendes Gespenst in unserer Mitte stand.

Ganz unerwartet erhielten wir dann zwei Tage später die Nachricht von
Duisberg, Abhandlungen, Reden. Bd. 2.

dem Schlaganfall, der dich in der Nacht vom Sonntag zum Montag getroffen. 24 Stunden darauf wurde uns zu unserem Entsetzen die Kunde, daß du, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, ins Jenseits abberufen seiest. Ein ungeahnt schöner Tod für dich. Aber auch ein um so härterer Schlag für deine liebe Frau und deine Familie und nicht minder für deine zahlreichen Kollegen und Freunde.

Diese so plötzliche Abberufung trifft uns schwer. Warst du doch der Mensch und Mann, der uns viel, viel mehr als nur ein Baumeister und Mitarbeiter an dem großen Gebäude unserer gemeinsamen Arbeit war. Du warst uns ein lieber, verehrter und hochgeschätzter Kamerad, ein persönlicher, guter Freund. Der Grundzug deines Wesens war Arbeitsamkeit und unermüdlicher Fleiß, sachliche Tüchtigkeit und Höchstleistung auf dem Berufsgebiet. Diese hervorragenden Eigenschaften paarten sich mit einer für unsere Zeit so überaus wichtigen tiefen Menschlichkeit. Mit der letzteren vor allem hast du dir die Herzen deiner Untergebenen erobert und sie an dich gefesselt. Diese Menschlichkeit hat in erster Linie mit zu den großen Erfolgen deines langen arbeitsreichen Lebens beigetragen. Du gehörtest nicht zu denjenigen, die vermöge ihres Temperaments Breschen schlugen, um ihre Ideen durchzusetzen. Stießest du auf Widerstand, so suchtest du Brücken der Verständigung zu schlagen, und das gelang dir immer. So hast du zu den ganz wenigen, ganz seltenen Männern gehört, von denen man mit Bewunderung sagen kann, daß sie keinen Feind gehabt haben.

Aus einem württembergischen Pfarrhaus stammend, hast du als kaufmännischer Lehrling in Stuttgart deine Laufbahn begonnen und sie dann im Ausland, zuerst in Italien in Mailand, dann in England in London und darauf 10 Jahre lang in Britisch-Indien erfolgreich fortgesetzt. Dann tratest du in die Chemische Fabrik Griesheim-Elektron ein und warst in ihr 38 Jahre lang, zuerst als Prokurist, dann als Subdirektor, darauf als Vorstandsmitglied und schließlich als Generaldirektor tätig. Unter deinem Einfluß ist dieses Unternehmen aus kleinen Anfängen zur großen Weltfirma emporgewachsen. Schließlich wurde dann vor fünf Jahren Griesheim-Elektron mit den sieben anderen deutschen chemischen Fabriken gleicher und ähnlicher Art zur großen I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft zusammengeschlossen. Dabei hast du erfolgreich mitgewirkt. Deshalb wird auch dein Name unzertrennlich mit dem stolzen Bau dieses großen Konzerns verbunden bleiben. Alles das kann, das soll und das wird dir nie vergessen werden.

Mit uns trauert aber auch um dich die große Spitzenorganisation, der „Reichsverband der Deutschen Industrie“, in dessen Vorstand und Ausschuß du als Mitglied und in dessen Kartellstelle du als zweiter stellvertretender Vorsitzender seit seiner Gründung vor 10 Jahren erfolgreich tätig warst und bei dessen Sitzungen du fast nie gefehlt hast. Auch hier war dein Leitstern Pflichtbewußtsein und Arbeitsamkeit. Diese Grundeigenschaften deines Wesens gaben dir Lust und Kraft, um alle Widerstände mit der bei dir gewohnten und sympathischen Liebenswürdigkeit zu überwinden.

Auch dafür spreche ich dir als Vorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen Industrie innigen und aufrichtigen Dank aus.

So leb denn wohl, geliebter Freund. Dich werden wir nie vergessen.

Friede deiner Asche!

„Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.“

Theodor Curtius-Gedächtnisfeier der Heidelberger Chemischen Gesellschaft am 3. Mai 1930.

(Zeitschrift für angewandte Chemie 1930, S. 723ff.)

Hochverehrte Anwesende!

Liebe Kommilitonen, Freunde und Kollegen!

Wir haben uns hier versammelt, um eine wohlgelungene, von Frau Professor Pütter ausgeführte Relief-Gedenktafel zu enthüllen, die einem Großen im Reiche der Wissenschaft, nämlich unserem lieben und unvergeßlichen Freunde und Lehrer Theodor Curtius, gewidmet ist. Wer wie Curtius Unvergängliches geschaffen und auf den weitverzweigten Wegen der Wissenschaft neue Bahnen eingeschlagen und neue Ziele gewiesen hat, der bedarf eigentlich des ehernen Denkmals nicht. Sein Name und sein Wirken sind ja schon mit goldenen Lettern im Ewigkeitsbuch der Wissenschaft verzeichnet und werden den Wechsel der Zeiten überdauern. Wenn daher treue Freunde und dankbare Schüler dieses Denkmal pflanzen und durchführen ließen, so geschah es nicht, weil sie etwa glaubten, seinen Namen dadurch späteren Geschlechtern überliefern zu müssen. Es geschah vielmehr aus dem tiefen Gefühl der persönlichen Verbundenheit mit dem großen Forscher und dem edlen, hilfreichen und guten Menschen. Man wollte an der Stätte, an der er 28 Jahre lang ununterbrochen und unermüdlich gewirkt, sein Bild erhalten wissen. Es sollte den kommenden Generationen, insbesondere den Studenten, die hier in Heidelberg Chemie studieren, als leuchtendes Vorbild stets vor Augen stehen. Dieses Gefühl der persönlichen Verbundenheit mit Curtius möge es auch als gerechtfertigt erscheinen lassen, daß nicht ein Vertreter der reinen Wissenschaft, sondern ein Vertreter der Technik und Wirtschaft, und zwar mit freudigstem Herzen, es übernommen hat, heute hier in diesem Kreise die Weiherede bei der Enthüllung des Denkmals für den großen Wissenschaftler zu halten. Ich habe diese Aufgabe um so lieber übernommen, als Curtius einer meiner besten und treuesten Freunde war, mit dem ich ein langes Leben hindurch, bei allem Wechsel der Zeiten, stets in engster Verbindung geblieben bin.

Es war gegen Ende des Jahres 1882, als ich Curtius in München kennenlernte. Er hatte, nachdem er am 27. Juli 1882 bei seinem Lehrer Hermann Kolbe im chemischen Universitätslaboratorium zu Leipzig das Doktor-examen gemacht, auf Empfehlung seines Lehrers hin bei dem damals auf

der höchsten Stufe seines Ruhmes stehenden Meister Adolf Baeyer im chemischen Laboratorium der Akademie der Wissenschaften Aufnahme gefunden. Ich dagegen war am 1. Oktober als Einjährig-Freiwilliger beim Kgl. Bayerischen Infanterie-Leib-Regiment eingetreten, nachdem ich im Januar des gleichen Jahres bei meinem hochverehrten Lehrer Anton Geuther in Jena promoviert hatte und dann bei ihm 1½ Semester lang Privatassistent gewesen war. Wenn mich auch die Militärpflicht im ersten Halbjahr meiner Anwesenheit in München tagsüber meist voll und ganz in Anspruch nahm, so fand ich mich doch abends am Stammtisch im „Deutschen Kaiser“ oder einmal wöchentlich auf der Kegelbahn mit einem Kreis lieber Kollegen zusammen, von denen ich nur die folgenden hier nennen möchte: Otto Fischer, Wilhelm Koenigs, Hans v. Pechmann, Theodor Curtius, Eduard Buchner, Claisen, Leukhardt, Friedländer, Bamberger, Rud. Geigy, W. H. Perkin usw. Auch Adolf Baeyer selbst ließ sich häufig sehen. — Als ich dann im Sommersemester mehr freie Zeit hatte, ließ ich mir von Adolf Baeyer einen Platz im organischen Saal unter der Leitung von Hans v. Pechmann geben und führte im blauen Rock der Leiber, wie sie genannt wurden, mit ihm zusammen durch Kondensation von Acetessigester mit Phenolen die bekannte Synthese der Cumarinderivate durch. In diesem Laboratorium arbeitete damals auch Theodor Curtius, der dann später, als Assistent Adolf Baeyers, die Leitung dieses Laboratoriums von 1884 bis 1886 übernahm.

Sehr bald erregte Curtius durch seine glänzenden Arbeiten Aufsehen. Sie erinnern sich, daß er in München im Jahre 1883 in Fortführung seiner Dissertationsarbeit „Über einige neue, der Hippursäure analog konstituierte, synthetisch dargestellte Aminosäuren“ den Diazoessigester auffand. Diese interessante Beobachtung war für die Wissenschaft von folgenswerer Bedeutung und für den jungen Forscher richtungweisend für sein ganzes Leben. Es gibt wohl nur ganz wenige Wissenschaftler auf dem Gebiet der Chemie, von denen man wie von Curtius sagen kann, daß ihre sämtlichen Arbeiten in systematischer, logischer Entwicklung aus ihrer ersten Arbeit hervorgegangen sind. Sagt er doch selbst in seiner Rektoratsrede am 22. November 1905, daß sich die Kette seiner Untersuchungen, die sich über mehr als zwei Jahrzehnte erstreckten, wieder zu einem einheitlichen Ring zusammengeschlossen hätte, und zwar an der Stelle, von der sie ursprünglich auslief. Klar, durchsichtig, einheitlich und gründlich, wie die ganze Persönlichkeit, war auch die Lebensarbeit von Theodor Curtius. Ich kann es nicht als meine Aufgabe betrachten, hier eine ausführliche Darstellung seiner wissenschaftlichen Leistungen zu bringen. Das ist von berufenerer Seite ja schon des öfteren geschehen, zuletzt noch in der vor wenigen Tagen in dem Journal für praktische Chemie, Band 125, erschienenen Abhandlung: „Theodor Curtius zum Gedächtnis“, von seinem Schüler August Darapsky, des jetzigen Professors der Chemie in Köln. Es möge mir aber vergönnt sein, einige Höhepunkte seines Schaffens in den Kreis der Betrachtungen zu ziehen, die ihn so recht als vorbildlichen Meister chemischer Experimentierkunst erscheinen

lassen, nämlich die Entdeckung der Diazofettsäuren und in Verbindung damit die des Hydrazins und der Stickstoffwasserstoffsäure.

Die Reaktion, durch welche Curtius zum Diazoessigester, dem ersten Vertreter der Diazofettsäuren, gelangte, nämlich die Einwirkung von salpetriger Säure auf Aminoessigester, zeigte, daß die in der aromatischen Reihe mit so glänzenden Erfolgen von Peter Griess, Sandmeyer und anderen Männern der Wissenschaft und der Technik ausgebaute Diazoreaktion sich auch auf gewisse aliphatische Aminoverbindungen anwenden läßt und hier, wenn auch zu anders gearteten, so doch zu ebenfalls sehr reaktionsfähigen Verbindungen führt. Dadurch, daß aus diesen Diazofettsäuren der Stickstoff abgespalten und durch zwei einwertige Atomgruppen ersetzt werden kann, oder daß ohne Abspaltung von Stickstoff durch Addition und Umlagerung neue stickstoffhaltige, den heterozyklischen Verbindungen angehörende Ringsysteme entstehen, eröffnete sich ein unendliches Gebiet für neue synthetische Produkte.

Noch fruchtbarer war die im Jahre 1887 von Curtius beobachtete Bildung des Hydrazins aus Diazoessigester, die er in Erlangen fand, wo er sich am 12. März 1886 bei Otto Fischer habilitiert hatte. Durch verdünnte Alkalien wird nämlich der Diazoessigester in normaler Weise in diazoessigsaures Alkalisalz übergeführt, das durch Säuren in Glykolsäure und Stickstoff zerfällt. Im Gegensatz dazu tritt durch konzentriertes Alkali beim Erwärmen eine Umwandlung in eine polymere Verbindung ein, die sich durch Säuren in ein Salz des Hydrazins und Oxalsäure spaltet. Damit war die seit langem vergeblich gesuchte Muttersubstanz des 1875 von Emil Fischer hergestellten Phenylhydrazins aufgefunden. Hierdurch wurde nicht nur eine Lücke im System der anorganischen Stickstoffwasserstoffverbindungen geschlossen, sondern mit dem Hydrazin auch ein außerordentlich wichtiges und vielseitig verwendbares Reagens geschaffen, das in Curtius Meisterhänden sowohl auf dem Gebiete der anorganischen wie der organischen Chemie zu zahlreichen neuen und überraschenden Beobachtungen führte. Die große chemische Aktivität des Hydrazins, die sich in seinem starken Reduktionsvermögen und seiner Substitutions- und Additionsfähigkeit zeigt, gab Veranlassung, sein Verhalten zu den verschiedensten Kohlenstoffverbindungen zu untersuchen. Viele bisher unzugängliche neue Verbindungen konnten so aufgebaut werden. Die Zahl und Mannigfaltigkeit der organischen Hydrazinverbindungen übertraf bald die der Ammoniakderivate.

Ich kann hier auf Einzelheiten nicht weiter eingehen, möchte aber einen Abkömmling des Hydrazins nicht unerwähnt lassen, dessen Darstellung eine neue Großtat bedeutete. Es handelt sich um die 1890 ausfindig gemachte Synthese der Stickstoffwasserstoffsäure aus dem Hydrazin, die er in Kiel, wohin er am 23. Dezember 1889 als ordentlicher Professor und Institutsdirektor berufen worden war, durchführte. Sie brachte ihn in ein bis dahin ganz unbekanntes Neuland. Während seinerzeit die Existenzmöglichkeit des Hydrazins mit einer gewissen Sicherheit vorausgesehen werden konnte, es

also anzunehmen war, daß seine Herstellung eines Tages gelingen werde, war die Auffindung einer nur aus drei Stickstoffatomen und einem Wasserstoffatom bestehenden Verbindung, von dem ausgesprochenen Charakter einer Säure, etwas vollkommen Überraschendes. Curtius erhielt das Natriumsalz dieser merkwürdigen Substanz, als er das Einwirkungsprodukt von salpetriger Säure auf Benzolhydrazid, das Benzoylazid, mit Natronlauge verseifte. Die neue Säure war eine Substanz mit ganz sonderbaren Eigenschaften, von denen ihre große Explosivität weniger befremdete als die große Ähnlichkeit dieser Stickstoffwasserstoffsäure mit den Halogenwasserstoffen. In einer für das Kriegsministerium bestimmten Denkschrift vom Januar des Jahres 1895, die er auf Anregung des bekannten Ministerialdirektors im preußischen Kultusministerium, Geheimrat Althoff, abgefaßt hatte, gibt Curtius klar zu erkennen, wie überrascht er selbst von den Eigenschaften dieser Säure war. Er schreibt:

„Ferner ergab sich aus dem Verhalten dieser Säure die geradezu unerhörte Tatsache, daß die drei Atome Stickstoff in ihr sich wie ein Atom des Elementes Chlor oder Jod dem Wasserstoff gegenüber verhalten. Die Stickstoffwasserstoffsäure ist das Analogon der Halogenwasserstoffsäure. Bis in die kleinsten Einzelheiten, wie Geruch oder Löslichkeit, ist bei allen Derivaten des Stickstoffwasserstoffs die Ähnlichkeit des Stickstoffs in dieser eigenartigen Bildung mit Elementen wie Chlor, Brom oder Jod ausgeprägt. Die ungeheure Explosionsfähigkeit — (die einem seiner Assistenten ein Auge und einem Chemiker der Technischen Prüfungsanstalt des Kriegsministeriums das Leben kostete) — unterscheidet den Stickstoffwasserstoff vom Chlornwasserstoff und die Stickstoffmetalle von den Chlormetallen.“

Wie ein Vorausahnen späterer, umwälzend wirkender Forschungsergebnisse mutet es uns an, wenn er in dieser Denkschrift weiter ausführt:

„Wenn wir auch damit noch bei weitem nicht Stickstoff in Chlor übergeführt haben, so zeigen uns doch die Eigenschaften der Stickstoffwasserstoffsäure deutlich, daß die Vereinfachung der Grundstoffe auf einige wenige oder wahrscheinlicher auf eine einzige Ursubstanz eine berechtigte Forderung ist.“

Das Kriegsministerium lehnte leider die ihm zur Verfügung gestellte Erfindung, trotzdem sie entschädigungslos angeboten wurde, ab, wegen der großen Gefährlichkeit der Säure selbst, aber auch ihrer Salze, und der damals noch hohen Herstellungskosten. Der Weltkrieg dagegen, der uns infolge der Absperrung vom Auslande zu so manchen neuen Fabrikationen gezwungen hat, brachte, auf Anregung von F. Wöhler, die Einführung des Bleisalzes, dieser Stickstoffwasserstoffsäure, des Bleiazids, in die Sprengstofftechnik. Seitdem haben die weit wirksameren Bleiazidsprengkapseln, wenigstens in Deutschland, die Knallquecksilberkapseln fast restlos verdrängt. So hat sich Curtius schließlich doch noch der Industrie nützlich erwiesen, obwohl er bei seiner idealen Veranlagung ihr möglichst aus dem Wege zu gehen suchte. Bei

Curtius, dem Nachkommen eines der ersten Pioniere auf dem Gebiete der anorganischen chemischen Industrie, nämlich seines Großvaters Friedrich Wilhelm Curtius zu Duisburg am Rhein, hat mich diese Abneigung gegen industrielle Tätigkeit, wie ich sie oft beobachten konnte, immer eigenartig berührt.

Die vielen bedeutsamen Arbeiten, die Curtius anschließend an die Auffindung dieses Natriumazids durchgeführt hat, wie das bekannte, der klassischen Methode von A. W. Hofmann ähnliche Abbauverfahren organischer Säuren, die Curtius'sche Reaktion genannt, durch die es gelingt, eine Carbonsäure über ihr Azid zunächst in ein Urethan und durch dessen Verseifung in ein um ein Kohlenstoffatom ärmeres Amin umzuwandeln, und auch die Verwendung dieser Säureazide zum Aufbau von Polypeptiden usw., will ich hier nur kurz erwähnen. Es ist ja allgemein bekannt, welche unendliche Fülle von Arbeit auf diesen Gebieten unser Freund Curtius mit Hilfe seiner zahlreichen Schüler und Mitarbeiter geleistet hat. Ich selbst aber habe erst den richtigen Eindruck von dem, was Curtius geschaffen, gewonnen, als die sämtlichen Präparate, die er und seine Schüler hergestellt hatten, 1926 in zahlreichen Kisten in Leverkusen eintrafen, damit sie nach seinem Ausscheiden aus dem akademischen Berufe bei meiner Firma, der I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft, zu meinen treuen Händen aufbewahrt werden. Nachdem sie mir nunmehr von seinen Erben übereignet worden sind, sollen sie wohlgeordnet, zusammen mit den zahlreichen Ehrendiplomen dieses Forschers, in würdiger Weise im wissenschaftlichen Laboratorium zu Leverkusen aufgestellt und so der Nachwelt erhalten bleiben.

Den großen Erfolgen der unermüdlich, in beinahe 200 Abhandlungen niedergelegten Tätigkeit unseres Freundes Curtius als Forscher reihen sich diejenigen als Lehrer und Dozent würdig an. Im Laufe von fast 40 Jahren haben Tausende von Schülern, darunter viele Ausländer, den mit glänzenden Experimenten erläuterten Vorlesungen von Curtius gelauscht, die er zuerst als Privatdozent in Erlangen, dann als ordentlicher Professor in Kiel und vom 5. Januar 1897 bis April 1898 in Bonn, als Nachfolger August Kekulé's, und von da an bis März 1926 als Nachfolger Victor Meyers in Heidelberg hielt. Ein großer Teil dieser Hörer ist auch von ihm im Laboratorium in die praktische und forschende Tätigkeit eingeführt worden. Mehr als 150 Doktoren verdanken seiner Anregung, Unterstützung und Förderung den Abschluß ihres Studiums und vielfach auch durch seine Vermittlung ihre Lebensstellung. Sie alle, vor allem aber diejenigen, die heute hier anwesend sind, und von denen die meisten Curtius auch als fröhlichen Menschen, z. B. bei den Stiftungsfeesten der Heidelberger Chemischen Gesellschaft im Adler zu Ziegelhausen, kennenlernten, werden sicherlich immerfort des trefflichen Menschen, Lehrers und Meisters in Liebe und Treue gedenken.

Möge aber auch das heute enthüllte schöne Bildnis des großen Experimentators der heranwachsenden chemischen Jugend zum Eifer und Ansporn dienen und ihr eine Mahnung dafür sein, daß sie die Pflicht hat, die Wissenschaft nach dem Vorbild unserer großen Meister weiter zu pflegen und unserem

Vaterlande so den Ehrenplatz auf den Gebieten der Chemie zu sichern, den diese in edlem Wettkampf der Nationen untereinander für Deutschland errungen haben.

Uns Älteren aber, die wir Curtius persönlich nahestanden, soll das Bildnis noch mehr bedeuten. Wir sehen in ihm nicht nur den großen Forscher und Lehrer, bei uns wird auch das Andenken an den treuen Freund, den vornehmen, vielseitig gebildeten, idealen Menschen, den fröhlichen Gefährten in heiteren Stunden, wieder lebendig. Wie ich schon einleitend sagte, war es ein Kreis fröhlicher, aufstrebender Männer, in dem ich vor 48 Jahren Curtius kennenlernte. Wir scharten uns damals um den auf dem Höhepunkt seines Schaffens stehenden Meister Adolf Baeyer, hielten getreulich zusammen und wußten auch neben wissenschaftlicher Arbeit den Wert der frohen Geselligkeit zu würdigen. Die Freundschaft, die sich damals, wenn auch langsam und allmählich, so doch von Jahr zu Jahr immer intimer mit dem mir stammverwandten Rheinländer Curtius entwickelte und die sich in Hunderten von Briefen und Postkarten dokumentiert, hat allen Wechsel der Zeiten überdauert und uns immer wieder und wieder, wenn auch unsere Wirkungskreise uns trennten, zusammengeführt. Jährlich mindestens einmal trafen wir uns, sei es, daß wir gemeinsame Reisen machten, wie in der ersten Zeit zusammen mit Koenigs und Pechmann nach Südfrankreich, an die Riviera und nach Italien, sei es, daß wir uns zum gemeinsamen Besuch von Kongressen verabredeten, sei es, daß wir uns, wie sehr oft vor dem Kriege, in dem von ihm so geliebten Engadin, in Sils Maria, trafen, sei es, daß er meine Frau und mich in Elberfeld und später in Leverkusen aufsuchte. Eine besondere Freude war es aber jedesmal, wenn wir uns am 28. Dezember, dem im Kalender als „Fest der unschuldigen Kindlein“ bezeichneten Tage, im Dom-Hotel zu Köln wiedersahen, wo wir mit einigen alten, am Niederrhein beheimateten Freunden, wie Koenigs, Bredt, Claisen, Blank, Friedrich Bayer, Darapsky und Stollé, zusammenkamen. Bei einfachem Mahl, aber guten Getränken, bei denen der von Curtius so sehr geliebte Burgunder nie fehlen durfte, wurden wir wieder jung. Immer war er derselbe heitere, feinsinnige und warmherzige Genosse, der nicht von seinen Fachinteressen ganz in Anspruch genommen war, sondern sein ganzes Leben hindurch ein begeisterter Verehrer der Kunst und ein warmer Freund der schönen Natur blieb. Er war ein tüchtiger Klavierspieler und guter Komponist, ein trefflicher Sänger mit wohlklingender Baritonstimme, der in jüngeren Jahren mehrfach in Konzerten auftrat und 1876 sogar in Leipzig seine akademische Laufbahn mit dem Studium der Musik begann. Seine Vorliebe für den Alpensport, seine Begeisterung für die schöne Bergwelt, die ihm die 1889 erbaute und von ihm und seinem Bruder gestiftete „Fornohütte“ verdankt, sind allgemein bekannt. Besonders das herrliche Engadin hatte es ihm angetan und ihn veranlaßt, sich dort eine kleine Besitzung „Moulin vegl“ (Alte Mühle) in Sils Maria zu kaufen und umbauen zu lassen, wo er mehr als dreißigmal die Herbstferien verbrachte, und wo er auch in den schweren Zeiten der Inflation die für einen Deutschen damals kaum erschwingliche

Sommerfrische fand. Noch zum Greifen deutlich steht mir das Bild des kraftvollen, breitschultrigen und lebensfrohen Mannes vor Augen, wie er von der Veranda seines Heimes in Sils den Blick auf die von ihm von Jugend an geliebten Berge richtete, die er so oft gemeinsam mit seinem treuen Bergführer Christian Klucker, zum Teil als Erstbesteiger, bezwungen hatte. Die im Augustheft des Jahrganges 1929 der Monatsschrift des Schweizer Alpenklubs erschienenen Erinnerungen dieses Führers schildern in anschaulicher Weise die Bergfahrten, die Curtius mit ihm nicht nur im Engadin und Bergell, sondern auch in Wallis, dem Berner Oberland und in die Dolomiten unternommen hat. Auf den wochenlangen, oft gefahrvollen Touren lernen die Menschen sich am besten kennen. Diese Erinnerungen des klugen und unverbildeten Bergführers sind daher das schönste Denkmal, das dem Menschen Curtius gesetzt werden konnte.

Curtius ist, wie die meisten aus meinem alten Freundeskreise, z. B. Koenigs, von Pechmann, Claisen, Besthorn, unvermählt geblieben; aber nicht, wie ich von ihm selbst weiß, aus Neigung oder Absicht. Der plötzliche Tod seiner Auserwählten, mit der er sehr oft im Kreise rheinischer Familien, in Sils Maria im Hotel Barblan oder im Vextal bei der Wirtin „Zur goldenen Sonne“, der Mutter Füm, gesellig und fröhlich zusammen war, machte seinen Hoffnungen ein Ende. Die schweren Zeiten, die seit 1914 über Deutschland hereinbrachen, trugen weiter dazu bei, seine Lebensfreudigkeit zu dämpfen, aber unterdrücken konnten sie sie nicht. Sein geliebtes Engadin, die ewige Schönheit der Berge, richtete ihn immer wieder auf. So erschien er seinen Freunden stets als derselbe gütige, liebenswürdige und treue Mensch. So auch gibt ihn das Bildnis wieder, das wir heute enthüllen. So wird und so soll Curtius in uns allen, die wir ihn liebten und verehrten, weiterleben. Ich schließe mit dem von ihm oft zitierten Spruch:

„Alles Schöne war immer erst gestern,
und alles Schlimme liegt so weit, so weit.“

**Abschiedsworte, gesprochen am Sarge
des Geheimen Kommerzienrats Dr. Edmund ter Meer bei der
Trauerfeier in Uerdingen am 9. November 1931.**

(Nach Manuskript.)

Geliebter Freund!

Tiefbewegt stehen wir heute hier an deiner Bahre, und ich spreche im Namen von Aufsichtsrat und Verwaltungsrat der I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft deiner, von uns allen hochverehrten Frau Gemahlin und deinen lieben Kindern unser herzlichstes Beileid aus.

Noch vor 14 Tagen sahen wir dich, wie immer, gesund, frisch und fröhlich bei unseren monatlichen Sitzungen und Besprechungen in Frankfurt. Keiner

von uns ahnte, daß du, dem wir noch viele Jahre in voller geistiger und körperlicher Frische zugehört und mit dem wir im nächsten Jahr den 80. Geburtstag zu feiern hofften, so plötzlich und schnell von uns abberufen würdest. Ein zwar unerwarteter, aber schöner und kurzer Tod für dich. Aber auch ein um so härterer Schlag für deine liebe Gattin, mit der du noch im Mai dieses Jahres das seltene Fest der Goldenen Hochzeit feiern konntest, sowie für deine Kinder, Enkel und Urenkel und nicht minder für deine zahlreichen Freunde und Kollegen.

Diese Abberufung trifft uns hart. Warst du doch immer einer der eifrigsten und fröhlichsten in unserem Kreise. Du warst uns ein lieber, verehrter und hochgeschätzter Kollege, ein persönlicher und guter Freund. Der Grundzug deines Wesens war unermüdlicher Fleiß, Arbeitsamkeit und Tüchtigkeit. Diese hervorragenden Eigenschaften paarten sich mit sprudelndem Temperament, mit Energie und Tatkraft. Du handeltest getreu dem Spruch:

„Einfach im Leben,
Fest im Charakter,
Treu im Beruf.“

In Krefeld geboren und erzogen, nahmst du deine chemische Ausbildung in Straßburg, kurz nach der Gründung der Universität, unter Leitung deines hochverehrten Lehrers Adolf Baeyer, zusammen mit deinem Freunde Emil Fischer, den beiden Großen im Reich der wissenschaftlichen Chemie. Du gingst mit ihnen zusammen nach München, als Adolf Baeyer Nachfolger von Justus Liebig wurde.

Nach Vollendung deines Studiums tratest du als Chemiker in die Badische Anilin- und Soda-Fabrik in Ludwigshafen am Rhein ein. Nach Ablauf eines Jahres kehrtest du dann in deine Heimat nach Krefeld zurück und fingst 1877 selbständig an, im kleinsten Umfange chemische Produkte und Farbstoffe zu fabrizieren. Dann hast du dich, langsam und allmählich, als selbständiger Unternehmer immer höher und höher emporgearbeitet. Deine chemischen Produkte und Farbstoffe, die du darstelltest und als Kaufmann auch selbst verkauftest, haben dir die Achtung der Abnehmer und der Konkurrenz erworben. Im Jahre 1896 verbündetest du dich mit dem Inhaber der Chemischen Fabrik vorm. J. W. Weiler & Co. in Köln-Ehrenfeld und schloßest dich mit ihm zu einer Firma, den „Chemischen Fabriken vorm. Weiler—ter Meer“, zusammen. Während des Krieges, 1916, wurde dann die große Interessengemeinschaft der deutschen Teerfarbenfabriken gebildet und nach dem Kriege, 1925, fusionierten sich die sämtlichen darin vertretenen acht Farbenfabriken zur großen I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft. Dabei hast du erfolgreich mitgewirkt. Deshalb wird auch dein Name unzertrennlich mit dem stolzen Bau dieses großen Konzerns verbunden bleiben. Von der Gründung, vor sechs Jahren, an warst du Mitglied des Aufsichts- und Verwaltungsrats dieser großen Gesellschaft und tratest im vorigen Jahr infolge hohen Alters aus dem letzteren aus. Bei deiner Rüstigkeit und Frische widmetest du dich aber immer noch deiner Fabrik und den monatlich statt-

findenden Sitzungen des Kaufmännischen, des Technischen und des Allgemeinen Arbeits-Ausschusses. Deine Gesundheit schien schier unverwundlich. Da wurdest du ganz plötzlich am vergangenen Donnerstag abend aus der Mitte deiner Familie gerissen und damit ging dein so reich gesegnetes und von Erfolg gekröntes Leben zu Ende. Wir alle stehen tief trauernd und betrübt, des treuen Freundes gedenkend, an deinem Sarge. Dein Andenken werden wir stets in hohen Ehren halten.

So leb denn wohl, geliebter Freund, dich werden wir nie und nimmer vergessen. Friede deiner Asche.

Nachruf bei der Gedenkfeier für Ernst von Borsig im Herrenhaus zu Berlin, am 20. Januar 1933.

(Nach Manuskript.)

Der Reichsverband der Deutschen Industrie hat in Ernst von Borsig einen seiner Fähigsten und Tüchtigsten, seiner Besten verloren. Sein Leben war erfüllt von aufopferungsvoller Arbeit und treuer Pflichterfüllung. Deshalb hat die Mitglieder des Präsidiums, des Vorstandes und weite Kreise der deutschen Industrie tiefe Trauer ergriffen. Jahrzehntelang hat er in der Spitzenorganisation der deutschen Industrie, zuerst als Ausschußmitglied des Vorläufers des Reichsverbandes, des Centralverbandes Deutscher Industrieller, und dann seit 1919, seit der Gründung des Reichsverbandes als sein Präsidialmitglied, mit vorbildlicher Hingebung und Treue an den schweren Aufgaben des Präsidiums und Vorstandes und vieler Sonderausschüsse teilgenommen, trotz der großen Belastung, die ihm die Leitung seiner Firma und viele andere Ehrenämter brachten.

So entsprach es dem Empfinden des Präsidiums und weiter Kreise der Industrie, als ihm 1925, nach dem Ausscheiden des Herrn Dr. Sorge, des ersten Vorsitzenden des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, die Nachfolgerschaft angeboten wurde. Seine Gewissenhaftigkeit, die größer war als sein Ehrgeiz, ließ ihn ernst über die Frage der Annahme des höchsten Amtes im Reichsverbande nachdenken. Deshalb bat er sich eine längere Bedenkzeit aus. Da Ernst von Borsig aber niemals etwas annahm, wenn er sich nicht mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit dafür einsetzen konnte, so lehnte er den Vorsitz im Reichsverband der Deutschen Industrie ab. Er wollte die Pflichten und die Verantwortung gegenüber seiner Firma nicht durch die Übernahme des so wichtigen Postens des Führers des Reichsverbandes der Deutschen Industrie beeinträchtigen. Als er mir dann seine Bedenken in vertrauensvollster Weise offenbarte, konnte ich ihn wenigstens mit dazu bestimmen, daß er den Vorsitz in der bis dahin in Personalunion mit dem Reichsverband befindlichen Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, der gleichfalls durch den Rücktritt des Herrn Dr. Sorge frei geworden war, übernahm. Sein soziales Empfinden und sozialpolitisches Denken, das auf einen

Ausgleich der Gegensätze und eine vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern eingestellt war, bewogen ihn, dieses Amt anzunehmen. Bei dieser Unterredung habe ich so recht das auch besonders für die Arbeiterschaft so warm schlagende Herz dieses edlen Menschen kennengelernt.

Neben den sozialpolitischen Problemen beschäftigten ihn als einen geborenen Industrieführer in gleich starkem Maße die wirtschaftspolitischen. Mit dem ihm eigenen Schwung und Verantwortungsgefühl setzte er sich nicht nur bei der Lösung schwebender Probleme im Präsidium und Vorstand des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, sondern auch vor allem bei der Erfüllung von wichtigen Sonderaufgaben ein. Hierfür boten ihm seine Ämter als Vorsitzender des Ausschusses für Zahlungs- und Lieferungsbedingungen der Behörden, als Vorsitzender des Beirats für Sozialpolitik und als Mitglied verschiedener wichtiger Sonderkommissionen reichlich Gelegenheit.

Ernst von Borsig war und bleibt uns aber nicht nur ein Vorbild als sozial- und wirtschaftspolitischer Führer, sondern auch als vornehm denkender Mensch und als glühender Patriot. Als Reserveoffizier der 9. Husaren, die die Grenzwatch in Straßburg hielten, hatte er bei Beginn des Weltkrieges den brennenden Wunsch, zur Front zu gehen. Da aber sein jüngerer Bruder, der jetzige Geheimrat Conrad von Borsig, vom gleichen Wunsche beseelt, im Felde stand, mußte er schweren Herzens bei seiner Firma bleiben. Und das war auch für ihn der richtige Posten im Kriege. Er begnügte sich nicht damit, die Produktion seiner Firma auf der Höhe zu halten und den Bedürfnissen des Krieges anzupassen und zu steigern, er setzte sich auch mit seiner ganzen Kraft für die Erhaltung des inneren Friedens ein. So hat er sich bei den Kämpfen um die Löhne während des Krieges für eine ausreichende Bezahlung der Arbeiter und Angestellten eingesetzt und hat viel dazu beigetragen, daß die wachsenden Widerwärtigkeiten des Krieges so lange und so gut wie möglich überwunden wurden. Vor allem die Lebensmittelversorgung seiner Arbeitnehmer und deren Familien lag ihm besonders am Herzen, und die von ihm ergriffenen Maßnahmen haben vielfach als Beispiel für andere gedient. Aber hierin erschöpfte sich noch nicht sein Patriotismus. Wenn es galt, für die Kriegsführung die nötigen Finanzierungsmittel aufzubringen, hat er für seine Firma als eine der ersten Kriegsanleihe gezeichnet. Er ist dabei so weit gegangen, daß sie den ganzen Bruttogewinn, den die Kriegsjahre gebracht haben, auf diese Weise dem Vaterlande opferte. Der Zusammenbruch des Reiches hat auch ihn aufs tiefste erschüttert. Aber unverdrossen ging er als mutiger Kämpfer beim Wiederaufbau voran.

So bleibt das Bild Ernst von Borsigs in unseren Herzen und in unserem Gedächtnis erhalten als das eines kerndeutschen Mannes edelster Gesinnung und mitempfindenden Herzens, eines Patrioten der Tat und nicht des Wortes und eines mutigen, charakterfesten Industrieführers. Die deutsche Industrie und ihr Spitzenverband, der Reichsverband der Deutschen Industrie, werden ihn nie vergessen und ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

XVII. Teil.

Geleitworte.

Der Sinn der Jahrtausendfeiern.

(Essener Allgemeine Zeitung Nr. 302 vom 30. Juni 1925, Sondernummer zur Jahrtausendfeier.)

Die Jahrtausendfeiern der Rheinlande sind verklungen. Wenn sie vielerorts mit festlichem Gepräge verliefen, so liegt dies an den ewig jungen Herzen und der heiteren Sinnesart der rheinischen Bevölkerung. Im tiefsten Kern waren diese Feste jedoch von ernsten Gedanken getragen und haben das Gefühl der unlöslichen Zusammengehörigkeit von Rhein und Reich vertieft.

Beide sind durch die mehr als tausendjährige Geschichte ihrer gemeinsamen Schicksale miteinander verbunden. Das Reich kann ohne die rheinischen Lande nicht bestehen, wo reiche Kohlenschätze, wuchtige Eisen- und Stahlwerke, Textilfabriken und besonders auch chemische Unternehmungen das Fundament der deutschen Wirtschaft bilden. Der Rhein stellt die bedeutendste Wasserstraße des Deutschen Reiches dar. Auf seinem Rücken trägt er jährlich 70% des gesamten Güterverkehrs der deutschen Binnenschifffahrt. Das engmaschige Eisenbahnnetz der rheinischen Gebiete bewältigt rund die Hälfte des deutschen Eisenbahngüterverkehrs.

Mehr als 12 Millionen Menschen, das ist der fünfte Teil der Reichsbevölkerung, wohnen in den Gebieten an Rhein und Ruhr.

Aber auch umgekehrt könnte das Rheinland nicht ohne das große deutsche Vaterland bestehen, mit dessen Größe und Macht auch sein Reichtum und Glanz aufs innigste verbunden war. In den Tagen der tiefsten vaterländischen Not gilt es erst recht, Treue um Treue zu tauschen. Die Jahrtausendfeiern waren der sichtbare Ausdruck dieser Gefühle, die in allen deutschen Gauen den lautesten und herzlichsten Widerhall fanden.

Aber nicht nur Treue, auch Einigkeit tut uns heute mehr not denn je. Wenn Einigkeit und Treue walten, dann wird uns auch der Weg zur Freiheit nicht mehr verschlossen sein.

Geleitwort.

(Jahrbuch des Jungdeutschland-Bundes 1927.)

Daß die Worte unseres Nationalliedes von Einigkeit und Recht und Freiheit wieder zur Wahrheit und Wirklichkeit werden, möge das heilige Streben unserer deutschen Jugend sein.

Leverkusen, den 8. Juli 1926.

Geleitwort zur Sammlung für das Tannenberg-Nationaldenkmal.

(Veröffentlicht im Aufruf.)

Daß der vaterländische Geist der Helden von Tannenberg in unserem Volke noch lebendig ist, das mögen die Spenden erweisen, die von allen Volksgenossen zum Bau des Tannenberg-Nationaldenkmals freudig beigetragen werden. Je stärker die Beteiligung des gesamten deutschen Volkes, desto größer der Schritt vorwärts zur deutschen Einigkeit, die allein das Schicksal unseres Volkes zum Guten wenden kann.

Leverkusen, den 4. August 1927.

Glückwunsch für den Hannoverschen Anzeiger zur Einweihung seines Hochhauses.

(Festschrift zum Einzuge des Hannoverschen Anzeigers in sein Hochhaus im April 1928.)

Das deutsche Zeitungsgewerbe, selbst ein wichtiges Glied des deutschen Wirtschaftslebens, hat sich durch den Weitblick und die Energie seiner Führer Weltgeltung erworben. Für seine glänzende Weiterentwicklung ist ihm im Hochhaus des „Hannoverschen Anzeigers“ mit der verheißungsvollen Verbindung von „Sternwarte“ und „Zeitungshaus“ ein neuer eindrucksvoller Zeuge entstanden. Möge der wuchtige Bau ein Markstein sein für weiteren Aufstieg. Zur Einweihung übersende ich meine besten Glückwünsche.

Goethe und die Welt.

Anläßlich der Goethe-Woche im Ruhrgebiet „Goethe auf dem Theater“ im Stadttheater Bochum (Oktober 1928).

(Das Prisma Nr. 7—10 vom Oktober 1928.)

Ich sehe in Goethe den genialen Führer zu den höchsten Höhen menschlichen Schaffens, wie ihn das Schicksal den Völkern nur ganz selten beschert; den großen Mann, dessen Geist seiner Zeit ahnend vorauseilte und dessen Werke fruchtbringend bleiben für die geistige Entwicklung der Völker. Das Bewundernswerte an ihm ist, daß das rein Menschliche bestimmend war für alle seine gewaltigen schöpferischen Leistungen.

Japan und Deutschland.

(Veröffentlicht in einer Sonderausgabe der japanischen Zeitung „Hochi Shimbun“ aus Anlaß des deutsch-japanischen Sportfestes Ende 1929.)

Es ist in den letzten Wochen viel gesagt und geschrieben worden über den Weltflug des deutschen Luftschiffes „Graf Zeppelin“ und seine Bedeutung als Pioniertat für eine neue Ära des internationalen Verkehrs. Nicht minder

wichtig war aber der Flug für uns Deutsche durch seine ideellen Auswirkungen. Ohne Überschätzung können und dürfen wir sagen, daß er Gelegenheit bot, auch nach außen zu zeigen, was deutscher Erfindergeist und deutsche Technik in fruchtbringender Zusammenarbeit mit der deutschen Wissenschaft seit dem unseligen Völkerringen trotz schwerster Belastungen in Fabrik, Laboratorium und Studierstube geschaffen hat. Sicherlich sind auch die beiden anderen großen Ereignisse der jüngsten Zeit: die erste Überfliegung des Ozeans mit einem Flugzeug von Ost nach West und die Jungfernfahrt der „Bremen“, die uns das Blaue Band des Atlantischen Ozeans brachte, in diesem Sinne hoch zu werten.

Ich habe aber das Gefühl, daß gerade der Zeppelinflug noch mehr als diese beiden Ereignisse geeignet war, die Saiten der Sympathie in vielen Ländern der Welt für unser Volk wieder zum Erklingen zu bringen. Besonders eindrucksvoll wurde dies dem deutschen Volke zum Bewußtsein gebracht durch den Empfang, der dem deutschen Luftschiff und seinem Führer, seinen Fahrgästen und seiner Besatzung in Japan bereitet wurde. Die hohen Ehrungen durch das japanische Herrscherhaus und die begeisterte Begrüßung durch das japanische Volk sind unsichtbare Fäden, die das deutsche Luftschiff von Japan über die Weltmeere nach seinem deutschen Vaterlande spannen. Daß diese Fäden sich zu unzerreißbaren Banden verdichten mögen, ist unser inniger Wunsch.

Verbindet doch gerade Deutschland und Japan in vieler Beziehung gemeinsames Schicksal. Das japanische Volk ist gezwungen, mit ca. 70 Millionen Einwohnern auf einem Raum von etwa 400 000 qkm, rings umspült von den Wogen des Pazifik und des Gelben Meeres, zu wohnen. Die Raumenge, die Frage nach Neuland, ist so zu einem brennenden Problem in Gegenwart und Zukunft geworden. Ähnlich geht es dem deutschen Volke. Verfügt es doch über einen Lebensraum, der ihm nicht gestattet, aus eigener Kraft seinen Nahrungsbedarf zu schaffen. 62 Millionen Einwohner haben nur ein Gebiet von 470 000 qkm zur Verfügung. Auch wir, die wir nur durch die Nordsee und den Kanal Zugang zu den großen Meeren der Welt haben, müssen jährlich Tausende unserer Söhne und Töchter in die Welt hinaussenden, ohne die Möglichkeit zu haben, sie auf einem geschlossenen Siedlungsgebiet der deutschen Heimat erhalten zu können. Aber trotzdem ist in Deutschland der Bevölkerungsdruck noch hart genug. Ebenso wie Japan mußten wir dazu übergehen, mit aller Energie unsere Industrie und unser Gewerbe zum Höchststand zu entwickeln, um so unserem Volke Ernährungsmöglichkeiten zu schaffen. Nur höchste Qualitätsarbeit ermöglicht es uns, allmählich den Platz am Weltmarkt wieder zu erringen, der für uns Voraussetzung für eine sorgenfreie Zukunft ist.

So ist es auch auf dem Gebiete der Chemie, insbesondere dem zielbewußten Zusammenwirken zwischen Wissenschaft und Technik, zu verdanken, daß es gelang, in verhältnismäßig kurzer Zeit trotz größter Schwierigkeiten und Hemmungen einen hohen Entwicklungsgrad zu erreichen. Schon der Krieg stellte uns vor die Aufgabe, alle möglichen Ersatzstoffe zu schaffen.

Besonderes Glück hatten wir dabei auf dem schwierigen Gebiete des Stickstoffs durch die Hochdrucksynthese. Die Erfindung des synthetischen Ammoniaks, die die Not der Zeit erzwang, hat sich nicht nur zum Segen unseres Volkes, sondern auch zum Nutzen des Ackerbaues in vielen Ländern der Erde ausgewirkt. Der Landwirtschaft wurde damit die Möglichkeit geboten, nicht nur besser, sondern vor allem auch billiger und rationeller zu düngen als bisher und damit die landwirtschaftliche Produktion zu steigern. Daneben aber ließen wir uns auch auf den anderen Gebieten der chemischen Industrie durch die schweren Verluste, die die fünfjährige Ausschaltung vom Weltmarkt für uns gebracht hatte, nicht entmutigen, sondern versuchten unentwegt an der Verbesserung der Produktion und an der Gewinnung neuer Verfahren zu arbeiten. Daß dies nicht leicht, sondern gerade auf dem Gebiet der chemischen Industrie, dem am höchsten entwickelten Zweige der Wirtschaft, der Hand in Hand mit der Wissenschaft zu arbeiten gezwungen ist, besonders schwierig ist, weiß jeder, der sich auf diesem Gebiete betätigt. Kommt es doch nicht nur darauf an, chemische Produkte in guter Qualität, sondern, wie besonders Farbstoffe und Stickstoffprodukte aller Art, billig herzustellen.

Auch in dem verhältnismäßig jungen Zweige der pharmazeutischen Industrie gelang es uns durch unermüdliche Forschertätigkeit in den chemischen, pharmakologischen, bakteriologischen und chemotherapeutischen Laboratorien und ihre Zusammenarbeit der Menschheit neue Mittel, wie Germanin gegen die afrikanische Schlafkrankheit, Plasmochin gegen die Malaria, Avertin, das neue Narkotikum, und Compral zur Schmerzlinderung — nur um die wichtigsten zu nennen — in die Hand zu geben. Durch all das vermochten wir uns die Voraussetzungen zu schaffen, um trotz mancher Rückschläge und vieler Hemmungen die alte Stellung am Weltmarkt wiederzugewinnen. Auch mit Japan verbinden uns schon viele Jahre wieder rege Handelsbeziehungen.

Die soeben geschilderte Entwicklung zeigt sich nicht nur in der chemischen Industrie, sondern auch in den übrigen Industrien meines deutschen Vaterlandes. Es ist sicherlich nicht leicht geworden, die Kriegszeit und ihre schwere Folgezeit zu überwinden. So mußten wir alle Anstrengungen machen, den industriellen Produktionsapparat so viel wie möglich zu rationalisieren und so sparsam wie irgend möglich zu wirtschaften, um wieder in die Höhe zu kommen. Zu diesem Zwecke mußte sich die deutsche Industrie auch weitgehend zusammenschließen, um unnütze Doppelarbeit zu vermeiden. Ebenfalls unter diesen Sparsamkeitsgesichtspunkt fällt es, wenn wir versuchten, mit unseren Konkurrenten wenigstens am europäischen Markt zu einer gewissen Vereinbarung zu kommen. Ruinöse Unterbietung und Dumping wird dadurch ausgeschaltet. Die Produktion wird aus dieser Vereinbarung Nutzen ziehen und sich noch mehr als bisher spezialisieren und verbessern können.

Von entscheidendem Werte bleiben dabei aber stets die guten Handelsbeziehungen für den internationalen Warenaustausch. Je hochentwickelter dabei die Wirtschaft des Partners ist, desto enger werden sich auch diese Beziehungen gestalten lassen, sicherlich nur zum gegenseitigen Vorteil.

Zu meiner großen Freude habe ich mich nicht nur auf meiner Reise vor drei Jahren, sondern auch auf meiner letzten großen Weltreise von der unerschöpflichen Tatkraft und Energie und dem großen Fleiß, von der das japanische Volk bei einfachstem Leben beseelt ist, persönlich überzeugt. Ganz besonders trat mir dies entgegen beim Wiederaufbau der durch das schwere Erdbeben vom Jahre 1923 zerstörten Gebiete. Als ich mich danach erkundigte, woher denn die ungeheuren Geldmittel kommen, die dazu nötig sind, den großen Umbau Tokios durchzuführen, sagte mir der leider allzufrüh verstorbene Graf Gotho das stolze Wort: „Das wird das japanische Volk im wesentlichen aus sich selbst aufzubringen wissen.“ Dieser unerschütterliche Glaube an die eigene Volkskraft muß an sich schon mit Bewunderung erfüllen. Es ist wiederum ein Beispiel, das auch bei uns Nachahmung erheischt.

Wie heute die großen Erfindungen, wie Radio, Flugzeug und Luftschiff, die Länder der Welt immer näher rücken und die Einzelschicksale der Völker in den Interessenkreis der ganzen Welt stellen und über weite Räume hinweg die Völker verbinden, so trägt auch der Sport, dem die Deutsche Woche gewidmet ist, dazu bei, Zeugnis von der Kraft und dem Lebenswillen eines Volkes in der Welt abzulegen. Auch der Sport vermag mit seiner ritterlichen, vornehmen Kampfesweise Freunde zu werben und Bande zu knüpfen. Die Veranstaltung der Deutschen Woche wird dann ihren höchsten Erfolg und ihren bleibenden Wert gesichert haben, wenn es ihr gelingt, die beiden Nationen Japan und Deutschland auf dem Wege der gegenseitigen Achtung und der Freundschaft weiterzuführen. Das soll mein Wunsch für dieses Ereignis sein.

Leverkusen, im September 1929.

Geleitwort für die Zweite Weltkraftkonferenz Berlin 1930.

(Im Auszug veröffentlicht in dem Sonderblatt „Berlin empfängt“.)

Die Zweite Weltkraftkonferenz soll der Menschheit die überragende Bedeutung der Kraftwirtschaft vor Augen führen und dabei eine doppelte Aufgabe erfüllen. Einmal soll sie ein Generalappell für die Mobilisierung der wirtschaftlichen Kräfte der Welt sein. Basierend auf exakten Ausarbeitungen und Überblicken über die Energiewirtschaft in den einzelnen Staaten soll sie durch einen Allgemeinbericht die Kenntnis von den kraft-technischen Fortschritten in fremden Ländern erweitern und den Erfahrungsaustausch bereichern. Ist doch höchste Rationalisierung in der Krafterzeugung die Grundlage für die beste Verwertung aller Bodenschätze und ihre industrielle Verarbeitung. Besonders aber soll die Konferenz eine kraftvolle Werbekundgebung für den technischen Gedanken darstellen. Heute mehr denn je ist ein Eindringen des technischen und wirtschaftlichen Verständnisses in die weitesten Kreise der Völker und ihrer Regierungen Voraussetzung für erfolgreiche Weiterentwicklung.

Leverkusen, im Februar 1930.

Zum Reichswerbetag 1930.

Das Jugendherbergswerk im Urteil führender Männer.

(Die Jugendherberge Nr. 9 vom September 1930.)

Mit der ständig zunehmenden Zusammenballung der Menschenmassen in den Großstädten, die auch bei uns in Deutschland sich als Folge der Raumentge und der raschen industriellen Entwicklung ergeben hat, werden die soziologischen und hygienischen Fragen des Großstadtlebens zu immer schwieriger lösbaren Problemen. Erfreulicherweise hat sich in den letzten Jahrzehnten als gesunde Reaktion des Volksempfindens die Erkenntnis durchgesetzt, daß die beste Kraftquelle und der einzig mögliche Ausgleich für das Großstadtleben die Rückkehr zur Natur im Sinne einer lebendigen Verbundenheit mit unserer schönen deutschen Landschaft durch Wandern und Streifen ist. Im besonderen ist es unsere heranwachsende Jugend, auf deren Schultern ja einstmals die deutschen Geschicke lasten werden und von der wir die Kraft und die Fähigkeit zum Wiederaufstieg erhoffen, die alle gegebenen Möglichkeiten zur Kräftigung von Körper und Geist ausnützen muß.

Dieser elementaren Jugendwanderbewegung Rückhalt und Stütze zu geben und ihr die schönsten und einsamsten Gebiete unseres deutschen Vaterlandes touristisch erschlossen zu haben, ist das hervorragende und bleibende Verdienst der deutschen Jugendherbergen. In dieser Frage kann es keinen Meinungsstreit der Parteien geben. Die Sorge für unsere Jugend ist eine Schicksalsfrage unseres Volkes. Diesem leitenden Gesichtspunkt müssen alle Nebeninteressen untergeordnet werden. Die Jugendherbergenbewegung hat durch ihre bisherigen Erfolge Verständnis und regste Förderung in allen Schichten unseres Volkes verdient.

Geleitwort für die Broschüre „Unternehmertum und Jugend, Gedanken und Tatsachen“.

(Herausgegeben von Dr. Jakob Herle im Verlag des Wirtschaftspolitischen Schulungskreises Dr. Carl Düssel, Anfang 1931.)

Der Jugend gehört die Zukunft, wenn sie an der Gegenwart nicht zweifelt.

Die deutsche Not muß die Generationen verbünden, sie darf sie nicht trennen.

Die Jugend ist die Erbin der Wirtschaft. Sie möge diese Verpflichtung recht erkennen und sich durch Arbeit und abermals Arbeit an sich selbst die Kräfte verschaffen, die eine Pionierzeit unserer Generation anerkennen.

Geleitwort für die Jubiläumsausgabe der Zeitschrift „Der neue Weg“.

(Halbmonatsschrift für das deutsche Theater, Nr. 6, vom 16. März 1931, Jubiläumsausgabe.)

Gern entspreche ich Ihrem Wunsche, für die Festnummer Ihrer Zeitschrift einige Zeilen beizusteuern. Damit verbinde ich die wärmsten Glückwünsche zum 60. Jubiläum der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger. Sie hat es erreicht, daß heute Schauspieler und Sänger nicht mehr einzeln für sich stehen, sondern daß ein künstlerisch und wirtschaftlich gleich wichtiger, geachteter Stand aus ihnen geworden ist. Für diesen Erfolg habe ich um so mehr Verständnis, als ich auf einem anderen, mir persönlich näherliegenden Gebiet, der Chemie, es als einen Teil meiner Lebensarbeit angesehen habe, die wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Interessen der Chemiker im „Verein Deutscher Chemiker“ zusammenzufassen. So arbeiten wir, wenn auch auf ganz verschiedenen Gebieten, in ein und derselben Richtung, der Entfaltung der Persönlichkeit in einem allen Interessen gerecht werdenden organisatorischen Rahmen.

Abschließend aber möchte ich Ihnen sagen: Wenn das deutsche Theater heute einen Rang einnimmt, um den uns viele Völker beneiden, so darf dies Ihre Genossenschaft zu einem gewichtigen Teil als ihr Verdienst in Anspruch nehmen.

Zum Geleit.

‡(Zeitschrift „Arbeitsschulung“, Düsseldorf, Heft 3, vom 1. Juli 1931.)

Für die Fortentwicklung der Wirtschaft in unserem technisierten Zeitalter ist es von entscheidender Bedeutung, daß wir über unserer Arbeit an der Vervollkommnung des technischen Apparates nicht die Sorge um den wichtigsten Faktor im Produktionsprozeß, den Menschen und seine Arbeitskraft, vergessen. Hierbei steht im Vordergrund die Berufserziehung und die Weckung der Berufsfreude beim jugendlichen Nachwuchs.

Von diesen Gedanken bewegt, habe ich bereits um die Jahrhundertwende den Versuch gemacht, Einrichtungen zur Heranbildung der Facharbeiter in diesem Sinne bei den Farbenfabriken zu schaffen. Heute, nach 30jähriger Praxis, kann ich zu meiner großen Freude feststellen, daß der Versuch als geglückt bezeichnet werden kann. Ganz besonders freue ich mich darüber, daß diese Gedanken vom Dinta aufgenommen und in so großzügiger und erfolgreicher Weise über die ganze Industrie verbreitet worden sind.

Geleitwort.

(General-Anzeiger Leverkusen, Jubiläumsausgabe vom 8. November 1931.)

Zur Feier des 25jährigen Bestehens spreche ich dem General-Anzeiger Leverkusen meine aufrichtigen Glückwünsche aus. Dieser Gedenktag fällt in eine Zeit schwerster wirtschaftlicher Depression. Von der furchtbaren Krise, die gegenwärtig über der ganzen Welt lagert, wird Deutschland wohl am schwersten betroffen. In dieser Notzeit hat die Presse die wichtige Aufgabe, durch objektive Berichterstattung aufklärend zu wirken und damit das gegenseitige Verständnis zu fördern.

Ich wünsche dem General-Anzeiger Leverkusen, der bisher trotz aller Stürme, die in den letzten 25 Jahren über unser Volk und Vaterland hinweggegangen sind, sich gut entwickelt hat, auch fernerhin ein günstiges Wachsen und Gedeihen.

Leverkusen, im November 1931.

Geleitwort für die Winterhilfe.

(Das 12-Uhr-Blatt vom 9. Februar 1932.)

Die schwere Not dieses Winters, die an den Grundlagen der Existenz unseres Volkes rüttelt, fordert mit gebieterischer Notwendigkeit, daß alle deutschen Stammesangehörigen ohne Parteirücksichten fest zusammenstehen und mit vereinter Kraft diese schwersten Monate des deutschen Schicksals zu überwinden suchen. Es ist geradezu eine Ehrenpflicht für jeden Deutschen, daß er alles, was in seiner Macht steht, tut, um den Volksgenossen, die um ihre Existenz kämpfen, zu helfen und ihnen ihre Lage zu erleichtern. Die Winterhilfe ist als großzügiger Plan zu begrüßen und muß jede Förderung erfahren. Wenn sich in ihrem Zeichen die deutschen Menschen finden und dann erkennen, daß letzten Endes durch die Gemeinsamkeit des Schicksals jeder auf den anderen angewiesen ist, so hat die Winterhilfe über die Linderung der materiellen Not hinaus eine wichtige Grundlage für eine ideelle Erkenntnis gelegt, die wieder Gemeingut unseres Volkes werden muß.

Leverkusen, im Februar 1932.

Zum Deutschen Reklametag 1932.

(Die Reklame, 1. Märzheft 1932, Nr. 5.)

Dem geplanten Deutschen Reklametag Berlin 1932, der den Zweck hat, dem deutschen Volke die Bedeutung der Werbung als einer geistigen Macht im wirtschaftlichen Geschehen und im Leben der Völker vor Augen zu führen, wünsche ich einen vollen Erfolg. Gerade in der heutigen Notzeit der deutschen Wirtschaft, in der auch die für die Werbung erforderlichen Mittel notgedrungen beschränkt sind, hat die Wirtschaft an einer fachmännisch erstklassig durch-

geführten Reklame ein wesentliches Verkaufsinteresse. Besonders in Krisenzeiten ist die Werbung unter der Voraussetzung, daß Erfolgsmöglichkeiten im Einzelfall überhaupt gegeben sind, für jeden gut geleiteten Wirtschaftszweig ein unentbehrliches Hilfsmittel.

Darum Hindenburg!

(Vossische Zeitung Nr. 123 vom 12. März 1932.)

Ich bin für Hindenburg, weil er durch seine bisherige Tätigkeit als Reichspräsident den Beweis dafür erbracht hat, daß er als tadelloser Charakter unparteiisch und gerecht seines Amtes waltet, unermüdlich seine Pflicht tut und das Vaterland über alles stellt. Einen solchen geraden und aufrechten Mann, der über den Parteien steht und das Vertrauen des In- und Auslandes genießt, müssen wir gerade heute in der schwierigen Lage, in der wir uns in Deutschland befinden, als Führer und Reichspräsident haben.

Zeitgenossen von heute über Goethe.

(Kölnische Zeitung Nr. 163 vom 22. März 1932.)

Auf Ihre Frage, wie ich auf Goethe gekommen bin und durch wessen Vermittlung, teile ich Ihnen mit, daß ich im Jahre 1876 als fünfzehnjähriger Schüler durch die Schule zur Zeit meines intensivsten Schaffens mich eingehender mit Goethe befaßt habe. Es war in erster Linie die überragende Persönlichkeit dieses großen Menschen, die auf mich einen gewaltigen Eindruck machte. Kein anderer Dichter hat bei mir einen solch tiefen Eindruck hinterlassen. Auch in meinem Berufs- und Gesellschaftskreis findet Goethe für mich ein lebendiges Interesse; zum Beispiel habe ich in meinen Vorträgen und Reden Goethesche Zitate immer sehr gern gebraucht.

Das für mich wertvollste Werk, dem ich auch am meisten verdanke, ist der „Faust“ und dann „Wilhelm Meisters Lehrjahre“. Hätte ich einen dreimonatigen Urlaub zur Verfügung, so würden selbstverständlich Goethes Werke meine intensivste Lektüre sein. Viele Stunden meines langen Lebens habe ich in genußreicher Weise damit ausgefüllt. Sein Bildnis ziert mein Arbeitszimmer. Auch habe ich im Münchner Studentenheim für Ausländer ein Goethe-Zimmer mit den Bildern aus seinem Leben gestiftet.

XVIII. Teil.
Persönliches.

40jähriges Dienstjubiläum von C. Duisberg am 29. September 1923 in Leverkusen.

(Die Erholung, Nr. 10/11, 1923.)

Hochansehnliche Festversammlung!

Tief bewegt, Worte suchend stehe ich vor Ihnen. Je länger ich hier gesessen habe und alles ohne Widerspruch über mich ergehen lassen mußte, und je mehr Redner hier auftraten, um so kleiner wurde ich. Mir ist ganz angst und bange zumute, wenn ich daran denke, was ich auf die wunder-vollen, von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Glückwünsche und Adressen sagen, und wie ich für die herrlichen Ehrungen, Blumenspenden und Geschenke danken soll. Nichts anderes kann es sein, als einfacher, aber aus tiefem Herzen kommender Dank. Am liebsten würde ich jedem von Ihnen die Hand drücken, damit Sie fühlen, wie tiefen Eindruck alles das, was Sie gesagt haben, auf mich gemacht hat, damit Sie empfinden, wie sehr ich davon betroffen bin.

Gern wäre ich heute, das sage ich offen, wie bei meinem sechzigsten Geburtstage, von Leverkusen fortgegangen und hätte, wie damals, den Tag im Kreise meiner Familie im Gebirge, in Berchtesgaden, verbracht. Aber Geburtstag und Geschäftsjubiläum sind, selbst wenn sie, wie bei mir, auf einen Tag zusammenfallen, verschiedene Dinge. Bei ersterem kann man frei über seine Person verfügen, bei letzterem ist man ein Glied eines großen Ganzen und muß tun, was die Mehrheit will. Da bin ich nun in der unangenehmen Lage, nicht mehr Herr meiner selbst, also Subjekt, sondern Objekt, nicht mehr Hammer, sondern Amboß zu sein, und die Gelegenheit, das kann man wohl sagen, haben Sie benutzt, um gehörig auf diesem Amboß herumzuhämmern. Sie haben zugeschlagen, daß die Funken davongesto-ben sind.

Das Wichtigste und Entscheidende aber ist, daß ich Mitglied des Jubilar-vereins bin. Wenn Sie diesen Verein mit seinem lieben Vereinsvorsitzenden Adolf Buchloh, der hier so schlicht und einfach, aber so schön gesprochen hat, und unseren guten stellvertretenden Vorsitzenden, den Hüter und Schützer des Direktoriums, Herrn Leyendeckers, näher kennen, dann werden Sie zugeben müssen, daß es da kein Entrinnen gab, daß ich, wie jeder andere Jubilar, parieren mußte. Ich versuchte zuerst, mit begründeten Ein-würfen meinem Schicksal zu entgehen. „Die Zeit ist“, so sagte ich, „so trüb und

traurig wie nie zuvor. Lassen Sie uns, wie im vorigen Jahr, so auch in diesem auf ein Jubilarfest verzichten; wir wollen alles im nächsten Jahre, wenn die Verhältnisse hoffentlich besser sind, nachholen.“ Da haben mich die beiden Vorsitzenden eines besseren belehrt. Die Jubilarfeier sei von mir gestiftet und der Jubilarverein von mir gegründet worden, damit die älteren verdienten Werksangehörigen neben der Arbeit auch einmal im Jahr wenigstens Freude haben sollten. Ich hätte wiederholt das Wort meines Lieblingsdichters Goethe zitiert, der gesagt hat: „Arbeitet nur, die Freude kommt von selbst!“ Sie hätten leider von dieser Art Freude bis jetzt wenig hierbei gesehen. Vor dem Krieg sei das Jubilarfest viermal gefeiert worden; das sei sehr schön gewesen. Als dann der Krieg ausgebrochen, habe man es nicht nur während des ganzen Krieges, sondern auch nach demselben bis zum Jahre 1921 nicht mehr abgehalten. Dann hätte man im Jahre 1921 wieder damit begonnen, aber im vorigen Jahre sei es von neuem der schwierigen Zeitverhältnisse wegen ausgefallen. Nunmehr aber sei ich selbst wieder einmal Jubilar. Da hätte ich nichts mehr zu sagen, sondern der Vorstand hätte allein zu bestimmen, und der hätte beschlossen, daß im Jahre 1923 das Jubilarfest gefeiert würde. So mußte ich denn gehorsam alles über mich ergehen lassen. Ich stehe gleichsam als Angeklagter vor Ihnen, der sich verteidigen und entschuldigen, oder besser gesagt, alles auf andere abwälzen muß. Ich will, so schwer es mir fällt, versuchen der Situation Herr zu werden.

Aber bevor ich das tue, möchte ich den unserer Firma Fernerstehenden sagen, wie und warum wir in den Farbenfabriken dazu gekommen sind, das 40jährige Jubiläum zu feiern, während es doch bekanntlich bei Reich, Staaten und Gemeinden allgemein üblich ist, nur das 50jährige Jubiläum zu begehen. Bei der jetzt vielfach bei den Ländern gesetzlich vorgeschriebenen Pensionierung aller Beamten mit 65 bzw. 68 Jahren werden wohl nur wenige dazu kommen, ihr 50jähriges Jubiläum zu feiern. Aber, wie ich schon gelegentlich meines 25jährigen Jubiläums gesagt habe, sind die Jahre, die wir in der Industrie zugebracht haben, Kriegsjahre gewesen, die doppelt zählen. Erst recht ist dies der Fall bei allen denjenigen, die während der letzten 10 Jahre jene schwere Kriegs- und Revolutionszeit mitgemacht haben. Deshalb wird in unserer Firma außer dem 25jährigen auch das 40jährige Jubiläum gefeiert. Nur ganz wenigen in der Industrie tätigen Beamten und Arbeitern ist es beschieden, 50 Jahre aus- und durchzuhalten. Wir haben zwar schon 60 Jubilare, die mehr als 40 Jahre bei uns tätig gewesen sind, aber nur einen, der es auf 50 Dienstjahre gebracht hat.

Wenn ich nun als ein solcher Jubilar mit einer Dienstzeit von 40 Jahren zurückblicke auf meinen langen Lebensweg, den ich im Dienste der Farbenfabriken zurücklegen durfte, so kann ich mich grundsätzlich nicht einverstanden erklären mit einem Ausspruch, den einmal Pasteur getan haben soll und der lautet: „Nicht verlohnt es sich, auf Erreichtes zurückzublicken.“ Ich bin vielmehr gegenteiliger Meinung und behaupte, daß ein derartiger Rückblick gut und sogar nötig ist. Das gilt besonders jetzt für uns Deutsche,

die wir mit Recht der schönen Vergangenheit gedenken können, um bei dieser Gelegenheit ein Bekenntnis zu unbeugsamem Lebenswillen abzulegen, das uns ein Symbol für die Zukunft sein und bleiben soll. Ein solcher Rückblick gibt auch neuen Mut zu neuer Arbeit. Und Mühe und Arbeit waren es doch, die den ganzen langen Weg uns begleitet haben. Voltaire's Wahlspruch: „Immer an der Arbeit!“ war auch der unsrige.

Doch ich will heute nicht, wie so oft bei früheren Jubilarfesten, das hohe Lied der Arbeit singen. Das wird sicherlich morgen Herr Direktor Dr. Mann im Erholungshaus bei seiner Ansprache an die Neujubilare tun. Dabei wird er gewiß auch darauf hinweisen, daß „der Erfolg der Vorgesetzte eines jeden Leiters sein muß“ und „daß die Götter vor den Erfolg den Schweiß gesetzt haben“. Arbeit und Pflichterfüllung genügen nicht. Es gehören auch eiserne Energie und Strenge, gutes Gedächtnis, Sinn für Ordnung und Selbstdisziplin dazu, wenn ein Leiter ein vorbildlicher Führer sein will. Nur so wird der Goethesche Spruch zur Wahrheit, der die Plakette ziert, die unseren Jubilaren bei ihrem 25jährigen Jubiläum gewidmet ist:

„Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß,
Erfolgt der allerschönste Preis.
Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt ein Geist für tausend Hände.“

Dieser Faustsche Spruch sollte in der heutigen Zeit der Demokratie und der Geltung und Würdigung der Masse mehr beachtet und mehr befolgt werden.

Wenn ich 40 Jahre zurück an den Anfang meiner Tätigkeit in der Firma denke, so könnte mancher auf den Gedanken kommen, daß das deutsche Sprichwort „Aller Anfang ist schwer“, nicht richtig ist. Das ist aber durchaus, wenigstens bei mir, nicht der Fall gewesen. Mir ist nie etwas leicht geworden; mir fällt noch jetzt alles, was ich tue, schwer und dennoch tue ich es mit Eifer und Fleiß und Energie, weil ich alles, was ich tue, gut machen will. Im Zusammenhang damit fällt mir dann aber auch der so treffende Spruch Torquato Tassos ein, der lautet: „Was man ist, das bleibt man andern schuldig.“

Wenn ich jetzt dazu übergehe, jedem einzelnen oder der von ihm vertretenen Gruppe zu danken, so verzeiht mir gewiß mein hoher Aufsichtsrat, wenn ich nicht mit ihm, sondern mit dem Direktorium beginne. Allen Kollegen des Direktoriums gebührt nämlich in erster Linie mein Dank für die wertvolle Unterstützung und die treuen Dienste, die sie der Firma in dieser langen Zeit — die meisten von ihnen haben das 25jährige Dienstjubiläum bereits hinter sich — geleistet haben. Es gibt sicherlich nur ganz wenige Firmen, bei denen, noch dazu bei einem solch großen, vielköpfigen Kollegium von 28 Mitgliedern, ein so schönes und harmonisches Zusammen-

arbeiten besteht, wie bei uns. Die letzten 15 Jahre seit meinem 25jährigen Jubiläum — was vor dieser Zeit war, wollen wir heute nicht mehr berühren, das haben wir bei der damaligen Feier abgetan — haben außerordentliche und gewaltige Anforderungen an uns alle gestellt. Zuerst der immer höher, immer schöner sich gestaltende Aufstieg mit dem Ausbau von Leverkusen und der Verlegung der Verwaltung mit seinem großen Beamtenstab von Elberfeld nach hier. Dann plötzlich ganz unerwartet und unvorbereitet der Krieg mit dem fast vollkommenen Stillstand aller Arbeit. Darauf die im vaterländischen Interesse dringend nötige, äußerst eilige Umstellung der Friedensbetriebe auf Kriegsarbeit mit ihren übermenschlichen Anstrengungen für Beamte und Arbeiter, der Bau der Salpeter- und Sprengstoff-Fabriken, der Füllwerke, bei der wir hier in Leverkusen mit an erster Stelle gestanden haben. Endlich der tieftraurige Absturz und Zusammenbruch, die Revolution und alles, was damit zusammenhängt. Und ganz zum Schluß immer noch kein Friede, Fortsetzung des Krieges in anderer Form an Rhein und Ruhr, ebenso fürchterlich und unangenehm endigend mit dem vollkommenen Zusammenbruch unserer Wirtschaft. Wir hier in Leverkusen haben uns trotz aller Sperren für Ein- und Ausfuhr, trotz aller Widerwärtigkeiten nicht unterkriegen lassen. Das Direktorium hat dafür gesorgt, daß ohne Inanspruchnahme von Reichskrediten und ohne Ruhrhilfe unsere Schornsteine rauchten, daß unsere Wirtschaft nicht zum Stillstand kam. Wir hatten es zwar hier in der Etappe, in der englischen Oase, leichter als die Kämpfer an der Front, aber es hat jedem von uns große persönliche und materielle Opfer gekostet. Die von uns bestellten Diktatoren mit vollkommen selbständigem Verfügungsrecht auf ihrem Gebiet — in einer solchen schweren Zeit kann man nur so etwas leisten — haben glänzend gearbeitet. So haben wir es erreicht, daß wir im Durchschnitt bis auf 80 % der Friedensproduktion auch in dieser schweren Zeit gekommen sind. Das war wiederum nur möglich, weil jeder von uns dem Goetheschen Spruch huldigte: „Wer befehlen will, muß im Befehlen Seligkeit empfinden.“ Diese Seligkeit ist ein Teil unseres Erfolges, denn jeder kann und wird auf seinem Gebiet nur dann erfolgreich wirken, wenn die Befehlsgewalt, die ihm verliehen, ihn begeistert, ihn beseligt. Drum auch am heutigen Tage, wo so vieles und großes Lob mir allein gespendet wurde, der ich mich sozusagen zum Blitzableiter für Sie hergeben mußte, Ihnen allen, meine lieben Freunde und Kollegen vom Direktorium, herzlichsten, aufrichtigen Dank. Dabei wollen wir des lieben verstorbenen Dr. Christian Hess, der ja erst vor wenigen Monaten von uns abberufen worden ist, nicht vergessen. Wir haben diesen pflichttreuen Freund und Kollegen, der Oberleiter auf dem Farbstoffverkaufsgebiet war, alle gern gehabt und ihm bereits an seinem Sarge dankbare Worte der Erinnerung nachgerufen.

„Freundliche Anerkennung ist des Alters zweite Jugend“, so sagte, wenn ich recht unterrichtet bin, Harnack bei seinem siebzigsten Geburtstag. Diese Worte möchte ich benutzen, um auch Ihnen, hochverehrte Exzellenz Dr. Schmidt-Ott, und dem ganzen Aufsichtsrat herzlichen Dank

dafür zu sagen, daß Sie soviel Geduld mit uns und besonders mit mir gehabt haben, und daß ich als Vorsitzender des Direktoriums unter Ihrer gütigen Aufsicht so frei und unabhängig schalten und walten konnte, wie es für jeden, der etwas leisten will, erforderlich ist. Ich kann und will ja in dem großen Direktionsorchester, wo ein jeder ein besonderes Instrument spielt, nicht selbst mitspielen. Ich kann nur dirigieren, jeden an den richtigen Platz stellen und ihm das für ihn passendste Gebiet zuteilen, um daneben dafür zu sorgen, daß trotz nicht zu vermeidender Gegensätze die Grundlage aller Musik, die Harmonie, nicht gestört wird und keiner, selbst der Paukenschläger, nicht aus der Rolle fällt. In einem jeden Aktienunternehmen ist nur dann ein großer Erfolg möglich, wenn der Aufsichtsrat die richtigen Direktoren sucht, diesen volles Vertrauen entgegenbringt und freies Verfügungsrecht bei allen wichtigen Entscheidungen läßt. Hat dann das Orchester keinen Erfolg, machen sich die Konzerte, die es gibt, nicht mehr bezahlt, dann muß zuerst der Dirigent, und wenn auch das nichts hilft, das ganze Orchester entfernt und durch ein neues ersetzt werden. Unter solchen Bedingungen, wie ich sie soeben ausgesprochen habe, ist es gar nicht so schwer, Leiter eines Unternehmens zu sein. Man muß auch hierbei an Goethe denken — und ich möchte heute möglichst immer bei den Zitaten, die mir einfallen, bei unseren größten Geistesheroen bleiben —, der einmal sagt: „Alles Gescheite ist schon einmal erdacht worden, man muß nur versuchen, es nochmals zu denken.“

Nun hat mein hoher Aufsichtsrat zusammen mit dem Direktorium beschlossen, zur Erinnerung an den heutigen Tag eine Büste bei Meister Lederer zu bestellen, zu der ich bereits mehrere Male in Berlin gesessen habe. Sie ist zwar noch nicht fertig, auch nicht in Ton. Trotzdem hat der Künstler einen Gipsabguß des halbfertigen Modells machen lassen, der soeben in Elberfeld eingetroffen ist und hoffentlich noch vor Schluß der Sitzung hierher gebracht werden wird. Sie werden sich dann auch davon überzeugen können, daß Professor Dr. Lederer sein Bestes hergegeben hat, um ein Meisterwerk der Kunst zu schaffen. Ich als Kunstfreund bin wenigstens sehr damit zufrieden. Ob es die geforderte Ähnlichkeit hat, kann ich nicht beurteilen. Die Hauptsache bleibt, daß das, was der Künstler schafft, getragen ist von hoher Kunst. Sicherlich werden meine Frau, oder besser meine liebe Frau — denn ich feiere heute den 35. Hochzeitstag, da muß man besonders lebenswürdig sein (Heiterkeit) —, und meine Kinder dem Aufsichtsrat und dem Direktorium herzlichst dafür danken, daß dieser Büste ein besonders schöner Ehrenplatz im Verwaltungsgebäude eingeräumt werden soll.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch nicht verfehlen, dem Direktorium zu sagen, wie sehr es mich gefreut, daß es mir zu meinem Jubiläum so sinnige Geschenke überreicht hat: Zuerst die in einem Album zusammengefaßten Bilder sämtlicher Direktoren, sodann die wundervolle Ledermappe unseres Künstlers Buchloh, das Pendant und die Fortsetzung der von den auswärtigen Beamten mir vor 15 Jahren verehrten, in mühsamer Arbeit zu-

sammengebrachten Photographien meines Lebens von der ersten Jugend an bis in die Gegenwart hinein. Endlich die schöne Bronzestatue meines hochverehrten Lehrers Adolf von Baeyer von Meister Hildebrand. Also nochmals herzlichen Dank für dies alles.

„Der Tag der Gunst ist wie der Tag der Ernte,
Man muß geschäftig sein, sobald sie reift.“

So danke ich denn auch allen Vertretern der Firma, den verschiedenen Beamten- und Arbeitergruppen, die in so schönen Worten der Anerkennung und mit prachtvollen Adressen meiner gedacht haben; den gesetzlichen Vertretern der Firma, der Angestellten und Arbeiter, den Prokuristen und den Mitgliedern des Angestellten- und Arbeiterrates. Vor allem dem Vertreter der Arbeiter rechne ich es hoch an, daß er an dieser Stelle auch unser Vaterland nicht vergaß. Das hat meinem Herzen besonders wohl getan, und das ist und muß die Brücke sein, die wir zu schlagen haben, um die Versöhnung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern beim Aufbau unseres armen und gedemütigten Vaterlandes herbeizuführen.

Dann herzlichen Dank meinen Spezialkollegen, den Akademikern, den Chemikern, den Ingenieuren, den Physikern, den Juristen und Medizinern, die ich alle meine Spezialkollegen nenne, soweit ich Ehrendoktor der betreffenden Fakultäten bin. Ferner auch inniger Dank den Kaufleuten, die bei uns ebenbürtig in gleicher Linie mit den Akademikern stehen. Bin ich doch, solange ich in diesem Hause an dieser Stelle stehe, immer einer der ihrigen gewesen. Endlich den Vertretern der verschiedenen anderen Beamtengruppen, den technischen Beamten und Meistern, die mir gleich nahestehen, aufrichtigen Dank. Vor allem gehört mein Dank auch den beiden Ingenieurverwaltungen, die mich durch kunstreiche und besonders sinnige Gaben erfreut haben.

Wenn ich vergleiche, wie es beim 25jährigen Jubiläum war und wie es heute ist, wenn ich bedenke, wie wir uns damals in Leverkusen im Saale des Erholungshauses zusammenfanden und dort eine glänzende Jubilarfeier uns vereinte, und wie groß heute, trotz der schwierigen Zeitverhältnisse, die Zahl der Glückwunschbringer in diesem herrlichen Raum ist, so muß ich wieder mit Goethe sagen: „Was man in der Jugend vermißt, hat man im Alter die Fülle.“

So danke ich denn auch dem Vertreter unserer großen Interessengemeinschaft, Herrn Dr. vom Rath von den Höchster Farbwerken, für die schönen Worte, die er mir gewidmet hat, und die ich deshalb so sehr begrüße und hier nochmals unterstreiche, weil sie durchweht waren von der Wichtigkeit und Bedeutung der Gemeinschaftsarbeit, die allein uns auf unserem schwierigen Arbeitsgebiet national und international weiterbringen kann. Wenn man bei einer Interessengemeinschaft, wie wir sie geschlossen haben, die Einzelinteressen nicht zurücksetzt hinter die Gemeinschaftsinteressen und eine Balancierung nicht möglich ist, bleibt gar nichts anderes

übrig, als den Weg zu gehen, den die Industrie in Amerika eingeschlagen hat, den Weg der großen Trusts.

Körbe voll lieber und schöner Briefe und Depeschen aus allen Teilen der Welt sind mir gestern und heute auf den Tisch geflogen. Darunter befinden sich auch zahlreiche Glückwunschadressen der verschiedenen Fabrikvereine und -Gesellschaften, denen ich angehöre, und denen ich ebenfalls von Herzen Dank sage, besonders soweit Vertreter derselben auch hier zu Worte gekommen sind. Aber eines darf ich nicht vergessen, was meinem Herzen besonders wohl getan hat: Als heute morgen der Vorstand des Jubilarsvereins im Namen seiner Mitglieder meiner Frau einen Blumenstrauß mit den herzlichsten Glückwünschen zum Hochzeitstage überbrachte, wurde mir ein Brief überreicht, in dem man mir 10 Milliarden Mark übergab, die im Kreise der Arbeiter gesammelt worden seien, und über deren Verteilung an die kranken und invaliden Werksangehörigen ich bestimmungsgemäß Verfügung treffen sollte. Ich weiß, wie die Sammlung zustande gekommen ist: Nicht, wie es vielleicht später in bestimmten Zeitungen heißen wird, auf Druck von oben. Ganz im Gegenteil: Auf besonderen, nicht zu verhindernden Wunsch von unten. Es sind alte treue Arbeiter gekommen und haben zu einer Zeit, als die Mark noch etwas wert war, Hunderttausende von Mark auf den Tisch gelegt. Ich darf auch diesen Arbeitern ganz besonders meinen allerherzlichsten Dank dafür aussprechen, daß sie heute ihrer armen alten Kollegen und deren Witwen und Waisen gedacht haben.

Nach dem Geschäft kommt die meinem Herzen am nächsten stehende Wissenschaft. „Ältestes bewahrt mit Treue, freundlich aufgefaßtes Neue.“ Sie ist die treue Hüterin der Schatzkammer unseres Könnens und unserer Leistung. Hätte sie mich nicht in das große Geheimnis ihres Seins eingeführt, so wären ich und mit mir das Geschäft nicht das, was wir sind. Ich werde ihr bis an mein Lebensende treubleiben und trotzdem vor allem niemals dabei den Spruch Roseggers vergessen:

„Wissen ist Macht, – wie schief gedacht,
Wissen ist wenig, Können ist König.“

Meine Liebe zur Wissenschaft hat mir schon so außerordentlich viel eingebracht, daß ich mir in meinem Hause für all die Diplome und für die acht dort aufbewahrten Doktorhüte und die vielen Urkunden über die Ehrenmitgliedschaft der verschiedenen wissenschaftlichen Vereine einen besonderen Raum habe zulegen müssen.

Nun ist mir heute noch eine besondere Ehrung auf diesem Gebiete zuteil geworden. Wie Seine Exzellenz Dr. Schmidt-Ott zum Schluß verkündete und wie mir gestern Herr Geheimrat Professor Dr. Kolle aus Frankfurt a. M. schrieb, hat das Speyer-Institut für Chemotherapie mich zu seinem Ehrenmitglied ernannt. Dafür bin ich den Herren des Kuratoriums und vor allem Herrn Geheimrat Kolle zu innigstem Danke verbunden. Ich sehe darin ein Zeichen der Anerkennung für das von uns vor etwa 15 Jahren

in Elberfeld eingerichtete und von einem Schüler Ehrlichs, Herrn Dr. Röhl, geleitete chemotherapeutische Laboratorium. Als erste reife Frucht der Tätigkeit dieses Laboratoriums werden wir nach vielen mühevollen Versuchen das von unseren Herren Dr. Dr. Heymann, Kothe und Dressel erfundene neue Präparat „Germanin“ (Bayer 205) in aller Kürze in den Handel bringen. Wie Sie wohl schon gehört haben, ist es diesen Herren gelungen, ein synthetisches Präparat der organischen Chemie zu finden, das frei von Metallen, wie Quecksilber, Wismuth, Arsen und Antimon die Keime der Schlafkrankheit, die Trypanosomen, abtötet, ohne den Organismus selbst zu schädigen. Dieses Präparat ist durch eine vor fast zwei Jahren ausgerüstete Expedition unter der Leitung von Geheimrat Professor Kleine und unter Mitwirkung des Oberstabsarztes Dr. Fischer zuerst in Rhodesien in Afrika und dann auf Wunsch der belgischen Regierung am oberen Kongo probiert worden und hat so glänzende Erfolge gezeitigt, daß viele Hunderte von Schlafkranken schon nach wenigen Wochen geheilt entlassen werden konnten, und die Ärzte von biblischen Heilungen berichteten. Nach dreimaliger Einspritzung von „Bayer 205“ haben sie ihr Bett genommen und sind heimgewandelt. Es ist sehr bemerkenswert und klingt wie Hohn auf alles, was im Kriege und nach dem Kriege und besonders durch den Vertrag von Versailles Häßliches und Trauriges über uns Deutsche gesagt und uns angetan worden ist, daß es uns Deutschen vorbehalten war, die Befreier Afrikas und unserer früheren Kolonien von jener, die Kultur hindernden Seuche, die diesen Erdteil von Nord bis Süd beherrscht, zu sein und daß es nach den neueren Versuchsergebnissen weiterhin feststeht, daß „Bayer 205“ auch bei der Nagana, der Schlafkrankheit der Pferde und Rinder, vielleicht in Kombination mit gewissen Antimonpräparaten, eine bedeutungsvolle Rolle spielen wird. Ich freue mich ganz besonders, daß Leverkusen die Stätte ist, wo diese Wundertat vollbracht wurde. Jetzt, da Professor Kleine zurückgekehrt ist und die Wirksamkeit des Germanins über allen Zweifel erhaben feststeht, wollen wir die Kunde davon in alle Weltteile verbreiten. —

Auch Sie, die Vertreter der Universitäten sowohl von Bonn wie von Köln, haben mir durch Ihr Erscheinen und durch Ihre Reden eine ganz besonders große Freude bereitet. Wir halten es nicht zuletzt auch in unserem Interesse für unsere Pflicht, die Hochschulen, die uns besonders nahe liegen, wie Köln, Bonn, Aachen zu fördern. Dasselbe geschieht von Seiten der anderen Firmen unserer Interessengemeinschaft für die diesen nahegelegenen Hochschulen. Welche großen Mittel von unserer Interessengemeinschaft für solche Zwecke aufgebracht werden, will ich verschweigen, aber es geschieht sehr viel. Wenn ich persönlich außerdem für Köln und Bonn das eine oder andere getan habe, so war es mir Herzensbedürfnis. Das gilt besonders bei der lieben Alma mater Bonnensis, der ich ja als Vorsitzender der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität ganz besonders nahestehe. Geheimrat Louis Hagen wird demnächst für Köln eine ähnliche Einrichtung ins Leben rufen. Wir werden dann in Köln dasselbe

sehen, wie wir es in Bonn erlebten, daß Wirtschaft und Wissenschaft zusammen gegangen sind und sich auf diese Weise gegenseitig genützt haben. „Das Glück der Menschen besteht nicht im Einklang, sondern im Vielklang der Dinge.“

Und nun will ich weitergehen und meinen Dank an die Vertreter des Staates, der Stadt und des Kreises, die hier gesprochen haben, aussprechen. Ich habe mich außerordentlich gefreut, daß der Herr Regierungspräsident von Köln, Graf Adelmann zu Adelmannsfelden, hier in Leverkusen erschien, obgleich wir ja eigentlich nicht zu seinem Regierungsbezirk, sondern zu Düsseldorf gehören. Aber da wir im englisch besetzten Brückenkopf Köln sitzen und von Düsseldorf durch die Franzosen abgetrennt sind, so war es für uns hier in Leverkusen eine ganz besonders große Freude, daß er die Vertretung übernahm und mit solch schönen Worten meiner gedacht hat.

Von ganzem Herzen Dank auch dem Vertreter des österreichischen Kultusministers und anderer Wiener Behörden, Herrn Dr. Weis, für seine freundlichen Wünsche.

Und nun begrüße ich Sie, Herr Bürgermeister Dr. Claes, und mit Ihnen die Vertretung der Stadt Wiesdorf. Ich glaube, Sie haben es mir angemerkt, welche große Freude Sie mir bereitet haben, als Sie hier mitteilten, daß die Mehrheit der Stadtverordnetenversammlung beschlossen hat, mich zum Ehrenbürger dieser Stadt zu ernennen. Ich dachte nicht, daß so etwas bei unseren schwierigen politischen Verhältnissen möglich gewesen wäre. Daß es aber noch dazu mit großer Majorität durchgesetzt wurde, hat meinem Herzen wohlgetan und ist für mich, wie ich hinzufügen möchte, eine ganz besondere Ehre.

Als wir vor 32 Jahren von Elberfeld nach hier kamen, da fanden wir hier weder eine Gemeinde Wiesdorf, noch eine Gemeinde Leverkusen vor. Die Gemeindeverwaltung hatte damals den Namen Küppersteg. Das in der Wiese gelegene Dorf „Wiesdorf“ hatte nur ein paar hundert Einwohner, und wie es in den Straßen dieses Dorfes aussah, darüber will ich lieber schweigen. Aus diesem kleinen, am Rheine gelegenen Fischerdorf ist in der kurzen Zeit von etwa 25 Jahren die große Stadt Wiesdorf mit mehr als 30000 Einwohnern geworden. Das ist im wesentlichen geschehen dadurch, daß die Farbenfabriken ihre Betriebe hierher verlegten und sich mit ihren Werksangehörigen hier ansiedelten. Wenn Sie nunmehr einen Rundgang durch diese ganze Stadt machen und sehen sich die schönen Villenkolonien an, die aber nicht von Rentnern, sondern ausschließlich von bei uns tätigen Arbeitern und Angestellten bewohnt sind, von denen fast jeder ein Häuschen für sich hat, so werden wohl die meisten in großen, alten Städten Lebenden, selbst hohe Staatsbeamte, sie darum beneiden müssen. Überall freundliche Häuser mit kleinen Gärten, Bäumen und Blumen, Brunnen und Denkmälern geschmückt, in schöner architektonischer Gliederung mit besten hygienischen Verhältnissen. Ich gestehe gerne zu, ich bin von Anfang an der beste und treueste Freund von Wiesdorf gewesen und habe bei fast jedem Häuserentwurf, bei

jeder Verschönerung Vaterschaft gestanden. Ich danke Ihnen also von ganzem Herzen dafür, daß Sie mir diese hohe Auszeichnung zuteil werden ließen.

Zur Erinnerung an diesen Tag möchte ich die C. Duisberg-Stiftung zum Besuch höherer Schulen, die ich gelegentlich der Hochzeit meiner Tochter Hildegard am 25. Oktober 1916 der Gemeinde Wiesdorf gemacht habe, und deren Kapital, weil es aus fünfprozentiger Kriegsanleihe bestand, in nichts zerronnen ist, dadurch wieder lebensfähig machen, daß ich Ihnen, Herr Bürgermeister Dr. Claes, 100 Aktien der Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. übergebe.

Daß auch unser Kreis Solingen, vertreten durch Herrn Bürgermeister Bartlau, unter den Gratulanten sich befindet, hat mir sehr wohlgetan.

Endlich die Wirtschaft, der ich mich, seitdem ich vor 11 Jahren nach Leverkusen übersiedelte, mehr und mehr gewidmet habe und widmen mußte. Brachte mich schon die Zugehörigkeit zur Solinger Handelskammer in engere Berührung mit der Wirtschaft, so wurde dies noch mehr der Fall, als Sie, die hier anwesenden Vertreter der Solinger Handelskammer, mich zu Ihrem Vorsitzenden wählten. Daß Sie, Herr Kommerzienrat Wolters, mich im Auftrag der Handelskammer Solingen durch ein herrliches Werk bergischer Kleinkunst erfreuten, dafür seien Sie besonders herzlich bedankt. Als Vorsitzender der Handelskammer Solingen wurde ich dann auch Mitglied des Vorstandes, des Ausschusses und erster stellvertretender Vorsitzender des Deutschen Industrie- und Handelstags und so auch Mitglied des Reichswirtschaftsrats. Das führte mich ferner als Vertreter des Kreises Solingen in den Ausschuß der vereinigten Handelskammern und in den Wirtschaftsausschuß für die besetzten Gebiete.

Zum Schluß haben dann noch eine ganze Reihe von Vertretern hier mein Lob gesungen, darunter auch unser lieber Freund Assinger aus Österreich, der eine echt wienerische Rede gehalten hat. Ich habe ihn einen Teufelskerl genannt, weil er das für uns auf pharmazeutischem Gebiet ist. Er hat eine solche Sammlung von Schreiben und Adressen gebracht, daß ich unter ihnen zusammenbrach und auch jetzt noch nicht weiß, wer alles meiner in Österreich gedacht hat. Ich bin Ihnen, Herr Assinger, zu aufrichtigem Dank verbunden und freue mich, daß Sie eine solch schwierige Reise gemacht haben, um auch hier zu erscheinen.

„Auf Dank nicht rechnen, aber im Wohltun nicht erlahmen“, so steht es geschrieben auf dem Denkmal, das Alfred Krupp zu Ehren in Essen errichtet ist. Und so möchte ich denn jetzt den Dank an meinen lieben und jüngsten Freund, Herrn Assessor Dr. Schairer aus Dresden, und den mit ihm gekommenen Herrn Sikorski aus Marburg richten. Er hat schon gesagt, wie wir beide uns gefunden haben. „Halb zog er mich, halb sank ich hin.“ Aber ich muß noch schildern, wie ich zu ihm stehe. Er stellte es so dar, als ob ich der Macher und der Drahtzieher in allen studentischen Wirtschaftsangelegenheiten gewesen wäre. Weit gefehlt: das, meine sehr verehrten Damen und Herren, waren die Herren Dr. Schairer, Schwabach, Sikorski, Beck, Tillmanns

usw., das sind die Kerle, die mich nicht nur begeistert haben, den Studenten zu helfen, sondern alles, was geschieht, ganz aus sich heraus schufen. All die Selbsthilfeeinrichtungen für die Studenten an den verschiedenen Hochschulen stammen von diesen jungen Freunden. Sie haben mich begeistert und für sich eingenommen, sie haben mich in ihren Armen und machen mit mir, was sie wollen. Sie pressen und kneten mich, und ich, der ich doch nicht so leicht zu nehmen bin, lasse mir alles gefallen, weil ich Hochachtung vor dem Idealismus dieser jungen Leute und Freude an ihnen habe. Ich kann Sie alle, die Sie hier sitzen, nur dringend bitten: Haben Sie auch ein offenes Herz für diese Jugend, die unsere Zukunft ist! Wenn diese jungen Freunde so weiter wirken, streben und sich opfern, dann kann und wird Deutschland nie untergehen, sondern dann wird es neu gestählt emporsteigen aus der Niederung. Und wir alle werden wieder auf die Höhe kommen, auf der wir so hoch und hehr gestanden haben.

Ich wollte hiermit Schluß machen, aber mir fallen noch einige Gratulanten ein, die ich bisher vergaß und die ich mit besonderer Freude nenne. Ich denke dabei an Sie, Herr Dr. Clouth, und ihre liebenswürdigen Worte für den Verband Rheinischer Industrieller, und an Sie, Herr Professor Kloeppel, der Sie ein in besonders warm empfundenen Worten abgefaßtes Schreiben vom Verein für den Schutz des gewerblichen Eigentums und die Deutsche Landesgruppe der Internationalen Vereinigung verlasen. Des Vereins Deutscher Chemiker und des Rheinischen Bezirksvereins hätte ich schon vorhin bei meinen Spezialkollegen, den Akademikern, gedenken sollen. Auch Ihnen, meine Herren, herzlichsten Dank. Ich darf auch, wie mir soeben noch einfällt, einen Mann nicht vergessen, der meinem Herzen auch besonders nahesteht. Wenn man, wie ich, die 60 überschritten hat, so fürchtet man, daß es nicht so weiter, sondern bald dem Ende zugehen wird. Wenn man sieht, daß die Weggenossen alle vorangegangen und schon verschwunden sind, so kommt man auf den Gedanken, sich nach jüngeren Männern umzusehen. Zu einem dieser jüngeren Freunde zähle ich auch Herrn Dr. Vögler, den ich ganz besonders gern habe, weil sein ganzes Denken und Trachten dem meinen so adäquat ist, und mit dem ich in den meisten Dingen vollkommen synchron schwingen. Es ist mir deshalb eine große Freude, ihn auch hier zu sehen und zu hören. Herr Dr. Vögler, seien Sie herzlichst bedankt, daß Sie kamen und an meinem Arbeitsjubiläum so schöne Worte zu mir gesprochen haben.

Und nun zum endgültigen Schluß. Da werden Sie es mir nicht übelnehmen, wenn ich noch derer gedenke, denen ich das verdanke, was ich war und was ich geworden bin, und derer, die meinem Herzen am nächsten gestanden haben. Das sind in erster Linie meine Eltern, denen ich mein ganzes Dasein verdanke, und die mir in der schweren Zeit der 50er und 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts alles, was sie hatten und erwarben, zur Verfügung stellten, damit ich lernen und studieren konnte. Neben meinem guten Vater ist es die sicherlich auch vielen von Ihnen bekannte, mir aber und meiner

Familie unvergeßliche liebe und treue Mutter, jene echte Frau des Bergischen Landes, die in ihrem hohen Alter von 88 Jahren einer Prophetin gleich als älteste ihres Geschlechts noch bis zum letzten Atemzuge eine echte Deutsche war, der ich ganz besonders nahestand und nachgeartet bin. Und dann meine beiden verstorbenen Freunde Friedrich Bayer und Henry Th. von Böttinger, mit denen zusammen ich in dauernder herzlicher Freundschaft groß geworden bin, und denen die Farbenfabriken soviel verdanken. Auch sie dürfen und sollen heute nicht vergessen werden. Wie vor 15 Jahren, so müssen sie auch heute hier besonders genannt und erwähnt werden und dürfen auch heute und morgen nicht in unseren Gedanken fehlen.

Herr Dr. Caspari als Schriftleiter der „Erholung“ hat daher recht getan, als er nach der schönen Lebensbeschreibung von Herrn Dr. Heymann, für die ich auch ihm hier heute ganz besonders danken möchte, die Rede veröffentlichte, die ich damals vor 15 Jahren an meine beiden Freunde gerichtet habe. Und wenn Sie einen Einblick in diese „Erholung“ tun, so werden Sie sehen, daß der Goethesche Spruch, den ich bereits zitierte: „Was man ist, das bleibt man anderen schuldig“, besonders für diese Verstorbenen gilt. Allzufrüh sind sie beide von uns genommen worden, aber unauslöschlich sind ihre Namen in unsere Herzen eingegraben. Aber auch die anderen Toten unserer Firma, die während des Krieges auf dem Felde der Ehre geblieben sind, wollen wir am heutigen Tage nicht vergessen. Deshalb hielt ich es für meine Pflicht, auf dem Grabe meiner Eltern, auf dem Grabe der beiden Freunde Bayer und v. Böttinger und am Denkmal der gefallenen Werksangehörigen in unserer Kolonie Johanna Kranzspenden niederlegen zu lassen.

So schwer auch die Zeit ist und so schwere Zeiten uns noch bevorstehen mögen: Ich bin fest davon überzeugt, daß, wenn wir das tun, was Herr Dr. Vögler uns gesagt hat, wenn wir treu und fest zusammenhalten, dann werden wir nicht untergehen. Ich halte es mit dem Wort, das auf der Uhr im Saal des Nürnberger Rathauses steht: „Durch Druck und Drang kommt heller Klang.“

Nun, meine sehr verehrten Damen und Herren, gestatten Sie mir, daß ich etwas tue, was ich mir als das Schönste für den heutigen Tag schon lange ausgedacht hatte, daß ich nämlich einen Fonds aufteile, den ich seit dem Kriege wertbeständig in unserer Firma ansammelte, und über den mir allein das Verteilungsrecht zusteht.

Auf meine Veranlassung ist schon vor vielen Jahren innerhalb unseres Direktoriums der Beschluß gefaßt worden, daß alle Vergütungen, die Mitgliedern des Direktoriums aus ihrer Tätigkeit als Aufsichtsräte bei anderen Firmen zufließen, nicht wie das meist fast allgemein üblich ist, Eigentum der betreffenden Mitglieder des Direktoriums werden, sondern in den Besitz der Firma übergehen. Da die so eingehenden Gelder aber nicht als gewerbliches Einkommen zu betrachten sind, sollen sie nach einem Beschluß des Direktoriums ausschließlich für wohltätige, bildende oder künstlerische Zwecke Verwendung finden, und zwar gemäß den Wünschen der betreffenden Aufsichts-

ratsmitglieder. Ich habe mich demgemäß entschlossen, die aus meiner Aufsichtsratsstätigkeit im Laufe der Jahre eingegangenen Beträge in folgender Weise zu verwenden:

Zuerst möchte ich folgende bereits bestehende Stiftungen erhöhen:

1. Die C. Duisberg-Stiftung für den Jubilarverein der Farbenfabriken auf 60 000 Goldmark;
2. die C. Duisberg-Stipendien-Stiftung für Söhne von Beamten zum Studium der Chemie auf 60 000 Goldmark;
3. die Carl- und Johanne-Duisberg-Stiftung für Ferienreisen von Beamten auf 60 000 Goldmark;
4. die Carl- und Johanne-Duisberg-Aussteuer-Stiftung für Arbeiterinnen auf 60 000 Goldmark;
5. die Carl- und Johanne-Duisberg-Stiftung für den Besuch des Deutschen Museums in München durch jüngere Arbeiter der Farbenfabriken auf 20 000 Goldmark.

Diesen bereits bestehenden Stiftungen möchte ich die folgenden neuen Stiftungen hinzufügen:

1. Eine C. Duisberg-Stiftung für Ferienreisen der Feuerwehrleute, der Pförtner und der Sicherheitsbeamten: Kapitalbetrag 20 000 Goldmark;
2. eine C. Duisberg-Stiftung von Prämien und Ausflügen für die Schüler der Lehrlingsschule: Kapitalbetrag 20 000 Goldmark;
3. eine C. Duisberg-Stiftung zur Unterstützung der bei den Farbenfabriken tätigen Werkstudenten: Kapitalbetrag 10 000 Goldmark;
4. eine Johanne-Duisberg-Stiftung des Frauenvereines zugunsten von hilfsbedürftigen, kranken Werksangehörigen: Kapitalbetrag 20 000 Goldmark;
5. eine Johanne-Duisberg-Reiseunterstützungs-Stiftung für die Lehrerinnen der Haushaltungsschule, für die Hebammen und Pflegerinnen des Wöchnerinnenheims und für die Schwestern der Poliklinik: Kapitalbetrag 15 000 Goldmark.

Dann möchte ich die in Große-Ledder, auf den Höhen des Bergischen Landes gelegenen Beamten-Ferienhäuser für verheiratete Beamte um ein Haus im nordischen Stil erweitern, das den Namen „Hildegard-Haus“ tragen soll.

Am Rhein soll sobald als möglich ein Gesellschaftshaus (Rheinlust) für die Werksangehörigen und die Mitglieder unserer sporttreibenden Vereine errichtet werden. Da das dafür bestimmte Gelände aber noch nicht baufähig ist, muß der Bau hinausgeschoben werden. Deshalb stelle ich eine erste größere Baurate zur Verfügung.

Dem Ruderverein „Bayer“ stifte ich ein neues Ruderboot, einen Renn-Doppel-Zweier mit dem Namen „Michaela“.

Endlich will ich an der Ecke der Kaiser-Wilhelm-Allee und Düsseldorfer Straße auf dem dort vorhandenen Dreieck ein Denkmal errichten, das den Weg zum Verwaltungsgebäude der Farbenfabriken weisen soll und das deshalb nichts anderes sein kann, als wie es die Schutzmarke der Farbenfabriken zeigt, ein Löwe, zugleich als Sinnbild des wiedererstarkenden und sich er-

hebenden Deutschlands. Ich habe den Künstler, Professor Höttger, mit der Lösung der Aufgabe betraut und ihm freie Hand in der Darstellung des Löwen gelassen.

Endlich stifte ich für den Garten des Fabrikkasinos einen bereits bei Professor Dr. Lederer bestellten Charitas-Brunnen.

Indem ich hoffe, daß dieser Verteilungsplan auch die Zustimmung des Aufsichtsrates und des Direktoriums findet, danke ich Ihnen nochmals von ganzem Herzen für alles, was Sie mir heute getan haben und schließe mit dem nach dem Verlauf des heutigen Festes begreiflichen Wunsche: Auf Wiedersehen in hoffentlich besserer Zeit in 10 Jahren!

Festsitzung der Industrie- und Handelskammer zu Solingen anläßlich des 70. Geburtstages von C. Duisberg am 22. September 1931.

(Nach Stenogramm.)

Liebe Freunde und Kollegen von der Handelskammer! Liebe Familie!

Ich bin aufs höchste überrascht und erfreut über die reizende Feier, die die Handelskammer heute abend mir zu Ehren veranstaltet hat, und zwar erstens dadurch, daß meine Familie — Frau und Kinder —, von der ich mich heute mittag verabschiedet hatte, hier ohne mein Wissen erschienen ist, und zweitens über die reizende Rede, die Freund Wuppermann soeben gehalten hat. Diese Rede hat mich erinnert an vergangene Zeiten, an die Entwicklung und den Verlauf der Kammertätigkeit. Herr Wuppermann hat vor allem darauf hingewiesen, daß ich die Kammer jetzt nicht verlassen darf, und mich gebeten, weiter zu bleiben. Sodann bin ich erfreut über das reizende Geschenk, die Schere mit Sinnbild und Inschrift, die ich zuerst als ein Symbol für das Aufhören meiner Tätigkeit in der Kammer ansah. Doch das war nicht so gemeint. Die Schere wird neben dem schönen Brieföffner, den man mir zu meinem 65. Geburtstag verehrte, ihren Platz finden. Dann endlich die allerliebste geistreiche Rede, die Sie, Herr Kind, gehalten haben, und die meine Frau aufs tiefste gerührt hat. Für alles, was Sie uns erwiesen haben, herzlichsten und aufrichtigsten Dank.

Nun, zu dem bevorstehenden 70. Geburtstag, sage ich mit der Heiligen Schrift: „Unser Leben währet 70 Jahre und wenn es hoch kommt, so sind es 80 Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Das kann ich versichern und bestätigen: Mein Leben ist wirklich köstlich gewesen und es ist aber auch tatsächlich Mühe und Arbeit gewesen. Mir ist während meines ganzen Lebens bis auf den heutigen Tag nie etwas leicht geworden. Von Jugend an habe ich alles, was ich erreichen wollte und erreicht habe, mir erkämpfen müssen. Jede Arbeit, die ich übernommen habe, hat meine ganze Kraft erfordert. Ich gehöre zu denen, die nur

in fleißiger, emsiger, unermüdlicher Arbeit alles, was sie tun, erreichen können, dann aber auch Erfolg haben. Vielleicht liegt es auch daran, daß es nicht so ist, wie es im Volksmunde heißt: „Aller Anfang ist schwer“, sondern wie Goethe sagt: „Aller Anfang ist leicht, aber etwas recht gut zu machen, ist unendlich schwer.“ Da ich nun bestrebt war, alles, was ich tat, auch gut zu machen, hat es mir große Mühe gekostet. Das ist auch heute noch so. Wenn ich bei dem, was ich tat, Erfolg gehabt habe, so spielt natürlich auch das Glück eine große Rolle. Mir hat Fortuna stets zur Seite gestanden. Ich habe wenige oder vielleicht sogar keine Mißerfolge zu verzeichnen. Stets bin ich so verfahren, daß ich bei wichtigen Unternehmungen alles, was dafür und dagegen sprach, ohne weiteres Überlegen und Grübeln an mich heran- kommen ließ und erst im letzten Augenblick entschied: „So wird es gemacht!“ Man ist so weniger voreingenommen und beeinflußt und trifft dann meist das Richtige.

Zum Schlusse gebe ich nochmals meiner Freude darüber Ausdruck, daß ich heute meinen kommenden Geburtstag in Ihrem Kreise feiern durfte. Noch liegen zwar acht schwere Tage vor mir. Dieses Fest ist der Auftakt zum 70. Geburtstag, und ganz besonders schön ist es, daß ich ihn zusammen mit den geliebten bergischen Jungens verbringen durfte, wie es immer eine Freude ist, hier zur Kammer zu kommen, und zwar, wie ich hoffe und wünsche, so Gott will, bis zum 75. Geburtstag. Ursprünglich hatte ich vor, auch aus der Kammer auszuschcheiden. Auf das Bitten des stellvertretenden Vorsitzenden, des Herrn Wuppermann, hin, habe ich mich aber entschlossen noch zu bleiben. Ich werde der Kammer die Treue bewahren, treu wie wir bergischen Jungens immer sind. Meine Frau ist zwar keine Bergische sondern eine Westfälin, von der man aber sagen kann: „Glückselig, dessen Arm umspannt ein Mädchen aus Westfalenland.“ Nun stimmen Sie bitte mit mir ein in den Ruf: „Die Solinger Handelskammer, sie lebe hoch!“

Dankrede bei der vom Reichsverband der Deutschen Industrie veranstalteten „Abschiedsfeier für den scheidenden Vorsitzenden“ am 25. September 1931 zu Berlin.

(Gedruckter Bericht.)

Sehr verehrter Herr Reichskanzler! Meine Damen und Herren! Als Chemiker und Erfinder ist man an Überraschungen gewöhnt. Aber ich muß sagen: was ich heute erlebt habe, übertrifft alle Überraschungen meines Lebens. Ich bin von großer Freude und tiefer Dankbarkeit erfüllt.

Gestatten Sie, Herr Reichskanzler, daß ich meinen Dank für die reiche Zahl der Glückwünsche und Ehrungen, die ich heute empfang, mit meinem Dank an Sie beginne. Ich fühle mich besonders geehrt und bin herzlich erfreut, daß gerade der Kanzler des Deutschen Reiches am heutigen Tage in

so herzlicher Weise meiner gedacht hat. Ich bin dem Herrn Reichspräsidenten zu innigem Dank verbunden, daß er mir die höchste Ehrung, die das Deutsche Reich zu vergeben hat, den Adlerschild, verliehen hat. Bitte wollen Sie dem Herrn Reichspräsidenten diesen Dank übermitteln und ihm sagen, wie sehr ich ihn verehere und liebe wie sonst niemanden auf dieser Welt. Auch Ihnen, Herr Reichskanzler, danke ich herzlich und bitte Sie, meinen Dank auch den übrigen Mitgliedern der Reichsregierung zu übermitteln.

Ihnen, Herr Minister Schreiber, danke ich von Herzen, daß Sie heute als Repräsentant meiner engeren Heimat, des Preußischen Staates, mir in so freundlicher Weise Glück wünschten. Ganz besonders verbunden bin ich Ihnen und dem Preußischen Staatsministerium dafür, daß man mir die Große Goldene Staatsmedaille verliehen hat, die ich hoch in Ehren halten werde.

Besonders erfreut bin ich, die Glückwünsche des Reichsverbandes der Deutschen Industrie aus dem Munde des ersten stellvertretenden Vorsitzenden, des Herrn Frowein, zu vernehmen, mit dem mich engste Zusammenarbeit verband und dem der Reichsverband und ich selbst so viel verdanken.

Herr von Borsig hat dann die Liebenswürdigkeit gehabt, die Glückwünsche der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände auszusprechen. Ich sage ihm dafür herzlichen und aufrichtigen Dank.

Herrn Professor Duden danke ich, daß er mir die Wünsche der chemischen wissenschaftlichen Verbände, deren Wohl mir so sehr am Herzen liegt und die ich zum Teil mit gegründet habe, hier überbrachte.

Auch den Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands, der mir durch seinen Geschäftsführenden Vorsitzenden, Herrn Dr. Pietrkowski, seine Glückwünsche aussprechen ließ, in der stolzen Reihe meiner Gratulanten zu sehen, ist für mich, der ich jahrelang sein Vorsitzender war, von besonderer Bedeutung.

Herrn Carl Friedrich von Siemens danke ich besonders in Erinnerung gemeinsamen Strebens für das Zusammenwirken aller Spitzenverbände im gesamtwirtschaftlichen Interesse. Ich bitte ihn, meinen Dank dem Reichswirtschaftsrat und den wirtschaftlichen Spitzenverbänden zu übermitteln.

Herrn Dr. Krupp von Bohlen und Halbach, der mir für die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft gratuliert hat, bin ich zu ganz besonderem Dank deshalb verpflichtet, weil er sich nach langen Überlegungen und schweren Bedenken dennoch entschlossen hat, im Gesamtinteresse der deutschen Wirtschaft das verantwortungsvolle Amt des Reichsverbandsvorsitzenden zu übernehmen.

Exzellenz Schmidt-Ott, der mir persönlich nahesteht und mit dem ich in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Aufsichtsrates der Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. in Leverkusen jahrelang zusammenarbeiten durfte, danke ich herzlich für die Wünsche, die er mir im Namen der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft überbracht hat. Wenn auch leider die heutigen Zeiten besonders trübe sind, so hoffe und wünsche ich doch, daß es seiner Energie und Tatkraft gelingen möge, dieses für die deutsche Kultur so unendlich wichtige Werk über unsere schwere Krise hinwegzuretten.

Herrn Professor Tillmann danke ich als einem meiner besten Freunde, mit dem mich innige Zusammenarbeit und die Sorge um das Schicksal unserer Hochschulen und unserer Studenten verbinden. Ich bitte ihn, dem Hochschulverband und dem Deutschen Studentenwerk meinen herzlichen Dank zu übermitteln.

Eine besondere Überraschung sind für mich die Worte des Vertreters der Deutschen Studentenschaft. Ich kann Ihnen versichern, daß, so lange wie ich lebe, mein Herz für die deutschen Studenten schlagen wird und ich immer bereit sein werde, wenn mich deutsche Studenten brauchen, zu helfen, wo ich kann.

Für die Wünsche, die mir Herr Geheimrat Friedrich von Müller im Namen eines stolzen Trägers der deutschen Kultur, nämlich der Deutschen Akademie, übermittelte, danke ich herzlich. Ich wünsche und hoffe nur, daß die dringend notwendige Arbeit der Pflege deutscher Kulturgüter weiter erfolgreich fortschreitet.

In besonderem Maße danke ich Herrn Dr. Köttgen, dem verdienstvollen Vorsitzenden des größten technisch-wissenschaftlichen Vereins, des Vereins Deutscher Ingenieure. Ich bin gerührt über die herzlichen Worte, die er für mich am heutigen Tage gefunden hat.

Endlich gedenke ich auch an dieser Stelle mit herzlichem Dank Seiner Magnifizenz des Herrn Professors Holl, der mir schon gestern im Namen und im Auftrag der Technischen Hochschule zu Karlsruhe, deren Ehrensenator ich bin, den Schild dieser Hochschule überreichte.

Ich danke den Vorsitzenden der Deutschen Bunsen-Gesellschaft für angewandte physikalische Chemie, der Deutschen Gesellschaft für chemisches Apparatewesen und der Deutschen Kautschuk-Gesellschaft, der Wissenschaftlichen Vereinigung der Kautschuk-Chemiker und -Ingenieure für die Ernennung zum Ehrenmitglied.

Allen Herren nochmals und immer wieder tiefgefühlten, aufrichtigen und innigen Dank für alles, was sie mir gestern und heute erwiesen haben. Ich habe nichts weiter als meine Pflicht als Mensch, Unternehmer, Wissenschaftler und Staatsbürger getan und werde es bis an mein Ende unermüdlich weiter tun.

Meine Damen und Herren! Der heutige Tag bedeutet für mich nicht nur Geburtstagsfeier und Geburtstagsfreude, er ist auch Schlußstein einer Epoche meines Lebens, auf die ich mit Stolz zurückblicke. Fast sieben Jahre lang durfte ich den Reichsverband der Deutschen Industrie, für dessen Gründung ich mich vor zwölf Jahren begeistert einsetzte, führen. Es waren schwere Zeiten, in denen mir das Steuer anvertraut war. Es ist mir am heutigen Tage eine besondere Freude, sagen zu können, daß es mir auch in den schwierigsten Situationen gelang, die Einheitsfront der deutschen Industrie nach jeder Richtung hin zu erhalten. Ich kann heute mit Genugtuung feststellen, daß die Wirtschaftspolitik, die der Reichsverband der Deutschen Industrie in den verflossenen sieben Jahren getrieben hat, richtig war. Auch freue ich mich,

hier bekennen zu können, daß fast alle Beschlüsse der Gremien des Reichsverbandes mit Einstimmigkeit gefaßt wurden und daß hierbei jedes Mitglied des Präsidiums, Vorstandes und Hauptausschusses seine persönlichen, eigenen Interessen denjenigen der Allgemeinheit untergeordnet hat.

In besonderem Maße gedenke ich hier der Verdienste meiner Stellvertreter im Präsidium und der Herren der Geschäftsführung, an ihrer Spitze Geheimrat Kastl und Dr. Herle. Diesen Herren bin ich gerade am heutigen Tage zu ganz besonderem Danke verpflichtet. Sie sind es doch, die in dem wirtschaftlichen Kleinkrieg der letzten Jahre nach innen und außen in vorderster Front standen und unermüdlich und mit größter Tatkraft Lebens- und Arbeitsmöglichkeit für die deutsche Industrie und für die deutsche Gesamtwirtschaft erkämpften. Sie haben sich nicht dadurch entmutigen lassen, daß unsere Warnungen und Vorschläge immer und immer wieder in den Wind geschlagen wurden. Sie können es heute erleben, daß in der Öffentlichkeit und an allen maßgebenden Stellen die Argumente der deutschen Industrie Anerkennung finden.

Sieben schwere Jahre sind überstanden. Ich wünsche meinem Nachfolger, Herrn Krupp von Bohlen und Halbach, den wir heute früh einstimmig zum Vorsitzenden gewählt haben, daß diesen sieben mageren Jahren sieben bessere folgen. Möge eine Zeit kommen, in der die deutsche Wirtschaft auf der Basis, die wir aus dem Chaos der Nachkriegszeit und in den Stürmen der Inflation aufgebaut und nach bestem Wissen und Können gegen die Angriffe von innen und außen verteidigt haben, zu neuer Blüte emporsteigt.

Ich bin mir darüber klar, daß zu diesem Ziel noch ein weiter Weg zu gehen ist. Gilt es doch, Probleme zu lösen, die mit besonderer Wucht in diesen Monaten auf uns Deutsche, aber auch auf die übrigen Völker Europas, ja der ganzen Welt hereinstürmen.

Gestatten Sie mir, daß ich eines dieser Probleme, das schon Herr Frowein gestreift hat und das mir gerade für unser deutsches Volk besonders bedeutsam erscheint, heute herausgreife.

Meine Damen und Herren! Wir Unternehmer haben in Deutschland vor dem Kriege eine blühende Wirtschaft aufgebaut. Nach den Verheerungen des Weltkrieges mußten wir von neuem unsere ganze Kraft auf die Wiederherstellung des wirtschaftlichen Apparates richten. Wir glaubten unsere Aufgabe zu erfüllen, wenn wir die materielle Grundlage für die Existenz unseres Volkes sicherstellten. Da plötzlich mußten wir erkennen, daß unser wirtschaftliches Wollen und Handeln im Volke, vor allem bei der Jugend, nicht mehr das Verständnis fand, das zum Erfolg nötig ist. Ich sehe dabei ab von zahlreichen Grenzfällen mißbräuchlicher Wirtschaftsführung, die zu berechtigter Kritik Anlaß geben, in keinem Wirtschaftssystem aber zu vermeiden sein werden. Ich meine die Grundhaltung.

Die zwangsläufig nüchterne und materialistische Behandlung ökonomischer Dinge, wie sie für den in der Wirtschaft tätigen Menschen Voraus-

setzung, und die Bedeutung, die die wirtschaftlichen Probleme im Leben jedes einzelnen in der Not der Nachkriegszeit, der Verwirrung der Inflation und im Ernst unserer Tage gewonnen haben, ließen nicht den nötigen Raum für die ausreichende Pflege kultureller Dinge und erzeugten eine Grundhaltung, die man mit dem Schlagwort „Materialismus“ zu bezeichnen gewohnt ist. Zweifellos ließ diese materialistische Auffassung, die lediglich und allein bei der Bewältigung wirtschaftlich-kaufmännischer und technischer Probleme am Platze sein kann, im kulturellen Leben des Volkes eine Leere und Öde entstehen, zumal ein notwendiges Korrelat des Materialismus, der wirtschaftliche Erfolg, in zunehmendem Maße bedingt durch die Gewalt der Umstände, zurückging. Als Reaktion entstand nun eine Art Neoromantik, eine Sehnsucht nach Innerlichkeit, eine Jagd nach neuen Idealen.

Die Staatsidee rückt wieder in den Vordergrund. Der Dienst für die Nation übertrifft wieder die Wertung wirtschaftlichen Erfolges. Vor allem in unserer jungen Generation finden wir in ausgeprägtem Maße diese Sehnsucht nach Idealen, die die Not des Alltags überdecken, die Opfer, Mühe und Arbeit veredeln. Es ist begreiflich, daß dieses Sehnen und Streben in der materiellen Struktur der Wirtschaft allein die erhofften Ideale nicht findet. Die Erkenntnis dessen schafft Animosität und Abwehrstellung.

Aber, meine Damen und Herren, die Wirtschaft hat niemals und kann niemals die Aufgabe haben, Ideale zu geben. Sie hat nüchtern und sachlich für die Befriedigung der materiellen Lebensbedürfnisse des Volkes Sorge zu tragen, wie es dem Sinn allen Wirtschaftens entspricht. Dies allein ist ihre Funktion, und sie erhebt nicht darauf Anspruch, das Wichtigste im Leben der Menschen zu sein. Für ihre wesensgemäße Funktion braucht sie aber Verständnis im Volk.

Den Unternehmern und allen verantwortlichen Persönlichkeiten in der Wirtschaft obliegt es auf der anderen Seite, durch verständnisvolle Förderung einer geistigen Grundhaltung unseres Volkes auf einer weit höheren Basis, als sie der Materialismus je zu geben vermag, zum Durchbruch zu verhelfen. Ich bin der festen Überzeugung und möchte das gerade am heutigen Tage besonders betonen, daß unser deutsches Volk nur dann die zweite Blüte erleben wird, wenn der deutsche Mensch wieder seine deutsche Seele findet, wenn dem Gegeneinander ein Füreinander, dem Ringen um die Macht im Staate ein Ringen um die Macht für den Staat folgt.

Meine Damen und Herren! Unser ehrwürdiger, hochverehrter Herr Reichspräsident ist uns hierin ein leuchtendes Vorbild im Dienst am deutschen Vaterlande. Ich möchte Sie bitten, mit mir einzustimmen in den Ruf: Unser geliebtes deutsches Vaterland und unser höchster Führer, Reichspräsident von Hindenburg, sie leben hoch, hoch, hoch! (Lebhafter Beifall.)

(Die Versammlung singt die Nationalhymne.)

Feier der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität aus Anlaß des 70. Geburtstages von C. Duisberg in Bonn am 27. September 1931.

(Bonner Zeitung Nr. 121 vom 29. September 1931.)

Die Feier begann in der alten Weise. Erst zogen feierlich die Chargierten der Studentenverbindungen ein, trotz der großen Ferien doch wohl mit 18 Fahnen; dann folgten in würdigem Zug, geleitet von Szepter tragenden Pedellen, der Lehrkörper mit dem Rektor und dem Jubilar an der Spitze, von ehrwürdigen Orgelklängen (Präludium und Fuge B-Dur, J. S. Bach) begrüßt. Was dieser Feier aber ein noch ganz besonderes Gepräge gab, das war der warme, herzliche Ton des Rektors und die tiefinnerliche Freude der ganzen Hörschaft, als Dr. Duisberg mit der Kette der Ehrensensatoren geschmückt wurde, und dann das Wort ergriff, um mit einem Bekenntnis als echter deutscher Professor zur Freiheit der Wissenschaft, mit freien Lehrern an freien Universitäten zu endigen. Unter den Klängen der Pastoralsonate von J. Rheinberger, vorgetragen von Lektor Bauer, verließen die Professoren mit dem neuen Ehrensensator die Aula.

Nach der Ansprache des Rektors Professor Dr. Konen ergriff C. Duisberg das Wort zu folgenden Ausführungen:

Sehr verehrte Magnifizienz!

Liebe Kollegen! Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Rektor und Senat der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn sage ich meinen innigsten und tiefgefühltesten Dank für die außerordentliche Ehre, die Sie mir durch die Verleihung der Ehrensensatorwürde erwiesen haben. Meine Freude ist durch zwei Momente besonders gesteigert: Erstens weil ich weiß, daß gerade die Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn mit der Verleihung ihrer Ehrungen in höchstem Maße zurückhaltend ist. Bin ich doch, wie Magnifizienz Konen mir sagte, der einzige lebende Ehrensensator. Zweitens weil mir gerade Bonn als die Universität meiner engeren Heimat ganz besonders am Herzen liegt. Ich bin stolz darauf, daß ich Hilfe, Förderung und öffentliches Interesse für die deutschen Hochschulen, besonders von Bonn ausgehend durch die Gründung der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Bonner Universität, entscheidend und beispielgebend beeinflussen konnte. Sie haben mich heute als Ehrensensator in den Senat aufgenommen. Magnifizienz Konen hat mir die Pflichten, die ich als Ehrensensator zu beachten habe, klar vor Augen geführt. Ich werde mich bemühen, den Erwartungen zu entsprechen.

Meine Damen und Herren! Ich muß nun allerdings bekennen, daß Sie wohl vielleicht doch etwas leichtsinnig waren, denn Sie kennen mich als Unternehmer, Wirtschaftspolitiker und Mensch. Aber ich habe mir sagen lassen, daß in den Senatssitzungen auch Hochschulpolitik in großem Stile getrieben wird. Dazu habe ich mich bisher noch nicht geäußert. Ich glaube, daß ich es Ihnen schuldig bin, am heutigen Tage meine Auffassung zu den wichtigsten Hochschulproblemen zu skizzieren. In einem gutgeleiteten Staat nehmen die Hochschulen als die entscheidenden Pflanzstätten der kulturellen und wirtschaftlichen Entfaltung des Volkes eine bevorzugte, geachtete und

freie Stellung ein. Der Staat faßt eine seiner Hauptfunktionen, nationales Kulturgut zu erhalten und zu mehren, den Hochschulen gegenüber dahin auf, daß er sie selbständig wirken läßt, sie, die aus Jahrhunderte alter Tradition und Erfahrung und aus der Unmittelbarkeit des aufs feinste differenziert pulsierenden Lebensstromes nationalkulturellen Schaffens dazu berufen sind, ihre Angelegenheiten selbst in stolzer und freier Selbstverwaltung zu erledigen.

In einem gutgeleiteten Staate beschränken sich die Staatsorgane darauf, darüber zu wachen, daß die freie Entfaltung der Kultur an den Hochschulen nicht gehemmt wird und auf der anderen Seite die lebenswichtigen Interessen der gesamten Nation keine Einbußen erleiden. In einem gutgeleiteten Staate sehen ferner die Staatsorgane in dem Hochschuldozenten den berufensten Träger der kulturellen Entwicklung, den Mann von einzigartiger Prägung. Sie sehen in dem Studenten den jungen Menschen, den es drängt, sich aus seiner Generation herauszuheben und vorwärts zu streben, um in dem Ringen um Wissen und Können zum wertvollen Bürger des Staates heranzureifen. In dieser Epoche, die sich einschiebt zwischen den systematisierten Zwang der Mittelschulen und die Normalisierung der späteren Berufsarbeit, sollen die Fesseln fallen und die Saiten im jungen Menschen zum Erklingen kommen, die den Grundton einer Harmonie der Persönlichkeit bilden, die später auch dann noch schwingen und inneren Reichtum geben, wenn Tages- und Berufsarbeit ernüchternd und normalisierend wirkt. Dazu muß aber der junge Student sich frei fühlen und frei sein. Er muß ebenso wie die Dozenten seine Angelegenheiten im Rahmen einer im gesamten Interesse notwendigen akademischen Disziplin, der er sich mit seiner Immatrikulation freiwillig unterwirft, selbst verwalten und selbst mit darüber entscheiden können.

Meine Damen und Herren! Wenn Sie mit mir das derzeitige Verhältnis zwischen Staat und Hochschulen überblicken, können Sie nur noch Annäherungswerte an die eben genannte Charakterisierung feststellen. Die Dinge haben sich bei uns heute so zugespitzt, daß die vornehmsten Kulturträger, die Hochschulen, verändert zu werden drohen, daß die deutschen Studenten in eine Oppositionsstellung zum Staat gedrängt werden, und dies in einer Zeit, in der die deutsche Jugend sich den Staatsbegriff als Ideal erobern möchte, in der sie sich fast mit der höchsten Ausdrucksform der organisierten Gemeinschaft identifizieren möchte, in der sie Staat = Nation setzt.

Meine Damen und Herren! In einer Zwangsjacke parteipolitisch bedingter Gesetze würden weder Hochschullehrer noch Hochschulforschung gedeihen können. Statt stolz zu sein, in Deutschland den Typus des forschenden Lehrers und des lehrenden Forschers zu besitzen, um den uns die Welt beneidet, versucht man, wie ich das Gefühl habe, ohne Zweifel auch aus persönlichen Ressentiments und aus parteipolitischen Gründen, dem Lehrer die Freude und Sorglosigkeit durch Verengung der materiellen Grundlage zu nehmen und dem Forscher die notwendigen Mittel seiner Arbeit vorzuenthalten; statt in der jungen Generation die deutschen Menschen zu sehen, die unsern

Staat, den wir mühevoll über die Stürme der letzten zwei Jahrzehnte gerettet haben, wieder zu neuer Blüte führen sollen, die aus dem Reichtum des Erlebens und Strebens an den Hochschulen die Kräfte schöpfen sollen, die unserem Volke wieder Glauben und Ideale geben, sehen Hochschulminister in der Studentenschaft ein Objekt kollektivistischer Reglementierung.

Meine Damen und Herren! Niemals haben wir es deutlicher gesehen als in diesen Tagen, wie sehr unser Volk schöpferischer Persönlichkeiten bedarf. Eine Kollektivierung und Politisierung der Hochschulen, die mit der Ernennung von Dozenten nach Parteigesichtspunkten beginnt und sich in Verärgerung der Dozentenschaft und Unterdrückung der Studentenschaft fortsetzt, ist nur allzu sehr dazu geeignet, den tragenden Grundpfeiler unseres kulturellen Lebens zu sprengen. Aus freien Hochschulen staatlich reglementierte Erziehungsanstalten zu machen, ist keine Kunst; es wird aber eine Kunst sein, von diesem Gebilde dann kulturelle Leistungen zu erwarten. Gerade als Wirtschaftler sehe ich in dieser Entwicklung eine außerordentlich große Gefahr, nicht nur für unsere Wirtschaft, sondern auch für unser deutsches Volk und Vaterland. Nur geistige Leistungen werden uns wieder zur Größe führen können. Genies kann man aber nicht züchten. Die Großtaten deutschen Geistes in der Vergangenheit und in der Zukunft bedurften und bedürfen freier Dozenten und freier Studenten an freien Hochschulen.

Feier des 70. Geburtstages von C. Duisberg verbunden mit dem Jubilarfest am 28. September 1931 im Fabrikkasino der I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft in Leverkusen.

(Gedruckter Bericht.)

Liebe Freunde und Kollegen!

Ich danke Ihnen von Herzen für die freundlichen Worte, die hier durch Herrn Buchloh, unseren Vorsitzenden, zum Ausdruck gekommen sind. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht mehr getan, als meine Pflicht, und ich werde es bis zu meinem letzten Atemzuge genau so halten. Ich bin 70 Jahre alt geworden, ohne auch dazu etwas zu können. Ich sage: von Gottes Gnaden! Aber ich denke am heutigen Tage zurück an das, was hinter mir liegt und kann mit Freude feststellen, daß alles das, was ich plante, mir wohl gelungen ist.

Es freut mich, Sie alle hier in diesem festlichen Saale begrüßen zu können, Sie, die alten Jubilare, und Sie, die neuen Jubilare, die alle hierher gekommen sind und jetzt bereits zwei kriegsstarke Bataillone bilden, mit denen wir als treue Garde alle Kämpfe bis zum letzten Atemzuge bestehen werden. Denken wir daran, daß wir durch schwere Zeiten hindurchgegangen sind und daß vielleicht noch schwerere kommen können. Wir lassen trotzdem den Mut nicht sinken. Wir haben schon Schlimmeres erlebt. Ich erinnere nur an die Inflation. Wir müssen durchkommen und werden durchhalten. Mein Optimismus bleibt unverändert bestehen. (Bravo!)

Ich freue mich aber auch, daß die Männergesangvereine von Elberfeld und Leverkusen und auch die Orchester, das Philharmonische und das große Blasorchester, uns hier wieder so wundervoll ihre Künste gezeigt haben. Ich denke zurück an die Zeit, als wir unseren Orchesterverein gründeten. Es sind viele, viele Jahre her. Doch was im Anfang für Töne geblasen wurden — ich habe mir die Ohren zuhalten müssen —, das ging auf keine Kuhhaut. (Heiterkeit.) Aber nunmehr haben wir ein vollkommenes Orchester, das so gut spielt, wie es keine Militärmusik besser machen kann. Auch das Philharmonische Orchester liefert uns die schönsten Vorführungen, wenn wir uns im Erholungshaus zum Konzert der Oratorien-gesellschaft zusammenfinden. Ich freue mich dessen. Ich freue mich des Gesangs. Ich freue mich der Musik. Möge es denn so bleiben, daß wir immer in Harmonie zusammenarbeiten. Mögen wir alle, die wir hier vereint sind, bedenken, daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer zusammengehören, daß sie immer zusammenhalten müssen, und daß wir nur so unser Ziel erreichen und durch die Wirrnisse der Zeit hindurchkommen, daß wir nur in Einigkeit die schwere Zeit, die vor uns liegt, überwinden werden.

So hoffe ich denn, daß Sie uns zur Seite stehen und dazu beitragen werden, daß Leverkusen Vorbild ist für die ganze I. G. Farbenindustrie, Vorbild nach jeder Richtung hin; sowohl in bezug auf Organisation, angewandt auf Angestellte und Arbeiter, wie auch in bezug auf das, was geleistet wird. (Beifall.) Freuen wir uns, daß wir heute noch beinahe vollbeschäftigt sind, auch wenn wir verkürzte Arbeitszeit haben. Freuen wir uns, daß wir in allen Räumen arbeiten können, daß nichts brach liegt. Ich hoffe und wünsche, daß die I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft weiter vorwärts und nicht rückwärts schreitet.

In diesem Sinne, meine hochverehrten Herren, bitte ich Sie, einzustimmen in den Ruf: „Die I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft, Werk Leverkusen, sie lebe hoch, hoch, hoch!“ (Lebhafter Beifall.)

Festakt der I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft anläßlich des 70. Geburtstages von C. Duisberg am 29. September 1931 in Leverkusen.

(Aus dem gedruckten Festbericht.)

Ew. Magnifizenzen!

Meine sehr verehrten, lieben Kommilitonen!

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Es fällt mir heute das Wort Hans Sachs' ein: „Euch macht Ihr's leicht, mir macht Ihr's schwer, Ihr gebt dem Alten zuviel Ehr.“ Nie in meinem Leben hätte ich gedacht, daß mein Geburtstag ein solches Füllhorn von Ehrungen, Geschenken, Adressen, Blumen und allem möglichen über mich ausgießen

würde. Ich stehe tief erschüttert und ergriffen hier vor Ihnen. Ich weiß nicht, wie ich Worte des Dankes finden soll, die ausreichen, um alles das auszudrücken, was ich empfinde. Nehmen Sie daher meinen innigen, herzlichen, aufrichtigen und tiefgefühlten Dank für alles das, was Sie mir erwiesen haben, entgegen, auch heute an diesem Familienfest.

Herr Dr. vom Rath war so freundlich, im Namen der Herren des Aufsichtsrates und Verwaltungsrates zu sprechen, mit denen ich schon eine ganze Reihe von Jahren verbunden bin. Ich freue mich ganz besonders, Vorsitzender des Verwaltungsrates zu sein, wo wir in monatlichen Sitzungen und häufigen Zusammenkünften die Geschicke der I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft zwar nicht lenken und leiten, aber beaufsichtigen. Ich bin Ihnen deshalb zu großem Dank verbunden, daß Sie bei meinem bedeutsamen Lebenswechsel hier vertreten sind und mir die herzlichen Glückwünsche ausgesprochen haben. Ich darf dabei nicht vergessen, daß Sie mich mit einem herrlichen Geschenk hochofrennt haben, das meinen Japanischen Garten zieren wird. Sie werden nachher Gelegenheit haben, es zu bewundern.

Sodann sage ich meinem lieben Freund und Kollegen Krekeler, dem Vorsitzenden der Betriebsgemeinschaft Niederrhein, herzlichen Dank für die freundlichen und liebenswürdigen Worte, die er an mich gerichtet hat. Ich danke ihm ganz besonders, daß er als mein Nachfolger hier immer in meinem Sinne gewirkt und gestrebt hat, in dem Sinne nämlich, nach jeder Richtung hin wirtschaftlich, sparsam und doch dabei fortschrittlich zu arbeiten und die Interessen der Beamten und Arbeiter ebenfalls mit zu berücksichtigen. Daß die menschliche Einstellung bei der Arbeit hier in Leverkusen stets zur Geltung kommen soll und muß, das war mein Wunsch und wird mein Wunsch immer bleiben. Ich danke auch für die herrliche Bronze, die Sie mir verehrt haben. Ich kenne ja den Bildhauer, der sie geschaffen hat, Herrn Professor Lederer, sehr gut und bin überzeugt, daß sie etwas vorzügliches werden wird. Sie wird mir eine teure und liebe Erinnerung an den heutigen Tag sein.

Sodann mein lieber Freund und Kollege, so will ich ihn heute auch nennen, Herr Geheimrat Schmitz, der hier die I. G. und, was ich im stillen hoffe, auch den Zentralausschuß der I. G. vertreten hat. Ich bin ihm zu großem Dank verbunden, daß er mir die Wünsche des Vorstandes in Vertretung des leider durch Krankheit verhinderten Herrn Bosch ausgesprochen hat. Wir wollen hoffen, daß Herr Bosch recht bald wieder frisch und gesund an die Spitze der I. G. treten kann, um die gerade in dieser Zeit so wichtigen Geschäfte zu leiten. Herr Geheimrat Schmitz hat mir aber eine ganz besondere Freude damit gemacht, daß er mir in dieser Notzeit hunderttausend Reichsmark zur Verfügung stellte, welche ich meinem Wunsche entsprechend nun verwenden soll. Ich werde mir überlegen, wie ich sie verteile; es ist sehr leicht, den geeigneten Weg zu finden. Viele werden sicherlich kommen und darum bitten, wenn sie hören, daß diese Summe in meiner Hand ist.

Und nun mein lieber Adoptivneffe Waldemar von Böttinger, der Vertreter der Familie und Sohn meines lieben Freundes Henry Th. v. Böttinger.

Er hat erwähnt, daß ich es für meine Pflicht und ein Bedürfnis hielt, auf den Grabstätten der drei besten Freunde, die ich je gehabt habe in den Farbenfabriken, dem Onkel meiner Frau, Herrn Carl Rumpff, der leider schon mit fünfzig Jahren verstarb, und dann auf der Gruft von Henry Th. v. Böttinger und dem Grabe von Friedrich Bayer einen Kranz niederzulegen. Ich habe dasselbe auch an den Gedenktafeln auf dem Friedrich-Bayer-Platz hier in Leverkusen getan und dabei des Gründers unserer Firma, Friedrich Bayer, ebenfalls gedacht. Ich habe es getan aus dem Gefühl heraus, daß ich persönlich mit diesen Freunden verbunden war und daß ich nicht das hätte schaffen können, was ich geleistet habe, ohne diese drei Freunde. Wir haben eine Gemeinschaft gebildet, in der wir alle zusammen wirkten. Der eine wurde fortgerissen von dem anderen. Friedrich Bayer war der Bedächtige, Henry v. Böttinger war der Stürmende, und ich war das ausgleichende Mittelding. (Heiterkeit, Beifall.) Also, lieber Waldemar, nimm meinen herzlichen Dank entgegen. Ich bleibe Dein alter Onkel und treuer Freund. Und bringe Du mir dieselbe Gesinnung wie bisher weiter entgegen.

Und nun Herr Sparre, der Vorsitzende des Betriebsrats und Vertreter der Arbeiter im Aufsichtsrat. Hat er nicht wie ein Professor hier gesprochen? Wirklich, ich glaube, die Professoren können es nicht besser als er. Und dabei ist er ein schlichter Arbeiter, der die Interessen der Arbeiter warm vertritt, und der hier, was mir ganz besonders wohl tat, darauf hingewiesen hat, daß nur Einigkeit stark macht und daß wir in dieser traurigen Zeit nur vorwärts und wieder in die Höhe kommen werden, wenn wir alle geschlossen demselben Ziel zustreben, daß die Gegensätze verschwinden, die gar nicht vorhanden zu sein brauchten, und daß wir in Deutschland alle fest und treu zusammenhalten. Nochmals herzlichen Dank, Herr Sparre, für die schönen Worte, die Sie an mich gerichtet haben.

Zum Schluß der ersten Rednergruppe sprach dann Herr Dr. Caspari, der treue Eckart unseres Bildungswesens, unserer Vereine und kulturellen Bestrebungen in Leverkusen. Meine Damen und Herren, wer den gestrigen schönen Abend mitgemacht hat, an welchem nicht nur mein Geburtstag gefeiert wurde, sondern auch das jährliche Jubilarfest stattfand, mit den wunderbaren musikalischen Vorträgen der Gesangvereine Elberfeld und Leverkusen und den vortrefflichen Vorträgen des Orchestervereins und des Philharmonischen Orchesters, dem hat das Herz im Leibe gelacht. Es war eine solch wunderbare Feier, wie man sie sich schöner gar nicht denken kann. Ich wünsche, daß sich alle Angehörigen der I. G., die ihr Jubiläum feiern — 2000 sind es jetzt in Leverkusen schon —, in Jubilarvereinen zusammenfinden. 140 Neujubilar wurden in diesem Jahre aufgenommen. Das ist die treue Garde, die wir besitzen, auf die wir stolz sind.

Herr Oberpräsident, Sie waren so liebenswürdig, mir hier die Grüße und Wünsche der Rheinprovinz darzubringen. Ich bin ein Kind der rheinischen Heimat, insbesondere meines geliebten Bergischen Landes. Das ist nun nicht so ganz Rheinland, sondern eine Mischung von Westfalen, also den Nieder-

sachsen mit den Rheinländern. Ich freue mich von Herzen, daß Sie diese Art charakterisiert haben durch den gesunden Optimismus, der sowohl dem Rheinländer wie auch mir persönlich zu eigen ist. Die Zeit ist schlimm, sehr schlimm, aber es geht ja allen anderen Nationen nicht besser, vielleicht etwas besser. Aber seitdem man dem englischen Pfund den Goldstandard entzogen hat, fängt auch England an zu fühlen, daß die Not der Zeit besonders groß ist. Wir Deutschen und alle anderen Nationen müssen darunter leiden. Das wird hoffentlich Veranlassung sein, daß wir nun gemeinsam beraten und beschließen, was geschehen soll, um die großen Schäden abzuwehren, die das Fallen des englischen Pfundes um 15 oder 20% veranlaßt hat. Es muß schnell gehandelt werden. Wir müssen wieder konkurrenzfähig mit den Engländern auftreten können, sonst ist es um unseren Export geschehen. Infolgedessen hoffe ich zuversichtlich, daß auch hier wiederum ein gesunder Optimismus sich geltend macht, daß wir uns bewußt bleiben, daß so böse Zeiten nach allen Kriegen gekommen sind, daß wir ein arbeitsames, ein fleißiges Volk sind, das bestrebt ist, wieder in die Höhe zu kommen, und auch wieder in die Höhe kommen wird. Davon bin ich felsenfest überzeugt, wenn wir treu und fest zusammenhalten.

Herr Bürgermeister Dr. Claes sprach dann hier für die Stadt Leverkusen, die statt „Wiesdorf“ diesen Namen jetzt seit kurzem angenommen hat. Damit hat der Herr Bürgermeister das erreicht, was ihm oft unangenehm war. Wenn er ins Ministerium kam und dort sich als Bürgermeister von Wiesdorf vorstellte, hatte man meistens keine Ahnung, um welche Stadt es sich handelte. Wenn er aber sagte: Leverkusen, so wußte jeder, woher er kam. Infolgedessen hat die Stadt diesen Namen Leverkusen angenommen, und wir sind stolz darauf, ich besonders deshalb, weil ich Ehrenbürger dieser Stadt bin. Ich bin auch stolz darauf, daß das Realgymnasium den Namen „Carl Duisberg“ trägt, und ich bin endlich stolz darauf, daß diese Stadt sich in langsamer, aber steter Entwicklung befindet und bereits eine Stadt von 42 000 Einwohnern ist, während sie vor 40 Jahren kaum 1000 Einwohner hatte. Das ist eine richtige amerikanische Entwicklung, die sich hier vollzogen hat. Sie ist im wesentlichen hervorgerufen dadurch, daß wir unser Werk von Elberfeld nach hier verlegten, oder besser gesagt, erweiterten, denn das Werk in Elberfeld besteht nach wie vor und ist schöner und größer geworden, als es früher war. Der Herr Bürgermeister hat mir eine wundervolle Plakette überreicht, die mir große Freude machen wird und die mich dauernd erinnern soll an die schönen Tage, die wir hier verbracht haben. Ich danke ihm von Herzen für seine Glückwünsche und für die wunderschöne Plakette.

Seine Magnifizenz, der Herr Rektor Koernicke, sprach dann im Namen der rheinischen Hochschulen und schloß die Universität Marburg mit ein. Nach Marburg bin ich gekommen, ohne jede Veranlassung, fast unbewußt. Mir wurde gelegentlich von der Studentenhilfe in Dresden ein Haus mit Grundstück angeboten. Ich habe es gekauft und als Studentenheim eingerichtet, während es vordem eine Knabenschule war. Am Tage der Einweihung

dieses „Dr. Carl-Duisberg-Hauses“ war ich nun zum ersten Male in meinem Leben in Marburg. Mich verbanden keine, aber auch gar keine Beziehungen mit Marburg, weder geschäftliche noch wissenschaftliche. (Heiterkeit.) Und so ist deshalb auch Seine Magnifizenz, der Herr Rektor der Marburger Universität, mit den Rektoren der rheinischen Hochschulen hier vertreten. Ich danke den Magnifizenzen, daß sie mir ihre Glückwünsche dargebracht haben. Sie kennen ja mein Herz. Es gehört den Hochschulen, es gehört der Studentenschaft. Es wird immer dasselbe bleiben. (Zu den Chargierten gewandt:) Ich bleibe Vater der Studentenschaft. Sie sind meine Söhne; wenn Sie einen Wunsch haben, kommen Sie zu mir. (Beifall.) Also nochmals allerherzlichsten Dank auch für die freundlichen und liebenswürdigen Glückwünsche.

Dann war ich erstaunt, hier beinahe den ganzen Vorstand der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte zu sehen, nämlich drei Vorsitzende und die beiden Geschäftsführer, die alle gekommen sind, mir ihre Glückwünsche zu übermitteln. Ich danke den Herren von ganzem Herzen dafür. Wenn ich beinahe 25 Jahre Schatzmeister der Gesellschaft, und damit außer den Geschäftsführern das einzige ständige Mitglied des Vorstandes war, während die Vorsitzenden immer von drei zu drei Jahren wechseln, so sehen Sie daraus, welche Bedeutung in diesem Sinne der Schatzmeister als Träger der Tradition hat. Ich habe auch versucht, die Gesellschaft stets nach besten Kräften zu vertreten. Nunmehr muß ich, nachdem ich 70 Jahre alt geworden bin, dieses Amt in andere Hände legen. Hoffentlich wird mir die Naturforschergesellschaft ein freundliches Andenken bewahren. Also nochmals herzlichen Dank.

Dann kam, ohne auf dem Programm vermerkt zu sein, mein lieber Freund Dr. Silverberg. Ich dachte, na, was hat er denn vor? Ich hätte in meinem Herzen nie daran gedacht, daß mich die Braunkohlenindustrie zu ihrem Ehrenmitgliede ernennen würde. Das hat sie nun getan, und Herr Dr. Silverberg hat dies in wunderschönen Worten ausgedrückt. Ich danke ihm dafür und freue mich vor allem, daß auch er heute hier ist. Ich danke ihm auch für den rührenden Brief, den er mir geschrieben hat. Also nochmals, lieber Freund Silverberg, allerherzlichsten Dank.

Nun eröffnet die Wirtschaft den Reigen der letzten Gruppe. Zuerst kam der erste stellvertretende Vorsitzende der Industrie- und Handelskammer zu Solingen, Herr Wuppermann. Als ich 1912 nach Leverkusen zog, wurde ich kurze Zeit darauf Mitglied der Handelskammer zu Solingen und nach einigen Jahren, als der damalige Vorsitzende, Herr Beckmann, starb, auch Vorsitzender der Kammer. Ich muß Ihnen bekennen, nichts macht mir so viel Freude, als auf diese Weise Gelegenheit zu haben, allmonatlich zu meinen bergischen Jungens, den „gottverdammichten bergischen Donnerkiels“ in Solingen zu gehen, zu diesen schlichten, einfachen, braven Männern, meist aus kleinen Anfängen wie ich hervorgegangen, die sich emporgearbeitet haben, die sich den Wind der Weltwirtschaft um die Nase wehen ließen, die verschiedene Sprachen sprechen, die in den Ländern ihres Absatzes, meist Südamerika, gewesen sind,

und die ein umfassendes Gebiet beherrschen, das wohl einzigartig in Deutschland dasteht. Als es sich darum handelte, die kleinen Handelskammern zu größeren zusammenzuschließen, da habe ich, allerdings mit dem warmen Herzen, das ich nun einmal für das Bergische Land habe, den Standpunkt vertreten, daß die zwar kleine, aber wichtige Handelskammer zu Solingen unter allen Umständen erhalten bleiben müsse, denn mit ihr verbunden ist eine ganz außerordentlich große Zahl von Betrieben, die nur ganz wenige Arbeiter haben und die die Handelskammer so nötig brauchen wie das tägliche Brot. Also, Herr Wuppermann, nehmen Sie nochmals meinen herzlichsten Dank entgegen. Mit besonderer Freude denke ich an den wunderschönen Abend zurück, den mir die Handelskammer nach unserer letzten Sitzung gegeben hat, als zu meiner Überraschung auch meine Familie erschien, von der ich mich mittags verabschiedet hatte, und an dem zum Schluß charakteristische Moritatsbilder vorgeführt wurden.

Dann erschien der Zweckverband der drei Handelskammern Wuppertal, Düsseldorf und Solingen. Es war bei uns im Bergischen Land nicht möglich, wie man zuerst gewollt, zwei oder drei Handelskammern zusammenzuschließen. Dies wäre auch nicht zweckmäßig gewesen. Da haben wir nun versucht, für die allgemeinen großen Fragen die drei Handelskammern zu einem Zweckverband zusammenzubringen. Das gelang vor anderthalb Jahren. Ich bin stolz darauf, daß man mich zum Vorsitzenden ernannt hat, um so mehr, als ja nun meine Heimatskammer Wuppertal, die mir ganz besonders am Herzen liegt, mit zu dem Zweckverband gehört. Ich spreche Herrn Ziersch meinen besten Dank für seine Glückwünsche aus. Sie werden mich, solange ich Vorsitzender der Handelskammer zu Solingen bin, bereit finden, auch den Vorsitz wieder zu übernehmen, wenn ich turnusgemäß an der Reihe bin.

Dann betrat das Podium der Vorsitzende des Arbeitgeberverbandes im bergischen Industriebezirk und erinnerte mich an die Zeit, als wir diesen Verband gründeten. Es war vor ca. 30 Jahren. Damals spitzten sich die Gegensätze immer mehr zu, auf der einen Seite die Gewerkschaften, auf der anderen Seite die Arbeitgeber. Unser Wuppertaler Verband war einer der ersten Arbeitgeberverbände in Deutschland. Ich bin stolz darauf, daß ich während der Zeit meines Vorsitzes stets dafür gesorgt habe, daß die Arbeitgeberverbände eine reine Weste hatten, daß rechtzeitig, wenn sich irgendwo Mißstände bei den einzelnen Untergruppen zeigten, sofort eingegriffen wurde. Brach dann ein Streik aus, so standen wir gut da. Ich kann sagen, daß wir keinen Streik verloren und in mehr als zwanzig solcher Streiks gesiegt haben. Also, Herr Herbst, nehmen auch Sie meinen herzlichsten Dank entgegen und übermitteln Sie den Mitgliedern des Verbandes meine besten Grüße.

Und endlich erschien Herr Professor Dr. Bodenstein, der Präsident der Deutschen Chemischen Gesellschaft. An sich hat ja die Gesellschaft ihre Glückwünsche schon in Berlin zum Ausdruck gebracht durch den Mund des Herrn Professor Duden. Aber Herr Professor Bodenstein brachte sie nunmehr in die Form einer wunderbar verfaßten Adresse. Ich bin Ihnen, Herr Professor

Bodenstein, zu großem Danke verbunden. Diese Adresse wird für meine Nachkommen ein wertvolles Zeichen der Erinnerung sein an das, was in gemeinsamer Arbeit in der Deutschen Chemischen Gesellschaft, der Spitzenorganisation der deutschen chemischen Wissenschaft, geleistet und getan worden ist. Sie können fest darauf bauen und rechnen, daß ich Ihnen zur Seite stehe, soweit es mir immer möglich ist, bis an mein Lebensende.

Und lassen Sie mich zum Schluß herzlich gedenken auch meiner Eltern und meiner Großeltern, deren Grab ich heute ebenfalls schmücken ließ. Vor allem möchte ich in diesem Kreise meiner Mutter gedenken, der ich so unendlich viel verdanke, der prachtvollen und klugen Frau, die einer Prophetin gleich mit 88 Jahren geistig und körperlich noch vollkommen frisch war, die in unserer Familie Recht sprach, dem sich jeder beugte, und die noch heute in unserer Familie fast jeden Tag genannt wird, durch irgendein Wort, einen Scherz oder eine Handlung, die sie getan hat, und an die auch meine Kinder hoffentlich weiter denken werden.

Wenn ich so zurückblicke auf diese ganze Zeit, dann kommt mir in Erinnerung der Tag, an dem ich in die Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. eintrat. Ich bezog dort ein kleines Laboratorium, das Sie, wenn Sie in Elberfeld in die Fabrik eintreten, gleich links beim Eingang sehen. Es ist heute die Pförtnerstube, ein Raum in kleinsten Dimensionen, mit einem chemischen Arbeitstisch, in dem ich meine Tätigkeit begann, unterstützt durch einen 14jährigen Laboratoriumsjungen, Dornseif — jetzt nennt man sie Laboranten —, der mir bereitwillig zur Seite stand und mir außerordentliche Dienste geleistet hat. Leider ist er vor wenigen Tagen als 62jähriger Vorratskellerverwalter pensioniert worden. Dieses Laboratorium war nun für mich das Schatzkästlein, in dem mich täglich mein lieber Freund Friedrich Bayer besuchte, der fördernd und anregend auf mich wirkte. Es gelang mir dann bald sowohl das Benzdinsulfon als die Benzdinsulfondisulfosäure, eine Erfindung von Peter Griess, dem Vater der Azofarbstoffe, ausfindig zu machen. Damit konnten wir einen wichtigen neuen blauen Wollfarbstoff, das Sulfonazurin D, herstellen. Durch einen merkwürdigen Zufall fiel mir auch das berühmte Benzopurpurin 4 B zu. Man wußte damals noch nicht, daß dieser Farbstoff, im Gegensatz zu den anderen Azofarbstoffen, nicht sofort entsteht, sondern zu seiner Bildung zwei bis drei Tage gebraucht. Ich hatte die beiden Komponenten dieses Farbstoffes, Tetrazoditolyl und Naphthionsäure, wiederholt zusammengebracht, ohne einen brauchbaren Farbstoff zu bekommen. Es war nun meine Gepflogenheit, am Ende jeder Woche mein Laboratorium gründlich aufzuräumen. Dabei wurden alle auf dem Arbeitsplatz befindlichen Bechergläser entleert, gewaschen und gereinigt. Als ich so eines Tages gerade dabei war, ein Becherglas, das mehrere Tage gestanden hatte, auszugießen, fiel mir auf, daß der bis dahin braune Inhalt inzwischen rot geworden war. Als ich das Produkt näher untersuchte, fand ich, daß sich Benzopurpurin 4 B gebildet hatte, und damit war das Geheimnis gelöst.

Nun begann meine Laufbahn. Schon das erste Jahr war erfolgreich, so daß ich im zweiten Jahr bereits eine Tantieme von ungefähr 10000 RM bekam. Die legte ich sofort in Aktien der Farbenfabriken an, die damals ca. 86 standen. Mit diesem Aktienkauf fühlte ich mich als Eigentümer der Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. Ich habe keine Schädigung der Fabrik geduldet. Wo immer ich sah, daß die Interessen der Firma verletzt wurden, trat ich als Eigentümer der Fabrik mit 10 Aktien auf und wehrte ab. Ich trat allen, die unseren Interessen zuwiderhandelten, als junger Chemiker entgegen. Ich bitte alle Herren unter uns, die in unserer Firma mitarbeiten, sich immer als Eigentümer zu betrachten, dann wird es um die Gesellschaft gut bestellt sein.

Dann erweiterte sich mein Kreis. Zuvor versöhnte ich mich mit meinem Lehrer Geuther, mit dem ich auseinandergekommen war. Als ich, nachdem ich dreiviertel Jahr lang als Assistent mit ihm zusammengearbeitet hatte, eine Stelle in der Industrie suchte, wurde mir immer wieder gesagt: Erst müssen Sie Ihr Einjährigenviertel abgedient haben, dann können Sie wiederkommen. Als ich nun Geheimrat Geuther mitteilte, daß ich am 1. Oktober 1883 in das Infanterie-Leibregiment in München eintreten wollte, um meiner Dienstpflicht zu genügen, erwiderte mir der alte Geheimrat: „Ich kann Sie nicht entbehren, und nicht Ihnen, sondern mir allein steht ein Kündigungsrecht zu. Ich habe Ihnen damals, als Sie die Stelle als Nahrungsmittelchemiker in Krefeld annehmen wollten, gesagt: „Dazu sind Sie zu schade, Sie dürfen das nicht tun!“ Ich habe Ihnen dann aus meinen eigenen Mitteln eine Stellung in meinem Laboratorium gegeben. Aber mich jetzt zu verlassen, das ist nicht recht, und ich werde es unter keinen Umständen dulden.“ Daraufhin entstand eine heftige Diskussion. Ich war gerade dabei, einen Kolben zu reinigen, und als mein Lehrer Geuther mein Laboratorium, in dem sich diese Unterhaltung abspielte, ziemlich erregt verlassen wollte, warf ich ihm den Kolben vor die Füße, so daß er in tausend Stücke zersprang. Mit dem klirrenden Glas war auch mein Mut dahin. Ich ging zu meinem Rektor und teilte ihm mit, was geschehen war. Der Rektor beruhigte mich und sagte, daß Geuther kein Recht habe, mich festzuhalten. „Wissen Sie was“, sagte er mir, „die Sache ist halb so schlimm. Doch rate ich Ihnen, sammeln Sie zuvor feurige Kohlen auf sein Haupt, schreiben Sie einen schönen, netten Entschuldigungsbrief, dann können Sie beruhigt gehen.“ Ich erwiderte ihm: „Da kennen Sie Geuther schlecht, der verdirbt mir die ganze Position, so daß ich niemals Offizier werden kann.“ Ich habe getan, was der Rektor mir geraten hat, und Geuther hat nichts gegen mich unternommen. Nach einigen Jahren kam persönlich von ihm ein Brief, in dem er mir mitteilte, er möchte gerne unsere Elberfelder Fabrik besichtigen. Wir haben uns dann bei dieser Gelegenheit ausgesöhnt und im Weidenhof zu Elberfeld hat er mich im öffentlichen Lokal vor allen Leuten umarmt und geküßt, so daß es eine wahre Freude für alle war, die Gelegenheit hatten, die Versöhnungsszene zu beobachten. (Heiterkeit.) Den ersten Assistenten, der mir bewilligt wurde, bezog ich von Jena. Dann stellte ich fort-

laufend immer mehr Assistenten ein, so auch als dritten Assistenten meinen Kollegen und Freund Krekeler. Wissen Sie noch, Herr Krekeler, wie ich Sie in Berlin im Hotel Bellevue examiniert habe? (Direktor Dr. Krekeler: „Ja!“)

So hat sich mein Laboratorium immer mehr erweitert, indem ich einen alten Schuppen, in welchem Holz lagerte, zum Laboratorium hinzuzog. Endlich fehlte es wieder am Platz, und da habe ich dann das große wissenschaftliche Laboratorium gebaut, das heute noch Herr Kollege Hoerlein betreut. Elberfeld ist heute eine Forschungsstätte ersten Ranges geworden, wo Chemie, verbunden mit Physiologie, Pharmakologie und Pathologie, die schönen Präparate herstellt, die alle der Menschheit zum Nutzen gereichen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Das sind so kleine Erinnerungen, die mir heute durch den Kopf gingen. Ich könnte noch viel erzählen. Aber die Zeit ist abgelaufen. Seien Sie alle aufs herzlichste bedankt dafür, daß Sie gekommen sind, mir diesen Tag zu verschönern. Bevor wir aber von hier scheiden, bitte ich Sie, mit mir in den Ruf einzustimmen: „Die Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. und ihre Nachfolgerin, die I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft, sie leben hoch, hoch, hoch!“ (Lebhafter, langandauernder Beifall.)

Männer geben uns ein Vorbild.

(Scherls Magazin, Heft 1, Januar 1932.)

Vorbemerkung der Redaktion: Wir beginnen hier mit einer Artikelreihe, die jenen Männern gewidmet ist, deren Leben aus kleinen Anfängen heraus in die Höhe führte, Männern, die aus eigener Kraft durch ihre Tüchtigkeit und Energie, ihre Intelligenz oder ihren Erfindergeist große Leistungen vollbrachten und zu Schöpfern bedeutender Unternehmen wurden. Wir wollen zeigen, daß es auch in Deutschland amerikanische Lebensläufe gibt, Selfmademen, die denen von U.S.A. in nichts nachstehen und die jedem, der vorwärtszukommen bestrebt ist, ein leuchtendes Beispiel geben. An die Spitze unserer Veröffentlichungen setzen wir den Träger eines in der ganzen Welt gekannten und geachteten Namens, Geheimrat Professor Dr. Carl Duisberg, den hervorragenden deutschen Wirtschaftsführer, der an dem Aufstiege der I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft in hohem Maße beteiligt ist.

Mein Werdegang.

Ich bin aus ganz bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen. Auf dem Schlhof, in der Nähe von Wupperfeld im Wuppertal, betrieben meine Großeltern neben einem kleinen landwirtschaftlichen Betrieb die Seidenbandwirkerei. In einem einfachen Fachwerkhaus stand meine Wiege neben dem Bandstuhl, während meine Mutter dem Vater und seinem Gesellen die Spulen für die Getau (Bandstuhl) fertig machte und das hin- und hersurrende Schiffchen des Bandstuhls mir meine Wiegenlieder sang. Drei Jahre nach meiner Geburt hat sich dann mein Vater mit seinen zwei Brüdern, von denen der eine auch Bandwirker, der andere kaufmännisch ausgebildet war, zur Firma Richard Duisberg & Co. zusammengeschlossen. Diese Firma ließ durch die Bandwirker des Bergischen Landes Seidenbänder fabrizieren und verkaufte sie dann im In- und Auslande. Im Jahre 1884 ist mein Vater wegen Alters aus der Firma ausgetreten und hat sich zur Ruhe gesetzt.

Als ich 5½ Jahre alt war, wurde ich zur Elementarschule geschickt und habe dort das ABC erlernt, um dann drei Jahre später in die lateinlose Realschule zu Wupperfeld, die jetzige Oberrealschule, einzutreten. In Tertia erhielt ich die ersten Chemiestunden, lauschte mit Begeisterung dem Unterricht und war bald der eifrigste und beste Schüler. Jeden Pfennig, den ich von meinen Eltern als Taschengeld erhielt, benutzte ich, um mir Chemikalien zu kaufen und in Medizinfläschchen und Salbentöpfchen in der Waschküche Versuche zu machen. Schon damals faßte ich den Entschluß, Chemiker zu werden, obgleich ich noch nicht einmal wußte, was eigentlich ein Chemiker zu tun hat und wie und wo er Verwendung findet. Das war meinem Vater sehr unangenehm, wollte er doch, daß ich als sein einziger Sohn in die Firma Richard Duisberg & Co. als sein Nachfolger eintreten sollte. Mit Unterstützung meiner Mutter habe ich aber diesen Entschluß durchgesetzt.

Um Chemiker zu werden, also studieren zu können, mußte ich das Abiturientenexamen machen. Das war in Wupperfeld an der Realschule nicht möglich, in der wir als Untersekundaner der Schule das Recht, das Einjährigenzeugnis zu erhalten, durch Ableistung des Examens vor einem Regierungskommissar erworben hatten. Der Unterricht in dieser Schule endete damals noch mit der Obersekunda. Es war daher nötig, daß ich eine andere neunklassige Schule besuchte. Meinem Vater wurde ganz besonders warm die Oberrealschule auf dem Döppersberg zu Elberfeld empfohlen, wo der Direktor Dr. Artopé als guter Chemielehrer und Chemiker stadtbekannt war. So mußte ich jeden Morgen und meist auch abends den mehr als einstündigen Weg von Barmen-Wertherbrücke bis zum Döppersberg in Wind und Wetter zu Fuß zurücklegen. Da die Schule im Sommer schon um 7 Uhr anfang, so mußte ich, um rechtzeitig in Elberfeld zu sein, um ½6 Uhr aufstehen.

Nachdem ich mit 16½ Jahren das Abiturientenexamen bestanden hatte, glaubte mein Vater, ich sei noch zu jung, um schon zur Hochschule zu gehen. Ich wurde daher Schüler der der Elberfelder Oberrealschule angegliederten Fachschule für Chemie. Dort habe ich quali- und quantitative Analysen erlernt und mich in einem sechsmonatigem Kursus so gut für den Hochschulunterricht vorbereitet, daß ich, als ich als Student nach Göttingen kam, unter Professor Hübner bereits im zweiten Semester eine Aufgabe bearbeitet und gelöst habe, die später von einem anderen als Doktorarbeit verwertet worden ist.

Ich verließ dann Göttingen und ging nach Jena, wo ich, erst 20 Jahre alt, auf Grund einer Arbeit über Acetessigester die Doktorwürde der philosophischen Fakultät erwarb. Während meiner Militärzeit in München war ich gleichzeitig im Laboratorium von Adolf v. Baeyer tätig und vollendete mit Professor Dr. von Pechmann eine schöne Arbeit. Am 29. September 1883 wurde ich von dem Aufsichtsratsvorsitzenden der damaligen Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. für diese Firma engagiert. Vor meinem endgültigen Eintritt in diese Fabrik arbeitete ich noch ein Jahr auf der Straßburger Universität. Am 29. September 1884 begann ich meine Tätigkeit in den Farbenfabriken. Schon im ersten Jahre gelang mir die Auffindung eines neuen roten

künstlichen Farbstoffes, des Benzopurpurins, dessen hervorragende Eigenschaften der Fabrik große und lohnende Aufträge eintrugen. Durch weitere Arbeiten entdeckte ich noch zahlreiche andere Produkte, darunter den blauen, ungebeizte Baumwolle anfärbenden Farbstoff, das Benzoazurin. Diese Produkte haben sich neben dem Phenacetin, das ich ebenfalls herstellte und den Grundstein der Pharmazeutischen Abteilung bildete, so erfolgreich eingeführt, daß sie wesentlich dazu beigetragen haben, den Weltruf der Farbenfabriken zu begründen.

In den folgenden Jahren hatte ich die Leitung der wissenschaftlichen Laboratorien der Farbenfabriken. Da die Fabrikationsstätten in Elberfeld mit der Zeit zu klein wurden, so wurde ich mit der Errichtung einer neuen Fabrik in Leverkusen am Rhein beauftragt. Hier ist dann die große moderne chemische Fabrik entstanden, die heute einen wesentlichen Bestandteil der I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft bildet.

**Dankrede anläßlich der Erneuerung des Doktordiploms von
C. Duisberg durch die Mathematisch-Naturwissenschaftliche
Fakultät der Thüringischen Landesuniversität Jena
am 11. Juli 1932.**

(Aus: Ansprachen und Reden anläßlich der Erneuerung des Doktordiploms, Jena 1932.)

Euere Magnifizienz!

Euere Spektabilität!

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Vor kurzem rief mich der Rektor der Universität, Seine Magnifizienz Herr Professor Dr. Esau, telefonisch an und frug mich, ob er und der Dekan der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät zu mir nach Leverkusen kommen sollten, um mir 50 Jahre nach bestandnem Doktorexamen die Erneuerung des Diploms zu überreichen, oder ob ich bereit sei, zu Ihnen nach Jena zu kommen. Da habe ich keinen Augenblick gezögert, sondern mich sofort dahin entschlossen, daß ich das letztere vorziehen würde, weil mir so Gelegenheit geboten sei, die alten und lieben Erinnerungen an meine schöne Studienzeit in Jena wieder einmal aufzufrischen. Sie haben mich nun heute hier in dem mit Blumen und Bildern geschmückten Auditorium des Chemischen Instituts so liebenswürdig und freundlich empfangen und so schöne Worte der Anerkennung gesprochen, daß ich tief gerührt und ergriffen bin. Ihnen allen, die Sie hierher gekommen, und vor allem aber Seiner Magnifizienz, dem Herrn Rektor, und Seiner Spektabilität, dem Herrn Dekan, gestatte ich mir, den allerherzlichsten und tiefempfundenen Dank auszusprechen.

Jena war nicht die erste Universität, die ich besuchte. Ich war vielmehr vorher schon zwei Semester in Göttingen gewesen, und dann erst ging ich nach Jena. Das kam so: Ich war einer der ersten Abiturienten der damaligen lateinlosen königlichen höheren Gewerbeschulen, der späteren Oberrealschulen,

und zwar derjenigen zu Elberfeld, denen es erlaubt war, eine Universität zu besuchen, ohne das Examen eines Realgymnasiums nachzumachen. Ich entschloß mich, der Empfehlung meines Freundes und Kollegen Dr. Ewald Herzog folgend, als sein Nachfolger in Wohnung und Arbeitsplatz im Herbst 1879 nach Göttingen zu gehen. Dort hörte ich Chemie bei Professor Hübner und Dr. Jannasch, Physik bei Professor Riecke, Mineralogie bei Professor Klein, Philosophie und Logik bei Professor Lotze. Gleichzeitig war ich Mitglied des Naturwissenschaftlichen Vereins. Ich konnte schon qualitative und quantitative Analyse. Ich hatte nämlich das Abiturientenexamen bereits Ostern 1878 gemacht. Damals war ich erst 16 Jahre alt. Mein Vater hielt mich für zu jung und schickte mich daher noch zirka 8 Monate auf die der Gewerbeschule angegliederte chemische Fachschule, in der ich von früh bis spät praktisch arbeitete. Dr. Jannasch, der Abteilungsleiter der analytischen Chemie in Göttingen, war sehr überrascht, als ich die qualitativen und quantitativen Probeanalysen sofort gut und geschickt ausführte. Er ließ mich dann noch einige Silikatanalysen machen, in denen er Spezialist war. Dann fing ich an präparativ zu arbeiten, und zwar nicht, wie es das richtige und beste gewesen wäre, in anorganischer, sondern in der organischen Chemie. Professor Hübner, ein Schüler Wöhlers, der sich mit der Konstitutionsaufklärung der aromatischen Verbindungen beschäftigte, meinte nämlich, es sei ebensogut und ich lernte ebensoviel, wenn ich organische statt anorganische Präparate herstelle. Die ersteren aber lieferten ihm das nötige Rohmaterial für seine wissenschaftlichen Arbeiten. Er stellte mir nun die Aufgabe, von der Benzoesäure ausgehend durch Bromieren, Nitrieren und Reduzieren die Beta-Meta-amido-orthobrom-benzoesäure zu machen. Ich erhielt so zuerst ein Gemisch von Alpha- und Beta-Metanitro-orthobrom-benzoesäure. Diese beiden Isomeren wurden getrennt. Dann reduzierte ich die Beta-Metanitroverbindung zur Beta-Metaamido-orthobrom-benzoesäure. In kurzer Frist hatte ich eine größere Menge dieser Amidoverbindung hergestellt. Professor Hübner bemühte sich nun an meinem Arbeitsplatz, die Amidoverbindung in die Bromverbindung überzuführen. Das gelang ihm trotz vieler Versuche nicht. Deshalb machte ich mich eines Tages daran, dies in Abwesenheit des Herrn Professor Hübner zu tun. Und siehe da, der Versuch gelang mir sofort auf Anhieb. Ich wandelte nun die ganze Menge der Amidoverbindung, die ich besaß, in die Bromverbindung um und hatte einen großen Trichter voll dieser neuen Substanz. Wie begreiflich, war ich sehr stolz auf diese meine Arbeit. Als am nächsten Tag Professor Hübner ins Laboratorium kam, sprang ich ihm sofort mit der neuen Substanz entgegen und zeigte sie ihm. Er aber, statt mich zu loben, fing furchtbar an zu schimpfen und erklärte, ich wäre ein leichtsinniger Mensch; ich hätte die ganze wertvolle Substanz, die man mit Gold nicht aufwiegen könne, vertan und müsse nun wieder von vorn anfangen. Das versetzte mich derart in Zorn und Verzweiflung, daß ich, temperamentvoll wie ich war, den Trichter umdrehte, so daß die Substanz mit dem Filter auf den Boden fiel. Dann verließ ich eiligst das Laboratorium. Beim Herausgehen sah ich noch, wie der

Professor am Boden saß und die Substanz wieder auflöfelte. Er hat sich dann, nach Auskunft meiner Kollegen, hingesetzt und festgestellt, daß es wirklich Beta-Metabrom-orthobrom-benzoesäure war.

Am anderen Morgen ging ich zitternd und zagend ins Laboratorium. Als dann der Professor eintrat, kam er sofort auf mich zu, entschuldigte sich, daß er am Tage vorher erregt gewesen sei, und bat mich, ihm zu schildern, wie ich die Umwandlung vollzogen. So hatte ich also meine erste Doktorarbeit schon im zweiten Semester gemacht.

Das damalige Preußische Kultusministerium erließ nun eine Verfügung, daß die Abiturienten der Oberrealschulen nicht ohne weiteres promovieren könnten. Sie mußten vorher ein Examen in Latein ablegen. Das ärgerte mich. Ich schrieb sofort nach Jena, Freiburg und Heidelberg und frug an, ob ich dort als Abiturient einer Oberrealschule, ohne ein Examen in Latein nachzumachen, promovieren könne. Von Jena traf als erste die Antwort ein, die auf „Ja“ lautete, und so entschloß ich mich denn, Göttingen zu verlassen und im Wintersemester nach Jena zu gehen. Auf diese Weise kam ich Herbst 1880 nach Jena und wurde von dem Leiter des chemischen Laboratoriums, Geheimen Hofrat Professor Dr. Anton Geuther, sehr liebenswürdig empfangen. Ich erzählte ihm, was ich gemacht hatte, und erhielt sofort einen Platz im Doktorandenraum. Außerdem belegte ich Kolleg beim Geheimen Hofrat Professor Dr. Schmid in Mineralogie und Geologie und bei Professor Pierstorff in Nationalökonomie. Physik wurde damals in Jena von Professor Schäffer gelehrt, einem alten Herrn, der sich mehr mit der Geschichte der Physik und dem Sammeln von Kuriositäten beschäftigte, als Physik zu lesen. Ich war der erste Chemiker, der Nationalökonomie als Examensfach wählte und daneben auch das Seminar besuchte. Bei Professor Pierstorff, der eine sehr nette Frau, eine Münchenerin, hatte und bei dem ich oft eingeladen wurde, lernte ich im Seminar fleißig debattieren und vertrat den Liberalismus im Kampf gegen den Kathedersozialismus.

Geheimrat Professor Dr. Anton Geuther war ein hervorragender Chemiker und Lehrer. Bei ihm habe ich sehr viel gelernt. Ich verdanke ihm meine guten Kenntnisse in theoretischer und praktischer Chemie, und zwar auf allen Gebieten. Er war empört darüber, daß Professor Hübner mich sofort organisch präparativ hatte arbeiten lassen. Bei Wöhler, bei dem auch er gelernt und Assistent gewesen war, mußte man zuerst anorganische Präparate herstellen. Das verlangte er auch von mir. So lehrte er mich, wie man im Windofen mit Holzkohle, die zuvor mit einer großen Zangenschere nußgroß und rund geschnitten wurde, bei hohen Temperaturen Magnesium, Aluminium usw. herstellen kann. Auch die Liebig'sche Elementaranalyse im Holzkohlenofen statt im Gasofen, wie wir sie jetzt, aber auch schon damals ausführten, mußte ich machen — eine nicht einfache und leichte Arbeit. So habe ich denn noch 1 ½ Semester anorganische und organische Präparate hergestellt und bin dann zur Doktorarbeit übergegangen. Auch hierbei lernte ich Geuther als einen scharf denkenden und gut beobachtenden Chemiker kennen. Zuerst mußte

ich den von ihm zuerst dargestellten Acetessigester machen. Bei dieser Gelegenheit zeigte er mir, daß die Kupfersalze des Acetessigesters grün waren, und sagte mir, daß dies mit der von Frankland und Duppa aufgestellten Konstitutionsformel (Ketonformel) nicht übereinstimme. Die grüne Farbe der Kupferverbindung deute darauf hin, daß keine direkte Beziehung zwischen Kupfer und Kohlenstoff vorhanden ist, denn ist Kupfer mit Kohlenstoff direkt verbunden, so ist die Farbe solcher Körper braun. Folglich mußte schon der Sauerstoff das Bindungsglied zwischen Kohlenstoff und Kupfer bilden. Die Formel des Acetessigesters ist daher als Enol- und nicht als Ketonformel zu schreiben. Er gab mir nun die Aufgabe, dieses zu beweisen. Daraufhin stellte ich die Verbindungen des Mono-, Di-, Tri-, Tetra- und Pentabrom-Acetessigesters her, machte die Kupferverbindungen dieser Körper und erhielt immer grün gefärbte Salze. Als ich dann alkoholisches Ammoniak und später Natrium auf die wasserfreie ätherische Lösung von Monobrom-Acetessigester einwirken ließ, bildete sich eine neue nadelförmige Verbindung, die ich Oxytetrolsäure-äthylester nannte. Später wurde sie als eine von F. Herrmann aus Bernsteinsäureester hergestellte aromatische Substanz, als Succinylobernsteinsäureester, erkannt. So war es mir gelungen, einen neuen Weg von dem der Fettreihe angehörenden Acetessigester zu den aromatischen Verbindungen zu finden, und das war meine Doktordissertation: Beiträge zur Kenntnis des Acetessigesters.

Am 14. Januar 1882, einem Samstag, fand das mündliche Examen in Chemie als Hauptfach und in Mineralogie, Geologie und Nationalökonomie als Nebenfächern statt. Bei den üblichen Doktorbesuchen hatte mir Professor Pierstorff gesagt, er werde mich in drei mit mir vereinbarten Fächern prüfen, auf die ich mich natürlich besonders vorbereitete. Im Examen aber hatte der etwas nervös veranlagte Examinator dieses Versprechen vergessen und prüfte mich in anderen Gebieten, so besonders in Währungsfragen, in denen ich nicht genau Bescheid wußte. Obgleich ich in Chemie, Mineralogie und Geologie alle Fragen sehr gut beantwortet hatte, fiel ich also etwas in Nationalökonomie herein, was mir sicherlich das erwartete Prädikat *summa cum laude* verdorben hat und mir nur *magna cum laude* einbrachte.

Am Abend des Prüfungstages hatte ich meine Freunde zum Doktorschmaus eingeladen. Wir feierten gründlich und brachten nachher den verschiedenen Pensionaten, in denen unsere Freundinnen wohnten, Ständchen. Das hielt die Polizei aber für ruhestörenden Lärm und führte mich zur Hauptwache. Dort stellte ich mich als junger Doktor vor und wurde dann mit 10 Mark bestraft, die erste und einzige Strafe meines Lebens.

Meinen Eltern wurde es schwer, das Geld für mein Studium aufzubringen. Mein Vater war von neun Kindern das älteste. Er hatte außer der Landwirtschaft die Bandwirkerei erlernt. Er besaß, als ich im 7. Jahre der Ehe als ältester und einziger Junge geboren wurde, zwei Bandstühle, die mein Vater mit einem Gesellen betrieb. Der Bandstuhl hat mir also das Wiegenlied gesungen. Daneben betrieben meine Eltern noch Landwirtschaft. Wir besaßen

einige Kühe, die meine Mutter, die auch aus einem Landwirtschaftsbetrieb, aus Heckinghausen in Barmen, stammte, selbst besorgte und so Milch, Butter und Käse erzeugte und verkaufte. Ich besuchte zuerst die Volksschule auf dem Heydt in Barmen. Inzwischen hatte sich mein Vater aber mit seinen beiden Brüdern, dem einen, August, der auch die Bandwirkerei betrieb, und seinem jüngsten Bruder, Richard, der die kaufmännische Lehre durchgemacht hatte, zur Firma Richard Duisberg & Co. zusammengeschlossen. Diese Firma ließ Seide und Baumwolle in Heimbetrieben des Bergischen Landes zu Bändern verarbeiten und verkaufte sie dann in den verschiedensten Ländern der Erde. Da unsere Vermögenslage nun anfang, sich etwas besser zu gestalten, so wurde ich jetzt von der Volksschule zur lateinlosen Realschule nach Barmen-Wupperfeld geschickt. Dort lernte ich in Tertia zuerst die Chemie kennen. Selbstverständlich sollte ich nach Beendigung der Schule die Bandwirkerei erlernen und dann als einziger Sohn später in das Geschäft meines Vaters eintreten, so war es der Wille meines Vaters. Als ich aber die Chemie kennenlernte, war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte Chemiker werden. Das wagte ich aber nicht meinem Vater zu sagen. Ich sagte es meiner Mutter. Diese frug mich zuerst, was denn ein Chemiker sei. Ich hätte doch nicht etwa die Absicht, Apotheker zu werden. Das verneinte ich entschieden und erklärte, ich wüßte nicht recht, was die Chemiker zu tun hätten, aber was mit Chemie zusammenhinge, das wollte ich werden. Meine Mutter versprach mir, mich in dem Vorhaben zu unterstützen, und so bin ich denn auch das geworden, was ich mir schon mit 12 Jahren ausgedacht hatte und wozu ich tatsächlich die beste Veranlagung besaß.

Ich mußte also nach der Promotion sehen, so schnell wie möglich eine Stelle zu bekommen. Das gelang mir auch sofort. Auf eine Annonce in der Chemiker-Zeitung hin bewarb ich mich um eine ausgeschriebene Assistentenstelle beim Nahrungsmitteluntersuchungsamt in Krefeld. Sofort erhielt ich die Nachricht, daß ich eintreten könne. Stolz zeigte ich das Schreiben meinem Lehrer, Geheimrat Geuther. Der las es und sagte dann kurz und bündig: „Nein, Dr. Duisberg, eine solche Stelle nehmen Sie auf keinen Fall an, dazu sind Sie nicht geeignet. Ich habe zwar keine staatliche Assistentenstelle frei, aber ich offeriere Ihnen eine Privatassistentenstelle bei mir. Ich kann Ihnen auch die üblichen 100 Mark pro Monat nicht geben. Das ist mir zuviel. Ich will Ihnen aber 80 Mark und freie Wohnung im Dachgeschoß des Laboratoriums geben.“ So wurde ich Assistent und mußte nun Geuther helfen bei den Arbeiten, mit denen er beschäftigt war, unter anderem über Senföle und zumeist über anorganische Probleme. Von Januar bis September habe ich fleißig Assistent gespielt. Dann wollte ich mir eine Stelle in der Praxis suchen. Wo immer ich aber anfragte, wurde mir die Frage gestellt, ob ich schon gedient hätte, was ich verneinen mußte. Deshalb beschloß ich, am 1. Oktober beim Königlich bayerischen Infanterie-Leibregiment in München als Einjährig-Freiwilliger einzutreten. Eines Tages, als ich gerade mit der Reinigung und dem Putzen eines großen Glaskolbens beschäftigt war, kam Geheimrat

Geuther. Ich sagte ihm, was ich vorhatte. Darauf erwiderte Geuther, das können Sie ja nicht. Wir haben doch miteinander ausgemacht, daß Sie erst dann die Assistentenstelle aufgeben dürfen, wenn Sie eine Stellung in der chemischen Industrie gefunden haben. Ich gab zur Antwort, das sei leider unmöglich. Ich hätte schon an vier Stellen geschrieben, aber überall habe man mich gefragt, ob ich gedient habe. Da ich das verneinen mußte, hätte man mich nicht genommen. Geuther erwiderte, das sei ihm ganz gleich, mein Versprechen läge vor, und er ließe mich nicht gehen. Es gab Rede und Widerrede, die sich immer lebhafter gestaltete. Aber Geuther blieb bei seinem Standpunkt. Das Gespräch zog sich dann durch das ganze Laboratorium fort bis zur Haustüre. Als er auch dort nicht nachgab, warf ich ihm den Kolben, den ich immer noch in der Hand hatte, vor die Füße, so daß er in tausend Stücke zerbrach. Das Geklirr des Glases brachte mich zur Vernunft. Ich sah ein, welchen Unsinn ich gemacht. Dann ging ich sofort zum Rektor und klagte ihm mein Leid. Dieser lachte, beruhigte mich und sagte, ich sei vollkommen im Recht. Geuther sei im Unrecht und könne nichts machen. Ich aber erwiderte, da kenne ich Geuther besser als er. Das sei ein eigenartiger Mann, der würde mich bis ins Regiment verfolgen und behaupten, ich sei ein wortbrüchiger Mensch, und dann könne ich nicht Offizier werden. Zum Schluß sagte mir der Rektor dann, ich solle ruhig nach Hause gehen, sofort einen netten Brief an Geuther schreiben, feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln und mich dann verabschieden. Das habe ich getan, bin ins Infanterie-Leibregiment eingetreten und habe dort mit dem Prädikat „Mit Auszeichnung bestanden“ das Offiziersexamen gemacht. Geuther aber hat nichts gegen mich unternommen.

Erst nach einigen Jahren, nachdem ich für die Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. ein Jahr lang in Straßburg über Indigo gearbeitet und darauf in der Fabrik praktisch tätig war, habe ich mir meine ersten Assistenten von Geuther geholt. Eines Tages schrieb er mir dann, er wolle mich besuchen, um sich einmal die Fabrik anzusehen. Gleichzeitig schrieb mir auch Professor Victor Meyer aus Göttingen, der dasselbe wollte. Die Züge der beiden Herren trafen fast gleichzeitig auf dem Bahnhof Döppersberg in Elberfeld ein. Zuerst kam der Zug aus Göttingen. Ich holte Victor Meyer ab, und ging dann zu dem Jenaer Zug. Als ich aber dort erschien, war Geuther schon fort. Wir gingen darauf zum Weidenhof, dem Gasthof in Elberfeld, in dem ich Quartier für beide Herren bestellt hatte. Als ich fragte, ob Geheimrat Geuther und sein Gepäck eingetroffen sei, bejahte man das, erwähnte aber, Gepäck habe er nicht gehabt — er hatte seine Zahnbürste usw. in der Rocktasche —, zur Zeit sei er im Restaurant. Als Victor Meyer und ich dann ins Restaurant kamen, saß Geuther in der Mitte des Lokals an einem Tisch und aß ein Beefsteak. Wie er mich sah, sprang er auf, putzte seinen Schnauzbart und umarmte und küßte mich auf beide Wangen. Die Versöhnung war also hergestellt.

Da ich in Göttingen Mitglied des Naturwissenschaftlichen Vereins gewesen war, so trat ich in Jena auch in den ein Jahr vorher gegründeten Naturwissenschaftlichen Verein Studierender der Universität Jena ein und

wurde bald dessen Vorsitzender. Dort lernte ich meine beiden besten Freunde im Leben, Johannes Walther, jetzt Geheimer Regierungsrat, Professor der Geologie in Halle an der Saale — genannt Weo — und den verstorbenen Philosophen, Direktor und Schriftsteller Dr. Carl Hauptmann aus Schreiberhau — genannt Heo — kennen. Wir bildeten zusammen — ich als Deo — das Triklinium, das in Jena überall bekannt war. Abends bummelten wir fast jeden Tag xmal um den Graben und stritten über alle möglichen wissenschaftlichen und sonstigen Fragen. Die streitbaren Helden waren meist Heo und Weo, und ich mußte den Vermittler spielen. Eines Abends kamen wir auch wieder zum Bummel zusammen. Der Mond schien in voller Pracht. Es war ein herrlicher Sommerabend. Wir beschlossen sofort, die schon lange geplante Nachttour auf die auf dem rechten Ufer der Saale gelegene Kunitzburg zu machen. Gesagt — getan. Jeder ging nach Hause, holte den Rucksack mit Butterbrot und Wein und los ging's. Wir brauchten etwa zwei Stunden, bis wir oben waren. Dann sammelten wir dürres Holz und zündeten ein Feuer an, um das wir uns lagerten. Heo zog einen Band Goethe oder Schopenhauer aus seinem Rucksack und fing an vorzulesen. Mitternacht war längst vorüber als ich müde wurde und einschlief. Der Heo und Weo blieben aber wach, bis die Sonne am Horizont erschien. Dann brachen wir auf, gingen nach Jena zurück und waren morgens um 8 Uhr wieder im Kolleg und Laboratorium. Auf der Kunitzburg hatten wir uns gegenseitig in die Hand versprochen, wenn wir einmal verheiratet wären, wollten wir uns in jedem Jahre einmal mit unseren Frauen dort oben treffen. Bei dem Versprechen ist es geblieben. Weder ich noch einer der beiden anderen ist je wieder auf der Kunitzburg gewesen.

Im Naturwissenschaftlichen Verein, der jede Woche Montags Sitzung in dem Burgkeller hatte, wo Vorträge gehalten und dann kommersiert wurde, erschien fast regelmäßig der Lehrer der beiden Freunde Heo und Weo, Professor Ernst Haeckel, dem auch ich freundschaftlich näher trat und den wir alle aufs innigste verehrten. Wir verdanken ihm außer zoologischen und philosophischen Kenntnissen sehr viel. Haeckel war nicht nur ein liebenswürdiger Lehrer, sondern ein prachtvoller Mensch, der alle Sorgen mit uns teilte und uns mit Rat und Tat zur Seite stand, den wir liebten.

So habe ich in Jena die schönste Zeit meines Lebens verbracht. Den ganzen Tag war ich, nachdem ich Kolleg gehört, im Laboratorium eifrig tätig, oft bis spät in den Abend hinein. Nach Tisch trafen wir uns, Weo, Heo und Deo, bummelten um den Graben und gingen dann auf das Zimmer von Weo, wo dieser Klavier spielte oder wir uns über alle möglichen Fragen unterhielten und stritten. Daß ich an diese schöne Zeit meines Studiums gern zurückdenke, können Sie sich denken. Daher ist mir auch die Erinnerung an diese Zeit und vor allem an das Doktorexamen so wertvoll, und um so mehr bin ich Ihnen allen, die Sie diese Zeit wieder durch diese schöne Feier in mir wachgerufen haben, zu heißem Dank verbunden. Ich werde es Ihnen nie vergessen. Also nochmals, innigen, aufrichtigen Dank für alles, was Sie mir geboten haben.



University of British Columbia Library

DUE DATE

MAR 14 1968	
AUG 19 1968	
MAY 7 1968	
OCT 30/72 14	
NOV - 7 1972 RECD	
MAY 11 1984 11	
JUN 13 1984 RETD	

22-18

UNIVERSITY OF B.C. LIBRARY



3 9424 02403 2002

22-18



